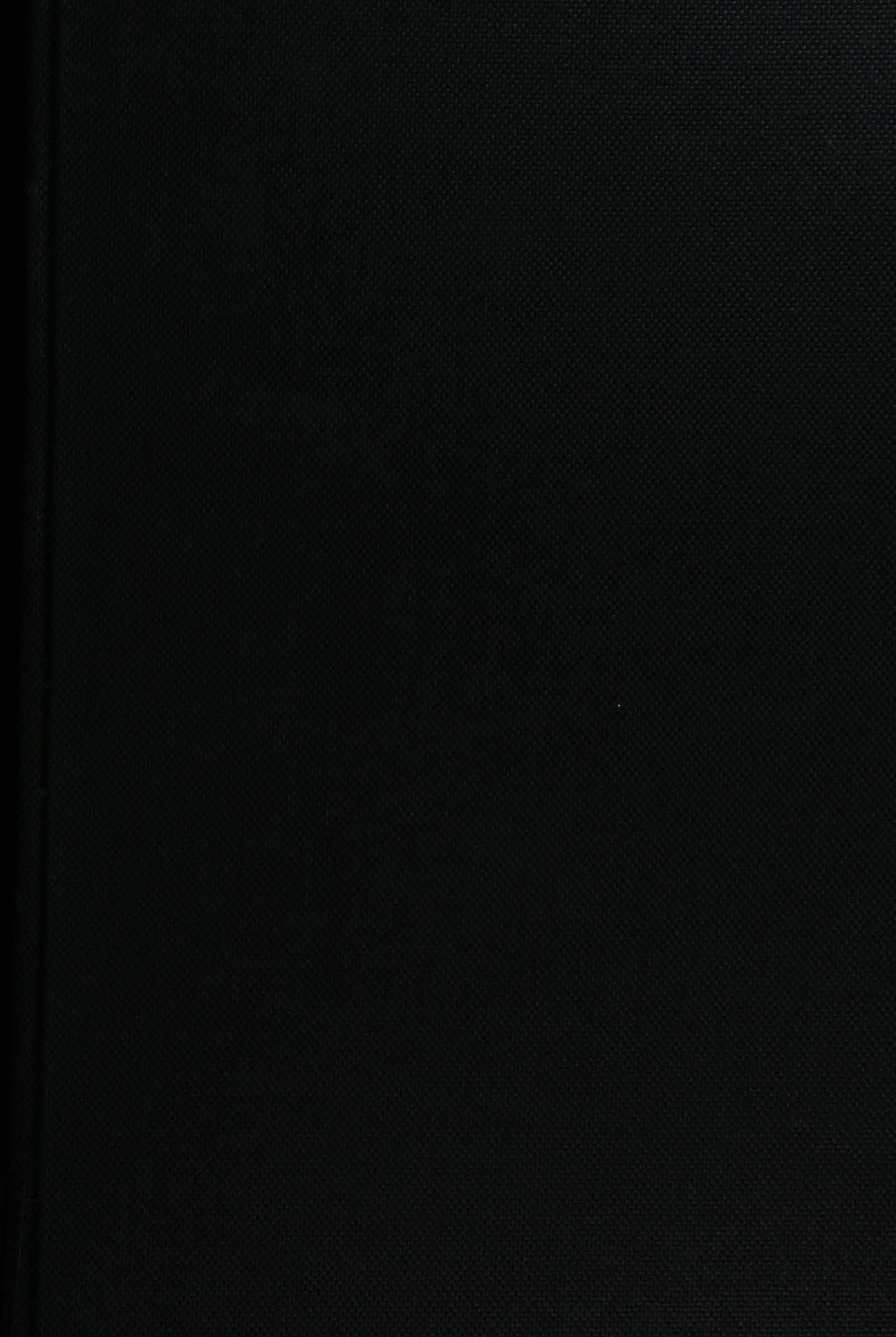
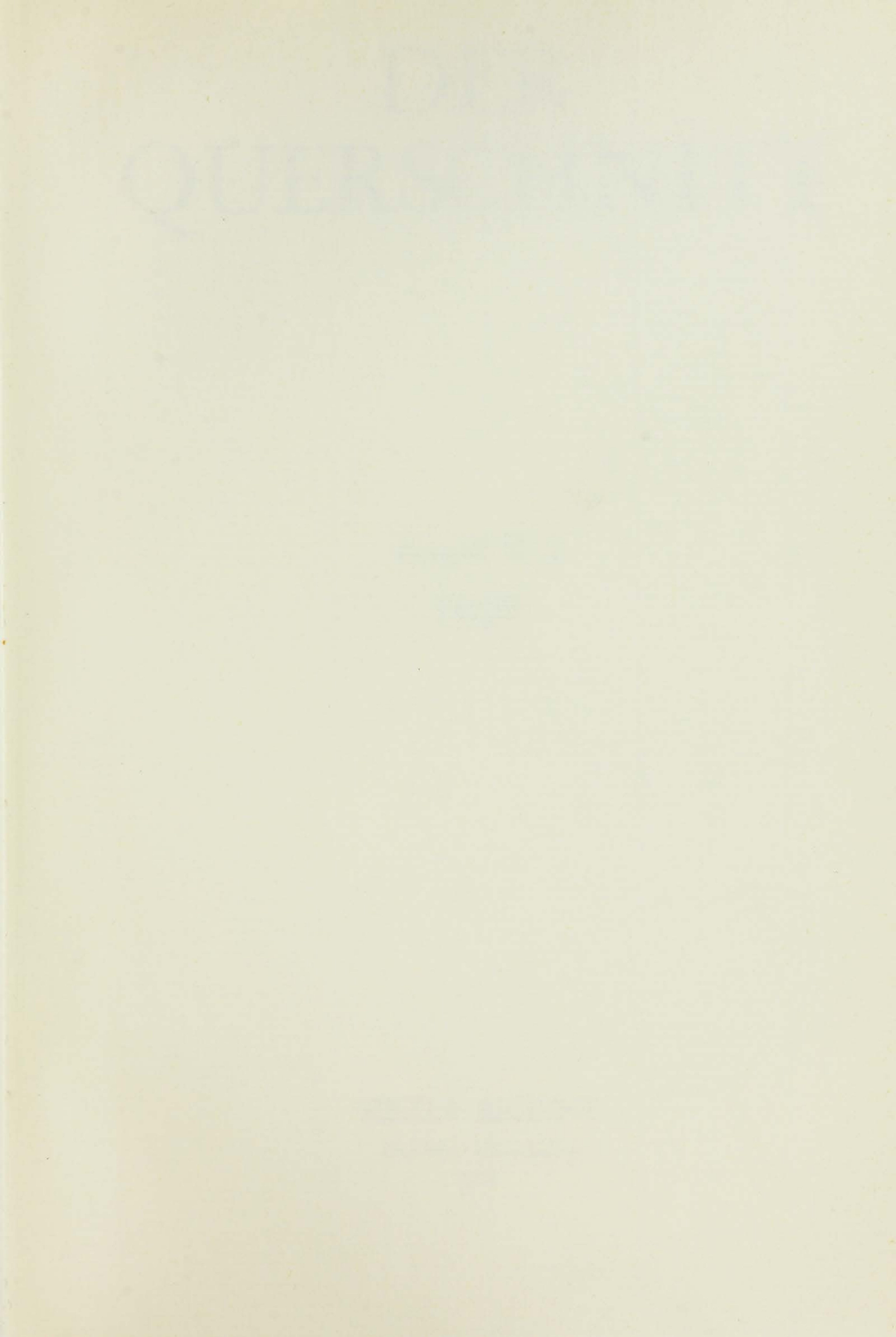
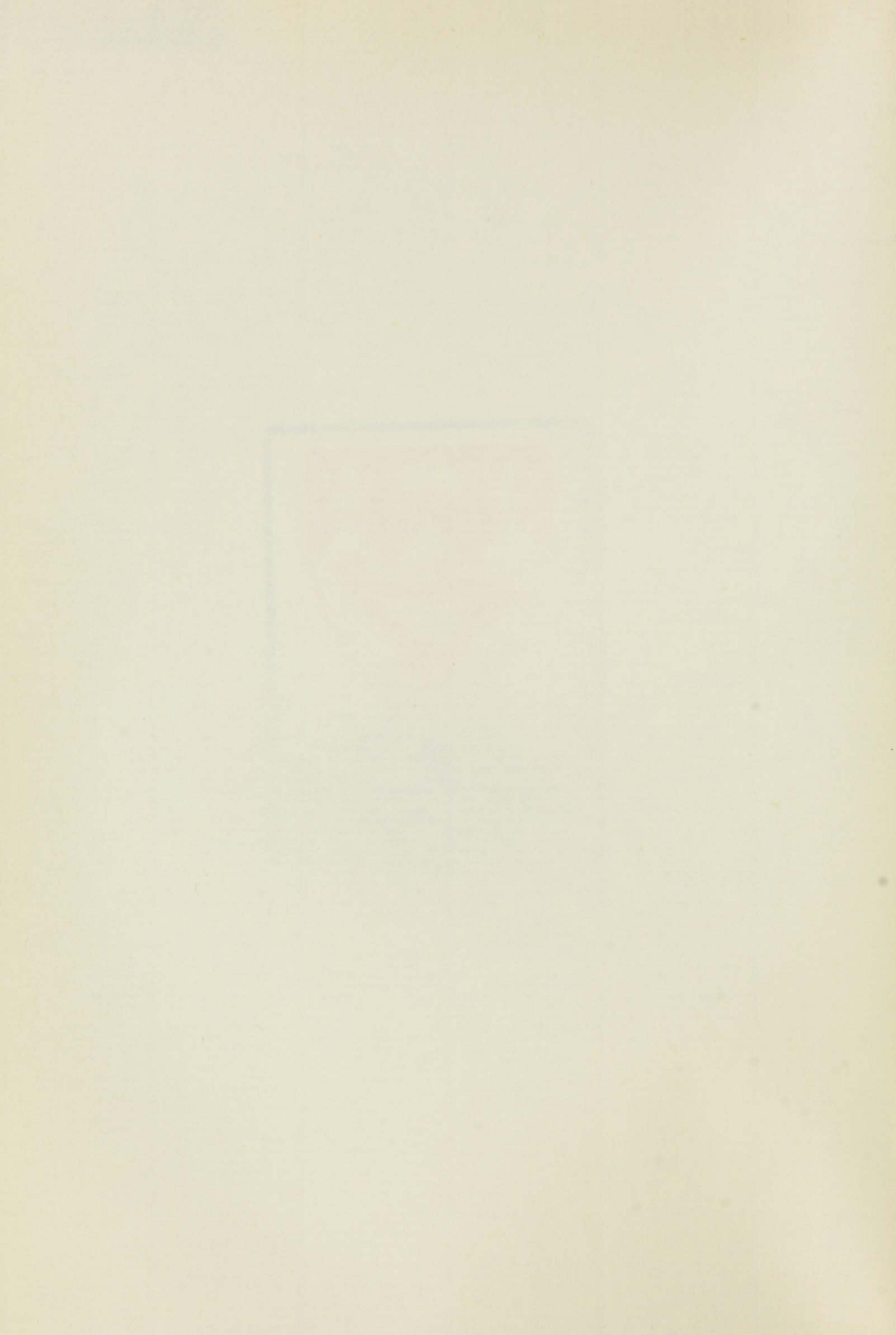



McGILL
UNIVERSITY
LIBRARY



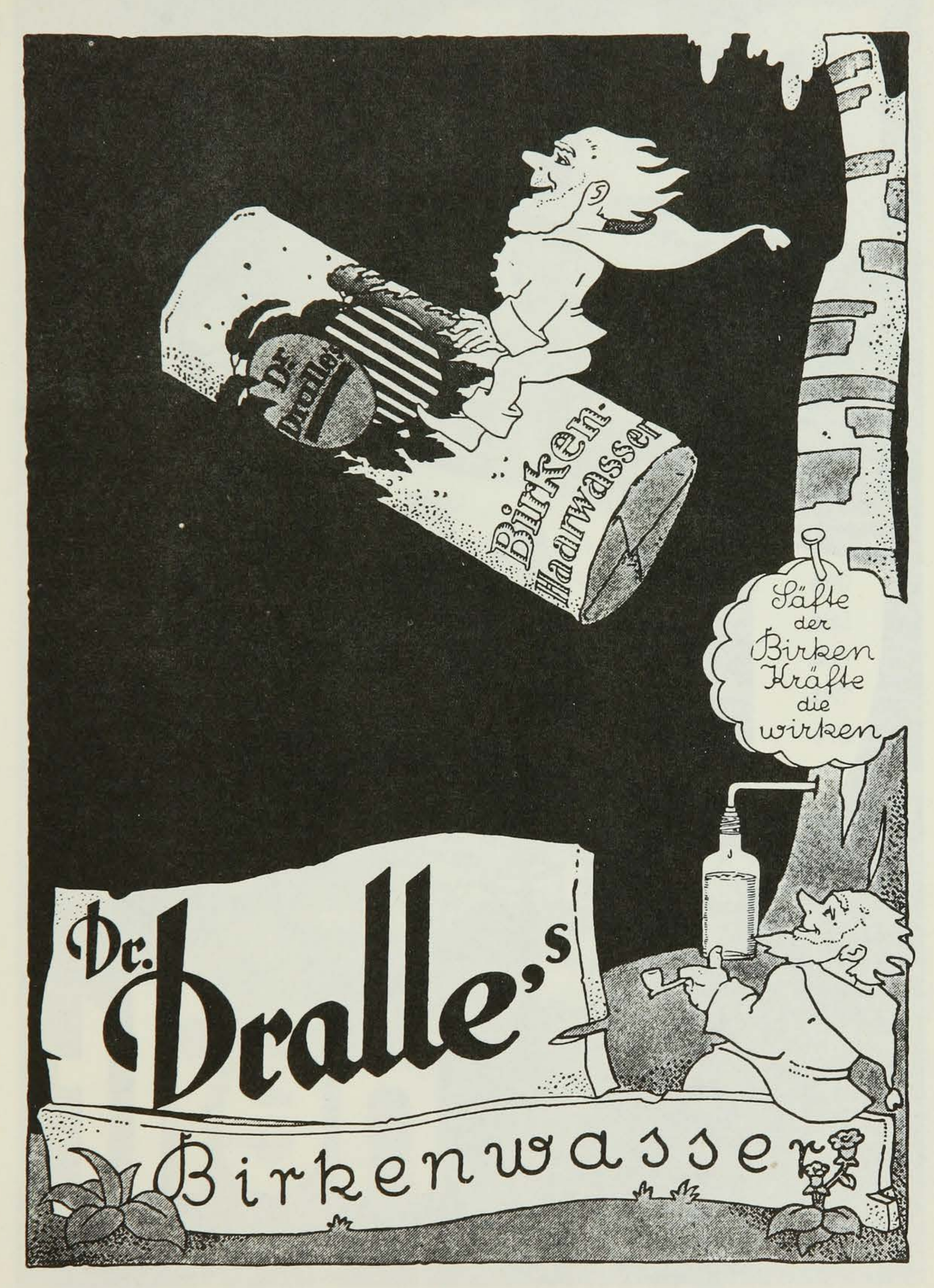


DER QUERSCHNITT

Band 9/2
1929

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany



Preis: RM **2.40** und RM **4.20** 1/2 Liter RM **6.80** 1/1 Liter RM **12.–**



Werbeplakat der
Staatlichen Bade- und Brunnendirektion Bad Ems
Auskunft und Druckschriften kostenfrei

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang — Berlin, Ende Juli 1929 — Heft 7

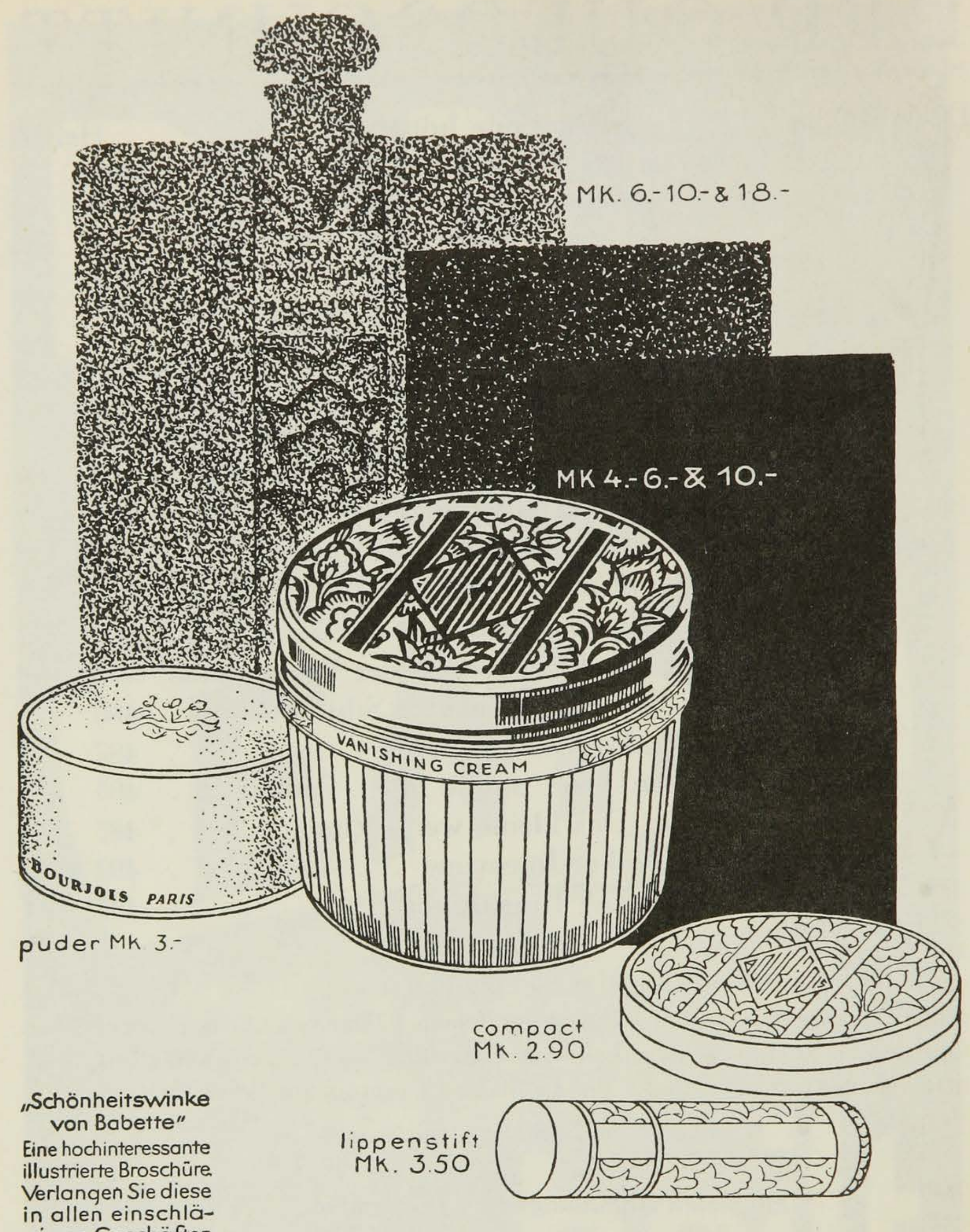
INHALT

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einem Holzschnitt von Frans Masereel

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner



MK. 6.-10.-& 18.-
MON PARFUM BOURJOIS
MK 4.-6.-& 10.-
VANISHING CREAM
BOURJOIS PARIS
puder Mk 3.-
compact
Mk. 2.90
lippenstift
Mk. 3.50



Ottomar Starke — Kopflos essen

KLEINER KNIGGE

Von

OTTOMAR STARKE

Verneigen, Nachgeben, Sanftmut,
Ehrerbietung. *Kung fu tse.*

Mit den oben zitierten chinesischen Anstandsregeln hat Europens übertünchte Höflichkeit heute nicht mehr viel Berührungspunkte. Es sei denn im Umgang mit Vorgesetzten. Vice versa: Die Beziehung des Vorgesetzten zum Untergebenen schließt gute Manieren aus, wie Shaw konstatiert. Ein Komment über Umgangsformen kann nur gesellschaftlich Gleichstehende betreffen, und wen das vorsorgliche Schicksal nicht in die upper tenthousend hineingeboren hat, muß um sich hauen, daß es raucht, um hinaufzugelangen. Man ziehe Myers Geschichte der großen amerikanischen Vermögen zu Rat. Der Weg zum Gentleman führt über den Rüpel, cèst tout naturel. Ein guter Knigge wird jedwede Vergangenheit vornehm ignorieren.

Aber es genügt auch dann noch nicht immer, den richtigen Schlips zu den richtigen Socken zu tragen, im Verkehr mit Damen verbindlich zu grinsen und sich nicht ins Tischtuch zu schnäuzen. Das Leben gefällt sich darin, uns täglich vor Situationen zu stellen, die man dreist und ohne Übertreibung als heikel bezeichnen darf. Man nehme einmal an, Theodor Däubler, der durch seinen Zeusbart aus allen illustrierten Wochenschriften bekannte Theodor Däubler wird einer zehn-Zimmer-schweren Dame unversehens vorgestellt. Sie geht um ihn herum wie um eineLitfaßsäule und entschließt sich endlich: „Sind Sie vielleicht der Dichter Däubler, dann kennen Sie auch gewiß unsere Frieda Schanz!“ — Was tut Däubler in solchem Fall? . . . Sternheim würde sagen: „Mit Sechsen in die Fresse!“, aber das ist auch nicht immer das Richtige. — Oder jemand sitzt im Parkettfauteuil neben seiner Herzdame, an deren anderer Seite ein Herr sich aufhält, der unbedingt

sein Billett und einiges darüber darzustellen vermag. Dieser nun wendet sich unvermittelt der Herzdame zu und knüpft in einem von der Rampe gebrochenen Gespräch unmittelbar an die Begebenheiten auf der Bühne an, findet den Modeschlager miserabel, die Schauspieler erbärmlich, die Girls mies, macht auch sonstige treffende und herzerquickende Bemerkungen, alles, ohne sich vorgestellt zu haben. Was tut Herzbube in diesem Fall? Soll er nach ihm mit der Hellebarde schlagen? — soll er sagen: „Erlauben Sie mal!" —?—

Die Knigges sehen solche Fälle nicht vor. Sie haben die Temperamente nicht mit einkalkuliert. Sie nehmen an, daß alle Hörner abgelaufen sind. Ihre Auslassungen wenden sich an ein wohltemperiertes Publikum, das über Kunst, Krieg oder Streik genau so unverbindlich verbindlich wie über Wetter spricht, die Brieftasche überm Herzen auf dem rechten Fleck hat und über einen sorgfältig nivellierten Geist verfügt, der es nicht als anständig empfände, aus irgendwelchen Schranken zu treten.



Ottomar Starke

Es gab einmal ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem die Dame die Mode von gestern und die Kokotte die Mode von morgen trugen. Man wollte nicht verwechselt werden. Heute fallen solche Minderwertigkeitskomplexe weg. Man betont keinen sogenannten Stand, sondern streicht das geliebte Selbst heraus, daß es nur so glitzert. Dabei bleibt man bei weitestgehenden Konzessionen an die Neugier des Männchens immer noch dezent. Der weibliche Körper ist bei so viel Sport, Revuen und Schönheitsmagazinen längst ein Flugblatt geworden, das jeder gelesen hat. Der Mann ist sogar dahintergekommen, daß die geliebten Damenbeine in der Hauptsache Schablonenarbeit sind. Er ist zeitweilig so gefährlich abgeschwenkt, daß nolens volens die Kameradin erfunden werden mußte, um ihn einzuseifen. Man klopft einander auf die Schulter und den Popo, es herrscht ein kerniger Weekend-Ton allenthalben, mit etwas Bürojargon durchsetzt. In Tenniskreisen spricht man ihn vielleicht am reinsten und ungeniertesten. Jedenfalls ist die gesamte Schöpfung mit Erfolg herangezogen, um die Dame süß, aufregend und, wenn möglich, diaphan zu beschuppen.

Der Mann ist hinwiederum des Anzugs wegen da, nicht umgekehrt. Er ist korrekt angezogen, solange die Anzüge neu sind. Auch für den Herrn gab es einmal das ungeschriebene Gesetz, nach dem er nicht auffallen durfte, um elegant

zu sein. Aber sein Rock darf ruhig einen Buckel machen, wenn Banknoten die Ursache sind. Er braucht nicht links von der Dame zu gehen, braucht sie die Treppe nicht vorangehn zu lassen, braucht kein Süßholz zu raspeln. Aber er muß Picknicks arrangieren können, einen Maybach fahren, Feste geben und Kursbücher lesen.

Die Knigges tun nicht dergleichen. Sie sprechen ihm ernsthaft eine Rolle zu, als ob das Seelenheil der Gesellschaft davon abhinge, wie tief er sich zum Handkuß vorzubeugen habe. Aber sie erwähnen kein Sterbenswörtchen über wahre Lebenskunst und wahre Eignung zum vollen Genuß des Daseins. . .

Zur Kultur des Essens sind immer noch Bände zu schreiben. So wimmelt es von Kavalieren, die nach glücklich überstandener Premiere die Dame fragen, ob sie einen besonderen Wunsch habe. Das ist ein faux pas. Nach was hat die Dame bei Horcher, Borchardt oder sonstwo Lust? — Wenn sie es sich in das Köpfchen setzt, ihren Begleiter bis auf die Knochen zu blamieren, sagt sie: Kaviar, Austern, Sekt. Das gilt seit Alkibiades als ganz besonders chik. Und wenn sie gute Augen hat, bestellt sie etwas, was eine Nuance teuerer ist als das, was die Konkurrenz am Nebentisch konsumiert. Wer sich aber vom Kellner das Menu zusammenstellen läßt, ist ein Mensch ohne Charakter. Das wäre genau so, als ob einer, der Nippes und Familienbilder sammelt, sich ein Haus von Corbusier bauen ließe. Wer die Speisekarte verlangt, ist ungebildet, und wer gar nach den Preisen fragt, ein Flaps.



Eduard Braun

Man muß wissen, was der eigenen Gemütsverfassung und der der Dame entspricht, und fühlen, wie sie zu beeindrucken ist. Die Fresser fallen immer wieder auf die Schwedenplatte herein, dieses fürchterliche Mixtum compositum von gepantschten Salaten, marinierten und anderen Heringen, unverdaulichem Aal und Lachs, scharfem Anchovis, Krabben und Tomaten. Alles Sachen, die den Magen schon in der ersten Runde so gründlich k. o. schlagen, daß er Fleisch nicht mehr von Geflügel unterscheiden kann. Und was weiß besagter Kavalier des weiteren von dem Stück rohen Fleisch, das ihm in einem Körbchen zur Begutachtung vorgelegt wird? Was versteht er von der Faserung, wie unterscheidet er Blume, Kugel, Oberschale, Bug, Fehlrippe, Kamm, Hessen, Quernierenstück und Dünnung? Und woher soll er den Mut

nehmen, einen Salat anzumachen, wenn er von den vier Arten, Essig anzusetzen, nichts versteht, Himbeeren-, Esdragon-, Kräuter-, Gewürz- und blauen Veilchen-Essig nicht kennt, von Pimpernelle, Dill und Borasch, von der Zusammenstellung harter und weicher Blätter, dem Auspressen, Schüsselausreiben, Aneisen, Beleben, Dämpfen keine Ahnung hat. Was vermag er über die Zubereitung von Primeurs zu bestimmen, was über gespickten und krustierten Zander, was über Geflügel! Und was nützt das Einglas vor dem Kellermeister, wenn er vom Schönen, Scheelisieren, Chaptalisieren, Gallisieren, Gipsen, Petiotisieren nie gehört hat, Krescenz nicht von Lage, Geschmack nicht von Blume unterscheiden kann und Gaisdutte, Malvasier, Ochsenauge für Keltertrauben hält: vom Zungenspitzengefühl ganz zu schweigen. Und welche Weine zu welchen Speisen passen, welche dem Seelenzustand entsprechen, ihn balancieren, ihn verbessern oder verschlechtern. Und es bleibt ihm nichts übrig, als eine möglichst teuere Sorte zu wählen . . .

Denn die Herzdame frißt ja alles gottergeben in sich hinein. Auch ihr hat man an der Wiege nicht das Richtige gesungen. Man hat sie nicht vor Wellfleisch, Bier, Kraut, Rettich, Senf, Zimt, Pfeffer, scharfen Käsen gewarnt wie vor der Pest. Deshalb muß sie auch jetzt Waggonladungen Salben an die pickelübersäte und unreinliche Pelle wenden, muß pudern, malen und Masken nächtlich tragen, muß in Parfums waten, um den Geruch zu verbessern, nichtahnend, daß ein einziger abendlicher Biß in die geliebte Pfeffergurke das ganze Wunderwerk der Schönheitssalons über Nacht wieder in Trümmer haut.

Wie weit sind alle Knigges der Welt davon entfernt, dergleichen Fragen auch nur zu streifen, und doch ist vor etwas mehr als einem Jahrhundert, um nur eines herauszugreifen, ein Buch erschienen, in dessen drittem Kapitel: Vom Essen, ein Absatz überschrieben ist: „Von den Bewegungen und Zuständen des Gemüts, die man vermeiden soll, in sich selbst oder bei anderen während des Essens anzuregen oder zu unterhalten."

Der Herr der Schöpfung sollte sich um solche Sachen kümmern! — Der Herr der Schöpfung! — Er ist allerdings für die Dame der Schöpfung zugegebenermaßen in erster Linie als Art-Erhalter gedacht. Bei solch inferiorer Stellung ist es ihm nicht zu verübeln, daß er sich für seine eigene Person wichtig macht. Und schließlich bezahlt er ja auch den ganzen Kram. Nicht ohne Resignation hat er allmählich feststellen müssen, daß sich die Gepflogenheit eingebürgert hat, ihn lediglich nach dem Exterieur zu bewerten. Denn der schöne junge Mann ohne Bankkonto wird in fashionablen Kreisen nicht gebucht und bleibt dem Glück der kleinen Mädchen vorbehalten, die die Augen zumachen und an Menjou oder Fairbanks denken. Er führt ein kleines Buschklepperdasein in den abendlichen Parkanlagen. Die Frau, die etwas auf sich hält, kann des Luxus nicht mehr entraten und hat sich ein Ideal von Mann geschaffen, das man, in Amerika beispielsweise, öffentlich gar nicht zu zeigen braucht. Er sorgt für den Zaster, das gehört sich so. In Europa mahlen Gottes Mühlen langsamer, aber man wird auch noch dahinterkommen. Bis dahin muß das Theater aber mit Anstand gespielt werden, denn einzig der Knigge ist es ja doch, der uns von den Wilden unterscheidet und man verlangt mit Recht einstweilen noch die romantische Geste, so zu tun, als ob es sich verlohnte.

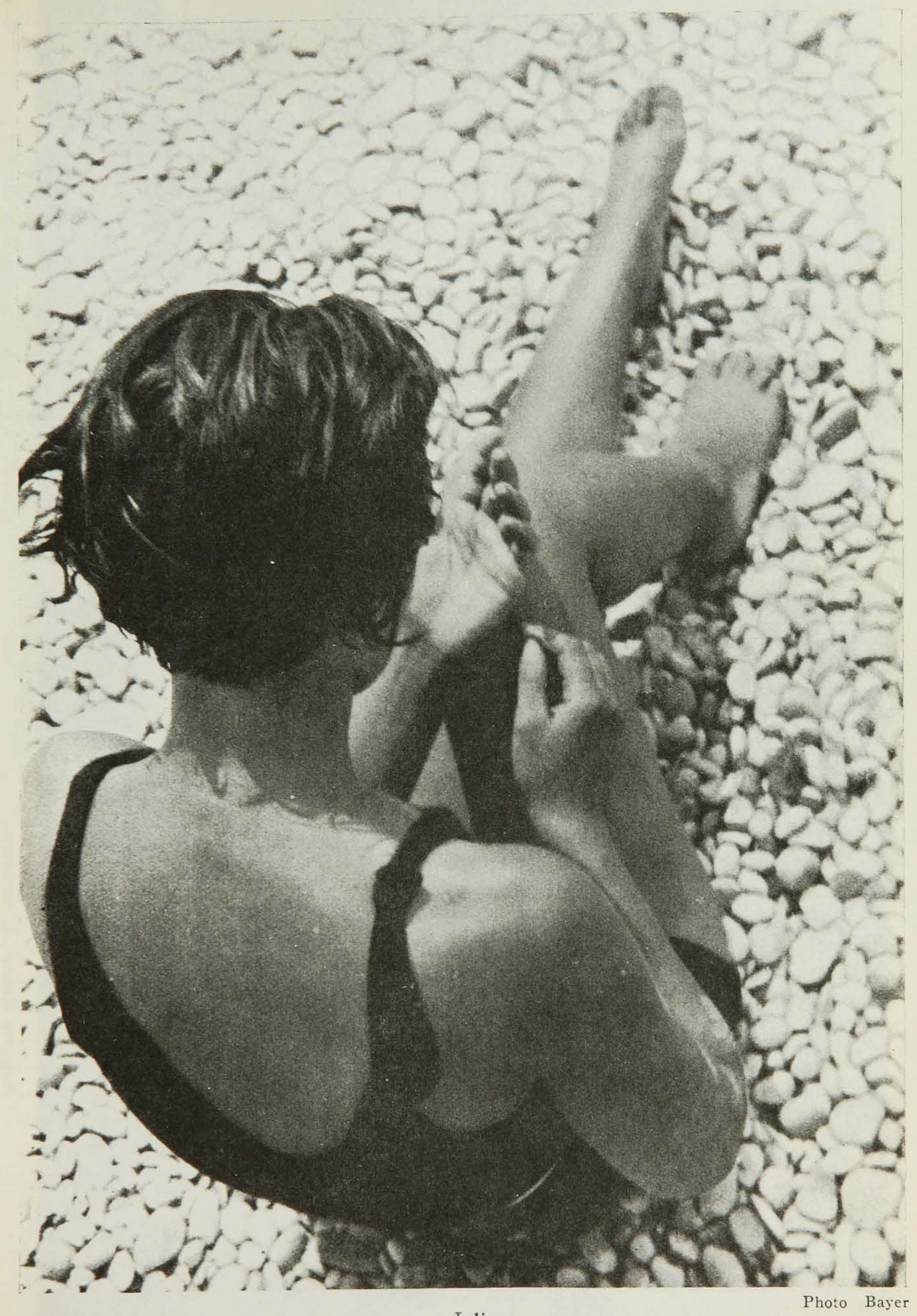
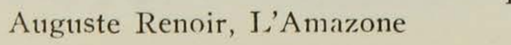


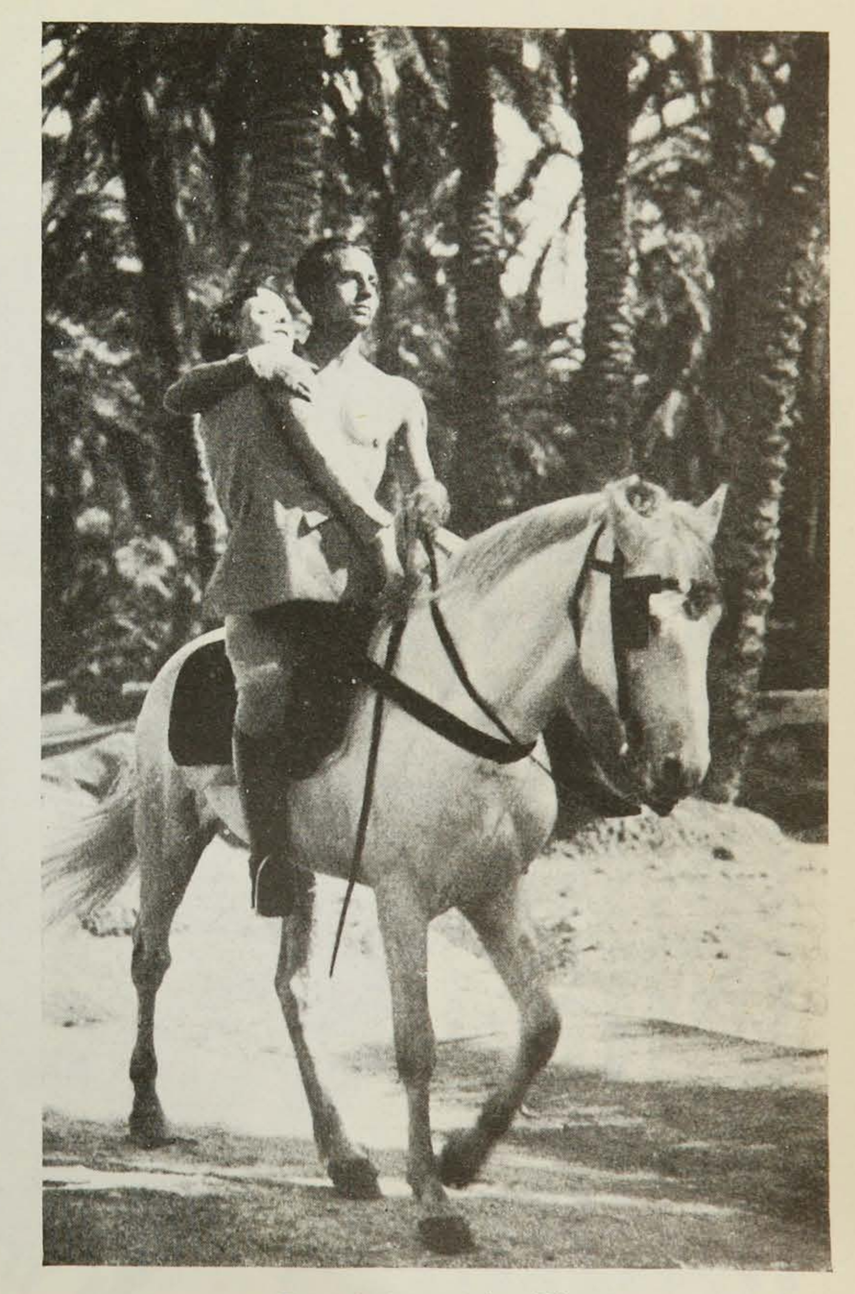
Photo Bayer

Juli



Hamburg, Kunsthalle

Auguste Renoir, L'Amazone



Der Schauspieler Rivero
in „Le Bled", dem neuen Film Pierre Renoirs

Photo Dr. Erich Salomon

Hans, Kathinka, Siegfried v. Kardorff



Photo Schuhmann

Graf Ulrich Kinsky beim Polospiel in Wien

Der Hengst Diadumenos

Photo Kurt Lubinski

Drachenkopf des Dromedars

RATSCHLÄGE EINES WELTMANNES

Von

D. B. WYNDHAM LEWIS

In einem schönen, antiken Bett lag, durch Kissen gestützt, ein alter Lebemann. Er hatte markante Züge und dichtes, weißes Haar, und der Ausdruck seiner Augen war ironisch und erfahren. Er fühlte sein Ende kommen und beobachtete leicht amüsiert die Besorgnisse und die Anteilnahme seiner Umgebung, die ihm seit vielen Jahren recht unsympathisch gewesen war. Leicht verschleierte Erwartung schien das Zimmer zu erfüllen. Die untergehende Sonne legte Streifen staubigen Goldes auf den schimmernden, polierten, eichnen Fußboden. Neben seinem Bett befand sich auf einem kleinen Tisch eine Vase mit Blumen, eine Wachskerze in silbernem Leuchter und ein kleines, von einem Aristokraten des 17. Jahrhundert verfaßtes Buch, in Kalbsleder gebunden. Die Blätter des Buches waren vergilbt und abgenützt.

Man bat den alten Mann um eine letzte Botschaft, und er sagte mit schwacher, aber doch klarer Stimme: „Bestellt niemals legierte Suppe. Lest keine Bücher, die euch von reichen Frauen empfohlen werden. Nennt die Jagdmeute nicht Hunde. Tragt keine Gamaschen zu braunen Schuhen. Wohnt nicht in Surrey. Trinkt niemals Champagner, wenn ihr Wein bekommen könnt. Haltet euch kein Kleingeld, wenn ihr mit einem reichen Mann Autodroschke fahrt. Vergeßt nicht, daß die Klasse Menschen, die im modernen England noch Perücken trägt, wie Schauspieler, Richter, reiche Frauen und Clowns, im Privatleben nicht amüsant ist. Vergeßt auch nicht, daß alle Literaten, selbst wenn ihr Geschlecht deutlich zu erkennen ist, tödlich langweilig sind. Seid niemals unhöflich zu einem Geldleiher, er könnte in der nächsten Woche zum Peer gemacht werden. Gebt keine Erklärungen ab. Macht keine Witze mit Bankiers, Juristen, Einfältigen und Narren. Tragt keinen steifen Filzhut. Verliert niemals eure Haltung, noch euern Hausschlüssel oder euer Gedächtnis. Bewahrt die Fähigkeit des Vergessens, und seht die Dinge in ihren wahren Verhältnissen. Kauft niemals Gründer-Aktien."

Der alte Zyniker machte eine Pause und betrachtete die untergehende Sonne „avec un fin sourir", wie die Franzosen sagen. Dann fuhr er fort: „Gebt den Dienstboten der Reichen nicht zu hohe Trinkgelder und seid nicht frivol, wenn ein Schotte anwesend ist. Erwähnt keine Tatsachen vor Mitgliedern der englischen Presse. Sprecht nicht von Bestechung vor einem Politiker, nicht von Religion vor einem in der Gesellschaft beliebten Bischof, nicht über den Altkleiderhandel in der Gegenwart eines Industriekapitäns, und sprecht niemals über Krieg mit einem Offizier, der mehr als eine Reihe Orden hat. Seid nur erstaunt über euer eigenes Erstaunen. Vergeßt nicht, daß es im allgemeinen weniger gefährlich ist, die Mitmenschen zu schädigen, als ihnen Gutes zu tun. Erinnert euch stets, daß Engländer nur an die Tatsachen glauben, die ihnen auf gutem, dicken und teuern Papier in gutem Druck vorgeführt werden. Trinkt niemals Cocktails. Vergeßt nicht, daß man nie so glücklich oder unglücklich ist, wie man glaubt. Beleidigt die medizinische Fakultät nicht, indem ihr sterbt, ohne einen Arzt konsultiert zu haben. Sammelt keine Zeitungsausschnitte. Widersprecht reichen Frauen nicht. Eßt niemals mit Musikbegleitung."

Jetzt kam die Pflegeschwester, eine dicke Person unbestimmten Alters und gesuchter Freundlichkeit, mit einer Medizinflasche und einem Teelöffel in der Hand, ins Zimmer. Der alte Mann zuckte ein wenig ungeduldig mit den Schultern, als er das Elixier erblickte, nahm es aber trotzdem ein.

Der Alte schien sich erleichtert zu fühlen und fuhr mit kräftigerer Stimme fort: „Bewahrt stets den Ausdruck ernster Zustimmung in der Unterhaltung mit Quacksalbern, Parasiten, Cabotins der Kunst und Literatur, Gesundbetern und allen andern Scharlatans, denn ihnen haben wir es zu danken, daß reiche Frauen nicht ihr Geld einer fürchterlichen Form von Wohltätigkeit zuwenden. Sammelt keine Briefmarken. Vergeßt niemals einer Frau zu sagen, daß sie keiner andern Frau in der Welt gleiche; sie wird es glauben, und danach kann man jede nach demselben Rezept behandeln. Fahrt nicht mit dem Auto nach Brighton. Nehmt nicht den Pullman-Wagen nach Brighton. Geht niemals nach Brighton. Vor einem Universitätsprofessor dürft ihr der Hölle nicht erwähnen. Tragt keine Perle als Krawattennadel. Man darf eher einen blinden Bettler stoßen als einen Schoßhund, wenn man nicht die Wut der Geistlichen erregen will. In den Häusern der Großen darf des Todes nicht erwähnt werden. Verachtet niemanden, der den Ruf hat, witzig zu sein, denn in London kann man diesen Ruf erlangen, indem man Käse mit Senf ißt. Wenn ihr die Absicht habt, durch Epigramme Geld zu verdienen, laßt nicht außer acht, daß kein Zeitschriften-Redakteur je die Theaterstücke von Oskar Wilde gelesen hat. Bei keiner Diskussion unter Schwergebildeten dürft ihr vergessen, daß die Anwesenden wenn möglich noch weniger über das Thema Bescheid wissen als ihr. Vergeßt nicht, daß Politiker, Vegetarier, Denker und Herren, die von Wärtern und Pflegern betraut werden, sich ernst nehmen. Erinnert euch stets, daß dicke Leute, trotz all dem Reiz ihres Äußern, genau so übel und bösartig sind wie die andern. Sprecht nicht, wenn ihr zuhören könnt. Hört nicht zu, wenn ihr lesen könnt. Lest nicht, ohne nachzudenken. Glaubt nicht dem Weinflaschenetikett in Soho, noch meßt berühmten Persönlichkeiten und geistigen Bewegungen Bedeutung zu. Glaubt überhaupt an keine Aufschrift ohne Prüfung. Eßt stets nur Belugia-Kaviar. Niemals . . ."

Rudolf Großmann
Fürst Festetics und Fürstin Wied

Mit einem liebenswürdigen Lächeln bat der alte Mann seine Pflegerin, sich endgültig zurückzuziehen, denn kein Mann von Geschmack könnte in Anwesenheit eines weiblichen Joynson-Hicks ruhig sterben. Danach faltete er seine Hände und schien in Nachdenken zu versinken, und bald darauf schlief er friedlich ein, ohne noch weitere Ratschläge, die er teils seinen eigenen Erfahrungen und teils denen anderer verdankte, hinzuzufügen; er selbst hatte, wie es so häufig vorkommt, von seiner Weisheit wenig Gebrauch gemacht.

(Deutsch von *Käte Silbermann.*)



George Groß

MIT ALLEM KOMFORT

Von

PAUL MORAND

Ja,
aber
die silbernen Messerklingen,
mit denen man Gefrierfleisch schneiden muß,
und die Eisenbahnzüge,
in denen man nur in den Toiletten rauchen kann,
die überheizten Zimmer,

und die Exzesse mit Eiswasser,
und der blasse Kaffee,
und die Frauen, die immer recht haben,
die übersüßten Schokoladeschaumspeisen,
die zu Entenbraten serviert werden,
und die Taxis als die einzigen Separées,
und die Schlafwagen,
wo man einem auf den nackten Füßen herumtrampelt,
und die zweiundzwanzig Millionen Autos,
die jegliche Fortbewegung verhindern,
und die Trinkgelder,
und die erzwungenen Eheschließungen,
und die Hotels,
in denen niemand kommt, wenn man läutet,
und die Ehebruchspolizei auf Motorrädern,
und diese ganze Lebensauffassung,
hygienisch, waschbar, einheitlich,
wie die Kleidung von Krankenwärtern,
und das unvermeidliche Beschütztwerden
auch bei den ruhigsten Straßenkreuzungen:
„No, Sir, safety first!"

Zuerst die Sicherheit?
Aber nein, Sicherheit kommt doch auch hier nachher,
sehr in zweiter Linie, wie in Europa.

Und der Lido? Und Sevilla?
Und die Rue de la Paix und Bond-street und die Akropolis?
Und Manet, Cartier, Dostojewski, Pommery, Larue, Napoleon,
Çabannais und Marcel Proust?
Ziehen Sie wirklich dem allen
diese neuen Vereinigten Staaten vor,
die wir 1917 annektiert haben?
Ja! Ja! Yes! Yes! Yep! Yep!

(Deutsch von Mira v. Hollander-Munkh)



Eduard Braun

UMGANG MIT PFERDEN

Von

OTTO SCHMIDT

Wenn man als jüngster Stallbursche anfängt, gibt es nur eines: man hat Respekt vor den Klassepferden, die man putzen und striegeln muß. Ich glaube sogar, die Pferde selbst wissen genau, daß sie nur Stallburschen vor sich haben. (Wie sie allerdings zuweilen auch wissen oder ahnen, daß manche Jockei-Lehrlinge die Championpeitsche im Stiefel tragen. Amorino, mit dem ich 1916 als Lehrling das Derby gewann, wußte es jedenfalls.) Vorläufig aber gingen die Pferde mehr mit uns Stallburschen um, als daß wir mit ihnen umgingen. Und als im Herbst die Youngsters kamen, so *sprangen* diese gerade flügge gewordenen Jährlinge gleich mit uns um. Wir sollten sie anreiten oder „einbrechen". Das klingt mittelalterlich-grausam, ist aber längst nicht so schlimm, wie es sich anhört. Immerhin fliegen einige Späne dabei, und meistens waren wir die Späne, die flogen. Wir fanden uns oft auf der Erde wieder. Bald hat man aber den Bogen raus (der Bogen, das ist nicht bloß die Fall- und Flugkurve), und man ist ein regulärer Jockei, selbst wenn man noch Lehrling ist. Man kann es eben nicht erlernen, es muß angeboren sein. Irgendein Laie kann sich auf ein Pferd setzen, es bleibt stehen und rührt sich nicht. Wenn sich aber ein Jockei draufsetzt, reagiert es sofort auf den leisesten Zügelruck, auf den leichtesten Schenkeldruck und setzt sich in Bewegung. Es

spürt die *Energie,* die sich unmittelbar überträgt. Es geht wie eine Puppe. Es hat Respekt!

Die Energie des Jockeis ist keine rohe und brutale Gewalt. Dann kann man gleich die Peitsche nehmen, die aber auch nicht viel hilft. Gewiß, man muß manchmal die Peitsche gebrauchen, man kann nicht dauernd „reiten", man muß sich unterwegs mal ausruhen. Sie wird aber längst nicht so häufig angewandt, wie das Publikum glaubt. Wenn Pferde „tot" sind, ist auch die Peitsche vergebens, sie brechen dann „unter der Peitsche" einfach weg. Meistens wird sie dem Pferd nur gezeigt.

Pferde werden gleich den Menschen ausgenützt. Wenn sie ein Jahr nach dem andern auf die Rennbahn geschickt werden und ein Rennen nach dem andern bestreiten müssen, werden sie „klug". Sie werden abgebrüht und reagieren nur unwillig, oft überhaupt nicht. Sie drücken sich, und oft ist jedes Mittel vergebens. Pferde sind keine Maschinen, sondern Individuen. Lampos z. B. hatte eine Abneigung, eine regelrechte Idiosynkrasie gegen die Hoppegartener Bahn. Warum? Wer kann in ein Pferdegehirn schauen? Vielleicht mochte er den Anberg nicht. Er weigerte sich jedenfalls immer, das Geläuf dieser Bahn zu betreten, und blieb einfach stehen. Dagegen liebte er die Grunewaldbahn, auf der er auch seine besten Rennen lief. Morgens in der Arbeit ging er keinen Schritt. In der Reitbahn trabte er nur innen und war nie zu „bewegen", außen zu gehen, wo er schneller galoppieren mußte. Er lief sich in seinen Rennen fit. Es hatte keinen Zweck, mit ihm zu kämpfen. Ein anderer Typ ist Audax, der bei der Morgenarbeit wie die Feuerwehr galoppiert, im Rennen aber nichts zeigt. Er geht dann einfach nicht. Er geht weder vorn in Front, noch kommt er in der Schlußphase des Rennens von hinten mit Speed. Optimist wollte dagegen gleich Lampos nichts von Arbeit wissen. Er zitterte, wenn ich ihn in der Morgenarbeit ritt. (Flieger sind überhaupt meistens meschugge.) Im Rennen war er dann nicht zu halten. Pferde können einem viel Aerger bereiten.

Oft ist an mich die Frage gerichtet worden, welches mein Lieblingspferd sei. Es gibt für mich kein Lieblingspferd. Ich habe große und berühmte Pferde geritten: Amorino, Pergolese, Ossian, Augias, Ganelon, Lampos, Graf Ferry, Aurelius und viele andere, ich kann keinen Unterschied machen. Selbstverständlich habe ich für Pergolese viel übrig, bin ich doch auf und mit ihm populär geworden. Aber soll ich einen Augias zurückstellen, der ein so unerhört praktisches Pferd war, der es verstand, die Situationen blitzschnell auszunützen und vorzuschießen? Der auf den leisesten Kontakt reagierte, der nicht erst lange genötigt werden mußte, dessen Instinkt wahrhaft genial funktionierte?

Der Umgang mit Pferden ist ebenso mannigfaltig und verschiedenartig wie der Umgang mit Menschen. Und ebenso problematisch und regellos. Große und schwere Pferde müssen oft leicht und kleine Katzen oft mit starker Hand angefaßt werden. Ich weiß nur von einem einzigen deutschen Pferd der Gegenwart genau, wie man mit ihm umgehen muß. Es ist Oleander, der Pferde-Heros des deutschen Turfs. Vor ihm muß man tief den Hut ziehen!

(Aus einem Gespräch)

Folkwang-Museum, Essen

Franz Marc, Rote Pferde

Photo Seidenstücker

Liebespaar

Zürich, Kunsthaus

Edgar Degas, Scheues Pferd. Bronze

Hamburg, Kunsthalle

Rudolf Belling, Max Schmeling. Bronze (1929)



Photo Fr. Wisskirchen

Rüpel

Die Bildhauerin Barbara v. Kalckreuth mit einer
Büste des Rennstallbesitzers
Carl v. Weinberg

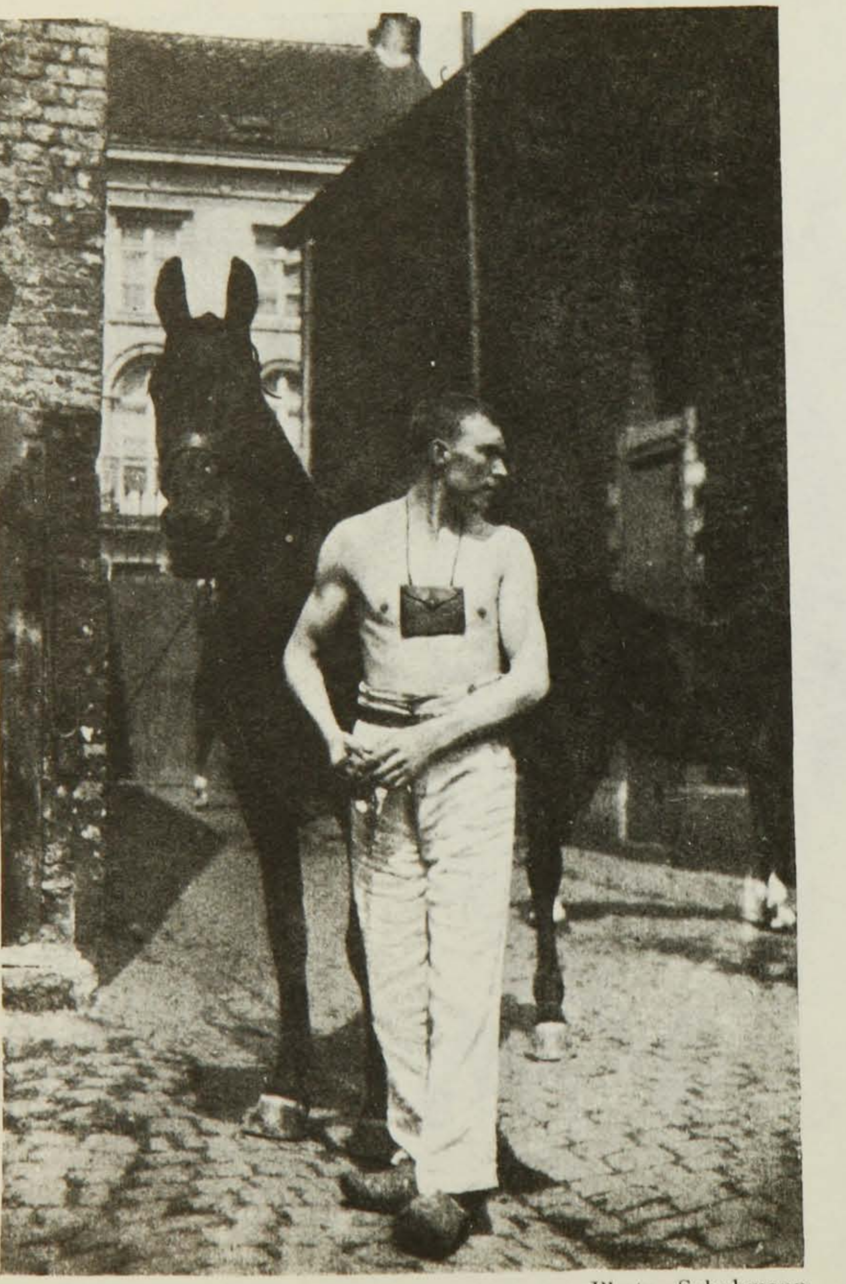


Photo Schuhmann

Pferdewärter

Photo Henschke

Der Jockei Otto Schmidt mit seinem Sohn

Verboten der Inzestzucht und nahen Inzucht. Es ist nicht richtig, wenn behauptet wird, der Mensch habe von Natur eine instinktive Abneigung gegen solche enge Verwandtschaftsehen; denn sie sind nicht nur bei primitiven Völkern ungemein häufig, sondern auch bei Völkern hoher Kultur in Gebrauch. Jahrtausende hindurch wurden die vermählten Geschwister Isis und Osiris verehrt. Das Herrschergeschlecht der Ptolemäer, bei dem die Geschwisterehe vorgeschrieben war, erfreute sich hohen Ansehens. Ohne Tadel berichtet der Geschichtsschreiber, daß Cambyses seine Schwester Atossa, daß Artaxerxes seine beiden Töchter geheiratet habe. Auch wir fühlen uns durch die Liebe von Siegmund und Sieglinde tragisch ergriffen, aber nicht instinktiv abgestoßen. Die alten Gesetzgeber sind daher auch in ihren Verboten nicht gleichartig. Solon erlaubte die Ehe von Halbgeschwistern, die in den mosaischen Gesetzen verboten ist. Letztere gehen überhaupt sehr weit. (Moses, 3. Kapitel 18 und 20). Bemerkenswert ist dabei die Bemerkung des Gesetzgebers, daß solche Delikte des Inzests und der nahen Inzucht in Aegypten Brauch seien und voraussichtlich auch im Lande Kanaan angetroffen würden. Ein Beweis, wie verbreitet diese Sitte bei den Völkern der damaligen Zeit gewesen sein muß. Da nun jene Verbote mit den Religionen verbunden waren, entstand eine Gleichsetzung der Begriffe der nahen Verwandtenehen mit dem einer verwerflichen, unmoralischen Handlung. Auch heute noch enthalten unsere Gesetze weitgehende Inzuchtverbote. (BGB. § 1310 und StGB. § 173). Man beruft sich zu ihrer Begründung auf die Statistik, wonach Minderwertige häufig Kinder verbotenen Inzests sind; man muß aber bedenken, daß die Eltern, welche die Gesetze übertreten, in vielen Fällen minderwertig (Tabiker, Psychopathen) sind und die Vererbung solcher Eigenschaften hier zur Wirkung kommt. Ehen zwischen Onkel und Nichte, zwischen Vetter und Base sind sehr häufig. Sie betragen mehrere Prozente aller Eheschließungen. Ein statistischer Nachweis irgendwelcher Schädlichkeit solch naher Verwandtschaftsehen konnte bisher nicht erbracht werden. Aber der Mensch ist kein ganz einwandfreies Versuchsobjekt für systematische Experimente auf diesem Gebiete, und die Forschung mußte hierfür andere Lebewesen wählen.

Kein Zuchtgebiet ist so geeignet, die Wirkungen der Zuchtmethoden zu verfolgen, als das der Vollblutzucht. Hier muß, wie in der Natur, das Untüchtige verschwinden.

Wir wissen, daß das ganze Gebäude der Vollblutzucht auf weitgehender Inzucht beruht. Alle in den Gestütsbüchern aller Länder aufgeführten Vollblutpferde stammen von etwa 40 Stuten und von 20 Hengsten, von denen im Laufe der Zeit die Abkömmlinge bestimmter Individuen immer mehr in den Vordergrund getreten sind. So spielen die drei Hengste Eclipse, Herod und Matchem eine überwiegende Rolle. Um zu zeigen, wie bedeutend die Inzucht in ihren Stammbäumen war, die nur 4 bis 5 Generationen von den aus dem Orient importierten Eltern entfernt waren, sei bemerkt, daß im Pedigree des 1764 geborenen berühmten Eclipse Listers Turk fünfmal, Old Hautboy achtmal, ferner rechte Geschwister aus der Grey Wilkes usw. vorkommen.

Die wiederum mit starker Inzucht aus Eclipse und Herod gezogenen Pferde waren den anderen so überlegen, daß im Jahre 1786 angeordnet wurde, sie

müßten ihrer Abstammung wegen drei Pfund Aufgewicht in allen Rennen tragen. Es gibt heute kein Vollblutpferd, das in seiner Ahnenreihe nicht jene genannten Hengste vielfach führt. So hatte der 70 Jahre später geborene Vedette (der Großvater des berühmten St. Simon) bereits Eclipse 25mal, Herod 27mal und Matchem 17mal in seinem Stammbaum. Diese starke Inzucht hat sich aus den Rennresultaten von selbst ergeben.

Wenn die Waldfrieder Zucht neben der Rennleistung (Konstitution) und dem Körperbau als dritten Faktor die Inzucht berücksichtigt hat, so ist dies aus wohlerwogenen Gründen geschehen und nicht aus einer Marotte, wie zuweilen behauptet worden ist.

Die leitenden Ideen dieser Zuchtstätte will ich versuchen an einigen Beispielen klarzulegen.

Von den zahlreichen aus England, Irland und Amerika importierten und den selbstgezogenen Mutterstuten haben sich durch ihre Leistungen im Gestüt fünf ausgezeichnet. Es sind dies Festa (Irland), Anmut (Deutschland), Perfect Love (England), Grave and Gay (Amerika), Ladyland (England). Weitaus am erfolgreichsten ist Festa.

Die Aufgabe war nun die, durch passende Kreuzungen den Individualwert dieser Stuten möglichst stark zur Erscheinung zu bringen. Welche Methoden hierbei zur Anwendung kommen, will ich an dem Beispiel des Derbysiegers Augias zeigen, der deshalb besonders geeignet ist, weil er sicher kein Zufallsprodukt ist, wie dies durch die Leistungen seiner rechten Geschwister Aurelius und Augenweide bewiesen wird.

Wir gehen dabei von den beiden Festasöhnen aus; von Festino, der in der dritten Ahnenreihe Inzucht auf Galopin, und Fels, der Inzucht auf Hermit aufweist. Beides hervorragende Rennpferde, doch im Aeußeren sehr verschieden.

Die wertvollste Galopinlinie bei Festino ist die über St. Simon. Um diese herauszuheben, wurde eine Kreuzung mit einer Enkelin des St. Simon, mit Perfect Love versucht, die zugleich den Vorteil hat, daß ihre Großmutter und Festinos Vater Kinder des Hampton waren. Das Ergebnis war der gute Hengst Pergolese.

Pergolese

Perfect Love — Festino

Perfect Dream — Persimmon | Festa — Ayrshire

Perdita — St. Simon | Atalanta — Hampton

Hampton | Galopin | Galopin

Eine der schönsten Töchter der auf der Rennbahn und im Gestüt erfolgreichen Anmut war die von Fels gezogene Augusta Charlotte; kein Rennpferd von Bedeutung, aber wertvoll durch die Vereinigung von Festa und Anmut. Sie zeigt eine etwas entferntere Inzucht auf Galopin.

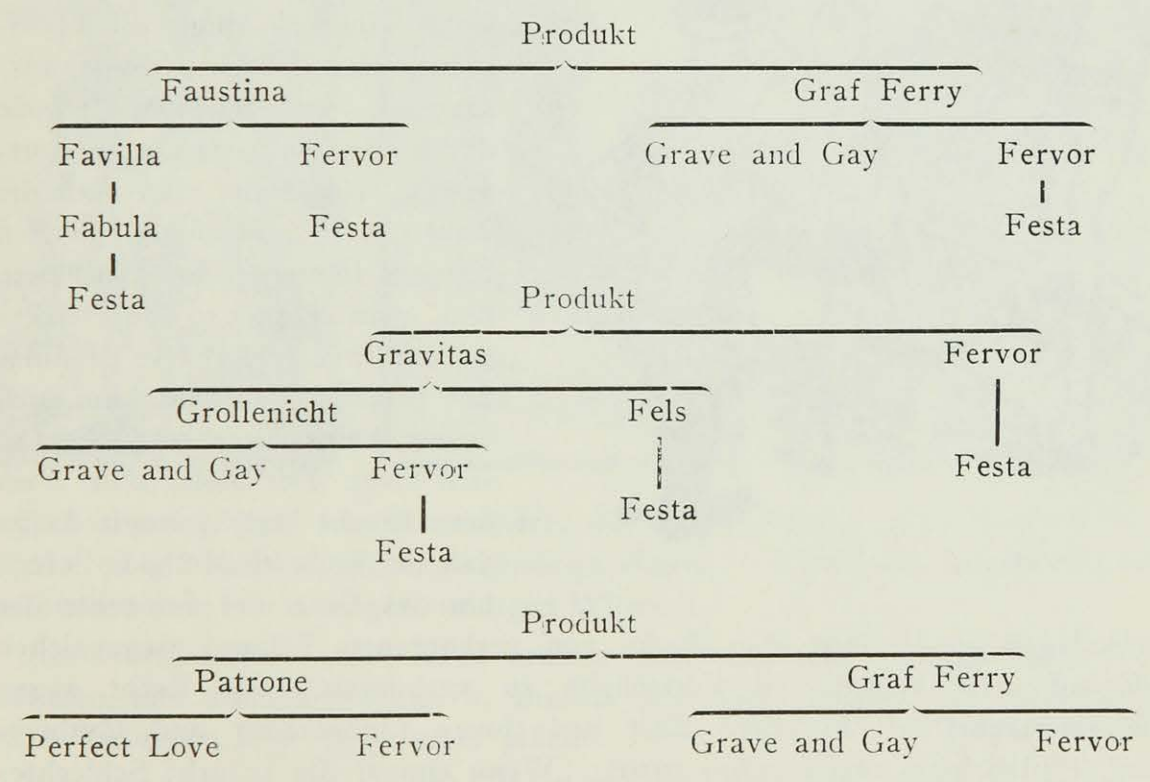
Als Partner wurde Pergolese gewählt. Der Festinosohn paßte ausgezeichnet zur Felstochter, da in der dritten Ahnenreihe Festa zweimal vorkommt. Das Produkt war Augias. Er enthält fünf Linien von Galopin, je zwei von Hampton und von Hermit usw.

Um ein anderes Beispiel für die Benutzung von Pergolese durch Inzucht zu zeigen, will ich die Siegerin im deutschen Stutenpreis Farnesina anführen, die aus der Favilla gezogen ist.

Farnesina

Favilla		Pergolese	
Fabula	Nuage	Perfect Love	Festino
Festa	Simonian	Persimmon	Festa
St. Simon	St. Simon	St. Simon	St. Simon

Diese Stute wurde mit Fervor gepaart, die so gezogene dreijährige Stute Fervida, die also Festa 3mal und St. Simon 5mal im Pedigree enthält, befindet sich im Rennstall. In ähnlicher Weise sind verschiedene andere Dreijährige gezogen, wie Audax (Fervor — Pergolese), Avolo (Fels — Festino), Meton (Fels — Festino), Pelopea (Fervor — Fels) usw. Ich möchte nur aus dem Deckplan des letzten Jahres die Pedigrees einiger Produkte anführen, in denen Fervor (Galtee More — Festa) sich anhäuft, um die Konsequenzen zu zeigen, zu denen systematisches Weiterschreiten führt.



Man wird bemerken, wie hier die rein amerikanisch gezogene Stute Grave and Gay hineingezogen ist. Ganz ähnlich ist in anderen Fällen die bewährte Ladyland benutzt worden, deren Felstochter von Fervor Lampos brachte. Da Ladyland von Kendal, dem Großvater Fervors, aus der Glare von Ayrshire, dem Vater Festinos stammt, ergeben sich hier interessante Möglichkeiten der Inzucht. Es muß bei diesen Inzuchten immer wieder daran erinnert werden, daß sie mit einem System verbunden sein müssen, bei dem die Rennprüfung die natürliche Zuchtwahl ersetzt.

Zusammenfassend läßt sich vom biologischen Standpunkt folgendes sagen: Wir wissen heute, daß die verderbliche Eigenart der einzelnen höheren Lebewesen auf einer großen Zahl verschiedener Faktoren (Chromosomen) beruht, daß diese sich bei der Befruchtung nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen verteilen, die man die Mendelschen Gesetze nennt. Ein Teil der Erbfaktoren wird bei der Entwicklung des befruchteten Eies eliminiert. In jedem Individuum sind in den Samenzellen neben den normalen auch vereinzelt anormale, krankhafte Faktoren enthalten. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese im Bau oder in den Organen einzelner Nachkommen deutlich zutage treten, wächst außerordentlich, wenn die gleichen anormalen Erbfaktoren sich in den Samenzellen beider Eltern vorfinden. Je näher die Verwandtschaft der Eltern ist, um so leichter ist dies Zusammentreffen zu erwarten. Der fehlerhafte Erbfaktor wird entweder beiderseitig eliminiert, oder er wird von einem der beiden Eltern vererbt und bleibt latent, oder er tritt verdoppelt auf und kommt zur Erscheinung. Wenn nun die natürliche oder zweckmäßig geleitete künstliche Zuchtwahl eingreift und die Individuen der dritten Gruppe ausscheidet, und diese Methode durch mehrere Generationen fortgesetzt wird, dann muß auch die Zahl der Individuen der zweiten Gruppe immer mehr abnehmen, und man kann so zu seinem Stamm ohne fehlerhafte Erbanlagen gelangen, bei dem dann auch Inzest keine Gefahren mehr in sich birgt. Der biologische Wert der Inzucht besteht somit darin, daß sie die beste Methode liefert, um das Gute und Schlechte der Erbanlagen zu sondern, die Maske von verborgenen Fehlern wegzuziehen und auf diese Weise den Fortschritt zu verbürgen. Mit Recht sagen die amerikanischen Forscher East und Jones (Inbreeding and Outbreeding, Philadelphia und London 1919): ,,Wenn einmal die Inzucht Schlechtes ans Licht bringt, dann ist sie deswegen ebensowenig zu tadeln wie der Detektiv, der ein Verbrechen aufdeckt. Statt verdammt sollte sie belohnt werden.



Hans Aufseeser

Es läge nun nahe, solche Betrachtungen auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtung, die Verhältnisse beim Menschen, zu übertragen.

Man findet in Werken über Eugenik und Sozialanthropologie tatsächlich Hinweise auf die Bedeutung der Inzucht, ob es aber jemals gelingen wird, die uns so nötigen erstklassigen Männer systematisch auf diese Weise heranzuzüchten, muß leider bezweifelt werden.

ZIGEUNER, MAGIE, KARTEN

Von

ADELE v. FINCK

Mit dem Wort Zigeuner verbindet sich für uns der malerische Begriff Zigeunermusik, Diebsgesindel, Lug und Trug.

Neugierig sieht jeder dem durchziehenden Zigeunerwagen mit zerlumpten Weibern, bettelnden Kindern, Pferden und Affen nach, aber man ist froh, wenn sie, ohne größeren Schaden hinterlassen zu haben, das Dorf oder den Markt verlassen haben.

Woher kommen sie und wer sind sie? Diese ewig flüchtigen, rastlosen, geschmeidigen Figuren mit der Hautfarbe hellgerösteter Kaffeebohnen, be-







weglich, sprungbereit wie Katzentiere, die nervös besorgt ihre Beute hüten müssen, ewig Feinde witternd, nirgends zu Hause. — Glänzende, dunkle Augen mit brennendem Blick, langen, seidigen Wimpern.

Am besten erkennt man ihren uralten Stammbaum an den feinknochigen Gelenken, den schlanken Fingern, ähnlich den edlen Händen der Inder und den Abbildungen alter ägyptischer Hände.

Was mag diese Rasse, von der nur noch spärliche Gruppen zurückgeblieben sind, hinter sich haben, welche Hochflut von Kunst und Kultur bis zu Verfall und Degeneration?

Sie wissen uns nichts von ihrer Vergangenheit zu erzählen, nur widersprechendes, verworrenes Zeug, — Aufzeichnungen scheinen verloren. —

So wie das Schicksal erbarmungslos Rassen fortwischt, um anderen Platz zu schaffen, so werden wohl auch diese Nachzügler eines erloschenen Stammes in kürzester Zeit sang- und klanglos vom Erdboden aufgeschluckt sein.

Nach alten Ueberlieferungen der hebräischen Geheimlehre der Kabbala zu urteilen, bedeutet jede Rasse, jedes Volk eine ausgeprägte Idee Gottes, also einen Teil der göttlichen Kraft.

Diese Idee tritt als Mission des betreffenden Volkes in Erscheinung, und sobald sie erfüllt ist, sorgt die göttliche Natur für Ablösung, bzw. für den Untergang des Volkes, um neuen Ideen Gottes Geltung zu verschaffen.

Die Wiege des Zigeunerstammes soll in Indien gestanden haben, man nimmt eine Mischung indischen und mongolischen Blutes an. Zigeuner fand man in Aegypten, später in Böhmen, Spanien, Bayern, Schwaben und England rastlos ihrem Wandertrieb gehorchend.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts erschienen sie, von Ungarn, Böhmen kommend, geführt von einem Hauptmann, der sich den hochtrabenden Titel Herzog von Aegypten zugelegt hatte, in Frankreich. Um Mißhelligkeiten zu vermeiden, gaben sie sich als ehrsame Christen aus. Sie beteuerten, aus Aegypten zu stammen; von Christen unterjocht, hatten sie zwangsweise, um nicht getötet zu werden, die christliche Lehre angenommen und sich taufen lassen. Sie lebten in Kommunismus, in Weibergemeinschaft, die Weiber und Kinder waren in bunte Lumpen gehüllt, mit mehr oder weniger wertvollem orientalischen Schmuck und Münzen behangen, in den Ohren große Silberringe.

Sie achteten zum eigenen Vorteil den Besitz anderer nur gering. Wegen ihrer beständigen Diebereien und sonstigen Unfugs mit magischen Künsten wurden sie bald aus Frankreich ausgewiesen, so zog ein Teil von ihnen nach Nordspanien und von dort zu den Arabern, andere wanderten nach Bayern in die Regensburger Gegend, um dort in den Flüssen nach Gold zu suchen; manche wurden in den Wäldern oder einsamen Gegenden seßhaft, sie nisteten sich in Erdhöhlen mit einem Zeltdach darüber ein; mehrere große Familien hausten so bunt durcheinander zusammen.

Die Männer beschäftigten sich mit Schmiedearbeit in geschickter Weise, die Haupttätigkeit der Frauen bestand in Quacksalbereien, Herstellung von Liebestränken und Zauberei aller Art. Ritter und Edeldamen gaben sich dort heimliche Stelldichein oder holten sich Rat und Zaubermittel, hauptsächlich Liebestränke und Amulette.

Das Volk ergötzte sich an den akrobatischen und Seiltanzkünsten, Taschenspielereien und wilden Tänzen dieser gelenkigen, geschmeidigen Burschen und Mädchen; aber nirgends konnten sie sich lange halten, da jede Schandtat, wie Brunnenvergiftungen, Kinderraub, Brandstiftung und Diebstahl ihnen als Sündenböcken in die Schuhe gerschoben wurde. Auch hielt man ihr Christentum für Heuchelei, man bezichtigte sie, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Die Bekanntschaft mit den härtesten Strafen und der Folter waren nicht selten die Folge.

Bei diesen geächteten Menschen fand man ein ängstlich gehütetes Buch mit seltsamen unverständlichen Bildern und kabbalistischen Zeichen, die in Form von gleichmäßig großen Täfelchen angeordnet waren, es stellte eine Zusammenfassung von allerhand Offenbarungen der alten, vergangenen Welt dar, gleichsam einen Schlüssel zu ägyptischen Hieroglyphen, magische Operationen



Photo Dr. Schmitz

Zigeunerhöhle

Junge Damen, die am englischen Hof debütierten



Miß Ulrica Thynne

Miß Sybil Pitman

Photos Dorothy Wilding, London

Marquise de Casa Maury

Miß Violet Stephenson

Mrs. Dudley Coats

Vagabunden, die beim Kongreß in Stuttgart zusammenkamen



Alter Kunde

Der Vagabundenführer Gregor Gog

Photos Dr. G. M. Pazaurek

Studienrat Roltsch

Sigi aus Leipzig

Die Naturapostel Gusto Gräser und Sophus Ackermann

Photo Süßmann

Zigeuner



Photo Lucius

Zigeunerlager

andeutend, es bestand aus 78 Kartenbildern, Symbolen, die in Verbindung mit Buchstaben der Kabbala gebracht worden sind. Es war das Buch Thoth, eines der wenigen Bücher, die bei dem großen Brand der alexandrinischen Bibliothek unversehrt blieben. Wie dieses Buch, welches nur für Eingeweihte und Priester bestimmt war und wie ein Heiligtum geehrt gehalten wurde, gerade in die Hände der Zigeuner geriet, weiß man nicht. Es ist bekannt, daß die alten ägyptischen Priester sich dieser Kartenbilder aus dem Buche Thoth bedienten, um dem Volk das Schicksal zu enthüllen, um Ratschläge bei wichtigen Unternehmungen zu geben oder Schicksalsschlägen auszuweichen oder wenigstens sie abzumildern.

Diese ersten bekannten Kartendeutungen bestanden in magischen Operationen, die nur Eingeweihte mit ganz besonderen Fähigkeiten und langjähriger Schulung ausüben durften.

Die Kartenbilder waren auf goldene und silberne Blättchen eingeritzt, später verwendete man Pergament und weiterhin Papier.

In Persien findet man die Karten in äußerst künstlerischer Arbeit mit astrologischen Anordnungen versehen, in Lackarbeit ausgeführt, sie befinden sich in ganz vereinzelten Exemplaren in Händen von Sammlern.

Die Mongolen hüteten die Geheimwissenschaft der Karten mit größter Sorgfalt, die sorglosen Zigeuner indessen schleppten die Kartenkünste mit auf ihre Wanderungen, plauderten sie gewissenlos aus und erniedrigten sie zu materiellen Zwecken.

Jaquemin Gringoneur, ein Maler aus der Zeit Karl VII. von Frankreich, benutzte die uralten Symbole des Alphabets der Kabbala zu einem Kartenspiel. Er stellte mit seiner künstlerisch angeregten Phantasie Figuren, Könige, Königinnen, Buben usw. für ein Kartenspiel zusammen, um dem alternden, in Schwachsinn verfallenen König eine Zerstreuung zu bieten. Der König verstand den tiefen Sinn der Kartenbilder nicht und gebrauchte sie nur zu kindlichen Spielereien; dieses waren nun die Piquetkarten, die noch heute in mehr oder weniger veränderter Form in Gebrauch sind.

Erst im 18. Jahrhundert blühte in Frankreich das Wahrsagen mittelst Karten auf, indem ein Mann namens Etteilla, früherer Barbier und erfinderischer Bursche, Tarotkarten, wie man sie nun nannte, nach einem alten von Zigeunern hinterlassenen Kartenspiel zeichnete und sie mit großem Erfolg in der Gesellschaft einführte; er gab verschiedene Varianten heraus. Auch in Spanien erschienen bald darauf allerhand Spiel- und Wahrsagekarten unter dem Namen „Naipes“ (wie auch heute noch Karten auf spanisch genannt werden): da sieht man Schwerter, Stöcke, Becher, Dukaten usw., die auch heute noch gedruckt werden. Später erwarb sich die Lenormand durch ihre hellseherische Begabung große Berühmtheit, sie bediente sich der Tarotkarten des Etteilla und auch der Piquetkarten; ihre interessantesten Fähigkeiten waren aber ihre chiromantischen Kenntnisse und Künste. Sie war es, die Napoleon sein Schicksal enthüllte, seinen Aufstieg und seinen Fall; bemerkenswert ist, daß sie Jahre vor seinem Unglück immer wieder bestimmte, in gleicher Folge wiederkehrende Karten um Napoleons Person sah, die seine Niederlage und Gefangenschaft auf St. Helena ankündigten (siehe Seite 473).

Auch bei Kaiser Paul I. von Rußland, der, anfänglich Gegner Frankreichs, 1800 aber Verbündeter Napoleons gegen England war, 1801 ermordet wurde, traten schon ein Jahr vor seiner Ermordung immer wieder dieselben zwei Karten auf. (Untenstehend.) Auch Kaiserin Josephine, die bekanntlich große Geschicklichkeit im Kartenlegen besaß, wurde vor jedem größeren Unternehmen von Napoleon aufgefordert, die Karten zu befragen, auch ihr begegnete dieselbe Kartenlage wie der Lenormand, die Niederlage und Gefangenschaft anzeigte.

Aber wie kommt es, daß Karten mit solcher Präzision dem Konsultanten antworten? — Mit einem überlegenen Lächeln läßt sich die Sache nicht abtun.

Aus dem Buche Thoth, dessen Buchstaben und gleichbedeutenden Zahlen, die jede eine in sich abgeschlossene Idee darstellt, hat sich die Gestalt des Tarots in mannigfachen Wandlungen bis in unsere Zeit erhalten. Diese Karten bieten medial und sensitiv veranlagten Menschen nicht zu unterschätzende Anhaltspunkte. Wenngleich die sensitiven Medien des 18. Jahrhunderts bis zur heutigen Zeit die eigentliche Bedeutung der Tarotkartenbilder nicht ganz verstehen, so werden beim Anblick der Karten doch ganz bestimmte Vorstellungen ausgelöst. Sie vermischen sich mit dem Unterbewußtsein des Konsultanten, der die Karten aus der Hand des darbietenden Operateurs gezogen hat. Dieser kommt sodann in einen mehr oder weniger unbewußt hellsehenden Zustand, der ihn ermächtigt, das Schicksal des Konsultanten erklären zu können. Man denke sich diesen Zustand etwa wie ein Zwiegespräch des Astralwesens des Operateurs mit dem Astralwesen des Konsultanten; irgendwelche schwarz magischen Funktionen spielen hier keineswegs mit. —





Es versteht sich von selbst, daß ein erfolgreiches Kartendeuten nur den Menschen gelingt, die Gaben des Hellfühlens besitzen und auch die Fähigkeit haben, diesen Zustand willkürlich hervorzurufen, es gehören auch psychologische Kenntnisse dazu, um die Wahrnehmungen richtig zu dosieren, und auch Bildung und Taktgefühl, um empfindlichen Naturen auch weniger angenehme bevorstehende Geschehnisse schonend beizubringen, dem letzten Endes dient das Kartenlegen nur dazu, um Menschen frühzeitig vor schwierigen Lagen, denen sie eventuell ausbiegen können, zu warnen, auch um verzweifelte Menschen zur Geduld zu ermahnen, die günstigen Zeiten, die bald eintreten abzuwarten.

DIE BRUDERSCHAFT DER VAGABUNDEN

Von

GUSTAV M. PAZAUREK

Ein buntes Gewimmel von Kunden aller Schattierungen, aller deutschen Länder, aller Altersklassen, der verschiedensten Bildungsschichten. Die Kunden haben sich ein Stelldichein in Stuttgart gegeben. Der Ruf ging an alle, doch es kamen bei weitem nicht die Tausende, die man erwartete. In einem ideal schön gelegenen Waldheim haben sie einander getroffen. Neben den alten verwitterten Gesellen der Landstraße überwiegt das rein geistige Element, dessen markanteste Vertreter die Redner stellen. Der Kunde von heute ist auf den ersten Blick als solcher gar nicht zu erkennen: Tippelbrüder und die Mädchen sehen größtenteils wie Mitglieder der Jugendbewegung aus, frische, gesunde, sonngebräunte Gestalten, mit der Geige oder der Gitarre auf dem Rücken, in farbenfrohen Anzügen, die Mädchen in Reformkleidern. Der eigentliche Typ der Tippelschickse ist im Aussterben. Die vagabundierenden Mädels sind meist Arbeiterkinder, die durch eine Begegnung mit einem Kunden eine Sehnsucht nach der Landstraße überkam, die aber im gegebenen Moment wieder den Weg zurück zu den Ihren finden. Die wenigen echten Mädels der Landstraße, denen das lebenslange Tippeln zum Schicksal wurde, haben ihr Aeußeres dem Wandervogel angepaßt, damit sie mit der Polizei nicht in Konflikte kommen. Wenn sie auch alle in der Bruderschaft zusammengeschlossen sind, so lebt doch jeder nach seinem Kopf. Malerisch wirken die Waldmenschen in ihren Phantasiekostümen, rein äußerlich die auffallendsten Vertreter unter den Kunden.



Karl Holtz

Jeder hat sein eigenes System, um die Welt oder wenigstens seine nächsten Mitmenschen zu bekehren. Der Hamburger Sophus Ackermann verkündet auf

großen Plakaten, daß seine „Wendepunkt-Gemeinschaft" allen arbeitslosen Tippelbrüdern Verdienst ermöglicht. Gusto Gräser, der vor dem Kriege lange in Stuttgart war, wandelt verklärt in seiner selbstgebastelten Kleidung. In einer anderen Ecke sitzt ein langhaariger Naturapostel mit seiner ganzen Familie. Wie das Tippeln zum Erlebnis wird, das den ganzen Menschen umkehrt, zeigt das Beispiel eines Studienrates a. D. Karl Roltsch. Jawohl, ein richtiger Studienrat, den plötzlich ein so starker Wandertrieb überkam, daß er seine bürgerliche Stellung aufgab und noch im Alter ein Kunde wurde. Im letzten Jahr ist er 6000 Kilometer getippelt, dann hat er in Frankfurt Winterquartier gemacht und dem Soziologen an der Frankfurter Universität seine Bücherei geordnet. Jetzt will er von Stuttgart die berüchtigte „Heerstraße" von Wanderarbeitsstätte zu Wanderarbeitsstätte, von Nord nach Süd durch Württemberg ziehen. Am meisten freut er sich aber auf das Hopfenzupfen im Herbst im Frankenland, das die Kunden aus allen Gauen anzieht. Wie er versichert, möchte er die als Kunde erworbene Freiheit um nichts in der Welt wieder hergeben, er schlägt sich zur Not durch mit Artikeln, die er in großen deutschen Zeitungen veröffentlicht. Er führt sein ganzes „Belegmaterial" und ihm auf Umwegen nachgesandte Bürstenabzüge mit sich, und die Kunden drängen um ihn, die Artikel zu lesen. Er meint, mit dem Fechten bringe er es nicht weit. Nur einmal in Bonn hat er die „Klinken geputzt", und als er nach 2 Stunden 31 Pfennig beisammen hatte, ging er verschütt. Nein, da ist das Artikelschreiben doch einträglicher und gefahrloser!

Unter all den Kunden ragt aber hervor der ungekrönte König der Vagabunden Gregor Gog. Obwohl in Sonnenberg bei Stuttgart seßhaft geworden, ist er doch durch und durch Kunde. Er leitet die Bruderschaft, er ist ihr geistiger Führer und der Herausgeber der Zeitschrift „Der Kunde". Schon darin drückt sich aus, daß er als reiner Idealist der Bewegung von der literarisch-geistigen Seite aus zu Leibe geht. Er hielt auf dem Treffen die Programmrede. Nicht nur zu den Kunden sprach er, deren insgesamt vielleicht 250 erschienen waren, vielmehr übte er auf die vielen „Schlachtenbummler" — neben den Pressevertretern aller großen deutschen Zeitungen interessierte sich auch die Polizei für die Tagung — den Eindruck eines Menschen aus, der der Märtyrer seiner Idee ist. Gog ist kein guter Redner, und doch hat er etwas Faszinierendes.

Die Bruderschaft ist angeblich unpolitisch. Eine Tendenz zum Kommunismus ist unverkennbar, doch liegt diesen weltentrückten Ekstatikern jede Gewalt fern. Sie haben gar kein Verhältnis zu ihrer Umwelt. Mit stoischer Gelassenheit blicken sie auf ihre bürgerlichen Brüder, die sie anstaunen, vielmehr sie blicken durch sie hindurch, als wären sie Luft und gar nicht vorhanden. Unbeschwert von Zukunftssorgen, nur dem Augenblick lebend, sind sie stets heiter, immer unbekümmert. Und dann flackert plötzlich in ihren Augen etwas auf, etwas Unstetes, Ruheloses. Man sieht ihnen den Hunger an, nicht nur den physischen, nein, einen Hunger nach dem Erlebnis. Gog verglich diese intellektuellen Kunden mit den religiösen Eiferern des Mittelalters, und er hat recht damit. Er vergaß aber, die Parallele weiter zu ziehen. Genau so wie über jene die Zeit hinwegging, weil sie zu der Wirklichkeit kein Verhältnis finden konnten, ebenso sind diese Kunden Märtyrer einer unerfüllbaren, da un-

sozialen Idee. Gog proklamiert den „lebenslänglichen Generalstreik" der Kunden gegen die bürgerliche Gesellschaft. Der Kunde weigere sich, seine Arbeitskraft herzugeben, um den Staat aufbauen zu helfen, der ihm nichts bedeutet. Dabei ist der Kunde auf die Vertreter dieses Staates angewiesen, will er nicht ganz verhungern! Allerdings nach Gog holt der Kunde beim Seßhaften nur seinen „Zins".

Nach Gog sprachen der ebenfalls in Stuttgart beheimatete Maler-Kunde Tombrock, Alfons Paquet, und der rheinische Arbeiterdichter Heinrich Lersch. Seine überaus drastische und humoristische Sprechweise fand eine begeisterte Zuhörerschaar.

Natürlich versuchten die Kommunisten bei dieser Tagung zu fischen, doch waren ihre Bemühungen vergebens. Mit diesen Edel-Kommunisten, die jede Bindung, auch die Parteibindung verabscheuen, ist nichts anzufangen. Dabei sind sie in ihrer tiefen Verachtung des Besitzes viel konsequenter als die Kommunisten. Jeder von den Tippelbrüdern ist ein Diogenes.

Gleichzeitig mit dem Vagabunden-Treffen fand die erste Vagabunden-Kunstausstellung in Stuttgart statt. Arbeiten von Tombrock, Hans Bönnighausen, Gerhart Bettermann, Alfred Matusche, Artur Streiter, J. Mihaly und J. Voß gaben Zeugnis von dem künstlerischen Erleben des Kunden. Die Zeichnungen von Tombrock, die in ihrer Art an den Sternheim - Illustrator Starke erinnern, hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck.

Der Zweck, den die Kunden mit diesem ersten Treffen in Stuttgart erreichen wollten, ist die Manifestation ihres Zusammenschlusses. Was Walt Whitman 1840 geträumt und prophezeit hat, ist Wirklichkeit geworden: die Bruderschaft der Vagabunden besteht. Im Grunde hat sie, wenn auch unausgesprochen, immer bestanden: eine große Familie der Heimatlosen.



Edoard Munch (Aus Schieflers Monographie, Euphorion-Verlag)

WIE ICH ZU MEINEM SCHICKSAL KAM

Von

HEINRICH ZILLE

Ja — lang ists her — 1872. Da lernte ich Lithograph — und warum? Meistens gefällt dem Sohn das Handwerk des Vaters nicht. Der Vater muß sich quälen um geringen Verdienst, hat Sorgen, er denkt ans hilflose Alter, verbittert wälzt er das Tagewerk ab — darum wurd' ich nicht Schlosser, Mechaniker, Uhrmacher, wie mein Vater. — Das bißchen bessere Zeichnen, was mich vor den anderen Jungs auszeichnete, veranlaßte den Lehrer, mir das Lithographiegewerbe als Beruf nahezulegen und die Vorteile ins rechte Licht zu rücken. Er machte mir klar: Bei dieser Arbeit sitzt man, gut angezogen mit Kragen und Schlips, man schwitzt nicht und bekommt keine schmutzigen Finger. Nachmittag vier Uhr geht man nach Hause, die Lehre dauert drei Jahre, und Du wirst mit „Sie" angeredet. Das trug erheblich dazu bei, die Kunst zu erlernen, da brauchte ich nicht, wie mein Vater, Grünspan zu schwitzen. So lernte ich denn frisch drauf los. Die Lithographie war damals ein Handwerk, was nährte, und einige Jahre habe ich noch an den Fleischtöpfen mitgesessen.

In dieser Zeit, also nach dem Krieg 70/71, setzte eine Hochflut von lithographierten Kriegsbildern ein, Fürsten, Feldmarschalle, Generäle, Schlachtenbilder wurden Tag und Nacht gedruckt, und die Kriegsgreuel verherrlicht und verewigt. Meist wurden die Blätter bunt gedruckt, die den armen Leuten Ölgemälde sein sollten — „Öldruck". Die „Öldrucke" waren billig, eigneten sich gut als „nette" Dekoration und deckten zugleich die vielen Flecke von den an den Wänden zerquetschten Wanzen zu. Ab und zu wurden die Rückseiten abgesucht, die Bilder dienten zugleich als Wanzenfalle.

Ich sehe noch immer, wie sich in einer erbärmlichen Stube, wo sieben Menschen hausten, das Porträt des alten Kaiser Wilhelm I. leise bewegte, so viel Wanzen krabbelten hinter dem Bilde. Da bewährte sich des alten Kaisers ihm angedichtetes Wort: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." Die Könige und Heerführer, mit Orden übersät, aber sonst keine Verwundung, hingen überall in den Wohnungen und sahen mit mildem Blick auf die zu Krüppeln geschossenen Landeskinder. „Kriegsverletzter" sagte man noch nicht, den Namen haben die Professoren erst 1914 erfunden. Manche Bilder hatten gedruckte Danksagung des Fürsten für den im Felde gewesenen Untertan — was damals noch teilweise guten Boden fand — denn die Sozialdemokratie regte sich erst ganz schwach, war aber in der Schwäche damals stärker als 1914 . . . Es war die „Gründerzeit", die Bauwut setzte ein, Stadtteile entstanden — Wände waren genug da für Bilder. Die Buntdruckfabriken konnten nicht genug liefern. Die Lithographie-Lehrlinge — und es gab unzählige — wurden an den Lithographischen Anstalten abgelauert, mit großen Versprechungen entführt und als Gehilfe hoch bezahlt. Viele Lithographen fuhren mit Droschke erster Klasse zum Arbeitsplatz.



Tunesischer Knabe

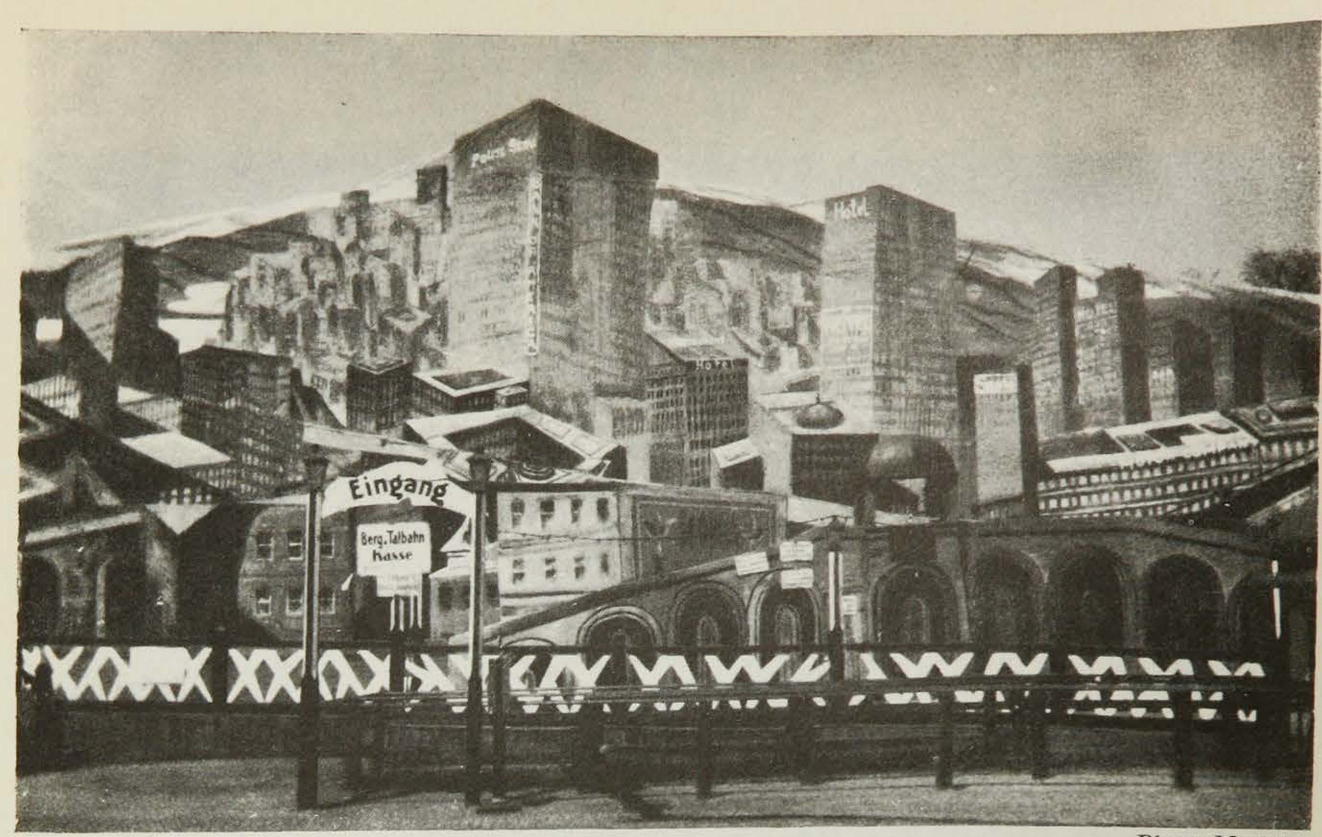


Photo Merleker

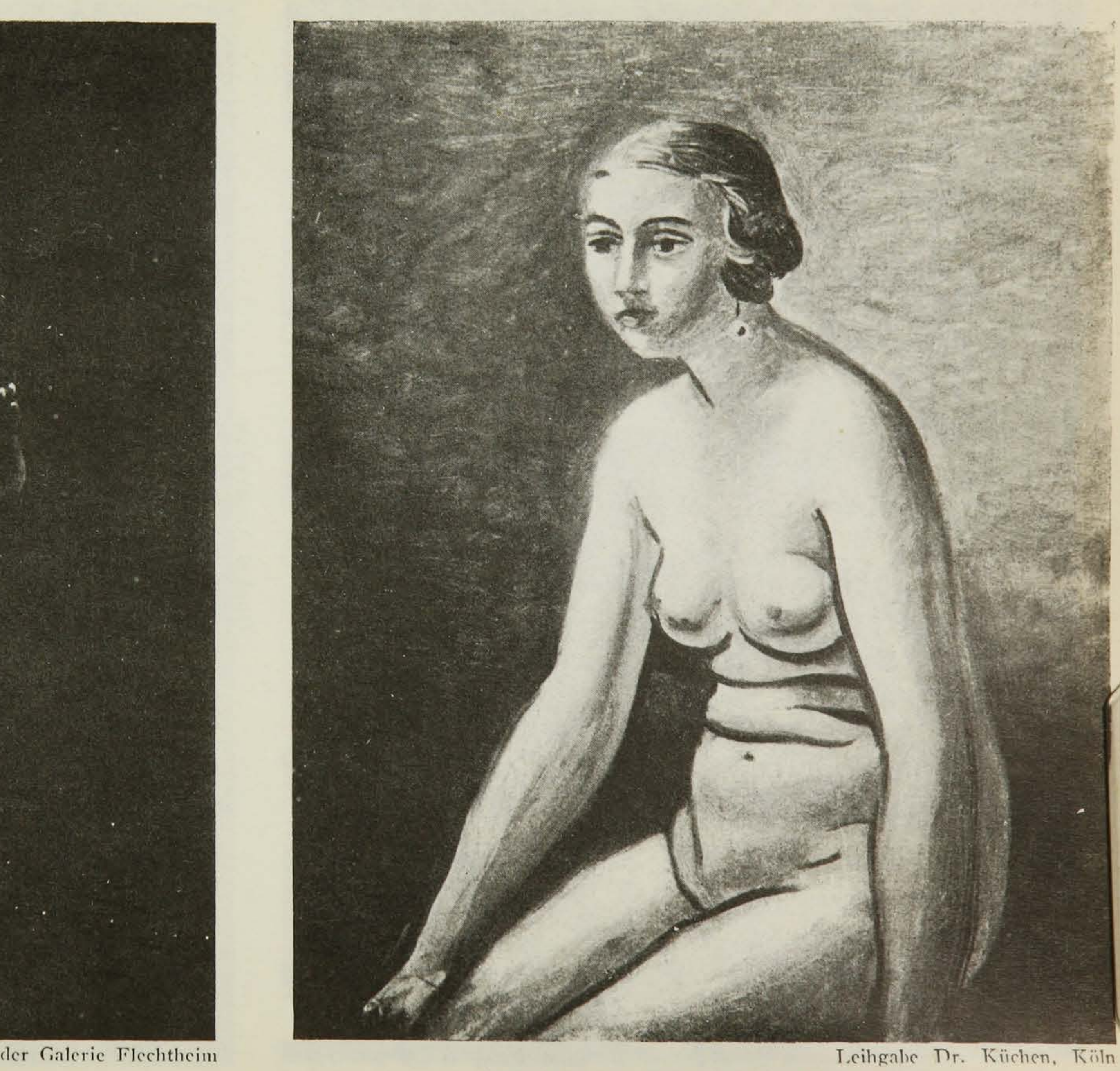
Der Lunapark in Berlin

Photo Otto Reich, Hamburg

Der „Dom“ in Hamburg

Dunkel Amsterdam

Photos A. und E. Frankı



Leihgabe der Galerie Flechtheim

Aristide Maillol, Abwehrende. Bronze

Leihgabe Dr. Küchen, Köln

André Derain, Sitzendes Mädchen. Oel

in der Darmstädter Ausstellung „Der Schöne Mensch“



W. v. Schwind

DREI STERNE IN ST. PAULI

Von

WALTER v. DREESEN

Die Straße „Auf den Hütten“ am Anfang von St. Pauli ist nur diskret beleuchtet. Bleibt man stehen, rauscht sofort ein Damenmantel heran, eine Herrenstimme fragt „Was tust du hier?“ Da ist es notwendig zu lächeln, denn der Herr als Dame glaubt sonst, man sei Konkurrenz.

Gegenüber leuchtet unauffällig ein Schild „Zu den drei Sternen“. Eine kleine Schankwirtschaft, stets überfüllt — Matrosen, Arbeiter, Schiffsjungen, bessere ältere Herren, wenig Damen. Wer Bescheid weiß, geht nach hinten — unten. Unter der Erde groß, mit rosa-grünen Girlanden behangen ein Saal, seriös aussehende Musikanten beginnen um 9 Uhr abends, aber nur Mittwochs, Sonnabends und Sonntags, zu spielen. Die Tanzfläche ist groß, die Schiffer beanspruchen Platz, wenn sie miteinander tanzen. Gedrängt, viele sonderbare, viele häßliche, sehr viele lustige, hübsche Gesichter, fast lauter Männer, stehen die meisten an dem einen Ende der Tanzfläche und beobachten die Gäste an den Tischen. Es tanzen Kommis miteinander, Schauspieler mit Schiffsjungen, Stilkleid-Damen, deren Männlichkeit unverkennbar durch die Bartstoppeln leuchtet, tanzen mit gepuderten Knaben, die schlecht geschminkt sind.

Um 10 Uhr erscheint die Kaiserin. Ein schmaler Jüngling, künstlich bis zur Unübertrefflichkeit, von grotesker Unmoralität in Aussprüchen, bezaubernd zart liebenswürdig, wenn man ihn zu einem Glase Grog lädt. Sein geschminktes Gesicht irgendwo überraschend lustig, seine Gedanken zwischen zwei Polen schwankend, sexuell und pekuniär. Dann wird es voller und voller, um 12 Uhr

ist kein Platz frei. In den Ecken wird geküßt, ernsthaft pudert sich ein blasser Herr noch blasser.

Da geht eine Frau durch den Saal in braunen Schuhen und schwarzen Strümpfen, dazu ein rotes Strickkleid, einen grünen Filzhut. Sie hält einen kleinen schäbigen Fächer vor das Gesicht. So kommt sie Abend für Abend, schlägt die Karten, gießt etwas Bier aus und weissagt aus den zerplatzenden Kohlensäureblasen. Seitwärts an der Schulter steckt eine Brosche, ein großes diamantenes W. Sie tanzt jeden Abend mit einem riesigen Matrosen — sie legt jeden Abend zwei Mark vor ihn auf den Tisch. Einmal war sie zu sehen in der Treppenecke, ganz abwesend, ganz tragisch das weiße Gesicht, einen Fliederstrauß in der Hand. Drinnen tanzte der Matrose mit einem Schiffsjungen, hingebend, mit lüsternen Lippen. An der kleinen, krummen Bar neben dem abgestoßenen Emaille-Teekessel steht jetzt ein Herr mit gelblich-weißen Haaren, onduliert, Talma nennt er sich, strotzend von Ringen, über dem Kragen auf das leuchtende rosa Hemd fällt eine Perlenkette. Einmal erschien er in einem schwarz-weiß gestreiften, tief ausgeschnittenen Stilkleid, mit Geschrei und Hüpferei. Irgendwie verlegen begab er sich an die Bar, fortwährend hier und da an sich zupfend — unrasiert, unverkennbar in höchster Ekstase. Jäh verfallend in dem Moment, wo er sich unbeobachtet wähnt.

Heute ist er sehr abgeklärt, betrachtet des öfteren einen kitschig gefaßten Ring mit einem riesigen Topas. Spricht mit gewollt ruhiger Nonchalance und streicht sich prüfend über das zu wellige Haar.

Die Schiffsjungen nähern sich den Gästen und beginnen sich anzubieten. Keine Heuer, nicht das richtige Schiff, zu schlechte Route. Aber ihr Ehrgeiz geht nach einer Puderdose und ausrasiertem Nacken. Jeden Abend trinken sie ungezählte „Tulpen“ Bier und schlafen dann sorglos auf den Bänken ein, irgendein besserer älterer (festliegender Ausdruck) Herr bewacht treu und ängstlich ihren Schlaf. Oder der Wirt scheucht sie hoch mit den Worten: „Wenn du müde bist, geh nach oben!“ Dann verschwinden sie hastig. Der ältere Herr blickt ihnen verdrossen nach.

Gegen Morgen kommt die Königin. Ein schwarzhaariger Zigeuner. Er geht auf die Kaiserin zu, küßt sie, sie tanzen zusammen. Ohne jedes Zeichen von Ermüdung bewegt sich die Kaiserin, Schiffsjungen, Frauen, Schauspieler, Kaufleute sehen sie benommen an. Dann verschwinden beide.

Jetzt ist die graue Zeit. Zigarettenrauch lagert dicht über den Köpfen, irgendwo zanken zwei mit heller und tiefer Stimme, die Kellner stehen todmüde an der Bar, der große schwarze Wolfshund des Wirtes knurrt öfter. Der kleine alte Grogkessel singt vernehmlich. Die Musik spielt ratschig und falsch.

Dann geht man am besten — — des öfteren noch angehalten, angebettelt um eine Zigarette und 20 Pfennig für ein Nachtquartier. Der Wirt öffnet selbst die Tür — — man sieht die kleinen alten Hamburger Häuser gegenüber im Morgendämmer, links und rechts vom Eingang stehen Matrosen, herausfordernd gekleidet, blicken frech und böse. Drinnen beginnt gerade noch der kahle Klavierspieler — „Gern hab ich . . .“

Immer noch — oder schon wieder geht drüben der Damenmantel mit der Herrenstimme. Etwas bleicher. Noch fragender.



Schaffgotsch

DAS KLEINE WEISSE ZIMMER IN HAVANNA

Von

BEVERLEY NICHOLS

Nach ein paar Stunden Fahrt über ein Meer bebenden Purpurs kamen wir nach Havanna, einer Stadt von uralt nackter Schönheit. Aber ich habe nicht im Sinn, von Havannas verwitterten, sonngebackenen Straßen zu schreiben, noch von dem Farbengefunkel, das von hunderten, auf den Borden der offenen Bars gereihten Flaschen gleißt, noch von dem bleichgrünen Licht, das nächtens die Stadt ins Elysium eines Mondsüchtigen wandelt. Nachdem ich gesehen habe, was ich sah, waren diese Herrlichkeiten mir wenig oder nichts. Was ich sah, war ein kleines weißes Zimmer.

Havanna, Hauptstadt von Kuba, steht unter Obhut der amerikanischen Regierung. Wohlan: ich möchte das Augenmerk der Regierung auf die Greuel lenken, die ständig in diesem kleinen weißen Raum begangen werden. Es geht Amerika an. Amerika gab Kuba Unabhängigkeit. Amerika gibt Kuba Wohlfahrt. Was Amerika in Kuba sagt, gilt. Es wäre an der Zeit, daß jemand etwas sagte über diesen kleinen weißen Raum.

Es ist ein Raum, wo Menschen zu Tode gewürgt werden. Nicht schnell und gnädig, sondern langsam, in unaussprechlicher Qual. Das Würgen geschieht im Namen der Gerechtigkeit; denn der Raum ist die Hinrichtungszelle des Hauptgefängnisses im Staat.

Ich kann nicht fühlbar machen, was ich fühlte, ohne daß ich die Umstände schildere, unter denen ich das Gefängnis besuchte. Der Besuch fand statt am Ende eines vollkommenen Tages. Ich muß diesen Tag wieder wachrufen, um seinen Ausgang begreiflich zu machen.

Mit einer Entdeckungsreise durch die Stadt hatte ich begonnen. Während dieser Entdeckungsreise spürte ich, zum erstenmal in meinem Leben, etwas von dem Rausch, der den amerikanischen Reisenden befällt, wenn er zum erstenmal mit „Altertum" in Berührung kommt. Ich erfuhr das Entzücken am Alten um des Alters willen. Wir in England, die wir aufgewachsen sind unter alten Dingen, werden leicht stumpf gegen den besonderen Zauber des Alters an sich. Wir studieren zum Beispiel an einem elisabethanischen Haus lediglich den Stil. Es ist guter Stil oder schlechter Stil — basta. Aber wenn man eine Weile von England weg war und plötzlich in eine altertümliche Stadt gerät, so erwacht etwas wie ein sechster ästhetischer Sinn in einem, und man sieht, daß Alter in sich eine Schönheit hat, die gar nichts zu tun hat mit dem Stil, in dem sie sich ausdrückt.

Und so, indes ich durch diese engen Straßen wanderte mit ihren verwitternden Mauern, ihrem köstlichen eisernen Gitterwerk, ihren winzigen Seitengäßchen, durch die die Katzen mit gewählter Grazie stolzierten, war es mir, als wehte mir aus jedem Winkel verklungene Melodie wieder zu — als wandelte ich hier ins wahre Leben zurück. Jenes Gefühl, das mich so oft in Amerika befallen hatte, beunruhigte mich nicht mehr: das Gefühl, als wäre ich in einer Kulissenstadt; als wäre das Leben, in all seiner fürchterlichen Wirklichkeit, ein Bühnenbild und als könnte die Szenerie jeden Augenblick sich verschieben, wenn ich den Rücken kehrte. Nein — hier in Havanna war alles viel tiefer gewurzelt. Die Häuser hier standen seit Jahrhunderten — die Stürme der Jahre hatten sie umbraust, tausend Sonnen hatten sie weißgebrannt.

So auch die Menschen. Es waren wirkliche Menschen — nicht bloß Präsidenten von Körperschaften, Frauen von Präsidenten von Körperschaften, Sekretäre von Präsidenten von Körperschaften. Sie waren einfach Menschen, Leute — die das Leben liebten und haßten, die tranken und starben und wieder geboren wurden. Ihre Stimmen klangen wahrer, ihr Lächeln glänzte lebendiger, Tiefe des Unbekannten war in ihren Augen.

Wir lunchten und gingen zum Rennen. Ich liebe Rennen sehr. Ich meine, sie würden noch netter sein ohne die Pferde, aber man kann nicht Vollkommenheit verlangen. Das Publikum entschädigt für alles. Das Publikum hier war herrlich. Es wimmelte von Monstern. Man sah einen Mann, so fett, daß man das Gefühl hatte, er täte es absichtlich. Man sah Zwerge, die herumhobbelten und mit hohen Stimmen krähten. Man sah Trottel, die mit allen zehn Fingern in der Luft fuchtelten und den Vorbeigehenden die Zunge herausstreckten. In Abständen auf die Bänke gepflanzt befanden sich prächtig bemalte Kokotten. Es waren Kokotten vom alten Schlag, wie man sie in seinen Schülertagen mit tränenreichen Gedichten zu besingen pflegte. Sie waren abgenutzt und rührend,



Hermine David

mit glänzigem Haar und hektischen Wangen. Sie schienen so gleichmäßig verteilt unter die Menge, daß einen Augenblick die wilde Idee mich durchzuckte, die kubanische Obrigkeit habe vielleicht, mit echt lateinischer Logik, ein System von Angebot und Nachfrage ausgearbeitet und just diese Anzahl zugelassen und keine darüber. Indessen, ich nehme an, diese Idee sei nur eine Ausgeburt meiner eigenen garstigen Phantasie. Dann, nach dem Rennen, frönten wir einem Bade. Ich weiß keinen anderen Ausdruck für die wonnevolle Hingabe an diese Verrichtung. Das Wasser hier war wie beseelt von Musik. Man schwamm durch einen Diskant von Kristall, hinab in eine Mittellage von Topas, und endete vertauchend in purpurner Tiefe. Wem die Metapher nicht gefällt — mir gefällt sie. Sie erinnert mich an etwas, was ich nicht gern vergessen möchte.

Aber eines ist, das zu vergessen ich vieles darangeben würde. Ich fuhr allein nach Hause. Plötzlich fand ich mich auf einem großen freien Platz voller Menschen. Ich fragte meinen Chauffeur, was alle die Leute hier wollten. „Hier ist das Gefängnis, Señor“, sagte er. „Heut ist Besuchstag.“ — „Könnt' ich nicht auch hinein?“ — „Wenn Sie mit einem Gefangenen bekannt sind, Señor.“

Ich ließ im Geiste blitzschnell diejenigen meiner Bekannten Revue passieren, von denen man allenfalls hätte annehmen können, daß sie zur Zeit in den Mauern eines kubanischen Gefängnisses schmachteten. Doch derart hatte sich meine

soziale Stellung während der letzten sechs Monate gehoben, daß mir nur ein einziger einfiel. Und der, wußte ich, befand sich in Wormwood Scrubs.

Also sagte ich zu dem Chauffeur: „Leihen Sie mir fünf Dollar." — „Gewiß, Señor" — womit bewaffnet ich denn in das Gefängnis einzog.

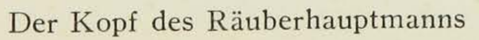
Kaum war ich drin, gefolgt von einer kleinen Suite von Beamten und Wärtern, so bot sich meinen Augen ein bemerkenswerter Anblick. Der Außenhof war gedrängt voll von Freunden und Angehörigen der Gefangenen — viele Farbige darunter —, die ihre Arme durch die Gitterschranken steckten. Diese Freunde und Angehörigen, die sich nicht der Bekanntschaft mit Chauffeuren erfreuten, von denen sie sich fünf Dollar leihen konnten, durften nicht hinein. Und so waren sie darauf angewiesen, ihr bißchen Leidenstrost, so gut es eben ging, zwischen Eisenstäben hindurch zu verabreichen. Ich sah Paare, die sich bei den Händen hielten, ganz still, und einander in die Augen schauten. Ich sah ein kleines altes Weibchen mit vor Kummer närrisch verzerrtem Gesicht, das wie wahnsinnig immerzu den Ärmel ihres jungen Sohnes streichelte, der mürrisch stillhielt und ein Mädchen anglotzte, das schwatzend nahebei stand. Ich sah eine farbige Frau, die gegen die Stäbe schlug und wilde Schimpfworte im Patois schrie. Ich sah ein junges Paar, bleich wie der Tod, mit geschlossenen Augen, die Lippen gegen dieselbe Eisenstange gepreßt, die sie schied. Mir begann ganz anders zumute zu werden, als mir eben noch gewesen war. Freiheitsberaubung jeglicher Art ist hassenswert. Hier stellte sie sich dar in ihrer grellsten Form.

Wir begaben uns in den inneren Hof. Gestank von ranzigem Fett schlug uns entgegen. Er kam von vier riesigen Kesseln, in denen das Abendessen für die Gefangenen gekocht wurde. Wir schritten durch ein ganzes Heerlager von Männern — alles Sträflinge. Ich beobachtete sie verstohlen, um zu sehen, ob sie wohl irgendwelche besonderen Verbrechermerkmale an sich hätten. Ich sah keine. Vielleicht war es kindisch, dergleichen zu erwarten. Aber kindisch doch wohl nicht, eine Wallung von Mitleid in sich aufsteigen zu fühlen für Männer, die genau so anständig, freundlich, menschlich schienen, als irgendeiner von denen, die man Freunde nannte.

Ich begann mich zu fragen, warum ich überhaupt hergekommen sei. Jedermann starrte uns an. Es war eine Erlösung, als wir in die Bereiche eintraten, die für die ärgsten Übeltäter vorbehalten sind, und, eine Treppe emporsteigend, den Blicken der eingesperrten Tiere im Hof entschwanden. Aber hier gab es nur wieder noch mehr Tiere zu sehen. Eine große Halle öffnete sich vor uns. Es müssen mindestens dreihundert Männer darin gewesen sein. Sie ergingen sich in allen denkbaren Stellungen der Niedergeschlagenheit. Etliche liefen immerzu im Kreise herum, sehr schnell und krampfhaft, die Augen starr zu Boden gerichtet. Andere lagen mit dem Gesicht am Boden. Andere lehnten mit dem Kopf gegen die Wand. Eines war ihnen allen gemein — sie vermieden, einem in die Augen zu schauen. Ich schämte mich bitterlich — nicht weil sie Gefangene waren, sondern weil ich es nicht war. Welches nur irgendwie erdenkliche Recht hatte ich, so kaltblütig hier zwischen ihnen hindurchzugehen, mit einem mitleidigen Seitenblick an ihnen vorbei und wieder hinaus in die Sonne? Warum saßen sie hier im Käfig, indes ich frei war? Was hatten sie getan, das ich nicht unter Umständen auch tun würde?



Photo Nething



Der Kopf des Räuberhauptmanns



Ausstellung Galerie Flechtheim

Holzskulptur der Oster-Insel

Der neue ungarische Henker Antal Kozarek

Fox Photo

Deven-Bulle

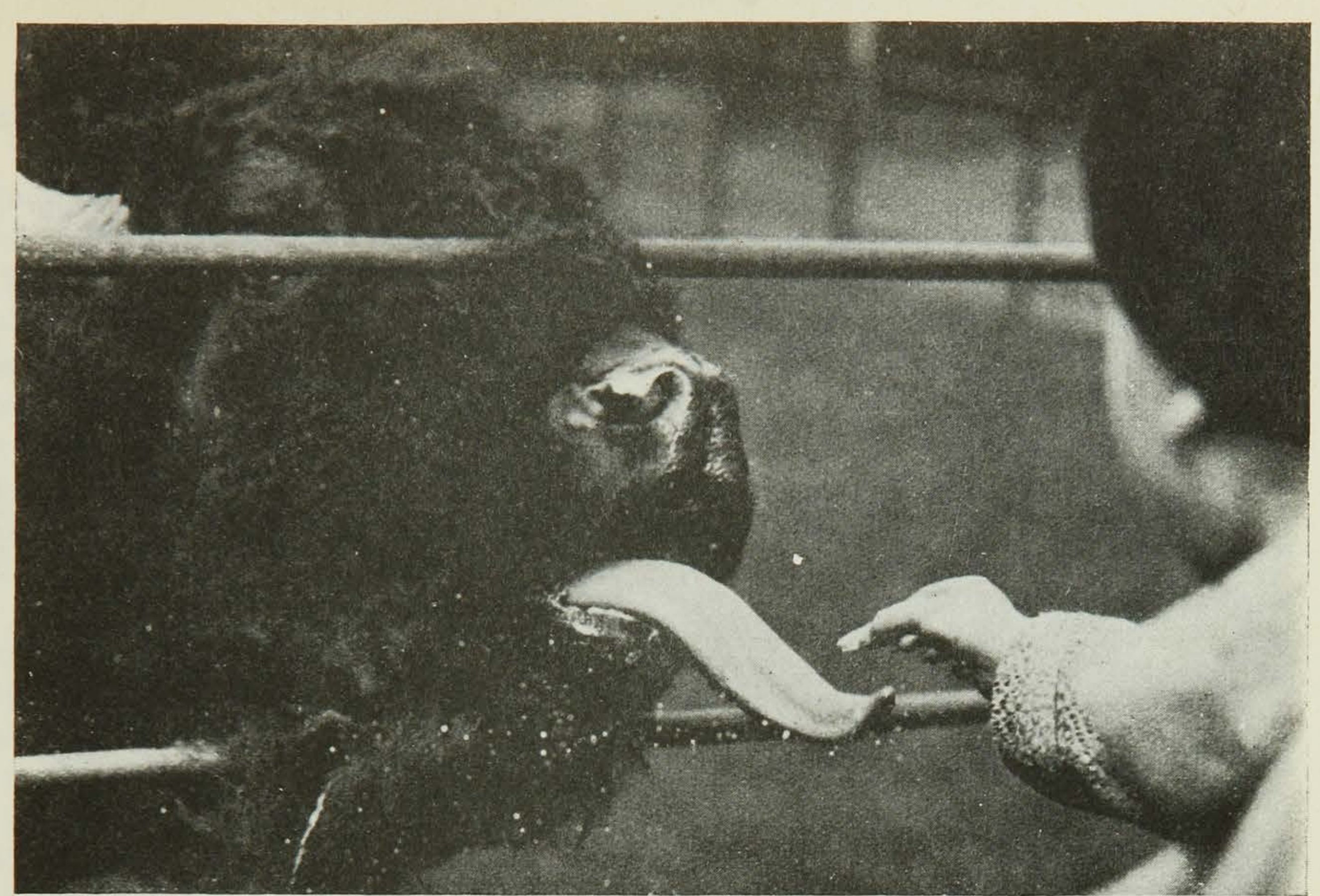


Photo Seidenstücker

Bison-Bulle

Photo The New York Times

Die verhafteten Matrosen des Alkoholschiffs „I'm Alone“

Hermann Haller, Weinende (1929)

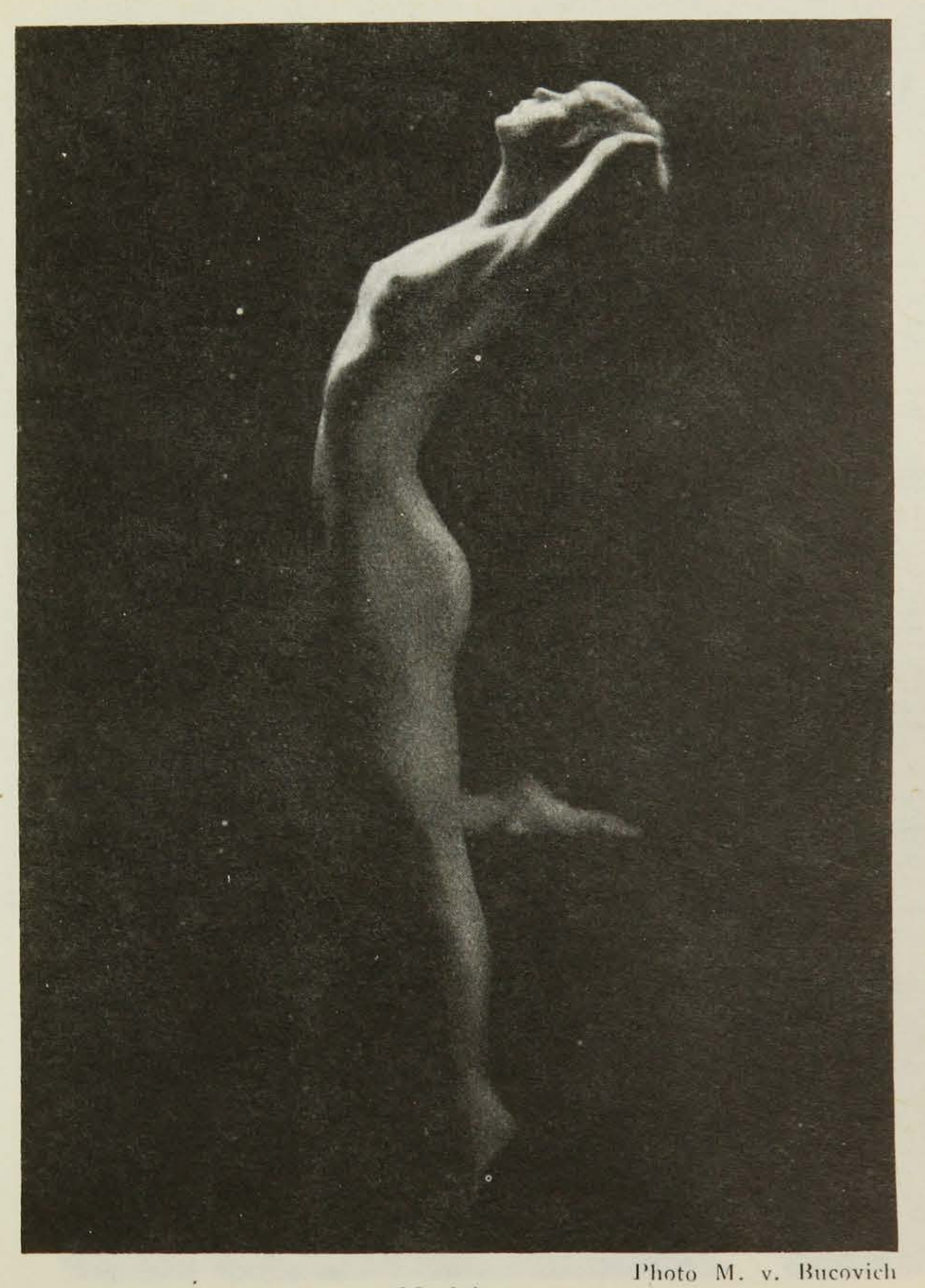


Photo M. v. Bucovich

Mädchen

„Auf wie lange sind die Leute hier?“ fragte ich. „Ganz verschieden. Fünfzehn Tage bis fünfzehn Jahre.“

Wir waren nun in einem engen, finsteren Korridor. Undeutlich las ich auf einem Schild das Wort „Unverbesserlich“. Ich schaute durch ein Guckloch in der Wand und sah in einen winzigen Gang mit sechs Türen. Alles sehr dunkel. „Was geht da drin vor sich?“ fragte ich. Mir stand kaum der Sinn nach der Antwort, aber ich mußte fragen. — „Widerspenstige Leute.“ — „Was — was müssen sie da machen?“ — „Im Dunkeln sitzen.“ — „Allein?“ — „Natürlich.“ Er sah mich an wie einen Idioten. „Vierundzwanzig Stunden manchmal. Manchmal eine Woche.“ Er kicherte. „Da sind sie dann schon zahm.“ — Er machte rechtsum. „Hinrichtungszelle“, sagte er und deutete auf eine Tür gegenüber. „Wollen Sie sehen?“ Ich nickte. Mir war, als glitte ein kalter Zugwind durch den Gang. Er riß eine Tür auf und forderte mich auf einzutreten. Ich trat ein.

Ich sah einen kleinen weißen Raum. So geblendet war ich von dem Sonnenlicht draußen, daß ich einen Augenblick meinte, der Raum sei leer. Dann, ganz allmählich, in der Mitte, nahm ein Etwas Gestalt an. Es war ein Stuhl, der auf einer Erhöhung, etwa einen Fuß überm Boden stand. Anfangs schien es ein völlig harmloser Stuhl. Dann, nach und nach, erkannte ich seine grausige Beschaffenheit. Zu unterst befanden sich zwei Stahlklammern — Klammern, die die Beine zahlloser Gefolterter umkrallt hatten. An beiden Seiten der Lehne waren dicke Ledergurte, dazu bestimmt, über dem Herzen zusammengeschnallt zu werden, das seinem letzten Schlag entgegenklopfte. Und oben . . . das war das Furchtbarste von allem. Ich dachte, es sei ein elektrischer Stuhl. Dies war mein holder Wahn. Ich sah einen kleinen Stahlzapfen, just in Höhe des Genickes angebracht. Ich sah eine schwere Stahlkurbel dahinter. Aber ich sah keine Drähte.

Der Scharfrichter drehte an der Kurbel. Unwillkürlich trat ich — ahnungsloser Engel — bestürzt einen Schritt zurück. „Sind Sie sicher, daß der Strom ausgeschaltet ist?“ fragte ich. Er grinste. „Nix Strom bei der Maschine hier.“ — „Ja — — was denn dann?“ — Als Antwort tippte er sich mit seinem dicken schmierigen Finger an die Kehle. „Das ist ’ne Maschine zum Erwürgen“, sagte er.

Ich starrte ihn an mit einem Gefühl, als ob sich mir der Magen umdrehte. Durch sein Sausen in meinen Ohren hindurch hörte ich seine Erläuterungen . . . „Viertelstunde kann’s schon dauern. Manchmal zwanzig Minuten. Bei jedem verschieden, wissen Sie. Manchmal trifft sie der kleine Zapfen da gerade am Ende vom Rückgrat und bricht ihnen das Genick und dann ist’s schnell vorbei. Aber andere, die haben nich so’n Dusel. Da will das Rückgrat nich kaputt gehen. Atmen immer weiter. Zähe Sache, so’n Genick von ’nem Menschen, wenn’s drauf ankommt.“

Ich gelangte zur Tür. Ein Schwall Sonnenlicht flutete durch den Raum, umleckte das gräßliche Ding wie eine Flamme. Die Stimme verfolgte mich, lauter, damit ich auch hörte . . .

„Oben sitzt einer, der wartet schon drauf. Is nächsten Monat dran. Möchten Sie ihn mal anschaun?“

Ich war wieder draußen. Ein Trupp Gefangener starrte mich neugierig an. Ich stürzte zum Ausgang und rannte an dem Wächter vorbei. Ich wünschte zu sterben.



Mayrshofer

HENKER-INTERVIEW

Von

GEORG BALINT

Ich unterhalte mich mit dem Henker. Noch vor einer halben Stunde habe ich französische Bücher in der Hand gehalten, Disraelis Biographie von André Maurois und Renan. Renan! Aber jetzt unterhalte ich mich mit dem Henker. Mit dem neuen ungarischen Henker. Der alte ist gestorben, und man brauchte einen neuen. Man konnte sich um den Posten bewerben, es meldeten sich sehr viele Bewerber, unter ihnen auch ein Ingenieur, doch hatte er kein Glück. Als Sieger ging dieser Mann hervor; weil er vom Fach und das Henken in seiner Familie Tradition ist. Sein Vater war ebenfalls Henker gewesen, vor dreißig Jahren, hatte im Frack gehenkt und es in seinem Handwerk zur künstlerischen Vollendung gebracht. Und nun ist auch sein Sohn Henker geworden, Antal Kozarek.

Der Henker ist keine sonderlich dekorative Erscheinung. Er trägt keinen roten Mantel, wie seine Amtsvorgänger, und auch keinen Frack, wie sein seliger Vater. Er ist nach Art wohlsituierter Kleinbauern gekleidet. Außerdem: er ist ein Riese, 186 groß, und wiegt 220 Pfund. Früher einmal war er Ringerchampion im Schwergewicht. Jetzt treibt er keinen Sport mehr, er ist bereits vierundvierzig Jahre alt. Jetzt befaßt er sich nur noch mit ernsten Dingen. Er henkt. Oder, wie es offiziell heißt: vollstreckt das Urteil.

Außerdem: er ist Schinder. Schlägt herrenlose Hunde tot und seziert krepierte Pferde seit fünfundzwanzig Jahren.

„Das liegt in unserer Familie," sagt er, „auch meine Brüder sind Schinder. Auch mein Vater war Schinder, bevor er Henker wurde. Es ist eine angenehme, gute Beschäftigung. Allerdings ist es schwer, die großen Tiere zu sezieren. Man

muß sich darauf verstehen. Auch die Hunde fachgemäß totzuschlagen ist nicht leicht. Darauf muß man sich ebenfalls verstehen."

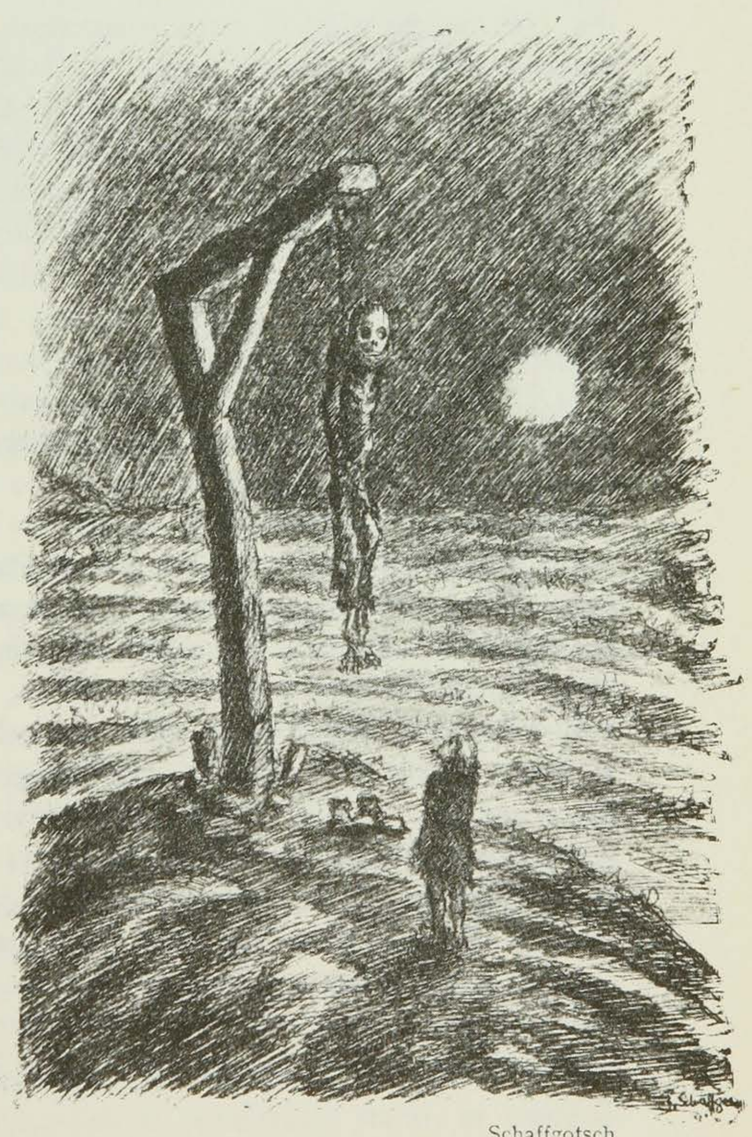
So der Henker, der im Gesicht rote Flecken hat, und ganz winzige, wässerige, blaue Augen. Und er hat auch eine magere, blasse, beinahe hübsche junge Frau, die zu ihm mit stummer Andacht aufblickt.

„Ich habe von meinem Vater das Henken gelernt", erzählt der Henker. „In meiner Kindheit hat mich der Vater zusammen mit den Geschwistern zu seiner Arbeit mitgenommen. Ich habe mir genau angesehen, wie er arbeitet. Ich war ein gelehriges, aufmerksames Kind. Habe damals viel gelernt, was ich jetzt gut brauchen kann. Mein Vater hat schön gearbeitet, genau, reinlich, präzise. Er hat niemals einen Fehler gemacht, das Henken ist ihm stets wie am Schnürchen gegangen. Er wurde auch allgemein geschätzt . . . Und jetzt möchte ich in seine Fußstapfen treten. Ich liebe diesen Beruf. Es ist ein ernster Beruf, nützlich."

Der Riese mit dem roten Gesicht wird beinahe gerührt. Alles ist jetzt so einfach. Das Henken ist eine schöne, künstlerische Arbeit. Renan hat vergeblich geschrieben, Tolstoi ebenfalls, Rembrandt hat vergeblich gemalt, Franz von Assisi hat vergeblich gepredigt, Lindbergh ist vergeblich geflogen. Was bedeutet all dies? Da doch alles so einfach ist: „Mein Vater hat kunstvoll gehenkt."

Aber zur Erlangung des Henkerpostens genügt die Familientradition allein nicht. Dazu braucht man auch eine selbständige Praxis. Antal Kozarek hat sich auch diese verschafft. Wo? Selbstverständlich im Krieg. Ich bitte ihn, von seinem Debut zu reden. Mache ich mit einem berühmten Schauspieler ein Interview, frage ich ihn ebenfalls stets nach der Geschichte seines ersten Auftretens. Und der Henker spricht über sein Debut:

„Es war in Russisch-Polen, während des Krieges. Unsere Soldaten nahmen den Richter eines Dorfes samt zwei Spießgesellen gefangen. Die drei wollten eine Schanze, die wir erobern sollten, mit Wasser überfluten. Sie wurden zum Tode verurteilt. Ich mußte die Arbeit verrichten. Ich war ein bißchen nervös, immerhin, es war meine erste Arbeit. Ich wußte nicht, ob es glatt gehen wird. Es war ja auch kein richtiges, fachgemäßes Henken. Wir fanden einen Baum, an dem henkte ich sie. Der eine wehrte sich, wütend, erschrocken. Aber ich bin ein kräftiger



Schaffgotsch

Bursche. (Beängstigendes Lächeln.) Ich hab' ihm ein bißchen die Kehle zusammengepreßt, und es war erledigt. Er hat die Zunge herausgesteckt. Und da war ich schon beruhigt, Bei den beiden andern ist es schon ganz glatt gegangen. Ich bekam für meine Arbeit auch ein schönes Lob."

Und obschon ich weiß, daß er mich verachten, für dumm und unernst halten wird, frage ich ihn jetzt: „Haben sie Ihnen nicht leid getan?"

Er antwortet mit einem geringschätzigen Lächeln: „Ach, was! Die! Unsere Soldaten wären ums Leben gekommen, wenn der Plan gelungen wäre. Die hätten mir leid getan. Aber ein Feind tut einem doch nicht leid!"

So, jetzt hab ich mein Teil. Der Henker hat mich getadelt, gerügt. Aber nun ist es schon einerlei. Nun gehe ich schon weiter.

„Was ist Ihre Ansicht über die Abschaffung der Todesstrafe?"

Stille. Der Henker überlegt. Das ist ein in sein Fach schlagendes Existenzproblem, darauf muß er, als einzig Berufener, ernst und gewichtig antworten. Er hat eine Weltanschauung, eine moralische Weltordnung zu verteidigen.

„Die Bestien müssen ausgerottet werden", sagt er schließlich in sehr energischem Ton. „Die Menschheit muß von ihnen befreit werden. Man braucht sie nicht zu bedauern, sie verdienen den Strick. Wen der Richter verurteilt hat, der verdient ihn. Ich spreche nicht in meinem Interesse, ich möchte, daß man nicht zu henken braucht, denn dies würde bedeuten, daß es keine verbrecherischen, schlechten, sondern nur noch gute Menschen gibt. Aber die Moral muß bewahrt werden. Das Gute muß verteidigt werden. Ich verteidige es, weil ich ein starker Mensch bin, und mein seliger Vater war es ebenfalls. Und es ist Gott wohlgefällig, daß ich meine Kräfte zur Verteidigung des Guten verwende."

Da hätten wir die Ethik des Henker. Jetzt kommt die Aesthetik an die Reihe.

„Was lesen Sie?" frage ich ihn.

„Wissen Sie, man hat viel zu tun . . . Und abends ist man müde . . . Aber Sonntags pflege ich zu lesen, Kriegsbücher und ähnliche Sachen, aber selbstverständlich nur gute, kluge Bücher."

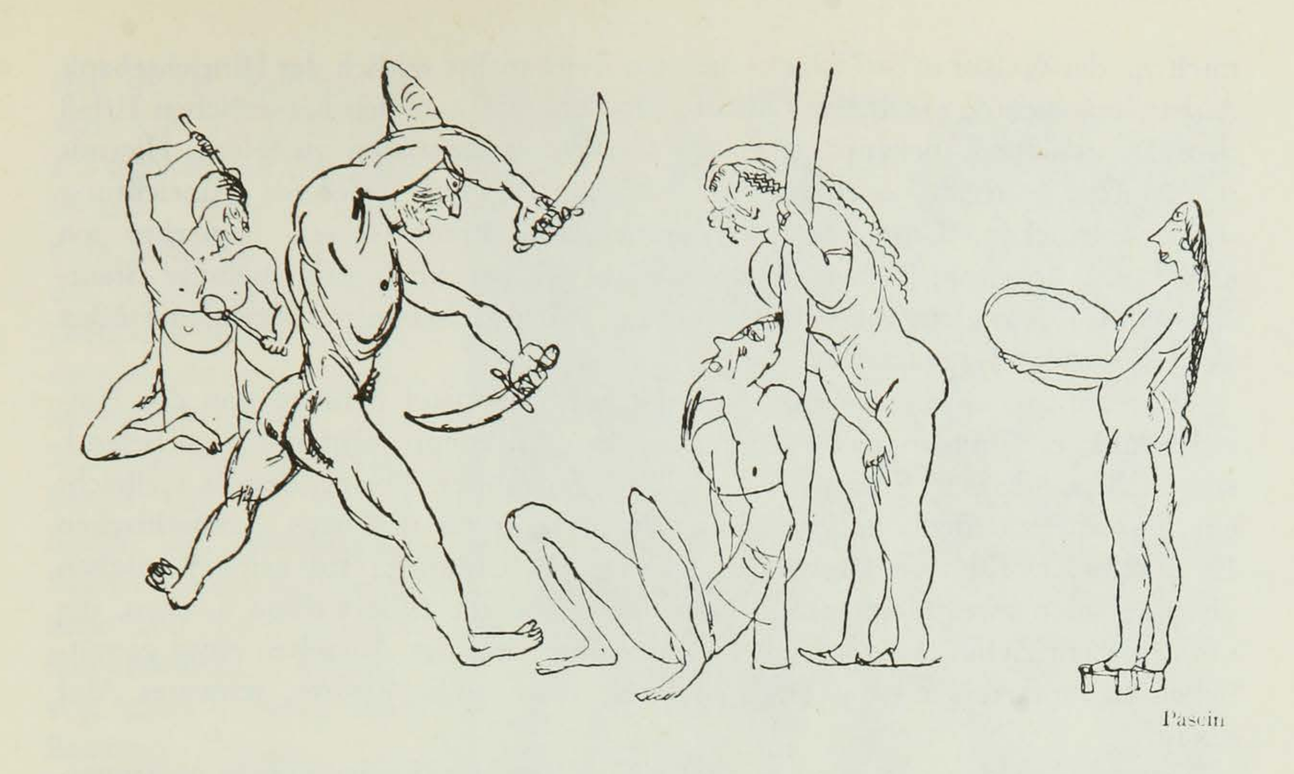
„Gehen Sie ins Theater?"

„Ins Kino gehe ich oft. Zu guten witzigen Filmen. Wo man richtig lachen kann. Denn ich lache sehr gern. Da ist zum Beispiel der Chaplin, belieben Sie zu wissen, das kleine magere Männlein, in den verdammt großen Schuhen . . . Ueber den kann man von Herzen lachen. Und dann der große und der kleine Mann, Pat und Patachon . . . über die lach ich mich zu Tode."

Auch in den Zirkus geht der Henker gern. Im Sommer geht er auf die Jagd. Kurz und gut: er führt ein harmonisches, einfaches gesundes Leben. Er ist ein großer Optimist und ein kleiner Epikuräer. Er sagt, das Leben sei schön, und es sei wohltuend, gut zu lachen und sich zu freuen.

„Ich sehe gern die guten Seiten des Lebens," sagt er. „Sorgen und Traurigkeit dagegen mag ich nicht. Doch hab ich zu derlei auch keine Veranlassung, mein Gewissen war immer rein. Ich habe bisher meine Arbeit stets redlich getan, und auch in Zukunft wird niemand über mich klagen."

(Deutsch von Stefan J. Klein)



DIE HINRICHTUNG

Ein Erlebnis

Von
WALTER v. SCHULZ

Einst, es war in tiefer Friedenszeit, saß ich als junger Leutnant in unserem Kasino in Bromberg beim Abendbrot, als mir eine Ordonnanz einen schriftlichen Regimentsbefehl brachte, auf dem zu lesen war: „Morgen um 4 Uhr 40 Minuten vorm. stehen 2 Züge der 11. Kompagnie dem Gefängnisdirektor zur Verfügung (Exerzieranzug). Meldung vor dem Hauptportal des Gefängnisses." Als Führer war ich kommandiert. Auf meinen telephonischen Anruf bei dem mir bekannten Gefängnisdirektor erfuhr ich, daß dort um 5 Uhr eine Hinrichtung stattfinden sollte, wozu die beiden Züge als Absperrung und noch zu anderen Zwecken benötigt wurden. Hinrichtung! — Na schön. Ich mußte an den Ausspruch meines damaligen Obersten denken: „Ein guter Pommerscher Füsilier ist zu allem zu gebrauchen". Ich ging früher als sonst nach Hause, begleitet von frommen Wünschen seitens der Kameraden, wie z. B. „Pass man auf, daß Herr Reindel nicht Eure Köppe verwechselt!"

Als ich am nächsten Morgen zur vorgeschriebenen Zeit das Eintreffen der beiden Züge dem Gefängnisdirektor meldete, sagte er mir, daß ein Zug draußen zur Absperrung benötigt würde, während ich mich mit dem zweiten auf dem kleinen hinteren Hof des Gefängnisses dem Staatsanwalt zur Verfügung stellen sollte.

Auf dem Hof fand ich etwa ein Dutzend Menschen um einen kleinen Tisch versammelt, vor dem der Staatsanwalt in Amtstracht stand; er empfing

mich mit der Weisung, daß ich mit meinem Zuge rechts seitlich der Hinrichtebank Aufstellung nehmen sollte, um in dem Moment, wenn er den Kaiserlichen Erlaß dem Delinquenten bekannt gibt, das Gewehr präsentieren zu lassen. Hiermit wäre meine Aufgabe erledigt, und ich könnte nach erfolgter Hinrichtung wieder abrücken. Unter den versammelten Zylinder-Herren bemerkte ich einige mir bekannte Richter, einige Ärzte aus der Stadt und mehrere Stadtälteste. Auf dem kleinen Tisch stand in der Mitte zwischen riesengroßen Stößen von Akten das Kruzifix.

Ich baute meinen Zug wunschgemäß auf, etwa fünf Schritte von der Hinrichtebank entfernt, und da ich mich selber auf dem rechten Flügel befand, stand ich gerade dem Scharfrichter Reindel gegenüber. Dieser, damals vielleicht ein Mann Ende der fünfziger Jahre, machte einen durchaus sympathischen Eindruck. Er war von kleiner, untersetzter Behäbigkeit; aus seinem frischen Gesicht sahen zwei kleine fröhliche Augen, und die silberweißen Locken, die unter seinem Zylinder hervorsahen, gaben ihm eher das Aussehen eines gemütlichen Landpfarrers als das eines Mannes, dem ein so ernstes, schweres Amt oblag.

Ganz anders dagegen sahen seine drei Gehilfen aus; dies waren richtige Ringer-Erscheinungen, riesengroße Leute mit kleinen Köpfen zwischen den breiten Schultern und Händen von fabelhaften Ausmaßen. Sie hatten zur Feier des Tages schwarze Röcke angezogen, während Herr Reindel im Frack erschienen war, den er aber zur Exekution auszog. Vor mir stand in seiner ganzen Länge die Hinrichtebank, von welcher zu beiden Seiten zwei Lederriemen herabhingen, um den Delinquenten eventuell festzuschnallen. Am Ende der Bank befand sich etwas erhöht der Klotz, auf welchen der Kopf des Hinzurichtenden gelegt wurde; für dessen Kinn war ein passender Ausschnitt auf dem Klotz hergestellt. Auf diesem zeichnete Herr Reindel mit einem aus der Westentasche herausgeholten Stückchen Kreide in der Mitte einen langen feinen Strich.

So war es fünf Minuten vor fünf Uhr geworden, und ich benutzte diese Zeit bis zum Beginn der Exekution, um meinen Leuten zu sagen, daß sie sich tapfer halten sollen und daß derjenige, der annehme, daß er vielleicht schlapp machen würde, sich ruhig melden solle; ich würde ihn dann zum Absperrungskommando hinausschicken und von dort einen Ersatzmann anfordern. Kaum hatte ich meine Ansprache beendigt, meldete sich ein kleines Männchen vom linken Flügel des zweiten Gliedes, seines Zeichens Lederarbeiter in Dramburg, mit den Worten: „Herr Leutnant, ich jlaub, mich wird ein bißchen ibel werden.“ Ich schickte den Mann hinaus, und als Ersatz meldete sich ein kleiner Berliner Junge mit strahlenden Augen, der schließlich noch darum bat, in das erste Glied einrangiert zu werden. Auch diese Bitte konnte ich ihm gewähren, da sein Vordermann, ein Holsteinischer Bauernsohn, recht gern mit ihm tauschte.

So wurde es 5 Uhr, und als 10 Minuten nach 5 immer noch nichts zu sehen war, sprach ich mit Herrn Reindel über die Unpünktlichkeit, worauf er mir erwiderte: „Ach wissen Sie, die Leute haben natürlich vorher noch alle möglichen Wünsche, um die Sache gern noch etwas hinauszuschieben. Das ist ja verständlich.“ Herr Reindel hatte inzwischen das Beil mit der sehr breiten Schnittfläche und offenbar mit starkem Vorgewicht dem Etui entnommen und es griffbereit neben

sich gelegt. Endlich, es war 5 Uhr 15, hörte man aus irgendeiner Ecke des kleinen Hofes: ping, ping, ping, ping. Es war das Armesünderglöckchen, welches man besonders zu diesem Zwecke aufgehängt hatte. Das Tor wurde geöffnet, und herein trat mit festem Schritt der Delinquent. Rechts von ihm der Geistliche und links ein Gefängniswärter, gefolgt von noch weiteren drei Beamten. Ich hatte Gelegenheit, den Mörder genau anzusehen, und muß sagen, daß er keinen schlechten Eindruck auf mich machte. Unter vollem, dunkelbraunen,



Elisabeth Dibbern (Scheren-Schnitt)

gescheiteltem Haar sahen zwei verträumte Augen hervor, und das Gesicht fand einen harmonischen Abschluß durch einen wohlgepflegten, in der Mitte gescheitelten kastanienbraunen Vollbart. Man hatte wohl aus Sicherheitsgründen in der letzten Zeit vom Rasieren Abstand genommen. Er nahm in militärischer Haltung Aufstellung vor dem Richtertisch und stützte sich nur ab und zu auf ein vor ihm liegendes Aktenbündel. Der Staatsanwalt wiederholt die Anklage. Der Mann hatte, als er in einem benachbarten Dorf reichlich Alkohol zu sich genommen hatte, ein kleines sechsjähriges Mädchen, das ihm zum Nachhausebringen übergeben worden war, im Walde vergewaltigt, es dann erwürgt und die Leiche in die Brahe geworfen. Da er in dieser Beziehung schon von früher etwas auf dem Kerbholz hatte und deswegen zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden war, hatte das Gericht auf Todesstrafe erkannt. Nach Vorlesung des Urteils sagte dann der Staatsanwalt: „Ich mache Sie jetzt mit dem Kaiserlichen Erlaß bekannt.“ Und dieses war der Moment, wo ich mit meinem Zuge in Funktion trat. „Stillgestanden das Gewehr über, Achtung, präsentiert das Gewehr!“ Der Staatsanwalt las nun vor: „Wir Wilhelm von Gottes Gnaden machen von dem uns zustehenden Begnadungsrecht keinen Gebrauch, sondern lassen der Gerechtigkeit freien Lauf! — Herr Scharfrichter, walten Sie Ihres Amtes!“

Was sich nun ereignete, war das Werk weniger Sekunden. Jedenfalls ging es wesentlich schneller, als ich hier berichten kann. Nachdem der Mörder das ihm hingereichte Blatt mit der Kaiserlichen Unterschrift scheinbar eingehend studiert hatte, war es ihm kaum wieder aus der Hand genommen, als er auch schon von den beiden riesigen Händen der Gehilfen ergriffen und ihm mit einem Ruck sein

Gefängnisrock und Hemd, die vorher bereits eingeschnitten und nur oberflächlich wieder zusammengenäht waren, bis auf die Brust heruntergerissen wurde. Sie zogen jetzt den nunmehr völlig Willenlosen und Apathischen auf die Bank herauf, der dritte Gehilfe, der bereits vorher seinen Platz vorne vor dem Block genommen hatte, paßte sein Kinn in die Leere und hielt den Kopf fest, während Herr Reindel das Beil kaum merklich anhob und es fallen ließ. Der Kopf rollte nun auf das reichlich ausgestreute Sägemehl, während das Blut aus der Schnittwunde des Halses zunächst in breitem Strom, dann aber im Tempo des Pulsschlages bald langsamer hervorquoll. Der Kopf war übrigens wunderbarerweise direkt auf die Schnittfläche gefallen, stand also aufrecht — und nun geschah etwas Seltsames. Langsam, in gleichen Abständen, öffneten sich die Augen und Mund und schlossen sich wieder. Ein Vorgang, der von den Ärzten mit großem Interesse beobachtet wurde. Erst nachdem der eine Gehilfe die Lage des Kopfes veränderte, so daß das Blut nunmehr freien Austritt hatte, hörten die unwillkürlichen Zuckungen von Augen und Mund auf.

Bald nach der Exekution wollten zwei der Gefängnisbeamten den Körper nehmen, um ihn in den inzwischen bereitgestellten Sarg zu legen. Jedoch verhinderte dies ein Gehilfe des Scharfrichters mit den Worten: „Nee, nee, erst ruhig ausbluten lassen, nachher läuft das Blut auf die Straße und das macht einen schlechten Eindruck.“ Dabei drückte er auf das rechte Schulterblatt des toten Körpers.

Da meine Funktion längst beendigt war, wollte ich abmarschieren, als einige Leute meines Zuges sich an mich mit der Bitte wandten, ob wir nicht noch bleiben könnten, bis die Einsargung erfolgt wäre; man hätte nämlich bei ihnen erzählt, daß Hingerichteten im Sarge der Kopf zwischen die Beine gelegt würde. Also blieb ich noch, und wir konnten bald feststellen, daß dieses eitles Gerede sei; der Kopf wurde vielmehr so gut an den Rumpf herangepaßt, daß man nichts von dem gewaltsamen Tode des Delinquenten merken konnte, besonders, da man inzwischen auch die vorher heruntergerissenen Kleider wieder in Ordnung gebracht hatte.

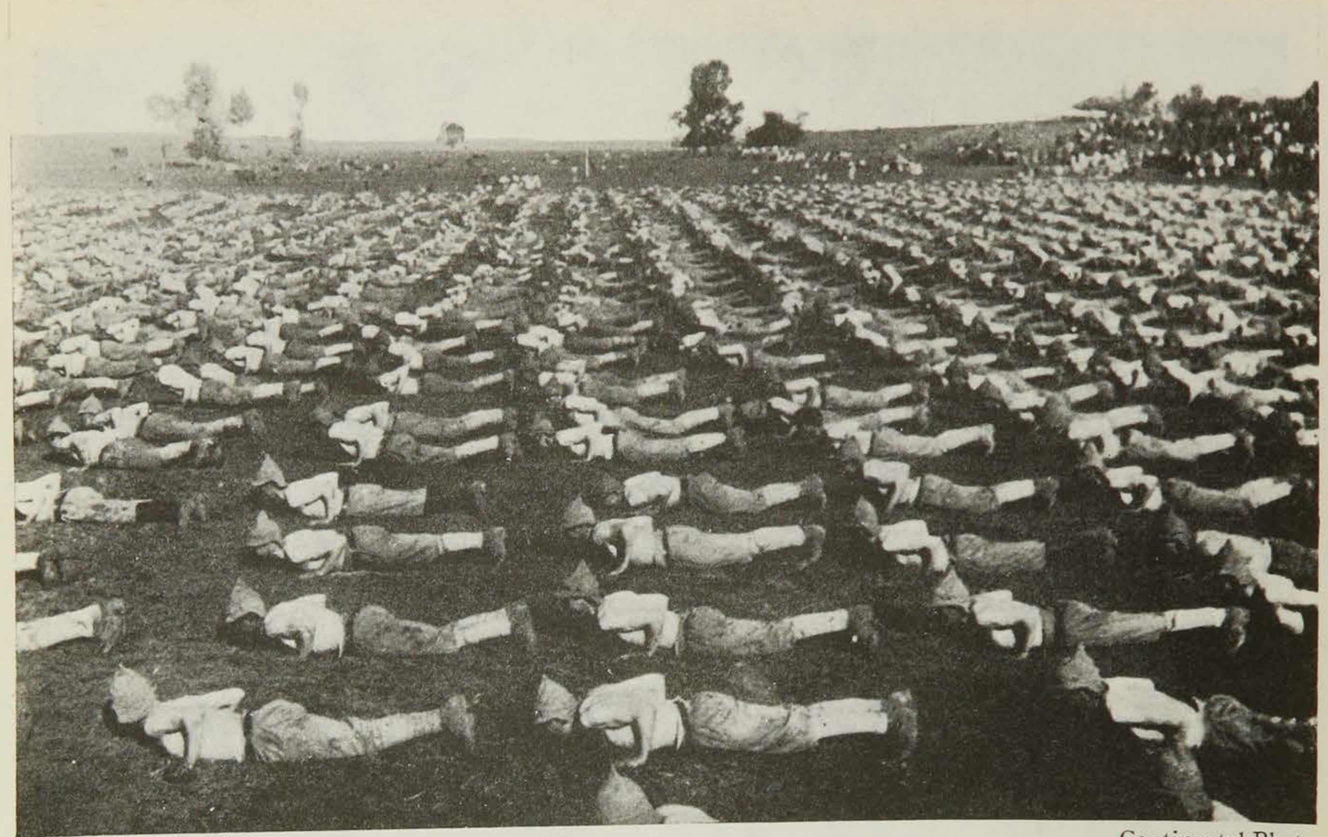
Als ich nun mit meinem Zuge hinausmarschierte, sah ich am Eingang zum zweiten Gefängnishof ein altes, vollständig zusammengebrochenes Mütterchen stehen, daß, von oben bis unten in ein schwarzes Tuch gehüllt, heftig schluchzte und dem vom neben ihr stehenden Gefängnisgeistlichen liebevoll Trost zugesprochen wurde. Es war die Mutter des Mannes, der eben in den Sarg gelegt worden war, und sie folgte dann auch später als einzige Leidtragende, vom Pfarrer gestützt, dem Leichenwagen auf der kurzen Strecke zum Gefängnisfriedhof.

Draußen vor dem Gefängnis wartete eine unübersehbare Menschenmenge, und nur mühsam konnten uns Polizisten den Heimweg bahnen. Als ich seitlich des Zuges ging, hielt mich plötzlich ein altes häßliches Weib, vor Neugier zitternd, am Arm fest und schrie mich an: „Herr Leitnantje, Herr Leitnantje, erzählen Sie doch mal, ist er auch tot?“ Sie hielt mich so fest, daß ich sie hätte umreissen müssen, wenn ich weitergegangen wäre, und erst, als ich ihr die Antwort gab: „Jawohl, er ist tot, und Sie kommen wahrscheinlich auch gleich ran“, gab sie mich unter einem Aufschrei des Entsetzens frei, und ich konnte nun mit meinen Leuten unbehindert zur Kaserne marschieren — in den sonnigen Frühlingsmorgen.



Photo Trümper

Schwimmerin

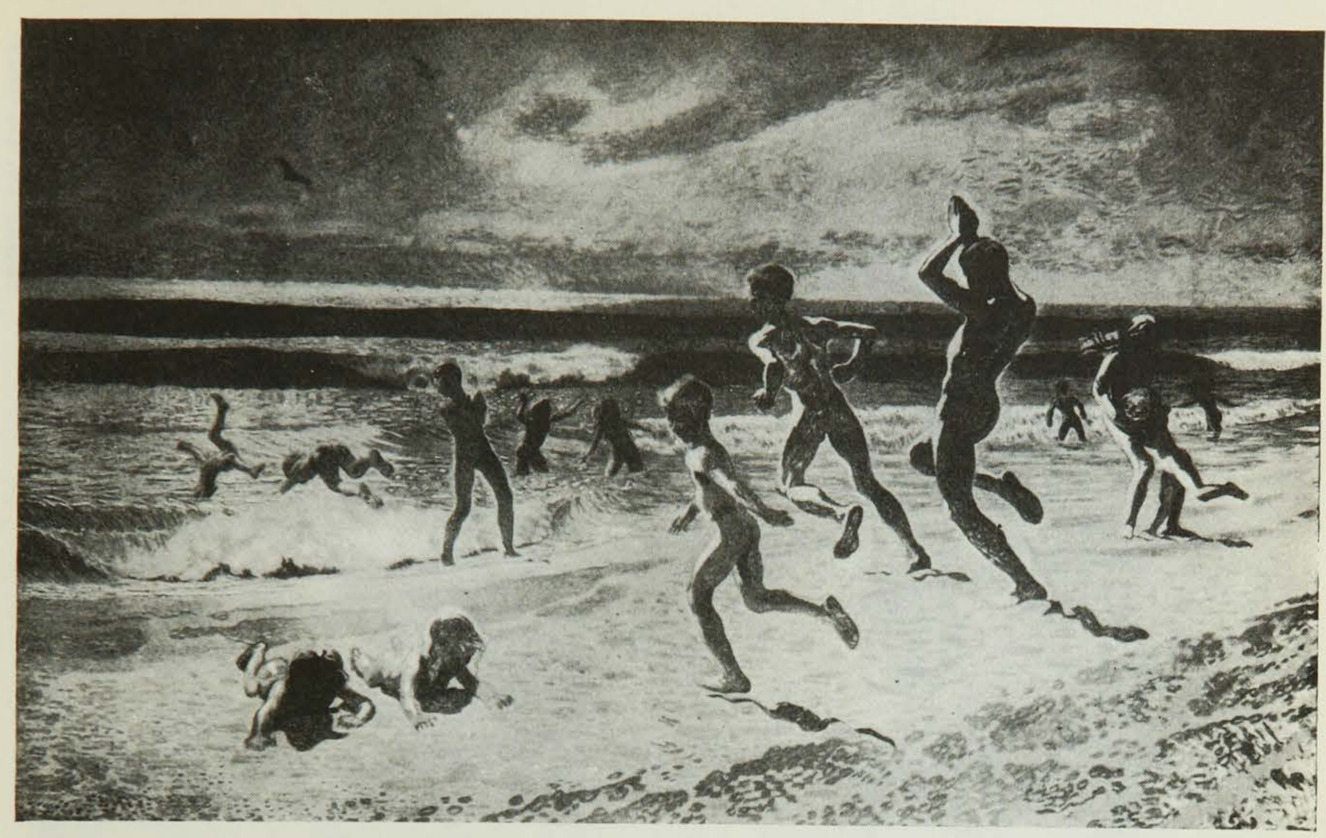


Continental-Photo

Uebungen der Roten Armee

Crocusblüten

Aus „Der Garten und seine Jahreszeiten“ von Schindler-Kache (Verlag Ullstein)



Sammlung Gotthardt, Malmö

J. F. Willumsen, Sonne und Jugend

Photo Riebicke

Reichswehrsoldaten bei Wünsdorf

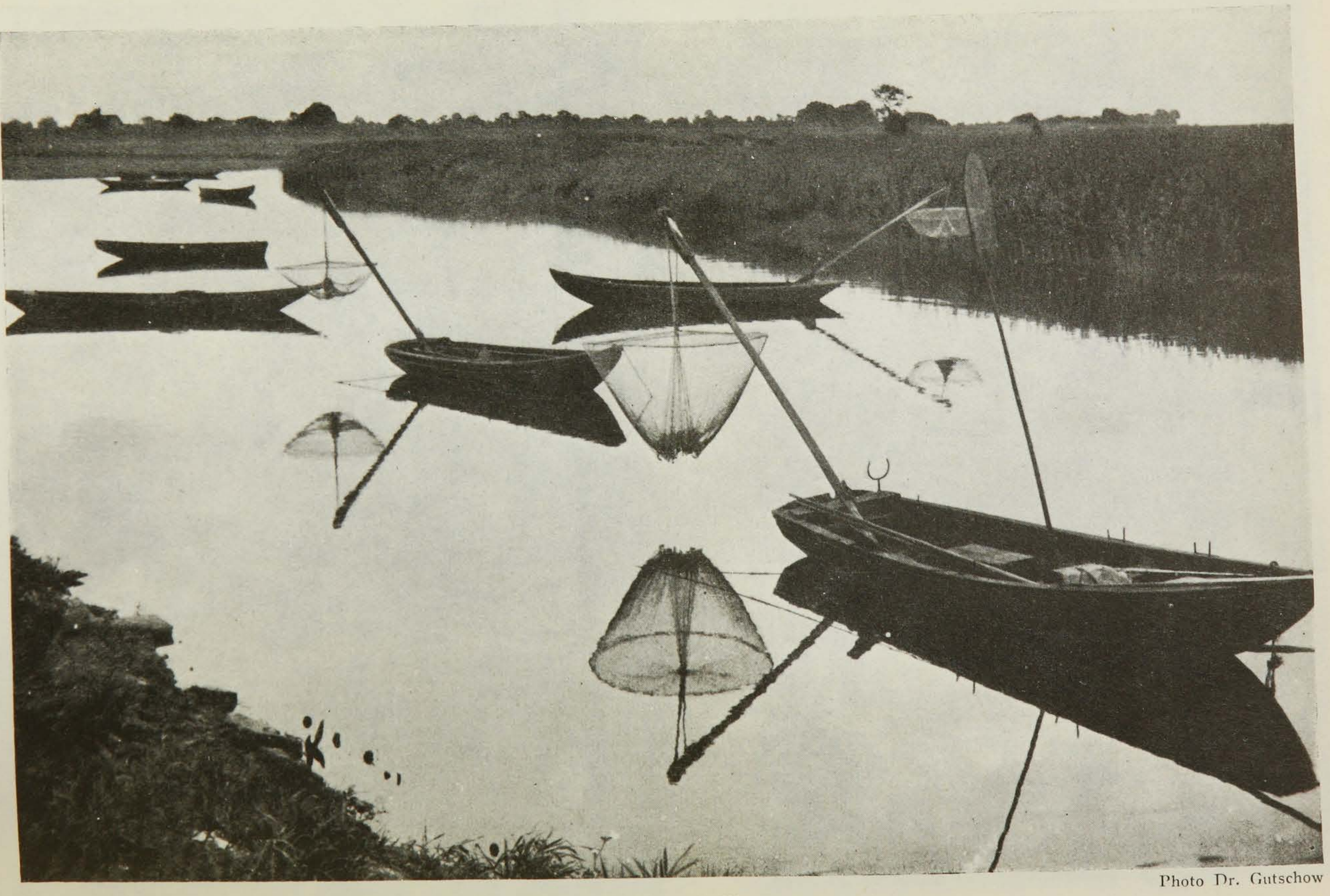


Photo Dr. Gutschow

Mittagsstille

MARGINALIEN

PASSANTEN-GESPRÄCHE

I. BERLIN, KURFÜRSTENDAMM

. . . Ha kész lesz a kèp küldjön . . .

. . . kein Wort mehr von Erotik, Wolfgang. Wir . . .

. . . im Sommer wollen die Leihämter keine Smokings nehmen . . .

. . . fabelhaftes Anzugsvermögen, macht 130, eben überholt, Type 28, gefedert wie das Bett der Pompadour . . . Sehen Sie sich morgen den Wagen an . . . eine dicke Mezie!

. . . Alte Kleider zu verkaufen?

. . . wenn ick mir amüsieren will, loof ick uffn Wedding!

. . . man müßte die Schose anders aufziehen . . .

. . . habn wir Mostrich zu Hause, Hanne?

. . . ich hätte mich weniger verändert als sie . . .

. . . Jessas, wenn i an Wean zrückdenk — — na, da geht mir a die Gall raus!

. . . Scheiße! . . .

. . . die Fritzi aus dem Eldorado hat sich 'n Opel gekauft . . .

. . . mir platzt der Wechsel!

. . . wolln mal mitm Zwanzijer Bus fahren, vielleicht . . .

. . . er sei ihr verfallen und dürfte nicht . . .

. . . vorher eine Flasche Kognak kaufen. Zigaretten hab' ich im Nachtkästchen . . .

. . . eine Drecksau, mein Wort . . .

. . . Boze drogi, pan tysz jestes w Berlinie . . .

. . . diese Schönheitskönigin aus dem Lunapark . . .

. . . ein wenig auflockern . . .

. . . fahr ich also mit dem Hilfsoperateur nach Werder hinaus. Und eine Rolle . . .

. . . vielleicht eine Zigarette ohne Mundstück? Nee?

. . . das ist ein subjektiver Begriff . . .

. . . Madame, Sie verlieren die Hosen! — Komm, laufen wir, jetzt hat sie 's gehört!

. . . einen Körper, sag ich dir . . .

. . . wenn Sie sich so für meine Gespräche interessieren, dann kleb ich Ihnen eene, daß Ihnen sämtliche Jesichtszüje entgleisen . . . vastanden?

. . . Aber, Exzellenz, wenn ich herkomme, ist alles gleich . . .
. . . Bis wann? Die ganze Nacht?. . .
. . . Ich hab geglaubt, er geht in die Luft, wie ich . . .
. . . Hat er was gefragt, wie ich bin? . . .
. . . Sie hat gesagt, sie gibt keine Vorspeise, aber dafür . . .
. . . Hat sie sich nett benommen, ist er immer böser geworden . . .
. . . Der Leo Lanczij ist einer der hervorragendsten . . .
. . . und nachher war's dann von Vorteil . . .
. . . einmal hab ich Rosen um zwanzig Schilling genommen, einmal um fünf . . .
. . . Abwesende charakterisieren . . .
. . . ja blöd, sagt die Mizzi, das is ihre Angelegenheit, und kein Mensch . . .
. . . that's bad . . .
. . . den Offenbarungseid hat er auch gel . . .
. . . denn das Gebackene ist viel zu . . .
. . . beim Gerstner um eins . . .
. . . i hab zum Beispiel Donnerstag was z'tuan . . .
. . . der Trudel ihr Hut rutscht, wenn sie . . .
. . . inneres Erleben . . .
. . . du kannst mich . . .
. . . schön jeder sein Essen mitbringen . . .
. . . zoch zesch . . .
. . . sie ist aber vorbei . . .
. . . kannst du die Sache gründlich betrachten . . .
. . . du hast das ganz recht . . .
. . . die Polizei sagt, mit Rücksicht auf den Mann . . .
. . . wann der gelbe Schuach anhat, geht sie a zu eam . . .
. . . unterwegs ham sie sich noch schnell geküßt . . .
. . . nur Berlin. . .
. . . ruf ich an den Formanek . . .
. . . grauer Grund, und drauf zartgrüne Kleeblatteln . . .
. . . nur fürcht' ich, sie is eine Klette . . .
. . . russische Handelsvertretung . . .
. . . as egesch . . .
. . . 27 Millionen . . .
. . . tanzen kann er . . .
. . . eine Frau hat ihm ein Mohnbeugel g'schenkt, damit . . .
. . . und die Schwägerin mag absolut nicht . . .
. . . ein Steckbrief! No, siehst du! . . .
. . . schuschinian ta po k . . .
. . . das Nachtmahl sehr mäßig . . .
. . . am besten ein Zwischenfall beim Länderwettspiel . . .
. . . der Schnitzler? Einen Vollbart . . .
. . . unterm Hund . . .
. . . wird so ein normaler Mensch reden? . . .



George Grosz

. . . hat der Frau Schatz d' Eier g'stohlen . . .
. . . man soll sich direkt an die Verwandten wenden, nach Olmütz . . .
. . . joj, hab ich mich gesehnt nach meiner Wohnung . . .
. . . megweknek . . .
. . . ich hab auch nie was übrig gehabt für schöne Wadeln . . .
. . . siehst du, die hat ihn sterben lassen, weil . . .
. . . in Grinzing wohnen Sie . . .
. . . geh her da! . .
. . . er hat sich so schön entschuldigt . . .
. . . und das Libretto in Ischl . .
. . . Untersuchungshaft . . .

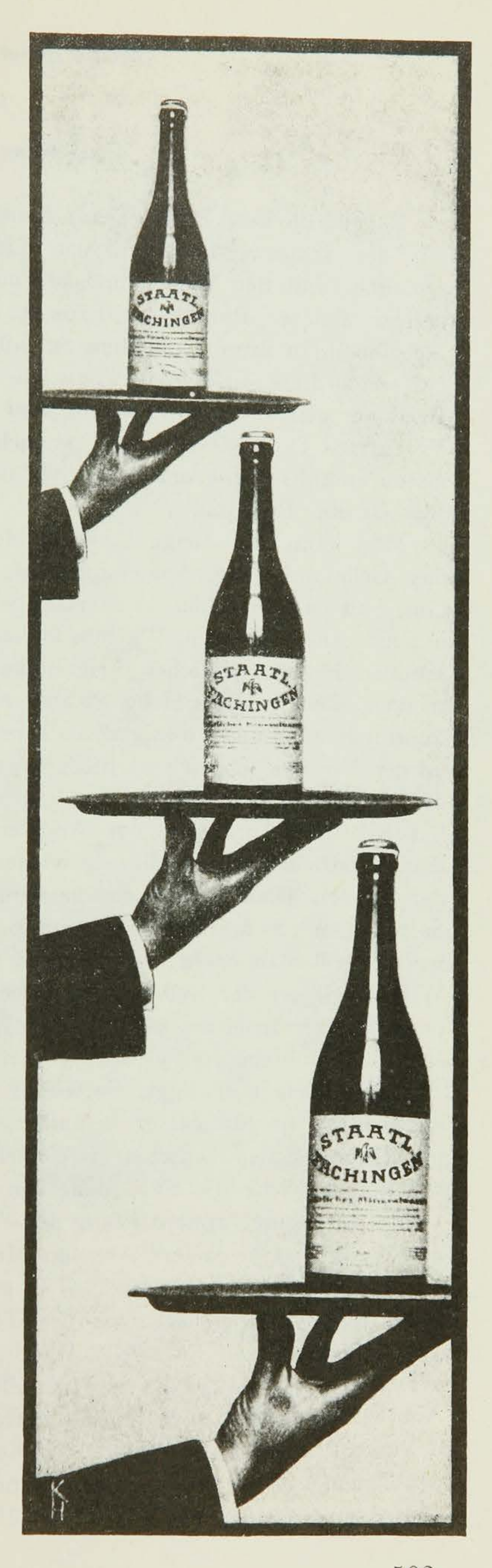
Heute führt man um Helenen keinen Trojanischen Krieg mehr (eine Frau ist schließlich kein Absatzgebiet), heute veranstaltet man um Helena Tennis-Turniere. Paris spielt noch immer eine Rolle dabei, aber nicht mehr der königliche Hirte, zu dessen Schönheits-Konkurrenz ganze drei Frauen — zugegeben Göttinnen — auszogen und sich auszogen. Die *Stadt* Paris empfängt die schöne Helena, andere Städte entführen sie weiter, sie wandert von Ort zu Ort, sie durcheilt die Welt, bewundert, bejubelt, beschrieben, bedichtet, bekämpft und niemals besiegt — *Helen* Wills.

Wieder einmal, und diesmal wirklich, hat U. S. A. „the biggest". Helen Wills ist ein doppelter Tennis-Superlativ, sie ist die schönste Meisterin und die größte. Sie hat das Erbe der Suzanne Lenglen angetreten, und sie wird es noch einige Jahre verteidigen, ob sie es weiter vererben oder ob es ihr schon bei Lebzeiten entrissen werden wird, das ist schwer vorauszusagen. Sie ist eine Schönheit und eine Künstlerin, auch das wieder doppelt, denn sie ist Malerin. Ich ziehe das Rakett in ihrer Hand dem Pinsel vor. Sie hält mehr von der Malerei. Das, was der Mensch wirklich kann, imponiert ihm ja nie.

Helen Wills hat sich zum Tennis erzogen, sie hat aber auch glänzende Erzieher gehabt. Frl. Wightman — die Stifterin der gleichnamigen Tennis-Trophäe, die jährlich zwischen den Damen Englands und der U. S. A. umkämpft wird und vielleicht bald zu einem „Davis"-Pokal im Damentennis ausgebaut werden wird — Frl. Wightman war ihre Lehrerin, was aber mehr sagen will, der erste „große Bill", William Johnstone, war ihr Lehrmeister.

Sie spielt den Stil Johnstones, kalifornisches Tennis. Johnstone war ein so glänzender Stratege, daß er immer richtig zum Ball stand, daß er wenig im letzten Augenblicke laufen mußte, daß er meist einen Sekundenbruchteil „Zeit" hatte. Diese glänzende Placierung gestattete ihm, seine Füße vor jedem Schlag förmlich im Boden zu verankern und seine Schläge aus einem Stand herauszukanonieren, wie er solider kaum vorgestellt werden kann. Ist diese kurze Skizze seiner Spielweise nicht zugleich eine Beschreibung des Spiels der Wills? Sie läuft mit der Anmut und der Leichtigkeit einer Antilope, aber sie läuft weit weniger gern als diese. Gut laufen ist gut, denkt sie, noch besser ist: gar nicht laufen müssen. Sie arbeitet ökonomisch. Welcher Feldherr dächte daran, heutzutage offene Feldschlachten zu liefern? Helen Wills „gräbt sich ein", sie geht in Stellung wie ein graziöses Geschütz, und sie bombardiert ihre Bälle scharf und genau, wie nur eine Tennis-Kanone.

Wäre ich ein Bildhauer, ich schüfe eine Plastik von ihr im Augenblick vor dem Aufschlag. Ihre linke Fußspitze hat sich die Linie ertastet, sie fühlt sich dort förmlich ein. Der Ball schwebt empor, von einer Bewegungswelle getragen, die in der Spitze des rechten Fußes entspringt und sich durch den ganzen Körper fortsetzt bis zu den Fingerspitzen der linken Hand. Eine zweite Welle folgt, voll Harmonie. Der Körper dreht sich in der Hüfte nach rechts, er zieht sich nicht zusammen, wie bei so vielen Spielern, er biegt sich bloß, bis er gespannt ist wie ein Bogen, und dann schnellt dessen Sehne, die Rechte mit dem Rakett, hoch und vor, und das Geschoß sausssst!



Man hat Helen Wills als herrlichen Eiszapfen geschildert. Grundfalsch! Sie ist keine Statue, sie ist ein sogar sehr lebendiges Bild. Sie beherrscht sich gut, sie hat sich eine Fassade des Gleichmuts antrainiert, eine Maske. Aber ihre Persönlichkeit, ihr Temperament ist zu stark, um sich so verbergen zu lassen. Ihre schlanken, rassigen, nackten Beine bleiben nie ganz ruhig. Sie bewegen sich an der Stelle, sie tänzeln „in sich" sozusagen, aber sie tänzeln. In ihrem ruhigen Gesicht spielen alle Züge mit, der Mund öffnet sich, und die grünen Augen leuchten auf und blitzen. Ihr Griff um den Schläger kann leicht sein, aber auch wild und wütend, ihr Schlag mechanisch scharf, aber auch glashart und schneidend. Es ist, als ob sie sich selbst immer zuriefe: „Helen, was habe ich dich gelehrt? Ruhe bewahren, eisige Ruhe!" Sie hört sich und sie hört auf sich, aber sie kann nicht aufhören, es doch immer wieder erst hören zu müssen. Sie geht sich selbst durch, sie nimmt sich selbst an der Hand. Sie weiß, weshalb sie sich zügelt, ihr Temperament wäre sonst zu feurig für vorzügliches Tennis.

Sie ist an Gestalt, Gesicht und in der Anmut ihrer Bewegung eine moderne Hellenin, diese amerikanische Helene. Sie strebt scheinbar auch nach dem idealen antiken Gleichmaß der Gefühle. Sie ist *Herr* ihrer selbst und spielt nicht, wie sonst Damen spielen, sondern eben wie ein Herr, wie ein *Spieler* von Weltklasse. *Der* Wills nannte ich sie, nicht wegen ihres Wesens, das weiblich, sondern wegen ihrer Spielart, die männlich ist. *Dr. Willy Meisl.*

„Der schöne Mensch." Die Darmstädter Kunstausstellung ist von der Interessengemeinschaft fortschrittlicher Künstler Hessens veranstaltet.

Meine geliebte Insel Sylt.

Von

Leopoldine Konstantin.

Der nördlichste Punkt Deutschlands, die schmale Insel Sylt, die parallel mit der schleswig-holsteinischen Küste wie ein tapferer Vorposten ihre schlanke Linie den Wogen und Stürmen der wilden Nordsee aussetzt, ist mit keinem anderen Punkte der Erde zu vergleichen. Sie ist so einzigartig, so individuell, in ihrer sachlichen Schönheit so echt, daß es leicht zu verstehen ist, wenn diese Insel nicht Bewohner hat, sondern fanatische Eingeborene, Insulaner genannt, nicht Freunde oder Anhänger, sondern in sie Verliebte und Vernarrte. Diese Insel lieben ist nicht dasselbe wie einen angenehmen Sommeraufenthaltsort bevorzugen; Sylt lieben heißt: Mitglied einer Sekte sein. Sylt ist eine Religion.

Man kann das ewige Problem der Liebe ebensowenig ergründen, wie das Geheimnis der Anziehungskraft dieses Paradieses zu enträtseln ist. Gut, Sylt ist sehr schön, Westerland ist modern, mit einem Nord- und Südbad, mit modernen Anlagen, Warmbadehaus, Tennisplätzen, Golfplatz, Reitgelände, schönen Hotels, lieblichen Friesenhäusern, man kann dort gut essen und trinken, abwechslungsreiche Strandfreuden werden geboten, aber nicht mehr, allerdings auch nicht weniger, als sonst überall an der See im allgemeinen und an der Nordsee in den verschiedenen anderen Orten. Während sonst der Reiz des Sommeraufenthaltes in der Untreue zum früheren Aufenthaltsort liegt, hat Sylt nur Anhänger, nur Anbeter, die jährlich treu wiederkehren. Wer einmal dort war, kehrt immer wieder zurück. In Westerland auf Sylt hält derzeit den Dauerrekord ein berühmter Zeitungsmann, der in der vorigen Saison zum 42. Mal den Sommer dort verbrachte (womit gleichzeitig gesagt werden soll, daß er in der heurigen Saison zum 43. Mal hinkommen wird). Wir Mitglieder der Sylter Sekte haben viel Respekt vor diesem größten Verehrer unserer Insel und glauben ihm blind alles, was er als Gründe der leidenschaftlichen Liebe zu Sylt sich zurechtgelegt hat: „Ich bin drauf gekommen, worin das Geheimnis liegt. So wie es zweierlei Arten von Fischen gibt, solche, die sich nur im Süßwasser aufhalten, und andere, die ins Salzwasser gehören, müssen auch die Menschen zweierlei Gattungen aufweisen: solche die Sylt lieben und solche die Sylt nicht kennen. Sylter und Nichtsylter."

(Für den ungekrönten König der Westerländer Kurgäste scheint — tertium non datur — eine andere Art von Menschen gar nicht zu existieren.)

Wir richtigen Sylter sind — so paradox es auch klingen mag — mit den großartigen Errungenschaften der Technik, die in den letzten paar Jahren Westerland an die Spitze der Weltbäder gestellt haben, gar nicht recht einverstanden. Wir bewundern wohl alles, doch wir freuen uns nicht über den Anblick der täglich pünktlich eintreffenden Flugzeuge, die mit stolzem, selbstbewußtem Geräusch die Möwen auf den Dünen aufscheuchen . . . Herrlich ist der Damm, ein wahres Wunder der modernen Bautechnik, schöner als der Weg von Mestre nach Venedig, über zwölf Kilometer zwischen Festland und Insel



Die 3
Henkell
Kupferberg
Matheus Müller

in die wogenden Wellen des Meeres gebaut, angenehm die Reise in den „Trains rouges", den neuen roten Waggons der „Mitropa", wunderbar: am Abend (Lehrter Bahnhof) in das Schlafkoupé einzusteigen und um 7 Uhr früh in einem monumentalen neuen Westerländer Bahnhof auszusteigen, schön ist der Tagesbäderzug, der von früh bis nachmittag den großen Weg in ein paar Stunden zurücklegt; der Anblick der rasenden Lokomotive auf dem Hindenburg-Damm, rechts und links von Wellen umtost, ist einfach göttlich: gleichzeitig der Sieg menschlicher Arbeit über die Natur. Der Hindenburg-Damm sollte als Propaganda für deutsche technische Leistungsfähigkeit noch viel mehr ausgenutzt werden, nur wir von der Sylter Sekte waren — neben aller Bewunderung für das große Werk — auch mit dem alten Dampfer „Kaiser" ganz zufrieden, der uns aus Hamburg in 12stündiger Seefahrt an den Schönheiten der Küste vorbei nach Hörnum brachte, von wo aus dann die primitive kleine Klingelbahn uns wichtigtuerisch auf die verschiedenen kleinen Bahnhöfe von Westerland, Wenningstedt, Kampen und List beförderte.

Man müßte einmal Westerland gegen die im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein der Uninformiertheit liegenden Verleumdungen in Schutz nehmen. „Brr . . . ist es dort kalt," hört man, wenn man das Wort Westerland ausspricht, „ach, geht dort ein Wind, dort kann man ja erfrieren", sagen immer Menschen, die keine Ahnung von der berauschenden Schönheit des Nordseewindes haben. „Das liegt ja gleich bei Island oder ganz nahe zu Grönland, dort muß man doch erfrieren!" Das sind glatte Verleumdungen. Allerdings kamen einmal zwei Damen nach Westerland, ohne inneren Drang oder Ueberzeugung, nur weil es eben in Mode war, aufgedonnert mit riesenbreiten Hutkrempen, und traten aus dem Hotel gerade in dem Augenblick, als der herrlichste Westwind salzig und frisch über die Insel wehte. Um ihre Toiletten und Hüte besorgt, konnten die Damen keinen Schritt machen. „Hier zieht es!", sagten sie und kehrten fluchtartig in die Hotelhalle zurück, setzten sich an ihre Bridgetische und verließen am nächsten Tage die Insel. Alle, denen es in Westerland „zieht", die von „Zugluft" sprechen, die nicht wissen, daß der Wind die heilvollsten Wirkungen ausübt, daß der Wind die Seele und die Organe des Menschen reinigt, sollen nicht nach Westerland kommen, die gehören nicht zu uns.

Ich kann nicht in den Verdacht kommen, für Westerland Propaganda zu machen, wir Anhänger dieser schönen Insel Sylt sind unser genug. Wir brauchen keine Hilfstruppen.

Rossius will Straßen taufen. Rossius hat draußen vor der Stadt, vielleicht weiß man Bescheid, eine Kolonie aufgebaut. Alles brav und nett, und jedes Haus hat eine Regentonne, grün angestrichen. Professor Seeck lustwandelt durch die Kolonie, trifft Rossius, Rossius tobt. „Was ist los, Rossius?" — „Die Gemeinde macht mir schon wieder Schwierigkeiten. Wegen der Straßennamen." — „Wie sollen die Straßen denn heißen, Rossius?" — „Drei Straßen: die eine, hab ich vorgeschlagen, soll *„Leerlauf"* heißen, die zweite *„Müßiggang"*, die dritte *„Instanzenweg"*. Die Kerls sind dagegen." *C. B. („B. Z.")*





Neuerwerbungen des Folkwang-Museums

Gustav Wolff, Frau

Eduard Manet, Der Sänger Faure als Hamlet

Alfred Fischer, Dienstgebäude des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk, Essen

Renger Photos

Nebentreppe dieses Hauses

Der Burgplatz in Essen

1908

1929

Galerie Flechtheim

Carl Hofer, Das Gewitter



Kunstverein

Bartolomeo Veneto, Bildnis

aus den Jubiläumsausstellungen des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen in Düsseldorf

Essen.

Essen ist die große Enttäuschung der Reporter, zumal für solche, die es sehr eilig haben; denn für sensationelle Berichte gibt die Stadt nichts her. Die Kohlen liegen nicht zentnerweise auf der Straße herum, ein weißer Kragen oder ein helles Kleid ist nicht in einer Stunde schwarz vom Ruß, sie werden mehr oder weniger schnell schmutzig, wie anderswo auch.

Der alte Stadtteil ist wie in den meisten Städten eng, unsymmetrisch gebaut, und die Hauptgeschäftshäuser haben sich dort niedergelassen, und das Menschengewoge, das einer Goldgräberstadt ähneln soll, kommt so zustande, daß einige Straßen für den Fahrverkehr gesperrt sind und die Fußgänger nicht rechts oder links, sondern mitten auf dem Fahrdamm gehen, jeder wie er will. Die Häuser von Essen sind nicht auf Abbruch gebaut, weil die Kohlen mal alle werden könnten wie das Geld in der berüchtigten Goldgräberstadt, nein, die Häuser sind sehr stabil, auf lange Lebensdauer gebaut. Die Bergschäden, die Risse in den Häusern verursachen, sind natürlich nicht meterbreit, wie die Sage geht, und verursachen keine Einsturzgefahr. In Berlin mag es mehr baufällige Häuser geben als hier. Der Westen der Stadt ist nicht das vornehme Viertel wie in vielen Städten, sondern das Arbeiter- und Kleinbürgerviertel, wie ein eiliger Reporter feststellte mit dem Ergebnis, Essen habe kein sogenanntes vornehmes Viertel. Der rasende Reporter hätte sich ein klein wenig mehr Zeit nehmen müssen, und er hätte im Süden der Stadt und in Bredeney beneidenswerte Wohnviertel entdecken können.

Wer das öffentliche und gesellschaftliche Leben hier in seinen intimen Zusammenhängen kennenlernen will, braucht Zeit. Es ist aus Tradition konservativ, kritisch mit Vorsätzen, dabei aber nicht gedankenlos, salopp. Alles, was den Anschein des Mondänen hat, ist äußerst verfemt, und die Frau des berühmten Industriellen X. ist nach der Mode von 1913 gekleidet. Die großen Gesellschaftsabende werden im Stile der Vorkriegszeit gepflegt, ein wenig leutselig, ein bißchen steif, etwas aufgesetzt — dies verhindert allzu große Vertrauensgespräche — das Managen. Die Tradition beruft sich auf den Urgroßvater, der Montags morgens mit einem Handkoffer voll Mustersachen 4. Klasse seine Kundschaft besuchte und nur durch Fleiß und Qualität seiner Erzeugnisse und durch eine äußerst einfache Lebenshaltung es zu dem gebracht hat, was die Familie heute ihr eigen nennt. Auf Hügel, dem Wohnort der Familie Krupp mit weit über 100 Angestellten, soll Frau Berta Krupp von Bohlen-Halbach, angetan mit einer großen weißen Kleiderschürze, selbst in Haus und Küche mit tätig sein. Diese betonte Einfachheit ist hier sehr beliebt und macht populär.

Das kulturelle Leben muß man, nach strengen kritischen Maßstäben gewertet, als in dem ersten Anfangsstadium bezeichnen. Die kulturellen Schwarmgeister, die in Essen wie in dem gesamten Ruhrgebiet ein neues Kulturzentrum wittern, befinden sich stets in einem großen fundamentalen Irrtum, da sie nur übertragen wollen, keine Zeit haben oder, besser gesagt, zu bequem sind, um etwas Originelles zu schaffen; denn das gesamte Gebiet hat einen eigenen Charakter, der stärkste, konsequente Berücksichtigung verlangt. Die Schicht, die anderswo als Förderer kulturellen Lebens in Betracht kommt, ist hier vollkom-

men uninteressiert, ihr Sinnen und Trachten gilt zu jeder Zeit der Wirtschaft. Jedoch die Jugend, die die traditionellen Grundsätze elastisch handhabt, ist dabei, Essen ein eigenes Kulturleben zu schaffen. Das neueröffnete Folkwang-Museum, die künstlerischen Umgestaltungen der städtischen Bühnen, das neuerbaute Haus der Technik sind Anfänge eines bestimmten Willens, und das Wichtigste dabei ist, daß die erwähnten Einrichtungen nicht aus dem Gedanken geschaffen wurden, weil andere sie auch haben, sondern daß sie aus innerer Notwendigkeit entstanden sind. Die Personalpolitik mag an diesem oder jenem der genannten Einrichtungen zuweilen nicht die wünschenswerte sein, doch dieses ist zur rechten Zeit am schnellsten zu ändern.

Wenn hier mehr dem Pessimismus das Wort gegeben wurde, so geschah es, um einen goldigen Optimismus Außenstehender einzudämmen. Wenn anderwärts die Kommunalverwaltung oft kunstfeindlich gesinnt ist, so ist vom amtlichen Essen zu berichten, daß es in der Persönlichkeit des Oberbürgermeisters Eugen Bracht einen zielbewußten Förderer des neuen kulturellen Lebens besitzt.

H. K.

Zuschriften von Rundfunkabonnenten. „Die Kündigung meiner Rundfunkempfangsanlage erfolgte aus nachstehendem Grunde: Rundfunkanlage schon seit sechs Wochen zertrümmert im Interesse einer lieben Mitbewohnerin, die sonst durch meinen Radio ins Irrenhaus gekommen wäre, wie sie sagt. Sollte Gott dieses Treibhausgewächs durch Tod abberufen, so richte ich mir wieder einen Radio ein.· Solange muß ich auf den Genuß verzichten. Hoffentlich hat Gott bald ein Einsehen!“

„Ich möchte Ihnen freundlichst ersuchen, ob es kein Buch gibt, zum lesen über die begabte Männer der Musikkompositionen. Zum Beispiel: Behthofen, Franz Schubert, R. Wagner, Joh. Strauß, Emil Waldteufel, und für Zitherkompositionen Fritz Mühlhölzl, Hans Drechsler und andere bekannte Kompositionen. Die Namen sollen in ein Buch gebunden sein und die Darstellung der Lebenslauf und die Todesfolge der Verstorbenen Komponisten, und die lebenden Ihre Geschicklichkeitsform zum Komponieren. Auch soll das Bild der großen Männer im Buch vorhanden sein, als Erinnerung. Ich habe schon großartige Stücke die Feinheit der Töne und die große Aufopfernde Harmonie Lehre, daß mir über Herz und Rücken Gefühle gelaufen sind. Ich denke vor mir immer hin, wie das gibt heutzutage solche Stücke zu komponieren. Wie zum Beispiel Strauß und Emil Waldteufel die beiden Walzerkönig. Ich spreche aus mein Herz und das Stück Rosamunde von Fr. Schubert, ich konnte vor Erstaunen der Musiktechnik sterben. Ich kann gar nicht aussprechen, wie mein Herz verlangt solche Gefühle.“

Sir Horace Rumbold, der britische Botschafter, wird es uns nicht verübeln, wenn wir behaupten, daß sein bedeutendes Antlitz durch eine zu tief sitzende Brille entstellt wird. In Hannover sorgt für richtige Brillen Dipl.-Optiker Staude, der Brillenspezialist, Hannover, Theaterplatz 12, Ecke Luisenstraße.

(Hannoverscher Kurier.)

CASSIS SUR MER

Alter Mensch auf heißem Stein
angelt sich sein Frühstück ein;
dicke Mädchen watscheln sehr —
Sonne, Sonne auf dem Meer,
Sonne über den Oliven,
in den Herzen, in den Heimatbriefen:
Hier empfängt er, was er sucht,
wenn der Mensch die Stadt verflucht:

Blaue Luft und roten Mennig,
Buchten, Bojen, Leuchtturm, Riff,
Liter Rotwein sechzig Pfennig,
und vorm Café dicht das Schiff —
Schiff, das tausend Maler malen,
tausend Maler aus der ganzen Welt —
als Sujet dahingestellt. —

Wer wird kaufen, wer wird zahlen?

Keinen scheint es zu betrüben.
Spanier, Portugiesen, Schweden
wolln hier nicht den Markt bereden,
sondern neue Sachlichkeit verüben.

Manchmal auch erklingt ein Ton
wie aus deutschem Süd und Norden —
dann ist eine Sezession
eben reif geworden.

Denn man muß sich nur nicht irren
und von wegen „Flucht" und „raus!" — —
Wo auch immer die Zikaden sirren —
immer bleibt der Mensch zu Haus.

Peter Scher



MUSIKALISCHES

Toscanini, Hindemith, Tonfilm und Zapfenstreich für König Fuad.

Toscanini hat die alten, guten Rezepte der wahrhaften Oper und also auch z. T. des Kasperletheaters. Alle Bewegungen seiner Künstler sind mechanisch, sie winden sich im Schmerz, Frauen werfen sich am liebsten gleich zu Boden, wenn sie wahrhaft unglücklich sind, breiten in Seligkeit die Arme aus, wenn alles klappt, wie sie es wünschen, und zwar nicht etwa, wie es bei uns manchmal die großen Kanonen tun, nach Art kräftigender Freiübungen, sondern in den edlen, abgerundeten Bewegungen der südlichen Rasse, die so phantastisch, beinahe beleidigend gesund und unkompliziert erscheint. Das Ganze ist eine Apparatur, ein wundervoller, mit allen Raffinements erbauter mechanischer Gegenstand, der ein für allemal gleich gut funktioniert. Lucia di Lammermoor war die Krone. Allein schon die Idee ist Goldes wert.

Hindemith-Oper und *Tonfilm* haben das gemeinsam, daß in beiden die Musik überflüssig ist. Beim Tonfilm absolut, bei Hindemith, nur, soweit es sich um die Oper handelt, d. h. wenn die Musik die unselige Handlung los-wäre, könnte man befreit aufatmen, wie jemand, der drei Telephone auf einmal zu bedienen, dabei Briefe zu diktieren und Gespräche zu führen hat, wenn er wirklich mal nur eins davon zu tun hat.

Ich frage einen Menschen, sagen wir eine intelligente Frau — die Mannspezies, wenn es sie gibt, funktioniert ungenau —, ob er etwas von der Handlung versteht, wenn er das Textbuch nicht dreimal vorher durchgelesen hat. Wo existieren heute noch diese Ehescheidungstypen? Vielleicht in Bebra, aber bestimmt nicht in besseren Plätzen, wozu ich Berlin rechnen will, wenn wir auch noch lange nicht das Scheidungsniveau von New York erreicht haben. Also mit Scheidung soll der moderne Autor überhaupt nicht operieren. Aber zugegeben, es sei schick, sich scheiden zu lassen, es sei ein Event: es kommt der schöne Herr Herrmann. Der existiert vielleicht in Wien. Hier sind die Leute nicht schlechthin schön und eignen sich nicht schlechthin zu Liebhabern. Es kommt die Venus, eine unangenehme Klamotte, die verkehrt bricht. Es kommt die Badewanne, in der eine *bekleidete* Dame sitzt. Es kommt das Skalamädchen, dürftiger Einfall, dessen Belachen peinlich ist, es kommt das Auftreten des schicken Scheidungspaares, was eine Entgleisung darstellen soll. Aber nicht jede Entgleisung hat Charme, die meisten sind nur fies und langweilig.

Diesmal hat der ebenso einfallsreiche wie graziöse und freche *Marcellus* die Realität aufgegeben, und das bekommt niemandem gut, besonders nicht in heutiger Zeit, selbst nicht, wenn er Märchen dichtet wie diese, denn im Gegenteil, gerade Märchen verlangen die strengste Befolgung der Realitätsregel. Hier dagegen ist alles ausgedacht, es stimmt nicht und verstimmt deshalb. Wieso sitzen zahlreiche Daktylos auf dem Haufen, was man noch nie gesehen hat, wieso treten — Entwürdigung des heiligen Journalistenstandes, der fast immer verkehrt persifliert wird — Journalisten in kleinen Rudeln und Cuts (ausgerechnet) auf, wo man gerade in diesem Stande soviel Individualität und soviel Witz findet?

Und was für Kleider! Eine elegante Oper vom Tage verlangt erst mal elegante Leute in gutsitzenden dresses, danach erst gute Stimmen. Gute Kleider, smarte Manieren ist das Erstgebot, danach die Anstrengung — der gesangliche Part!

Nie wieder Operntexte, Marcellus! Und wozu schreibt Herr Hindemith eine Oper, wo er ohne den lächerlichen und ungelenken Apparat viel weiter kommt, wo er so schöne Kammermusik schreibt, schlagende Konzertmusik, und wo es



Rolf v. Hoerschelmann

den Sketch gibt, der vor allen Dingen den Vorzug hat, kurz zu sein? Drei Akte ist Wahnsinn, wenn nicht Selbstmord, wenn nicht ein schlechter Witz.

Meine Ruh' ist hin . . . Was aber den Tonfilm betrifft, jedenfalls *diesen* Repräsentanten, den „singenden Narren", so ist er zunächst ein Gegenstand des Aergers. Das auf alle Fälle Positive des Films war bisher, daß man sich ungeniert benehmen konnte. Die Feierlichkeit, die über jeden Deutschen kommt, die guten Manieren, die in Wirklichkeit nichts andres sind als Theater- und

Konzerthausdrill, diese Feierlichkeit, sobald es „angefangen" hat, und sei es auch das albernste Zeug, von dieser Feierlichkeit hatte sich wenigstens der Film freigemacht. Man konnte schwätzen, schlafen, sich räuspern, wie man wollte, denn die Musik, die man hörte, wurde nicht ernst genommen. In Zukunft scheint das vorbei zu sein, man muß zuhören, muß lauschen auf diese alten Knarrgeräusche, diese Hohltöne, die aus der Leichenkammer oder vielmehr aus der Stimmkonservenbüchse kommen. Man muß auch überwachen, ob die Töne stimmen zu dem Mund- und sonstigen Mienenspiel. Kurzum, man muß wie im Theater und Konzert arbeiten, das Wenigste ist noch, daß man auf die Weise Englisch lernt: Berlitz School with music. Als ob es irgendeinen noch interessierte auf der Welt, was für altfränkische Bewegungen Jazzbandspieler mit ihren Trommelstöcken vollführen oder die Saxophonbläser mit ihrem alten guten Haus- und Familieninstrument.

Was soll das Ganze? Der Film — das hat bisher nur Charlie Chaplin begriffen — unterscheidet sich vom Theater durch seine besonderen Gesetze, die aufzuzählen nicht Aufgabe des Querschnitt ist. Nur soviel: daß er typisch zweidimensional ist, daß sein Reiz in der Plattdrückung des Dreidimensionalen besteht, — daß dies eine sehr geheimnisvolle, nur ihm eigene Wirkung ergibt, etwas Real-Irreales, etwas schattenhaft Lebendiges, eine Welt für sich, in der sich tausend Dinge ereignen können, die der reinrealen Welt ewig verschlossen bleiben, nicht in sie hineinkönnen. Und plötzlich ertönt etwas, was wirkt wie ein Loch, ein Loch im Wesen des Films, etwas, was deutlich die Dreidimensionalität suggeriert, ein schmählicher Verrat, eine unangenehme Konzession an den Naturalismus des faktischen Geschehens.

Wie sich das bis jetzt ausnimmt, ist es ein gigantischer Bluff, dessen jahredauernde Vervollkommnung wir über uns ergehen lassen müssen wie soviel anderes auch, von dem wir überzeugt sind, daß es nie etwas wird — bis sich die Menschheit eines Tages sagen wird: warum dann nicht gleich einen Schritt weiter und richtiges Theater mit richtigen lebendigen Menschen, richtigen Stimmen, von Ivogün, Barbara Kemp, Jeritza und andern Besitzern goldener Kehlen. Aber für die Provinz, für alle, die nicht an Ort und Stelle sind, kurzum für Züllichau als Ersatz vielleicht einmal eine schöne runde Sache.

Eines der größten musikalisch-theatralischen Ereignisse war der *Zapfenstreich* für König Fuad. Es muß rieseln. Rieseln ist der Gradmesser für die Bedeutung des Ereignisses. Und es rieselte sämtlichen Leuten, die da versammelt waren für dieses Schauspiel. Da kam dieses ganze wunderbare Preußen wieder heraus, die wunderbare Seite Preußens, der Sinn für das Mystische, der Sinn für diese berauschende Exaktheit, das halb Barbarische, das abbiegend Elegante, das Melancholische und Willensstarke, kurzum die ganze Skala, die sich nicht auf eine Formel bringen läßt. Auch Orlik war hingerissen, er machte mich immer wieder auf das „Locken" aufmerksam, diese Wirbel, diese martialischen Wirbel, alles im Fackelschein. Kitsch oder nicht Kitsch, es ist erhaben, es ist erhaben und hat Millionen begeistert, als ob das Ganze voll davon wäre — von dieser Millionenstimmung. Am nächsten in der Wirkung kommen die Unisono-Trompeten, die vor Ungeduld und Erregung unregelmäßig ausfallen, voll von einer unbändigen Metallkraft. Dies beides immer in Verbindung mit

dem Fackelschein, diesen natürlich-exakt marschierenden oder stillstehenden Fackeln, war das Stärkste der Wirkung. Dann hat Hackenberger ein Potpourri verfaßt, von Feldtrompeter und Kesselpauker bis Fridericus Rex, in welchem Potpourri also die ganze preußische Geschichte aufmarschiert. Soviel tänzelnde Grazie, soviel Wildheit, Strenge, Verzweiflung, Melancholie (Verzeihung) und, last not least, handfeste hanebüchene Ordinärtheit, angefangen von der Berliner Pflanze seligen Angedenkens bis zur unbeschreibbaren Militär-Obszönität (Sie ist zwar schön von Angesicht usw.).

Hervorragend! *H. v. W.*

Heftiger Zusammenstoß von Zeitwörtern. „In einer schlaflosen Nacht der Jugendzeit zwischen zwanzig und dreißig, da mich leidenschaftliches Grübeln und Gesichte, immer weiter ab von der Ruhe, die ich ersehnte und immer tiefer ins Aufgerührte, das ich vergeblich *bekämpfte, führte, geriet* ich auf den Einfall, Geschichten zu ersinnen, welche mir nicht gefielen, um aus diesem geistigen Alpreiten endlich herauszukommen.“

Hermann Stehr (im „Tagebuch“)

Die deutsche Frau. Eine befreundete Dame zeigte mir neulich einen Schlafanzug, der mir außerordentlich gefiel. Ich möchte mir nun selbst einen solchen schneidern. Mein Mann ist aber sehr dagegen, da er ihn für eine alberne Nachäffung französischer Moden hält. Ich bin aber so entzückt von dem Anzug, daß ich mir ihn doch machen möchte. Ich glaube auch, wenn mein Mann nichts dazu zu geben braucht, wird er ihm schon gefallen. Deshalb frage ich, ist es recht, wenn ich das Geld dafür hinter dem Rücken meines Mannes von dem Wirtschaftsgeld abspare? Auch bitte ich um freundliche Auskunft, welche Stoffe sich am besten dazu eignen. Er soll doch auch haltbar, aber auch zugleich nett aussehen.
Frau M.

Damit Sie mit Ihrem Manne nicht uneinig werden, schlage ich Ihnen vor, für diese Sache eins von Ihren Nachthemden zu opfern, und zwar schneiden Sie von unten bis zur Mitte — schmal zulaufend — einen Streifen heraus, nähen die nun entstandenen beiden Hosenbeine zusammen und der Schlafanzug ist fertig. *(Aus dem „Kyffhäuser")*

Alles zu haben. Die Firma Seales Rebuck in New York, eines der größten Verkaufswarenhäuser Amerikas, verkauft alles nach Katalog. Es werden Millionen Kataloge ausgesendet, in denen alle Waren abgebildet und beschrieben sind. Seales Rebuck, das ist wirklich wahr, legt Wert auf die Feststellung, daß man bei ihr alles haben kann, einfach alles, von der Durianfrucht über lebende Gnus bis zu Unterseebooten, Bräutigamen und Sekundenzeigern. Das steht groß und fett auf der ersten Seite jedes Kataloges. Nun hat die Firma vor einigen Monaten ein Preisausschreiben in den Zeitungen der Staaten veröffentlicht, das alle ihre Publicity-Rekorde schlug: sie erbot sich, 1000 Dollar demjenigen zu zahlen, der eine Ware nenne, die man bei ihr nicht haben könnte. Hunderttausende von „Lösungen" kamen. Alles war „auf Lager". Man nannte Paprika und Phonographenwalzen, echte Rembrandts und falsche Schildkrötensuppe, alles war da oder konnte tags darauf geliefert werden. Dennoch wurde der Preis endlich verteilt — an Mister Josuah Washington Brown aus Oklahoma. Er hatte geschrieben: „Bitte mir zu sagen, ob Sie gebrauchte Särge auf Lager haben!" Mister Brown bekam die 1000 Dollar und bei Seales Rebuck standen acht Tage lang im Schaufenster zwei gebrauchte Särge, die man zur Komplettierung des Lagers hatte anschaffen müssen. *Elb.*

Alma Seidler in „Osterferien“ (Tribüne)

Photos Ullmann

Kurt Gerron und Rudolf Forster in „Reporter“ (Berliner Theater)

Photo Elli Marcus

Elsa Wagner, Leibelt, Bildt, Falkenstein, Renate Müller in Hans Meisls „Störungen“ (Staatstheater)



Photo Ullmann

Wirl, Stückgold, Krenn in Hindemiths „Neues vom Tage“ (Staatsoper)



Photo-Film-Company

Der 60jährige Staatssekretär Dr. Robert Weismann im Familienkreise

Ball bei Baronin Marianne v. Goldschmidt-Rothschild

Bühnenbilder von Alexandra Exter, Paris

Photos Lefebre, Paris

Gestüt Weil. Schwaben ist in allen Beziehungen ein gesegnetes Land. Neckar auf- und abwärts trifft der aufmerksame Besucher überall Anzeichen hoher Kultur auf jedem Gebiet menschlicher Betätigung. So ist Württemberg auch ein alterprobtes Land für die Aufzucht des edlen Vollbluts. Stuttgart, der Mittelpunkt, bedeutet auch nichts anderes als Stutengarten. Ein sich bäumendes Pferd ist das uralte heraldische Zeichen im Wappen des Landes. Der planmäßige Zuchtbetrieb ist seit 100 Jahren in Weil konzentriert, sehr hübsch auf den Höhen zwischen Stuttgart und Eßlingen gelegen. Auf einer Fläche von rund 1400 Morgen wachsen dort hunderte von Pferden auf, eine Zahl, die im Frühjahr zur Abfohlzeit dicht an 1000 kommen mag. Weil ist 1817 durch den ersten Wilhelm gegründet worden und diente anfangs nur der Remontezucht. Der König ließ orientalische Hengste und Stuten importieren, aus denen er vorzügliches arabisches Vollblut zog. Ende der neunziger Jahre verwandelte König Wilhelm II., ein Onkel des Fürsten von Urach, Weil in ein englisches Vollblutgestüt, das nunmehr für die Rennbahn züchtete. Damals entstanden auch die Pferderennen zu Stuttgart-Weil. Die Erfolge, die die passionierten schwarz-roten Farben erringen konnten, waren anfangs recht spärlich. Doch seit dem Kriegsende ist eine enorme Leistungssteigerung zu verzeichnen, so daß der Hoppegartener Weiler-Rennstall stets einer der erfolgreichsten ist. Hausfreund heimste für die heimatliche Scholle die heiß ersehnten Derby-Ehren ein, der überaus schnelle Oberwinter stoppte den rasanten Siegeszug der Contessa Maddalena, Hampelmann, Hornbori, Romanze und Fochenbach sind weitere renommierte Träger der Weiler Farben. Mit dem Tode des letzten Königs, dem im Auseinandersetzungsverfahren Gestüt und Rennstall zugesprochen war, übernahm seine Tochter den wertvollen Besitz, dem sie noch ihre berühmte Traberzucht — Gestüt Runkel! — angliederte, so daß heute in Weil Araber, Vollblut, Traber und Halbblut gezogen wird, ein in der Welt einzigartig ausgedehnter Betrieb. Die stolze und tüchtige Besitzerin ist Fürstin Pauline zu Wied, unter den Sportlern kurz „Paulchen Wied" genannt. Wenn die pompöse Lady, streng männlich angezogen, auf einer Rennbahntribüne erscheint und dicke Zigarren raucht, dann erschallt bald in ihrer Umgebung brausendes Gelächter. Denn die derben Weiler Witze sind fast so berühmt wie die Weiler Pferde! *Heinz-Alexander Natan.*

VIER PARODIEN

Nach Lessing, Claudius, Liliencron, Morgenstern.

Die Untergrundbahn.

Die Untergrundbahn, so genannt,
Weil keinen andern Grund sie fand,
Weshalb sie, wenn sie keinen fand,
Auf dem es ihr gelang zu rollen,
Sich hätte anders nennen sollen —
Die Untergrundbahn, unter'm Grund,
Den sie nicht also, wie ich wette,
Zu heißen hätt', wenn sie ihn hätte,
Sie tut es ratternd jedem kund:
Na — und der Grund? Der Grund?? Der Grund???

Auf einen Resignierten.

„Was jeder kann, das kann sich jeder leisten.
Drum leist' ich feierlich darauf Verzicht!" —
— „Tu dir nichts an! Dein Großtun ist Erdreisten,
Du kennst die Kunst, allein du kannst sie nicht!"

Spruch.

So kurtz die Lebenszeit und solcher langer Weyle —
Man bangt um jede Stund' und wünscht, daß sie enteyle.

Habt acht! — der Frühling!

Zum Hüsumer Strand kam Frühlingswehen
Und jedes Herz ist weich geworden,
Es gab Prinz Lenz im Vorübergehen
Der Natur den Roten Adler-Orden.
Schrumm, schrumm! krach! krumm! krach! —
Die Sonne ist der General:
Die Blumen vor! Die Bäume vor!
Die Mädels schnell hernach!
Das sechste Schwerhaubitzenregiment,
Das machte der Schönheit schnell ein End'.
Bracht' alles druner und dröwer
Durch ein exzellentes Manöver.

Anton.

Spitznamen. Wie nennt man die Konditorei Moritz Dobrin an der Tiergartenecke? — Jud Süß.

Rheinischer Kunstfrühling.

Rheinischer Geist greift in das Berliner Kunstleben an so vielen Stellen aktiv gestaltend ein — wir nennen als markante Beispiele nur Max Osborn und Alfred Flechtheim (aber es gibt natürlich viel mehr) —, die Berliner haben schon alle Ursache, sich mit den künstlerischen Veranstaltungen im Rheinland sehr intensiv zu befassen. Wissen sie überhaupt, daß dort gewissermaßen über Nacht in einem wahrhaft amerikanischen Tempo unbedeutende Industrienester zu riesigen Stadtkomplexen zusammengewachsen sind, in denen es nicht nur Wohn- und Warenhäuser, sondern auch Museen gibt, die keinen Vergleich mit großstädtischen Sammlungen zu scheuen haben? Wer ahnt etwas von den lebendigen Museen in Barmen, Crefeld, Duisburg, in denen die Kunst unserer Zeit liebevoll und leidenschaftlich gepflegt wird? . . . Das Hagener Folkwang-Museum, das bedeutendste dieser Institute, überragend durch die Eigenart seines Sammelprinzips, besteht seit dem Tod seines Schöpfers, Karl Ernst Osthaus, nicht mehr. Aber es hat jetzt eine Art von Auferstehung gefeiert. Die Stadt *Essen* hatte bekanntlich seine Schätze zum größten Teil (für 15 Millionen Papiermark) erworben, und dadurch ist diese Stadt, die vorher nur Kunstsammlungen von provinzieller Bedeutung besaß, mit einem Schlag in die erste Reihe der deutschen, ja der europäischen Museumsstädte gerückt. Der neue Bau, der den Namen *Folkwang* pietätvoll aufgenommen hat, ist von dem Essener Baumeister Körner erbaut. Man betont seinen Kompromißcharakter, weil ältere Gebäude aus finanziellen Gründen einbezogen werden mußten. Schlimmer als das ist eine allzu äußerliche Fassung der Bauaufgabe. Ein Umgang aus roten Fliesen mit grünglasiertem Muster läßt kunstgewerbliche Gegenstände verschiedener Epochen und alte Plastik nicht zur Geltung kommen. Und warum die Wände des Binnenhofes mit einem verwirrenden Backsteinmuster geschmückt sein müssen und man darauf Lenbach hängte, ist nicht einzusehen. Auch hätte man gern Aufklärung darüber, warum die Heizungsanlage ausgerechnet an der einzigen Stelle angebracht ist, wo sie nicht sein dürfte, nämlich unter den Bildern. Gut gelöst ist die Lichtführung in dem großen Vortragssaal; seine Wirkung ist so einheitlich, daß man die

Fresken von Kirchner, die vorläufig nicht ausgeführt werden konnten, keineswegs vermißt . . . Sehr gelungen sind die Versuche mit verschiedenfarbigen Wandflächen in den Kabinetten, die Handzeichnungen enthalten . . . In dem großen Hauptsaal sind die drei Glanzstücke: Renoirs Lise, der Sänger Faure von Manet und die Verspottung Christi von Daumier so eng aufeinandergepackt, daß sie gegenseitig ihre Wirkung verderben. Ausgezeichnet ist dagegen eine Wand dieses Saales, an der Bilder von Nolde gemeinsam mit Südseemasken gezeigt werden, nicht ganz so glücklich, aber noch sehr interessant in einem anderen Raum die Vereinigung nachexpressionistischer Bilder mit antiker griechischer und ägyptischer Kleinplastik und Keramik. Diese vorurteilsfreie, von allem Hergebrachten abweichende Aufstellung ist ein großes Verdienst von Direktor Gosebruch, dem die gesamte Neuordnung des Museums zu danken ist.

In der Ausstellung *„Schätze aus Kölner Museen"* ist am interessantesten die Abteilung des Rautenstrauch-Joest-Museums (Völkerkunde) gestaltet. Direktor Dr. Lips hat hier versucht, einen Entwicklungsgang der plastischen Kunst der Menschheit von den primitiven Anfängen der Urkulturvölker bis zu den Werken der Hochkulturvölker zu zeigen. Ebenfalls in Köln findet die fünfundzwanzigste Ausstellung des *Deutschen Künstlerbundes* statt; übrigens keine „Jubiläumsausstellung" im schlechten Sinne, sondern eine sehr gegenwartsbewußte, vorwärtsweisende Schau. Das Niveau der Ausstellung ist sehr gut; fast alle deutschen Künstler von Bedeutung sind vertreten, von Slevogt bis Klee und Max Ernst; und es ist für Köln bemerkenswert, daß die Diskussionen vor den Bildern dieses berühmten Sohnes unserer Stadt gar nicht mehr so erbittert sind, seit Paris ihn anerkannte . . .

Wenn es in Köln hoch hergeht, läßt *Düsseldorf* sich nicht lumpen, und veranstaltet Ausstellungen verschiedenster Art. Im städtischen Kunstmuseum zeigt Professor Koetschau seine Neuerwerbungen, in der Hauptsache Plastik und Kunstgewerbe aus der Sigmaringer Sammlung; daneben eine Anzahl sehr bedeutender mittelalterlicher Großplastiken als Leihgaben; der Schleier des Geheimnisses, der diese Stücke umflattert, ist schnell verschwunden für jeden, der sich im rheinischen Kunsthandel auskennt. Es wäre erfreulich, wenn diese wertvollen Stücke, die fast alle rheinische sind, nun doch noch im Rheinland blieben. — Den Privatbesitz an alter Malerei in Westdeutschland und Holland zeigt die Hundertjahrausstellung des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen. Obwohl schon drei ähnliche Ausstellungen vorausgingen, hat Dr. Walter Cohen es doch verstanden, eine große Zahl wenig oder gar nicht bekannter Meisterwerke zusammenzubringen, unter denen besonders bemerkenswert die deutschen und niederländischen Primitiven und die Handzeichnungen des 16.—17. Jahrhunderts sind. Die Sammlung des Fürsten zu Salm-Salm, Schloß Anholt i. W. und des in Haarlem wohnenden Rheinländers Franz Koenigs haben besonders wertvolle Stücke beigesteuert. Die Schau wirkt außerordentlich lebendig. — Als Ergänzung gewissermaßen zeigt die Galerie Flechtheim „Lebende deutsche Kunst aus rheinischem Privatbesitz".

Luise Straus-Ernst.

Leibl und Courbet. In Köln und Berlin fanden *Leibl*-Ausstellungen statt, die zu erheblichen Unzuträglichkeiten führten, da ein Teil der ausgestellten Bilder auf einmal nicht mehr von Leibl war: die Vaterschaft eines großen Offiziersbildnisses reklamierte der ziemlich unbekannte Münchener Maler Blum — trotz der Zertifikate der großen Sachverständigen. Wie wird das erst mal mit Zertifikaten für Jahrhunderttote sein? — Das Petit Palais in



Paris veranstaltet eine große *Courbet*-Ausstellung, welche von Herrn Gronkowski, dem Direktor des Palais des Beaux Arts der Stadt Paris, organisiert wurde, unter Mithilfe der Attachés Pascal und Gilles de la Tourette, des Chefs der Kunstarbeiter Briard, des Brigadiers Darces und der Wärter des Petit Palais, vor allen Dingen aber mit Unterstützung von Paul Rosenberg. Von Deutschland aus wurde die Ausstellung beschickt von den Galerien von Berlin, Dresden, Frankfurt, Hamburg und den Sammlern Gerstenberg und Jacob Goldschmidt.

H. A. N.

Pro Kathinka.

In diesen Wochen tagte hier ein Kongreß, genannt „Kongreß des Weltbundes für staatsbürgerliche Frauenarbeit". Ein denkbar ungeschickter, von fachmännischer Seite ersonnener Name, lebensfremd wie — sagen wir — eine Frau, die nachdenkt.

Was wollten die Frauen, als sie sich zum Verein zusammentaten? Als sie sich — in England z. B. — von den gutmütigen Bobbies mit Brachialgewalt abführen ließen unter Spucken, Beißen und Schimpfen? Das Stimmrecht! Was sie jetzt in den meisten großen Ländern haben und was ihnen in der Schweiz und in farbigen Teilen des Britischen Empire noch erobert werden soll.

Das Stimmrecht als ein resolutes, konkretes Programm zog. Was sie jetzt wollen, nachdem das erreicht ist, ist weniger konkret, aber wie meistens, da es sich um sogenannte innere Werte handelt, noch sehr viel wichtiger, jedenfalls à la longue gesprochen. Es handelt sich um die Selbständigmachung der Frau oder, was die Sache deutlicher macht, um die Feststellung des Typus „Frau" überhaupt. Frau ist nämlich ein Begriff, immer noch.

Die Frauen lehnen sich dagegen auf, begreiflicherweise.

Kongresse sind Stumpfsinn, soweit der offizielle Teil in Frage kommt. Sie erblühen zu Materie erst im angenehmen Tête-à-tête bei der Aussprache in nichtoffiziellen Räumen, bei Kognak, bei Limonade, bei Schampus oder auch bei dem Vereinsgetränk, der Bowle. Da spricht das Frauenherz, selbst bei „Frauenkongressen des Weltbundes für staatsbürgerliche Frauenarbeit".

Wo sollen sie hin, diese Frauen, wenn sie aus den staatlichen Festsälen kommen, wenn sie innerhalb eines Homes, eines Berliner Homes, sich aussprechen wollen, das sagen wollen, was zu banal, zu präzise, zu direkt, zu kühn, zu indiskret usw. usw. wäre, als daß man es vom Vorstandstisch oder auf der Rednertribüne sagen könnte?

An wen denkt man zuerst, wer muß den privaten, den wichtigen Teil dieser Veranstaltung übernehmen? Frau Kathinka von Kardorff — früher Frau von Oheimb — weil sie alles dazu mitbringt: ein Home, eine Stellung, de l'allure, rheinischen Witz, ein Herz — weil sie kein Begriff ist, sondern eine Frau.

Anscheinend gibt es eine weitverzweigte Richtung, die der Meinung ist, daß dieses Letztere der Frau in ihren Erfolgen besonders abträglich ist. Man bleibt ruhiger, kühler, sachlicher, wenn man ein Begriff ist, wenn man den Mann negiert, der Mann schadet und bringt alles in der Frau durcheinander. Noch nicht einmal ein Männchen ist erwünscht. Es ist tatsächlich hier der Konflikt zugespitzt zu der Frage: *mit* dem Mann oder gegen und ohne ihn.

Bis zum Jahre 1923 war Frau von Kardorff im deutschen Parlament. Man fand sie zu dilettantisch, man fand sie zu persönlich, sie interessierte sich für soviel Dinge, sie war zu busy. Sie war zu sehr Frau, war zu repräsentativ, als daß nicht alle möglichen Menschen, die weniger reich als diese Frau veranlagt waren, an ihr Anstoß genommen hätten. Sie wurde aus dem Parlament herausgegrault. Vielleicht tat ihr das ganz gut, nach dem Rezept: Sie gedachten es böse zu machen . . .

Politik in Deutschland — dazu gehören andere Persönlichkeiten als diese überaus sensible Frau, ernstere, die schwerer „ringen", und die vor allen Din-

gen humorfrei d. h. keimfrei sind. Sie konnte sich auf diese Weise auf ein Gebiet begeben, wo sie zwar weniger öffentlich, dafür aber um so intensiver wirkte: auf das Gebiet der Wohltätigkeit, der Kongresse und was es so gibt.

Es gibt gewisse gesellschaftliche Kreise, denen ein Interesse für staatsbürgerliche Frauenarbeit zuzumuten eine Geschmacklosigkeit wäre. Es gibt Frauen, die von Berufung her für „Ertüchtigung" ihres Geschlechtes eintreten. Aber zwischen diesen Extremen gibt es gewisse Perlen, die nicht nur smart sondern auch nachdenklich sind. Sie lehnen den Mann nicht ab, sie haben überhaupt nicht abgeschlossen, sind nicht herbe und dem Leben abgewandt. Sie stellen eine Vereinigung dar von Eigenschaften, die fast unvereinbar scheinen, von Energie und Glätte der Form, von Weiblichkeit und Logik, von Organisationsfähigkeit und Intuition.

Vielleicht begeht Frau von Kardorff den Fehler, sich allzuviel zuzumuten, vielleicht haut sie aus diesen Gründen manchmal daneben, zur Freude der Mißgünstigen und weniger Begabten. Aber sie hat nicht nur die Naivität des Genies, sondern auch dessen Reichtum und Natürlichkeit. Und außerdem, was sie uns besonders sympathisch macht, ist sie vom Rhein, und zwar von dessen linker Seite, was bedeutet, daß sie neben anderen Vorzügen auch noch den des Humors hat, wodurch sie, zumal in diesem Lande, einen nicht einzuholenden Vorsprung hat. *H. v. W.*

Süß. Dieser Tage fand in Karlsruhe eine Ausstellung von Konditorei-Erzeugnissen statt, an welcher auch die Vereinigung Pforzheimer Konditoren einen großen Anteil hatte. Ihre kunstvollen Arbeiten waren im hinteren Teil des Raumes aufgebaut. Beide Kojen waren mit dunkellilafarbigem Stoff drapiert. Inmitten frischer Tannenbäumchen war das unter Verwendung von fünf Zentner Zucker zusammengesetzte Auerbachdenkmal aufgestellt. Als Transparent leuchtete der massive, doch formvolle Block und die Inschrift war deutlich wahrzunehmen. Diese lautete: *„Ludwig Auerbach 1840—1882, O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön"*. Dieses *berechtigte* Lob einer der schönsten Gegenden deutschen Landes wirkte überaus eindrucksvoll.

Hotel- und Gutsbesitzerstochter, einziges Kind, 25 Jahre alt, auffallend hübsche Erscheinung. *Wert des Objekts 250 000 Mark,* wünscht sich zu verheiraten. Zuschriften mit voller Adressenangabe unter „Reine Neigungsehe".
(Kölnische Zeitung.)

Kavalkade. Gegen einen Vorwurf, den mir ein alter, wohlgesitteter Baron L. gemacht hat, muß ich mich hier vor allem verteidigen. Er hielt sich darüber auf, daß in meinem Artikel „Die Krise“ fünfmal das Wort Hintern vorgekommen ist und daß ich das Wort roßknödelfroh geprägt habe. Nun, mein lieber Baron, Sie scheinen nicht zu jenen Leuten zu gehören, die, wie ich, im Stall aufgewachsen sind. Es mag sein, daß das Wort Hintern, in Verbindung mit dem Jockeyklub gebraucht, unästhetisch und auch anstößig zu nennen wäre, aber in Verbindung mit dem Beruf eines Kavalleristen dient das Wort Hintern nur als Symbol. Der Kavallerist ist gezwungen, sich auf seinen Hintern zu konzentrieren und unter Umständen mit demselben zu denken, was aber nicht ausschließt, daß er, wie es z. B. bei mir und vielen anderen der Fall ist, wenn es sein muß, auch im Kopfe denkt. Der Mensch, der sein Gehirn im Hintern hat, ist ein prachtvoller Kerl, der die Gefahren mißachten gelernt hat, der dahinstürmt auf dem Pferde und durchs Leben, der gesund wie ein Fisch ist und dabei immer voller Humor und bester Laune bleibt, wenn er auch nicht sehr fein in seinen Ausdrücken ist, weil er die Unklarheit nicht liebt und jeden Zweifel a priori zerstreuen will. Mein Vater pflegte zu sagen, alles muß so klar wie eine Watschen sein. Der Denkapparat allein schafft keine Männer. Zum Manne gehört ein Ganzes, das sich zu einer physischen und geistigen Vollendung entfaltet. Die durch vieles Lernen verblödeten und körperlich verkrüppelten, in ihrer Jugend unterernährt gewesenen, einseitig Vielwissenden bilden den Krebsschaden der Menschheit. Ihr Geist beherrscht aber leider die Welt. Jeder von diesen trägt die Kelloggfeder im Hintern und sein Wesen ist erfüllt von allgemeinem Pazifismus. Der Pazifismus ist aber eine mit der Päderastie nahe verwandte Seuche, weil beides eine Sünde wider die Natur ist. Ein wahrer Mann rauft, so lange er auf den Füßen stehen kann. Der Krieg war immer und wird immer das blutige Hochzeitsfest mit dem Schicksal sein und bleiben. Wir schlachten unsere Haustiere und schießen das Wild ab, vernichten das Schädliche, damit die Tiere nicht allzusehr überhand nehmen. Diese Reduzierung des Bestandes im Tierreich besorgt innerhalb der Menschheit der Krieg. Er ist also ein Naturprodukt und daher unausrottbar. Dabei veredelt er und schärft des Menschen Geist und Einbildungskraft. Da der Krieg unausrottbar ist, muß die Menschheit in ihrer ganzen Mentalität kriegstüchtig erzogen werden, nicht, um den Krieg herbeizuführen, sondern um einen solchen immer heil überstehen zu können. . . . . Bei einem Philister muß man den Kopf zerschneiden, um zu erfahren, was für Eigenschaften er hat, bei einem Reiteroffizier fällt das weg, denn jener Körperteil, in dem er sein Gehirn hat, ist schon von Geburt an gespalten. Das alte Sprichwort „Mens sana in corpore sano“ stellt den Inbegriff unserer Weltanschauung dar, während das Motto des Philisters lautet: „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß.“ Für die Philister schreibt die ganze internationale Presse, dagegen entbehren wir seit jeher eines Auspuffrohres für unseren weinseligen, roßknödelfrohen Humor und fruchtbaren Geist. Ich bin der Begründer des ersten ritterlich denkenden Blattes. Wir liefern den Hafer für jene Gehirne, die ihren Sitz im Hintern haben.

Graf Adalbert Sternberg (in Sternbergs Halbmonatsschrift, Wien)

Aus einem Gespräch mit Remarque.

Von Axel Eggebrecht.

E. — Sie wissen sicherlich, daß über die Entstehung Ihres Buches allerlei umfangreiche Märchen verbreitet worden sind?

R. — Nicht nur über das Buch, auch über mich selbst. Man hat behauptet, ich hieße Kramer und hat das als Verbrechen gegeißelt, — als ob Pseudonyme in der deutschen Literatur nie vorgekommen wären. Ich hieß nie Kramer. — Andere, denen der Name Remarque besser paßte, erklärten ohne weiteres, ich sei französischer Jude. Wieder andere wußten genau, daß ich mein Buch zuerst als nationalistischen Tendenzroman geschrieben und einem rechtsstehenden Verlag angeboten, es nach der Ablehnung dort für Ullstein pazifistisch umgearbeitet hätte. In dieser Weise ging es dann weiter. Manchmal waren es Irrtümer, die ehrlich gemeint waren, aber meistens doch glatte Erfindungen zu durchsichtigem Zwecke. Da hieß es, ich sei heut erst 25 Jahre alt und nie Soldat gewesen. Man hat auch gesagt, ich hätte den Krieg als französischer und nicht als deutscher Soldat mitgemacht, ich sei nur im Osten und nie im Westen gewesen — und so noch vieles mehr, was ich gar nicht alles behalten kann. Vor Allem aber hat man mich als Armierungssoldaten bezeichnet, der heute 55 Jahre alt und nie an der Front gewesen sei, deshalb natürlich nichts vom Erleben der Zwanzigjährigen gewußt haben könne. Dagegen hätte ich das Tagebuch eines gefallenen Kameraden bearbeitet und soll übrigens auch irgendeinen Bordellroman geschrieben haben. Das stimmt alles nicht. Ich habe an meinem Manuskript nie eine Zeile geändert, weder für einen Rechtsverlag noch für einen Linksverlag. Es hat überhaupt niemals einem Rechtsverlag vorgelegen. Von Tagebüchern weiß ich so wenig wie von Bordellromanen. Ich bin mit 18 Jahren ins Feld gegangen, war nur als einfacher Soldat an der Westfront, wurde dort mehrfach verwundet, einmal so, daß ich heute noch an den Folgen leide. Aber — Sie werden zugeben, daß es ganz sinnlos ist, auf alle

diese Angriffe und Behauptungen einzeln einzugehen. Man ist ja sogar so absurd gewesen, es mir zum Vorwurf zu machen, daß ich früher schlechter geschrieben habe als heute. Da ist besonders viel von einem Buche gefabelt worden, daß ich über die Herstellung von Cocktails verfaßt haben soll. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit um einen kleinen Artikel, den ich vor vier oder fünf Jahren für eine Zeitschrift geschrieben habe. Ich könnte den Leuten in dieser Richtung noch ganz anderes „Material" gegen mich geben, denn ich habe viele Artikel über Gummireifen, Autos, Faltboote, Motoren und was weiß ich alles geschrieben, ganz einfach, weil ich davon leben mußte. Allerdings haben ja andere Kenner, die es besser wissen, behauptet, ich hätte als Sprößling reicher Eltern ein mondänes Leben geführt. Ich muß sagen, daß ich davon als Volksschullehrer, Buchhalter, Korrespondent, Angestellter und Journalist nicht übermäßig viel gemerkt habe.

E. — Das alles ist persönlicher Klatsch, über den man natürlich gar nicht zu reden braucht. Es gibt aber auch andere, sachlicher klingende Angriffe. Wie erklären Sie sich zum Beispiel den Widerspruch, daß dem Buch nicht nur von der einen Seite weichlicher Pazifismus, sondern von der anderen her gerade das Gegenteil, nämlich romantische Kriegspropaganda vorgeworfen worden ist?

R. — Im wesentlichen wohl aus einer gewissen Enttäuschung darüber, daß ich politisch keine Partei ergreife. Allerdings muß ich sagen: Wer mein Buch gelesen hat und daraus nichts anderes entnimmt als den Wunsch, das darin Geschilderte Alles selbst zu erleben, — ja, dem würde auch durch nichts anderes zu helfen sein. *(Die literarische Welt.)*

Vor 40 Jahren. Manon war früh auf, um dem Bruder noch bei der Abreise behilflich zu sein; die beiden anderen Schwestern aber beschränkten sich darauf, als Leo den Korridor passierte, ihm ihre Arme durch den Türspalt entgegenzustrecken. „Ich kenne euch doch," sagte Leo, *„der dicke Arm, das ist Sophie".* Die von ihm gestellte Diagnose war denn auch richtig, *aber für Therese verletzlich,* und so empfing der Abschiedsmoment einen kleinen Beigeschmack von Verstimmung.

(Theodor Fontane, Die Poggenpuhls.)

Ingorata heißt eine Kreuzerjacht, die Karl Ernst Osthaus' ältester Sohn, *Eberhard Osthaus,* sich hat bauen lassen und deren Stapellauf am 1. Juni stattfand. Konstrukteur ist Dr. Oertz in Hamburg, die Inneneinrichtung kommt von *Henry van de Velde.* Der Stapellauf war, eingedenk der *Folkwang*-Traditionen, ein künstlerisches Ereignis, zu dem viele alte Osthausfreunde erschienen waren und bei dem der Reichskunstwart *Dr. Redslob* die Festansprache hielt und der Bildhauer Moissey *Kogan,* der aus Paris nach Travemünde gekommen war, die Taufrede.

Deutsche Graphik ist in der Nationalbibliothek ausgestellt. Die Ausstellung ist von Glaser zusammengestellt und bietet ein viel besseres Bild der deutschen Graphik von heute als die Ausstellung der französischen Graphik, die in Berlin stattfand. *A. F.*

BÜCHER-QUERSCHNITT

OTTO FLAKE, Es ist Zeit. Roman. S. Fischer, Berlin.

Otto Flake ist nicht neu zu entdecken. Ein Zivilisationsliterat von hohem Typus, seine Bücher ausgezeichnete intelligente Gebrauchsromane. Man verlangt nicht, was nicht im Gebiete der Leistung liegen kann — etwa elementare Dichtung. Aber hier im Gebiet selbst ist ein Höchstes möglich, eine Elementarisierung der Ratio sozusagen, autonomer, als es Ratio selbst machen kann. Dazu fehlt's in diesem Buch an der selbsttätigen Indirektheit, ohne die keine Kunst, kein Essay, keine Philosophie, ja kein Wissenschaftswerk, soll es nicht geradezu ein Lehrbuch sein, uns tiefer anrührt. Das Problem ist gar, bevor es von den Personen ausgekocht wird. Und es wird nicht einmal von ihnen ausgekocht, sondern vom Autor. Es hat also die private Realität des Autors, die immerhin stark genug ist. Ein solcher Roman müßte mehr Handlung sein als Handlung haben. Seine Handlung ist allzu geläufig, über-flüssig, die Figuren zu korrekt, ohne problemfremde Dimensionen. Beides schwankt schon manchmal bedenklich um Papierachsen. Soll ein Don-Juan-Bösewicht Rosario (Milderung: blond), ein braver Mann Schmätzle (Milderung: ganz gescheit, verwundet in den Argonnen) heißen? Wie wär 's mit der verkehrten Namensymbolik? — Schließlich ist die Frage der erotischen Freiheit, für sich allein gestellt, weder so noch nie dagewesen, noch so allgemein. Eine Umschichtung von Konventionen in bloß einer Schicht. Der Endausblick für die Lösung (auf irgendeiner Wilden-Insel sicher schon verwirklicht) heißt Freiheit vor der Ehe, Bindung in der Ehe. Warum nicht? Eine brauchbare Konvention, die das Zeug in sich hat, Moral zu werden. Die erotische Verwirrung, aus Ganzheitserscheinungen herauspräpariert, so vereinzelt, losgelöst gesehen, muß zur Ueberschätzung führen. Heutige Jugend ist ja doch frischer, schöner, verläßlicher als die unlustige vor zwanzig Jahren und läuft weniger Gefahr, sich in ihrer Freiheit zu verirren als in seiner „inneren" Freiheit der Bürger vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie kann sie auf vielen Spielplätzen des Sports und der Liebe vor der Tat und vor der Neurose erproben. — Freilich ist Flake — alle Einwände beiseite — sehr klug. Viele hübsche aphorismatische Sätze möchte man hersetzen. Er schreibt angenehm hell und schattiert. Seine saubere Art gehört zu einer zarten Form des Geistes, einer Vernünftigkeit, die hierzulande Schutz verdient, wo sie so selten in Leidenschaftlichkeit erglüht ist.

Ernst Schwenk.

WALTER RODE: Justiz. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Gäbe es in Deutschland doch fünf Menschen wie diesen Walter Rode! Der Zustand der Gerechtigkeit und des Gerechtigkeitsgefühls wäre anders. Rode, der in Wien Rechtsanwalt war, wurde auf einem Weg Schriftsteller, der einzig statthaft sein sollte: aus Notwehr. Er konnte der Unrechtsübung nicht mehr in ihr versteinertes Daumier'sches Gesicht sehen. Denn in ihm war eine Kraft, die der Pulsschlag aller Humanität ist: Phantasie für die Menschenwürde. Er gehörte nicht zu den „Man sollte denn doch . . .'- und „Es erscheint uns unverständlich . . ." - Sagern, die mit der Willkür akademisch disputieren. Er ging in die Offensive, stürzte sich ins Gefecht mit dem Obersten Gerichtshof, wurde freigesprochen, griff wieder an. Der Zwang zur Geistesgegenwärtigkeit gab ihm eine Sprache; eine, die in ihrer Genitalkraft, ihrer — am Lateinischen geschulten — lodernden Bündigkeit, in den elektrischen Stößen, die ihre Gesammeltheit austeilt, fast unzeitgemäß wirkt. Und es ist interessant, wie der Schriftsteller wider Willen so am Ende — aber ganz notwendig — Sprachphilosoph wird: seine Studie über das Wesen des Pamphlets (sie könnte sich betiteln: „Ueber die Ethik des Exzesses") ist klassische Literatur. — Gäbe es in Deutschland doch e i n e n Pamphletisten wie diesen Walter Rode!

Anton Kuh.

H. G. WELLS: Die Weltgeschichte. Paul Zsolnay, Verlag.

Diesmal wirklich um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, schrieb Wells die „Weltgeschichte", die tatsächlich ein Novum darstellt. Sie ist weder objektiv noch subjektiv, sondern, wenn man sie auf einen Nenner unterbringen will, so ist sie objektiv-persönlich. Sie ist keine Geschichte der Tatsachen und keine Geschichte einer rein subjektiven Wertung, sondern eine Geschichte des Gedankens, aber eben des Gedankens, der Formen, des Inhalts der Zeit. Wells fragt: „Wie war Alexander der Große, wie war Perikles, wie war Christus, wie war Friedrich II.?" Und er bemüht sich um die kleinen typischen Züge, die eben nicht nur einen Wissenschaftler, sondern auch einen Dichter, und zweifellos einen großen Soziologen verrät. Und abgesehen von allem anderen ist er auch noch Engländer, das heißt Mitglied eines ausgesprochen gesunden, vernünftigen, westlichen Volkes. Auf diese Weise ist ein Geschichtenbuch zustande gekommen, das in der Hauptsache auf Angaben beruht, die unkontrollierbar sind, wie die Angaben des Märchenerzählers Plutarch oder die Erzählungen der homerischen Epen. Und so wenig diese erschüttert werden durch die exaktesten Forschungen, ebensowenig sind „Tatsachen" beweiskräftig. Es ist eben ein großes Dunkel in jeder Vergangenheit, die immer schon mit dem vorhergehenden Tage abschließt (siehe den letzten Krieg und seine Vorgeschichte). Und es hängt lediglich vom einzelnen ab, ob dieses Dunkel mehr durch die exakte Forschung oder durch die dichterische Intuition erhellt wird. Nur eins ist sicher, daß Wells zu denen gehört, die sich zum Mittel der letztern bekennen.

H. v. W.

OTTO BRÜES, Der Rhein in Vergangenheit und Gegenwart. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Jetzt ist sie da, die Zeit. Es gibt zweierlei Rheinreisende. Die einen, die die Stimmung suchen, sie wählen den Rheindampfer, trinken ihr Böwlchen, essen Lachs und verfolgen bestenfalls mit der Karte in der Hand das vorüberziehende Ufer. Und es gibt Gott sei Dank eine immer mehr wachsende Reihe von Reisenden, denen es jetzt allmählich langweilig ist, so in Stimmung sanft dahin-

zudösen, sondern die etwas sehen wollen. Tatsächlich ist dieser sogenannte Stimmungsrhein mit seiner billigen Burgenromantik und seinem Mondschein und seinen Böwlchen zum Auswachsen und längst überholt. Daß dagegen tatsächlich der Rhein und seine Nebentäler noch eine Unmenge verborgener, gänzlich unbekannter Schönheiten zurückhält, die man allerdings nicht nur im Vorübergehen herausfinden und genießen kann, weiß kaum jemand. (Wofür übrigens die beste Art zu reisen das Auto ist). Unter den verschiedenen Rheinbüchern ist das oben zitierte eins der besten, denn dieses Buch bekämpft die Gedankenlosigkeit und bringt Zusammenhang in diese regellose Bilderfolge, die man da vom Dampfer aus genießt. Es ist zudem durchsetzt mit allen möglichen Dokumenten, mit alten Liedern, alten Sprüchen und geschichtlichen Dokumenten. Eine ausgesprochene Bereicherung der Rheinliteratur und wie geschaffen für den gebildeten Rheinreisenden. *H. v. W.*

Der Gigant an der Ruhr. Verlag Albertus, Berlin.

Der etwas bombastisch klingende Titel verspricht tatsächlich nicht zu viel, und es ist tatsächlich ein großes Verdienst des ausgezeichneten Unternehmens, den Leuten im übrigen Deutschland mal zu zeigen, wie eigentlich dieses sagenhafte Industriegebiet aussieht, was da alles existiert an Sachlichkeit, an Scheußlichkeit, an Großartigkeit und an Tradition. Wie die Hütten und Zechen mit ihren Anlagen die Landschaft beherrschen, wie sich der moderne Stil teils mit Erfolg, teils mit grauslichem Mißerfolg, siehe z. B. die Synagoge in Essen, sich durchzusetzen bemüht. Wie symbolisiert wird, siehe den Jahrhundertbrunnen in Essen und das Gießerdenkmal, und wie plötzlich ein altes Barockschloß auftaucht, unter dessen Grund und Boden Kohlenlager liegen. Ein besonders reich gelungenes, auch figürlich reich bedachtes Werk. *H. v. W.*

ERNST WEISZ: Die Feuerprobe. Roman. Im Propyläenverlag, Berlin.

Weiß hat das Thematische dieses Romanes einmal in einer kurzen Erzählung mehr improvisiert als erschöpft. Dies tut er nun in diesem Roman nach der Breite wie nach der Tiefe. Das Thema ist der Mensch schlechthin und das was ihn als Person bestimmt: daß ihm innere oder äußere Not dieses mühsam zustande gekommene Gut der Persönlichkeit — Abwehrgebilde gegen die immer drohende Umwelt durch Festhalten an erworbenen Erfahrungen, Anschauungen, Denkungen in einem kongenital bestimmten Maschensystem — Not, sage ich, ihm diesen Ewerb jederzeit rauben kann, so daß nichts bleibt als namenlose Kreatur, Abfall in einem Abfallwinkel. Jeder Mensch ist potenziell Verbrecher. Die Person, aus der Gesittung gewonnen, erträgt sich in dieser äußersten Not nicht mehr, gibt sich auf, verliert sich in Wunschgebilden, die stärker sind als der Cadre, der sie bisher in Zaum hielt. Es ist unwichtig, ob es Träume oder diese Wünsche sind, die nun Leben gewinnen. Denn auch die Träume sind wunschgenährt. Der so in sein Dumpfes gedrückte, als Person ausgelöschte Mensch erlebt in diesem höchst erregend geschriebenen Buch das, was er wünschend, wollend in seine Träume drängte, wie eine Wirklichkeit seines Tuns — und faßt im äußersten Moment das ihm fast schon entschwindende Seilende der Rettung: er findet wieder in die Ordnung zurück, seine Person hat die Feuerprobe der bestialischen antisozialen Un-Person bestanden, und er handelt wieder im sozialen Sinn, der auch der seiner eigenen Erhaltung ist, vernünftig. Es ist ein so großes wie tiefes Thema, und Weiß weiß, was er ihm schuldet: er entzieht sich keinen Schwierigkeiten, sondern spürt sie auf, um sie sprachlich zu bewältigen. *Franz Blei.*

HEINRICH ZILLE, Für Alle! Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Blätter des großen Meisters, die auch seine tapfere Gesinnung den Zeitläuften gegenüber zeigen, ohne ihre Kunst zu verlieren. *B.*

FRANK ARNAU, Der geschlossene Ring. Merlin-Verlag, Baden-Baden.

Kriminal- und Tendenzroman in einem, der gerade zurecht kommt, um dem Jakubowsky-Prozeß, wie überhaupt der ganzen deutschen Gerichtspraxis, der „Maschinerie", wie sie der Autor nennt, die belletristische Folie zu geben. Vorneweg sei es gesagt: kein gut geschriebenes Buch, kein literarisches. Aber ein anständiges, das ohne ästhetische Gewissensbisse mutig nach der eiligen Phrase, dem sprachlichen Klischee greift, wenn es um Wesentlicheres geht und der Fluß der Handlung das Suchen neuer Sprachwerte lästig werden läßt. Was er beweisen will, ist die These, daß ein Unschuldiger wegen eines Verbrechens verurteilt werden kann, das nicht nur er nicht begangen hat, sondern das überhaupt nicht begangen wurde; daß sich unter dem Einfluß von Indizien die Justiz mit unerbittlicher Zwangsläufigkeit in Bewegung setzt und nicht früher innehält, bis sie nach dem ihr innewohnenden Geist, im Sinn ihrer Formen und mit der Schlüssigkeit des Justizgehirns die Verurteilung des Verdächtigen vollzogen hat: als Verurteilungsmaschine, deren Zahnräder wunderbar ineinandergreifen, auch wenn das Ganze leerläuft. Das ist der springende, der aktuelle Punkt dieses Buches, dessen stärkste und beste Stellen in dem scharfsinnigen Verhandlungsdialog liegen. Sie überzeugen und lassen dabei wirklich der Justiz noch einen Schein von gutem Glauben und gutem Willen. Staatsanwälte, Gerichtspräsidenten und Untersuchungsrichter können eben nicht anders denken, und der Rechtsfall, mit Indizien genährt, strebt organisch nach allseitiger Entfaltung. *R. W.*

HEINRICH MANN: Sieben Jahre (1921/1928). Paul Zsolnay, Verlag.

Dieses Buch ist der Weg durch eine ungeheuere Landschaft. Aussicht weit nach allen Seiten. Auf hohe Gipfel, in morastige Abgründe, über weite Ebenen. Wind und Wetter wechseln in den Jahren. Heinrich Mann, der einzige der repräsentativen Autoren Deutschlands, der seit seinem Anfang geistespolitische Verantwortung erkennt und leid- und freudvoll trägt, schrieb hier eine „Chronik der Gedanken und Vorgänge" aus der Nachkriegszeit. Zeitereignisse und Zeitgedanken werden von äußeren Zufälligkeiten befreit, ihr wesentlicher Inhalt wird diskutiert, ihre historische Begründung erfaßt, ihre Wirkungen erforscht. In einer selten gewordenen Reinheit der Sprache reiht sich Satz an Satz zum umfassenden Rechenschaftsbericht, den ein wahrhaft geistiger Arbeiter über eine schwierige Epoche seines Volkes abgibt. Bei aller Sachlichkeit entsteht so ein aufregendes Werk. Eine ganze Welt stirbt, eine neue entsteht. Heinrich Mann steht an ihrer gemeinsamen Grenze und gibt, für die Zukunft unabhängig und mutig kämpfend, ein großes Beispiel. Alle sollten es kennenlernen. Ueberall müßte dieses Buch gelesen werden. *H—g.*

RICHARD NEUTRA: Wie baut Amerika. Verlag Julius Hoffmann. Stuttgart.

Eins von den amerikanischen Büchern, von denen es nie genug geben kann, die nicht nur auf Eindruck, sondern auch auf Studium angelegt sind, die nicht nur Fassaden, sondern auch auf Baupläne, und zum Vergleich plötzlich die Burg der Dalai-Lama bringen. Gerade die technischen Details sind hier außerordentlich interessant Tatsächlich scheint es dem Verfasser sehr viel mehr daran gelegen zu sein, das Werden der Häuser zu verfolgen, als den abgeschlossenen Bau. Dies in Verbindung mit den vielen Details ergibt eine Fülle von Material. *H. v. W.*

MIT VIERZIG . . . Ein höflicher Franzose besitzt aus alter Tradition die leichte Hand, aus den sonnigen Wolken ein Buch, einen Roman zu holen, ihn vor die imaginierten reizenden Füße einer Vierzigjährigen zu legen und ihr zu erklären, sie bezaubere als wäre sie achtzehn. Das tut auf eleganteste Weise Frondaie in der „Frau von zweimal zwanzig" (Ullstein-Verlag). Es wird, wie heute die Dinge liegen, auch den drei mal zwanzig Spaß machen, das Lesen dieser so amüsanten Galanterie meine ich. Seine Lektüre mag eingeschlafene Hoffnung wieder beleben. Auch das ist schon was. Denn die Erfüllung ist ja oft und meist so anstrengend kompliziert. Und nicht immer nur vom Partner her. *F. B.*

GUSTAV SCHIEFLER, Edvard Munch. Das graphische Werk 1906—1926. Euphorion-Verlag, Berlin.

Dem Laien sind Kataloge ein toter Stapelplatz, dem Sammler eine Fundgrube. Zumal, wenn sie das Werk eines großen Meisters registrieren mit soviel Sorgfalt und Bedacht, wie Schiefler sie seinen Lieblingen angedeihen läßt. Er hat uns Munch schon 1906 betreut, als der erste Teil dieses Oeuvre-Kataloges erschien. Also zu einer Zeit, als Munch noch nicht zu den fraglos Anerkannten gehörte. Diese Ergänzung für die Jahre 1906—1926 bringt neben dem eigentlichen Katalog eine kluge Einführung in Munchs graphische Kunst und 50 Tafeln mit Reproduktionen der wichtigeren Arbeiten. Im Text ist eine Anzahl Zeichnungen reproduziert. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

C. F. R.

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

ORCHESTER UND GESANG

„Die lustigen Weiber von Windsor" (Nicolai) Ouvertüre. Pfalz-Orch. Dirig. Ernst Boche. Tri-Ergon 10020. — Die treffliche Aufnahme vermittelt jedwede Klangillusion, soweit dies eine Platte überhaupt vermag.

Vorspiel zu der Oper „Tristan und Isolde" (Wagner). Staatskapelle. Dirig. Dr. Muck. Electrola E. J. 366. — Unter Mucks vergeistigenden Händen wohltuend enterotisiert, kommen die sinfonischen Schönheiten der Tristan-Musik zu mächtiger Wirkung.

„Iphigenie in Aulis" (Gluck). Ouvertüre. Philharm.-Orch. Berlin. Dirig. Dr. R. Strauß. Grammophon 66829. — Bachisches und Mozartsches Wesen seltsam vereint — prächtiges Stück, gute Platte.

España (Chabrier 1841—94), Rhapsodie. Staatskapelle. Dirig. Leo Blech. Electrola E. J. 385. — Glänzend instrumentierte Paraphrase über bekannte alt-spanische Weisen.

„Si j étais roi . ." (Adam), Ouvertüre. Staatskapelle. Dirig. Leo Blech. Electrola E. J. 307. — Entzückende Melodik und Rhythmik, bravouröse Orchesterleistung und Leitung.

„Intermezzi" aus „Bajazzi" und „Cavalleria" (Leoncavallo und Mascagni). Staatskapelle. Dirig. Leo Blech. Electrola E. W. 57. — Allen Neuigkeiten vom Tage zum Trotz werden diese saftstrotzenden Gebilde das Publikum stets begeistern.

„Raymond" (Thomas), Ouvertüre. Neues leichtes Sinfonie-Orchester. Electrola E. H. 245. — Schade, daß alle diese zauberhaft, frisch und jung gebliebenen Stücke nur ein Sommergartendasein führen . . . .

„E lucevan le stelle" aus „Tosca" (Puccini) und „Meco all' altar' di Venere" . . . aus „Norma" (Bellini). Tenor: Giacomo Lauri Volpi. Electrola D. A. 983. — Ja, ja die hohen Töne! Sie haben schon manches Unheil gestiftet . . . Hochbegabter, noch unausgegorener Gesang.

„Heute fällt mein Geschick" aus „Bajazzi". Sopran: Xenia Behnas. Bariton: Faßbender. Grammophon 66 847. — Ueppige Dramatik in Worten und Tönen. Ausgezeichnete Reproduktion.

„Prinz Eugen" und *„Fridericus Rex" (Loewe). Bariton: Herm. Schey. Tri-Ergon 1164.* — Gute Gestaltung stets wirkungsvoller Balladen.

„O schöne Jugendtage" aus („Evangelimann") und „Erdas Warnung" aus „Rheingold" (Wagner). Alt: Karin Branzell. Grammophon 66 853. — Wunderschöne Stimme — es wird fast gleichgültig, w a s sie singt . . . .

„Die drei Röselein" und *„Abschied". Berl. Liedertafel, A-cappella-Chor. Homocord 4—2976.* — Sehr hübscher Vortrag trauriger Volkslieder.

DIVERSA:

„Friederiken"-Potpourri (Lehár). Orchestrola-Vocalion Nr. 50000 und *„Der liebe Augustin" (Leo Fall), Potpourri. Giorgio Amato-Orch. Orchestrola-Vocalion Nr. 2030.* — Anmutige Schlagerserie. Man traut dem zierlichen Klein-Format dieser praktischen Wochenendplatten gar nicht soviel Klangkraft zu . . .

Yehudi Menuhin spielt „La Capricciosa" (Ries) und *„Allegro" (Fiocco) — Electrola D. A. 1003* — wie ein junger Virtuose. Das „Erlebnis" Yehudi könnten jedoch nur Aufnahmen des Beethoven-Konzerts vermitteln . . .

„Schneegestöber" (Volkslied) und „Nordstern", Glinka. Kuban-Kosaken-Chor. Dirig.: L. Iwanoff. Homocord 4—3120. — Ausgezeichnete, klare Aufnahme, zigeunerhafte, originelle Melodie.

„Rosen und Frau'n" (Grothe) und *„Wenn man verliebt ist, ist der Himmel blau" (Lander-Corren). Tango-Kapelle Morello. Tri-Ergon T. E. 5490.* — Gut kombinierte Besetzung, Ia klangphotographiertes Spiel. Hübsche Tango-Platte.

„Auf einem persischen Markt" und *„In einem Klostergarten", Intermezzi v. Ketélberg. Berl. Sinf.-Orch. Dirig.: Evans. Tri-Ergon 1168.* — Erstaunliche Klangdifferenzierung — zuweilen waschecht orientalisch — —

„Zapateado" (Sarasate) und *Hebräische Melodie (Achron). Violine: Jascha Heifetz. Electrola D. B. 1048.* — Siegreiches Hindernisrennen in den technischen Regionen des Instruments — famose Platte.

„Solvegs Lied" und *„An den Frühling" (Grieg). Violine, Cello, Klavier. Tri-Ergon 5557.* — Kein Berliner Caféhausprogramm ohne diese pièce de résistance — Ia Reproduktion.

„La Vida breve"..." (De falla — Kreisler) und *Tango op. 165, II. v. Albeniz. Geige: Kreisler. Electrola D. A. 1009.* — Diese süßen Leckerbissen klassifizierender Virtuosen munden jedem Hörer . . .

„Ramona" und *„Indianerweh" (Blues). Männerquartett. Homocord 4—3016.* — Auch als kammermusikalische Elegie der Abels ist Ramona unwiderstehlich.

Serenade aus „Don Giovanni" (Mozart) und *„Zueignung" (Schumann-Liszt). Klavier: W. Backhaus. Electrola D. A. 944.* — Leider gibt der kleine Ausschnitt „Ständchen" keinen Begriff von der gewaltigen Don-Juan-Fantasie Liszts.

Potpourri „Lustige Witwe" (Léhar). Arr.: Robrecht. M.-Weber-Orch. Electrola E. G. 1226. — Jazzfreunden sei diese Vertrottung empfohlen.

„Es gibt eine Frau . . ." und *„Mutterl-Lied" aus der Operette „Schützenliesel". Tenor: H. H. Bollmann. Homocord 4—3151.* — Schmalzig zwar — aber gefühlvoll und hübsch gesungen.

„Künstlerleben" (Joh. Strauß) und *„Barcarole" (Waldteufel). Jenö-Fesca-Orch. Homocord 4—3053.* — So ein alter Walzer verscheucht garantiert trübe Wolken.

„Polly" (Zamecnik). Mario-Elki-Orch. Tri-Ergon 5576. — Vortreffliche Wiedergabe des charmanten Trotts.

„Estudiantina" und *„Schlittschuhläufer"-Walzer (Waldteufel). Giorgio-Amato-Orch. Orchestrola 2045.* — Unverwüstlich in Frische, Schwung und musikalischer Erfindung.

„Fräulein Pardon" und *„Ohne Tränen gibts keine Liebe". Vocalion-Band. Dirig.: Mackeben. Orchestrola 2056.* — Vorzüglich dirigierter Schlager. Prächtige Plättchen. *Th.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt' erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

MAREK WEBER UND SEIN TANZ-ORCHESTER REISEN MIT

Der Kofferapparat kostet:
Bei Barzahlung RM 150,—
oder bei Ratenzahlung:
Anzahlung . . . . RM 16,50
und 12 Monatsraten von . . . . . RM 12,40

Wo immer Sie sind, begleitet Sie mit „Electrola" die beste Musik und die angenehme Illusion, die größten Künstler unmittelbar zu hören. Denn „Electrola" gibt den persönlichen Vortrag naturgetreu und lebenswahr wieder.

Der Kofferapparat ist so leicht, so handlich, daß er niemals beschwerlich wird. Stabil, elegant, in vielen Farben und dennoch so überaus preiswert. Vorspiel ohne Kaufzwang.

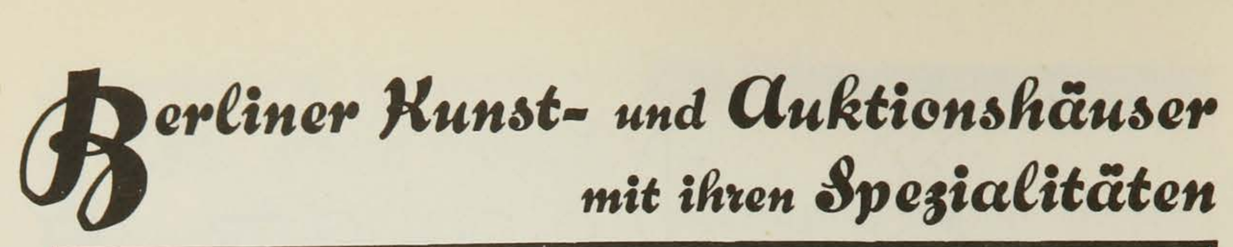


◆ ELECTROLA ◆

ELECTROLA GESELLSCHAFT M. B. H.
BERLIN W8, Leipziger Straße 23; W15, Kurfürstendamm 35.
FRANKFURT a. M., Goethestraße 3. KÖLN a. Rh., Hohestraße 103.
„Autorisierte Electrola-Verkaufsstellen" in Berlin und in jeder Stadt.


DIÄTETISCHE
HEILANSTALT
Leitender Arzt:
Dr. med.
WALTHER RITTER
VILLA RITTER
KARLSBAD

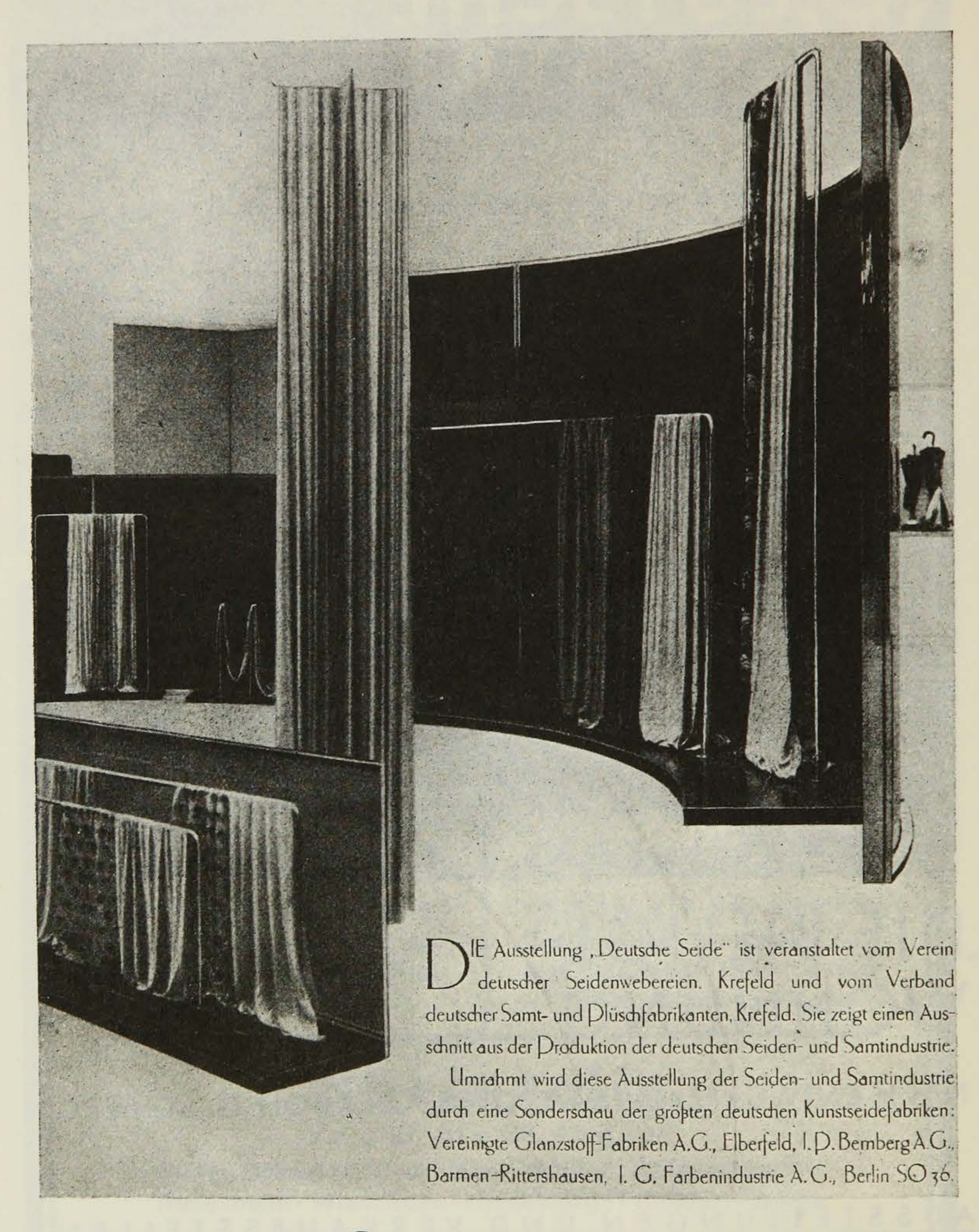

Die neue Zeit-
Bauten und
Einrichtungen aus
Stahl
Trix
Günther D.dorf
Beratungsstelle für Stahlverwendung
Düsseldorf
Stahlhof
STAHL ÜBERALL



Spezialität	Firma
Holländische, deutsche, italienische, französ. Meister des 15.-18. Jahrh.	DR. BENEDICT & CO. Berlin W9, Friedrich-Ebert-Str. 5
Gemälde alter Meister Kunstwerke früherer Epochen	DR. BURG & CO., G.M.B.H. Berlin W9, Friedrich-Ebert-Str. 5
RENOIR und lebende Meister	Galerien FLECHTHEIM Berlin W10, Lützowufer 13 Düsseldorf, Königsallee 34
Antiquitäten / Alte Gemälde	J. & S. GOLDSCHMIDT Berlin W 10, Victoriastraße 3-4
Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche	PAUL GRAUPE Berlin W 10, Tiergartenstraße 4
Gemälde alter u. moderner Meister	Galerie HABERSTOCK Berlin W 9, Bellevuestraße 15
Moderne Kunst	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W35, Schöneberger Ufer 38
Antike Rahmen RESTAURIERUNGEN, Rahmenkopien Dépositaire de la maison J. Rotil, Paris	PYGMALION-WERKSTÄTTEN Berlin W62, Kurfürstenstraße 75
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W10, Victoriastraße 2
Moderne Meister wie Liebermann, Korinth usw. ferner: Aquarelle und Zeichnungen	GALERIE WEBER Berlin W 35, Derfflingerstraße 28
Spezialität: Deutsche Porzellane Antiquitäten	A. WITTEKIND Berlin W10, Tiergartenstraße 2a
ANTIQUITÄTEN *Spezialität:* ALT-CHINA Direkter Import	EDGAR WORCH Berlin W10, Tiergartenstraße 2

Nordlandfahrten — billige Ferienfahrten! Reisen ins Nordland, in seine durch seltene Schönheit und kühlere Atmosphäre lockenden Meere und Landschaften zählten früher zu den Erholungsfahrten, die nur wenige sich leisten konnten. Heute darf jeder, den der Hochsommer Mitteleuropas fast zum Feind der Sonne macht, nicht nur von Norwegens Fjorden träumen, sondern er kann nach der Wirklichkeit greifen und sich einer der von der Hamburg-Süd veranstalteten Nordlandfahrten anschließen. Nur 140 RM. beträgt der Mindestpreis für die vom 6. bis 14. Juli stattfindende Fjordreise auf einem der „Monte“-Dampfer. Zwei längere Fahrten vom 3. bis 18. Juli und vom 20. Juli bis 4. August zum Nordkap, und vom 17. Juli bis 7. August und vom 8. bis 26. August nach Spitzbergen stehen außerdem den Erholungsuchenden zur Wahl. Wer die wirkliche Natur in ihren großartigsten Erscheinungsformen liebt und Alpenlandschaft mit Meereseinsamkeit vereint sehen will, wird an diesen Nordlandfahrten Freude haben und immer wieder an sie zurückdenken.

Ostsee-Ferien vor 100 Jahren. Als unsere Urgroßeltern Sommerpläne machten, gehörte ein Aufenthalt an der heute so beliebten Ostseeküste noch durchaus nicht zu den Selbstverständlichkeiten. Die Scheu vor den Anstrengungen einer tagelangen Wagenfahrt, die man unternehmen mußte, um an einen 200 bis 300 Kilometer weit entfernten Ort zu kommen, war groß genug, um näher gelegenen Plätzen den Vorzug zu geben. Trotzdem finden wir in den Annalen der damaligen Zeit den Namen eines Ortes wieder, dessen Strand, Wälder und herrliche Lage schon vor mehr als 100 Jahren sich eines weit verbreiteten, guten Rufes erfreute: Swinemünde. Zu jener Zeit begann eine Entwicklung, deren Auswirkungen für die heutige Generation in dem Begriff Swinemünde verkörpert sind. Alle kennen den Namen, aber viele hatten noch keine Gelegenheit, an diesem Strand auszuruhen, der so einzigartig schön ist. Es lohnt sich, das Versäumte nachzuholen und feststellen zu können, daß in einem Punkt wenigstens unsere Vorfahren derselben Ansicht waren wie wir. Swinemünde beweist es.



Deutsche Seide **WELTAUSSTELLUNG BARCELONA**

Fot.: Stone

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang — Berlin, Ende August 1929 — Heft 8

INHALT

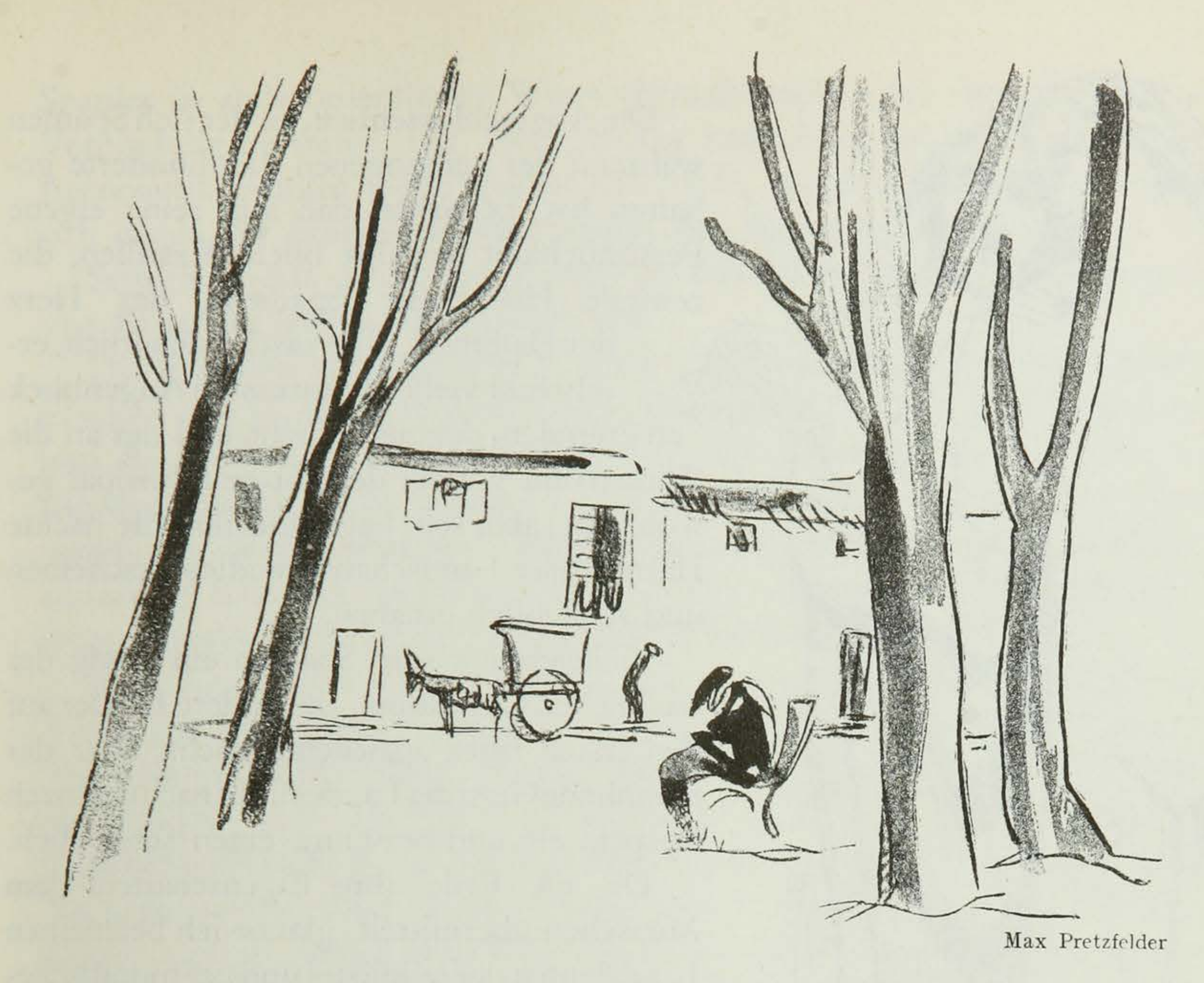
Marginalien:

*

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Mario Eloy

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner



Max Pretzfelder

SPANIEN UND DIE SPANIER

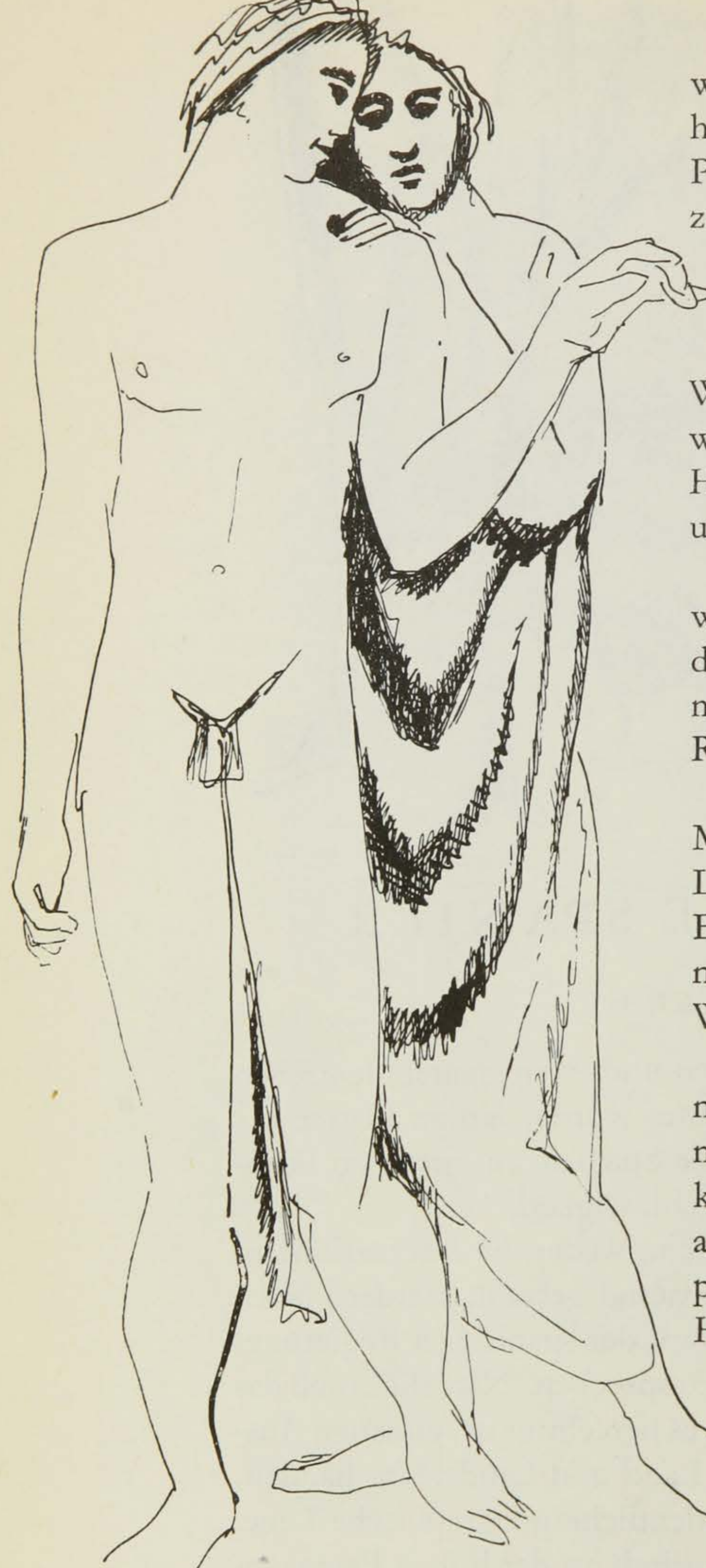
Von

PRIMO DE RIVERA

Als ich von dem Wunsch der bedeutenden und interessanten deutschen Zeitschrift „Der Querschnitt" unterrichtet wurde, einige Blätter für ihre Nummer zu schreiben, in der sie über Spanien zu sprechen beabsichtigt, überkam mich ein Gefühl der Unschlüssigkeit.

Ich darf nicht Themen der Politik behandeln, weder der internationalen noch der inneren; es muß ein anderer Gegenstand gewählt werden. Nach langem Überlegen scheint es mir, als Oberhaupt der spanischen Regierung, das Gegebene, über Spanien und die Spanier zu sprechen. Natürlich muß das mit ganzer Aufrichtigkeit geschehen, obwohl es berechtigt ist, günstige Ausdrücke zu gebrauchen, wo es sich um mein Land und Landsleute handelt.

Die Iberische Halbinsel hat eine außerordentliche geographische Lage. Sie ist mit Europa verbunden, aber diese Verbindung der hohen Pyrenäengipfel ist zugleich Scheidewand, die sie vom alten Kontinent abtrennt. Ihre langgestreckten Küsten lassen sie auf das Meer blicken: auf der andern Seite des Ozeans liegt Amerika, von Afrika trennt sie eine einfache Meerenge. In der Geschichte ist Spanien eines der bedeutendsten Schiffahrtszentren gewesen; wenn es später, wegen Verbreitung der Schiffahrt, von dieser Stellung Abstand nehmen konnte, macht das Flugwesen es heute wieder zum Verbindungsstück zwischen Amerika und Europa.



Ismael G. de la Serna

Die Abgeschlossenheit, in der sich Spanien während der vergangenen Jahrhunderte gehalten hat, bewirkte, daß ihm seine eigene Persönlichkeit bewahrt blieb. Kastilien, die zentrale Hochebene Spaniens, das Herz der Halbinsel, überrascht sicherlich, erschreckt vielleicht im ersten Augenblick en Fremden, der uns besucht und der an die Wiesen und Wälder des übrigen Europas gewöhnt ist; aber sehr bald wird ihm die nackte Härte dieser Landschaft grandios erscheinen und schließlich erhaben.

Vielleicht entbehrt Spanien ein wenig des weiblichen Charakters, der andere Länder auf den ersten Blick anziehend macht; aber der männliche Geist des Landes flößt nach und nach Respekt ein und bezwingt einen schließlich.

Da die Erde ihre Eigenschaften dem Menschen übermittelt, glaube ich bei meinen Landsleuten tief religiöses und tief moralisches Empfinden aufzeigen zu können, ausgezeichnet ausgeprägtes Gefühl für menschliche Würde und menschlichen Adel.

Obwohl ich es nicht liebe zu verallgemeinern und glaube, daß man sündigt, indem man in übertriebener Weise generalisiert, kann ich nicht umhin anzuerkennen, daß es auf Wahrheit beruht, wenn man zu sagen pflegt, daß in Spanien sogar der Bettler ein Hidalgo ist. Im Spanier besteht etwas von der Würde und Strenge der kastilischen Hochebene, und die besten Eigenschaften unserer Ahnen, aller jener Völker, die nach und nach die Iberische Halbinsel überfluteten, bewahren sich, in einzelnen Fällen bei erstaunlicher Rassenreinheit, den gesamten Küstenzug der Halbinsel entlang.

Aber die Abgeschlossenheit Spaniens konnte nicht ewig sein. Das Land begann, sich für die internationalen Fragen zu interessieren. Der Völkerbund war vielleicht für Spanien einer der stärksten Anreize, denn es sah in ihm ein weites Feld, um Rassenqualitäten geltend zu machen.

Die Eroberungen des Automobils und des Flugwesens beeinflußten die

Spanier in außerordentlicher Weise ebenfalls dahin, mit dem Ausland in Verbindung zu treten. Die Taten meiner Landsleute auf dem Gebiete der Aeronautik erfüllen jeden Spanier mit Stolz, und ihre Erfahrungen fügen sich denen des dauernden Fortschrittes der Menschheit an.

Schließlich hat sich dieser Wunsch in den beiden großen Ausstellungen von Barcelona und Sevilla kristallisiert.

Die Fremden kommen jetzt in unser Land; manche von ihnen kannten es schon und kehren nach jahrelanger Abwesenheit zurück. Als Regierender und als Landsmann macht es mich stolz, ihre Meinung zu hören. Sie erkannten Spanien nicht wieder! So tief und schnell ist die materielle Verwandlung vor sich gegangen. Einige sagen, Spanien habe sich europäisiert; andere, es habe sich amerikanisiert. Aus den vorliegenden Beobachtungen möge erhellen, welches in Wahrheit die Einstellung Spaniens ist.

Mein Land ist heute eine merkwürdige und anziehende Mischung von Treue zur Überlieferung in Empfindungen wie Sitten und ultramoderner Technik. Das will heißen, daß ein Besuch in Spanien für jeden Ausländer ein geistiges und künstlerisches Vergnügen sein muß, ohne das geringste Opfer für den Körper, der an die Bequemlichkeiten gewöhnt ist, welche die Technik unserer Tage bietet und die sich in Spanien auf ihrem höchsten Gipfel bewegt. Durch seine Geschichte und durch seine Lage hat Spanien eine zwiefache Persönlichkeit, die anzieht und gefangennimmt.



Otto Freytag

BARCELONA

Von

WOLFGANG WEBER

Barcelona ist nicht Großstadt. Es fehlt jede regelmäßige, bürgerliche Struktur. Barcelona ist Weltstadt, Weltstadt durch und durch. Keine abgeschlossen fertige, sicher erst eine werdende. Aber gerade dieses Werden legt Wesenszüge bloß, die sonst verdeckt blieben; zeigt die Unmittelbarkeit eines gigantischen Schaffensaktes, die Grausamkeit eines Fortschrittes, den wir schon deshalb nicht mit Amerika vergleichen können, weil Barcelona eine Tradition und eine traditionsverankerte Indolenz brechen muß.

Barcelona ist nicht eine spanische Stadt, sondern eine katalanische. Vier Säulen ragen vor der Weltausstellung über die Spitzen der Kirchtürme — das Symbol der vier Streifen katalanischen Blutes. Ihm verdankt Barcelona Dasein und Pulsschlag. Der Katalane ist der nüchterne, der kaufmännisch denkende, der Amerikaner unter den Spaniern ... wenn auch immer noch Spanier. So kommt es, daß zuweilen eine Summe von Verve, Ehrgeiz und Klugheit im einzelnen durch gefährliche Inkonsequenzen oder Rückfälle in die alte spanische Indolenz erstickt werden.

Aber ein paar grobe Fehlspekulationen sind besser als lahmes Temperament oder Mangel an Ideen. Mit einer fast unvernünftigen Großzügigkeit, die in anderen Ländern längst von Kalkulationen und Bedenken gehemmt wäre, wird in Barcelona täglich Unerhörtes geschaffen. Und gerade dieser Schuß Unvernunft und Wagemut gibt der Stadt den Stempel des Außerordentlichen. Oder ist es für ein streng katholisches Land nicht eine Kühnheit sondergleichen, mit einem rücksichtslosen Durchbruch durch die Kirchen und Paläste der Altstadt dem Autoverkehr ein Ventil zum Hafen zu schaffen? Und sicher ist es eine nach unseren Begriffen kaum faßbare Weitsicht, unter einer neuerbauten Vorortstraße ohne Häuser bereits die Untergrundbahnanlage einzurichten, die man ja „eines Tages" brauchen wird.

Wie entsteht Barcelona? Ein Beispiel: Eine Hauptstraße der inneren Stadt wird in ihrer vollen Breite in unbewohntes Gebiet hinaus verlängert. Bis an die Stelle, an der sie unvermittelt gegen einen Acker abschließt, trägt sie tadellose Zementdecke, Straßenbahnschienen, sorgsam gepflegte Platanenbäumchen. Und an diese Straße baut man nun ein Haus, einen Palast mit zehn Stockwerken, einem Dutzend Läden im Erdgeschoß und allen Bequemlichkeiten. Ein Haus und eine Straße — das soll den Anreiz geben zum Weiterbauen, soll die Bewohner aus den schmutzigen Stadtteilen hierher locken, soll auch dazu beitragen, daß die Vorstadt einmal das gleiche Gesicht trägt wie die innere Stadt. „Im Anfang die Straße", das kalifornische Gesetz auf europäischem Boden!

In der inneren Stadt — gleiche Großzügigkeit. Die Neustadt ist in streng quadratische Blocks aufgeteilt, die aber nicht wie in Amerika von engen Straßenschächten durchfurcht, sondern von den über sechzig Meter breiten Platanenalleen parkartig umgeben sind.

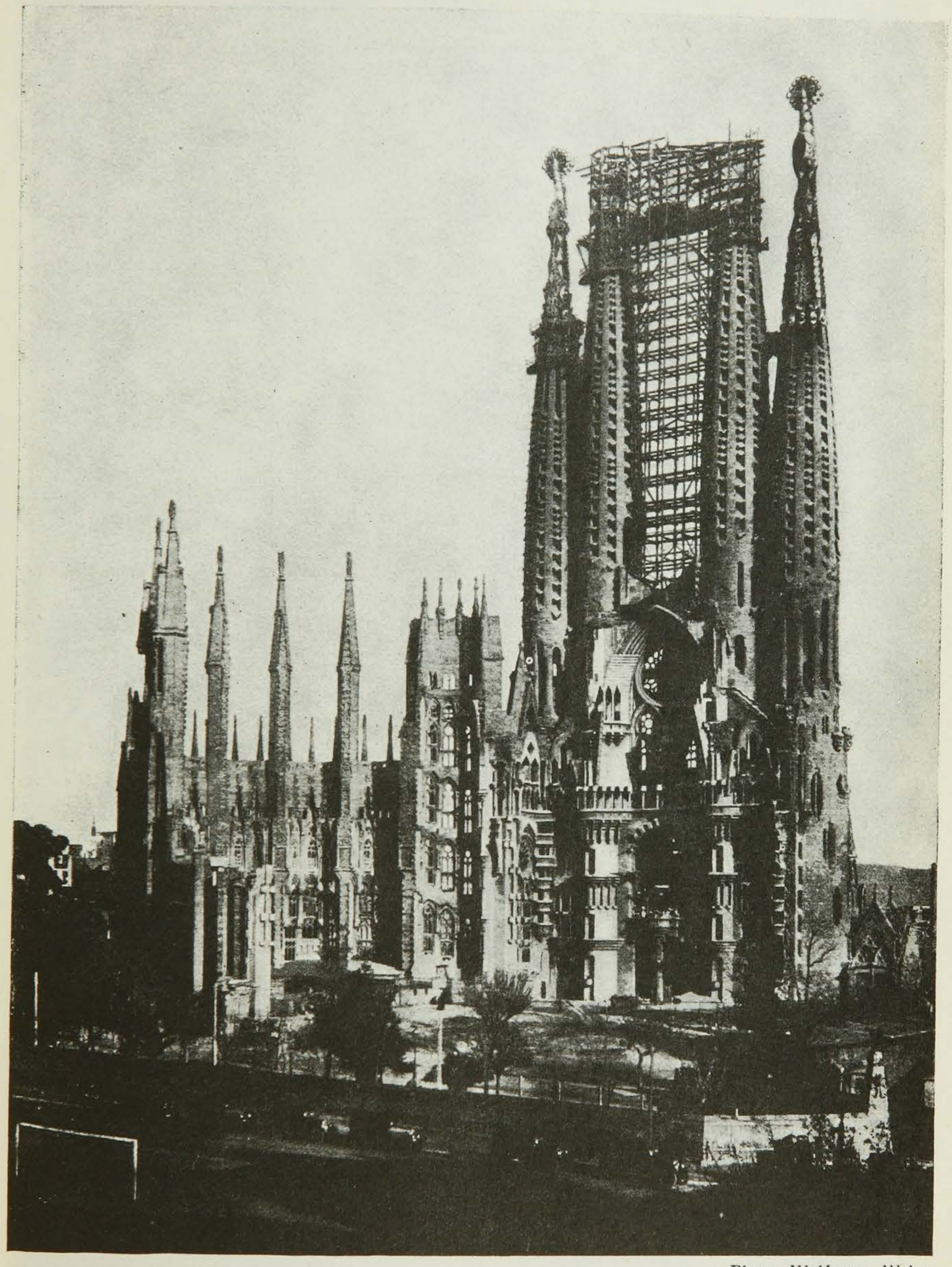


Photo Wolfgang Weber

Kirche der Heiligen Familie



Photo Wolfgang Weber

Spanische Kinder, ein Auto betrachtend



Photo Wolfgang Weber

Café



Photo Wolfgang Weber

Paseo Colon

Die riesige Plaza Cataluna entstand durch den Abbruch eines ganzen Häuserviertels und wurde als Untergrundbahnhof unterkellert. Der brandbeschädigte Hafenvorort Barceloneta wurde nicht repariert, sondern abgerissen und auf Stadtkosten neu aufgebaut. Barcelona ist eine der wenigen Städte der Welt, die Untergrundbahn besitzen; hat Straßenbahnwagen mit elektrisch sich öffnenden Türen; besitzt mehr als doppelt soviel Autos wie das größere Hamburg; baut an die Halle eines Bahnhofes zwei weitere an, obwohl täglich — neun Züge ankommen. Alles ist überdimensioniert, überall erwartet man Entwicklungen, die den Aufstieg der letzten Jahre noch übersteigen sollen. Wenn eine Stadt innerhalb achtzehn Jahren ihre Einwohnerzahl von einer halben Million auf eine ganze verdoppelt, so bedeutet das — in Europa und ganz besonders in Spanien — auch eine kulturelle Revolution. In den Jahren, in denen die ganze Welt unter dem Krieg ein Jahrzehnt seiner Entwicklung verlor, wurde Barcelona Schauplatz einer geistigen Aufrüttelung, die für Spanien, ja für Europa entscheidend werden kann. Der Schwerpunkt des Landes, der einst auf Sevilla, zuletzt auf Madrid lag, hat sich heute schon nach Barcelona verschoben, und man ist bestrebt, diese Stellung im Katalanentum zu verwurzeln. Nicht in politischer Hinsicht; die unbedeutenden Aufstände haben schon deshalb nie ernstlich eine Autonomie bezweckt, weil der radikale Katalane sich nicht von Spanien trennen, sondern es führen will. Um so mehr sucht man dagegen kulturelle Selbständigkeit. Man befürwortet doppelte Aufschriften in kastilianischer und katalanischer Sprache. Man stellt eine Literatur von fünftausend Bänden in katalanischer Sprache zusammen. Fast eigensinnig kämpft man um das Besitztum seiner katalanischen Kunst und die Werke seines großen Architekten Gaudi, der nur das eine Unglück hatte, gerade in der Zeit des Jugendstiles groß zu werden. Aber die geschwungenen Fassaden, die zuckerkandierten Zinnen und bizarren Mosaikhäuschen mögen für unseren Geschmack komisch oder scheußlich wirken: stets sind sie Ausdruck eines außerordentlichen Ehrgeizes nach Selbständigkeit auch in künstlerischen Dingen. Der kühnste Plan ist der Bau der Kirche Sagrada Familia im katalanischen Baustil, Gaudis Erbe. Sie soll höher werden als der Kölner Dom und wurde vor vierzig Jahren begonnen; ihre Fertigstellung wird in dreihundert Jahren erwartet, da sie nur aus laufenden Almosen errichtet wird.

Aber das alles ist mehr als ein gigantisches Kinderspiel. Es zeigt den unbeirrbaren Willen des Katalanen, aus sich selbst heraus, aus seinen eigenen Kräften etwas ganz Großes zu schaffen. Denn Privatleute sind die Schöpfer dieser Stadt, Privatleuten gehören ihre Einrichtungen bis zur Untergrundbahn herauf, und privates Kapital fließt selbst in dem Riesenunternehmen der Weltausstellung, die in feenhaften Terrassen den Montjuich emporsteigt und mit deren Eröffnung Barcelona sich seine Weltgeltung zu erobern hofft.

Und es wird ihr gelingen — trotz all den negativen Seiten, die überall da auftreten müssen, wo an die Stelle einer organischen Entwicklung ein sprunghafter Aufstieg getreten ist. Es ist sicher nicht sehr schmeichelhaft für eine Industriestadt, daß sie die Banknoten ihres Landes im Ausland bestellen muß und sogar das Elektrizitätswerk für ihren eigenen Bedarf einer englischen Firma überlassen muß. Ebensowenig erfreulich sind die diskreten Zellen mit den diskreten Vorhängen an den belebtesten Stellen der Stadt, in denen Analphabeten ihre Briefe zu

diktieren pflegen. Und eine schlechte Visitenkarte für eine Millionenstadt sind die Armenviertel an den Abhängen des Montjuich, in denen ganze Familien in Käfigen aus zusammengeflickten Holzteilen und Blechstücken hausen.

Aber sicher ist das alles und vieles andere nur ein unvermeidbares Uebergangsstadium, das noch gemildert wird durch die Sonne Spaniens und durch die glücklichen sozialen Verhältnisse Barcelonas. Den Bewohnern der Armenviertel wird gar nicht der Gedanke kommen, unterdrückt zu sein und zum Klassenkampf aufrufen zu müssen. Sie fühlen sich als Caballeros, wenn sie den Stierkampf besuchen oder auf der Rambla promenieren, und sie werden als Caballeros behandelt. Niemand wird die Meinung eines einfachen Mannes geringer achten als die eines gesellschaftlich Höherstehenden, und niemand wird sich im geringsten genieren, einen ärmlich Gekleideten in ein elegantes Lokal mitzunehmen. Dieser echt demokratische Zug teilt sich auch der Gesellschaft mit. Gewiß ist die Tradition gepflegter als in manchem Land Europas. Die spanische Aristokratie ist noch nicht ausgestorben. Der Hügel El Turo im Herzen von Gracia gehört mit allen seinen Villen einer einzigen verzweigten Familie, und der Renaissancebau des Casa Dalmasas in der Altstadt wird noch heute von einer Patrizierfamilie bewohnt. Aber außerhalb der Familie gibt es keine Rangstufen, die dem Spanier, erzählt man ihm davon, so gänzlich unverständlich (nicht etwa lächerlich!) erscheinen. Selbst die strenge Sitte, daß junge Damen nicht allein promenieren dürfen, wird bereits immer mehr durchbrochen. Und wenn vor Sonnenuntergang die „blaue Stunde' Barcelona zu einem wahren Leben erweckt, sieht man die Damen der Gesellschaft auf den Korbsesseln des Pasco Gracia sitzen und sich mit einer entzückenden, weil gänzlich unverhohlenen Frechheit über die Vorbeigehenden unterhalten — so laut, daß sie es hören können, versteht sich! Ein wenig später diniert man, da die Theater erst um zehn Uhr beginnen.

Eine große gesellschaftliche Rolle spielen übrigens die neun Theater Barcelonas keineswegs, nicht einmal die Oper, die eine der schönsten der Erde ist und es sich leisten konnte, eine Kraft wie Schaljapin fest zu engagieren. Das Ereignis ist immer noch der Stierkampf, und er wird es bleiben, solange Spanien besteht. Wie könnte die „Corrida" an Bedeutung verlieren, die so tief in dem Volk wurzelt, daß Zeitung und Literatur davon vollgesogen sind, daß alle Tänzerinnen in ihren Tänzen sie symbolisieren, und die schon den Kindern als Spiel dient, wenn sie mit einem Cape und einem gehörnten Brett aufeinander losgehen. Nie würde ich als Fremder wagen, gegen dieses Ursymbol eines Volkstemperamentes Stellung zu nehmen, gegen diesen Zweikampf von Gewandtheit mit Brutalität, der nicht blutiger und nicht weniger religiös ist als die Tieropfer anderer Völker, aber unendlich inniger mit dem Volkscharakter verwachsen.

Dieser Stierkampf bedeutet dem Spanier die Hälfte des Lebens: denn er liebt das Sehen, die Farbe, die Unmittelbarkeit des Eindrucks. Sehen ist ihm Religion, mit den Augen erlebt er, und mit diesen Augen sieht auch er seine Stadt, die er für die Augen schuf. Diese schillernde Mischung von südlicher Romantik mit amerikanischem Schmiß, diese Zusammenballung ihrer Zeit und ihres Landes, deren täglich wechselndes Gesicht nur einen einzigen konstanten Zug trägt: den eines gigantischen Werdens.



Martin Bloch

HYPERTROPHIE DER WAPPEN

Von

JOSÉ ORTEGA Y GASSET

Kantabrien oder: Her mit den Wappen! — Die Burgen haben uns mit dem beredten Gebärdenspiel ihrer Ruinen lange aufgehalten. Aber es ist nötig, die Reise fortzusetzen. Der Motor wird angekurbelt. Das Auto, in dem ich fahre, ist sehr alt; es hat verschiedene Male schon fast ganz Spanien umrollt, ist über beinahe sämtliche Pässe geklettert und auf der Sohle zahlloser Täler am Rand unserer steilufrigen Flüsse gefahren. Es benimmt sich wie ein alter Diener, der knurrt, aber seine Pflicht tut. Von Zeit zu Zeit entwischt ihm ein Rad und rollt, wie mit magischer Kraft begabt, so entschlossener Miene durch die Stoppelfelder, daß man denken möchte, es sei das echte Rad des Glücks.

Hinter uns liegt das trockene Spanien, und wir kommen jetzt über die Montaña in das feuchte Spanien hinein. Der zuvor nackte, fahle oder rote Boden bedeckt sich mit üppigem Grün und verengt und zerklüftet sich zu gedrungenen Tälern. Es gibt keine kriegführenden Burgen mehr, die mit der lückenhaften Zahnreihe ihres Zinnenwerks in das Blau beißen; aber an ihrer Stelle treten Herrenhäuser aus schwarzbraunen oder hochroten Quadern auf. Die Burgen von Kastilien machen den Eindruck hungriger Krieger. Diese adeligen Wohnungen zeigen Frieden und behäbigen Wohlstand an. Reichtum niemals. Ich kenne in ganz Spanien keine vollständige Landschaft, die ein Bild von Pracht hervorriefe: einzig hie und da ein Winkel, ein Bauwerk — zum Beispiel: der Eskorial.

Mit leichten Varianten wiederholt sich der Typ der Casona — des düsteren, finsterblickenden, übelgelaunten Gebäudes — von Asturien bis ans Ende von Navarra, und ist daher die architektonische Frucht, die ganz Kantabrien cha-

rakterisiert. Die Casona ist — streng genommen — kein sehr großes Haus, und dennoch versteht man, daß sie eine „enorme" Erinnerung von sich hinterläßt. Das Große ist nicht ihre Dimension, sondern sozusagen ihre Prätention und Proportion, die Idee, die diese Häuser von sich selbst haben. (Man erinnere sich, daß Villiers de l'Isle Adam den Ruhm als die Idee an sich definierte, die jeder in seiner Brust bewahrt.) In der Tat: Diese Bauten haben ein Sich-Aeußern, ein In-Sich-Ruhen, eine Selbstgenügsamkeit, daß wir sie als Paläste nehmen. An ihrer Seite erscheinen die Burgen der weitausladenden kastilischen Panoramen kleinlich, nervös, unruhig, ihrer Rolle in der Welt nicht ganz sicher. Mit diesen Wohnstätten geht es wie mit gewissen Personen, zum Beispiel Daniel Zuloaga, dem Keramiker, der ein Mann von sehr kleinem Körper war, beinahe ein Zwerg, und der, dessenungeachtet, Züge eines Riesen in der Art Michel Angelos hatte, dergestalt, daß, wenn man sich seiner erinnerte, er, auf den leeren Himmel des Gedächtnisses projiziert, monumentale Proportionen annahm. Er war ein Riesen-Zwerg, wie diese kleinen, an den Wegen von Kantabrien feierlich Schildwache haltenden Häuser ungeheuer sind.

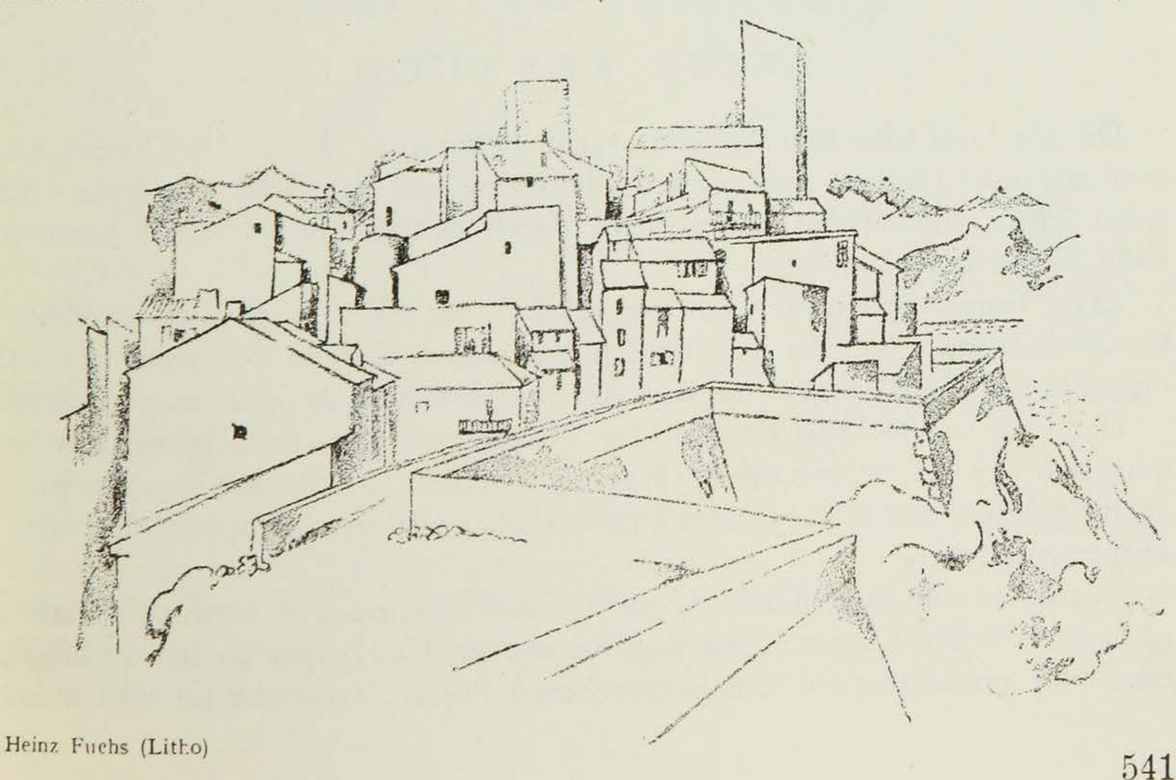
Was geht an diesen, so ernsten, so düsteren Mauern vor, daß sie sich plötzlich in die Phantasie eines riesengroßen Wappenschildes runzeln? Es ist eigentümlich festzustellen, daß im trockenen Spanien die großen Burgen und Schlösser fast keine Wappen haben, oder aber kärglich, während diese Häuser des kantabrischen Adels kolossale Wappen dulden. Es sind fabelhafte Blüten-Gebilde auf den nackten Wänden, seltsame Plastizitäts-Eruptionen, wie Geschwüre von Ruhmsucht, die an dem tugendhaften, asketischen Stein herauskommen. Zufrieden mit ihrer wohlerworbenen Existenz, haben sie sich von kühnen Unternehmen zurückgezogen und träumen dafür von alten Großtaten. Der Helden-Traum dessen, der kein Held mehr ist, sickert durch die Mauern in erlauchtester Phantasmagorie und bedeutet unerschöpfliches Ausschwitzen von heraldischer Fauna, baskischen Wölfen, guipuzcoanischen Walfischen, Bären von Asturien oder aber Helmbügeln mit hohen Federbüschen, Fäusten mit Schlachtschwertern seeklaren Bugs. Es ist nicht möglich, ein halbes Dutzend Schritte zu gehen, ohne pathetisch von einer Wand aufgehalten zu werden, die uns ihren bewappneten Bizeps zeigt.

Und es ist eine bedeutsame Uebereinstimmung zu bemerken. Die Linie von Spanien, wo die Wappen zu wuchern beginnen, bezeichnet das Ende der Städte. Schon vor langem betonte Corpus Barga die Tatsache, daß im baskischen Land keine „urbs" existiert. Ein Südländer könnte seine Städte-Idee nicht verwirklichen, angesichts dieses Zerstreutliegens der Wohnstätten, die voreinander zu fliehen scheinen und die Stadt-Gebilde des Nordens darstellen. Die andalusische oder kastilische Stadt ist eine kompakte Skulptur, die kantabrische Stadt eher eine Landschaft, eine zentrifugale „urbs", wo jedes Gebäude ins Land hinausgestoßen worden ist.

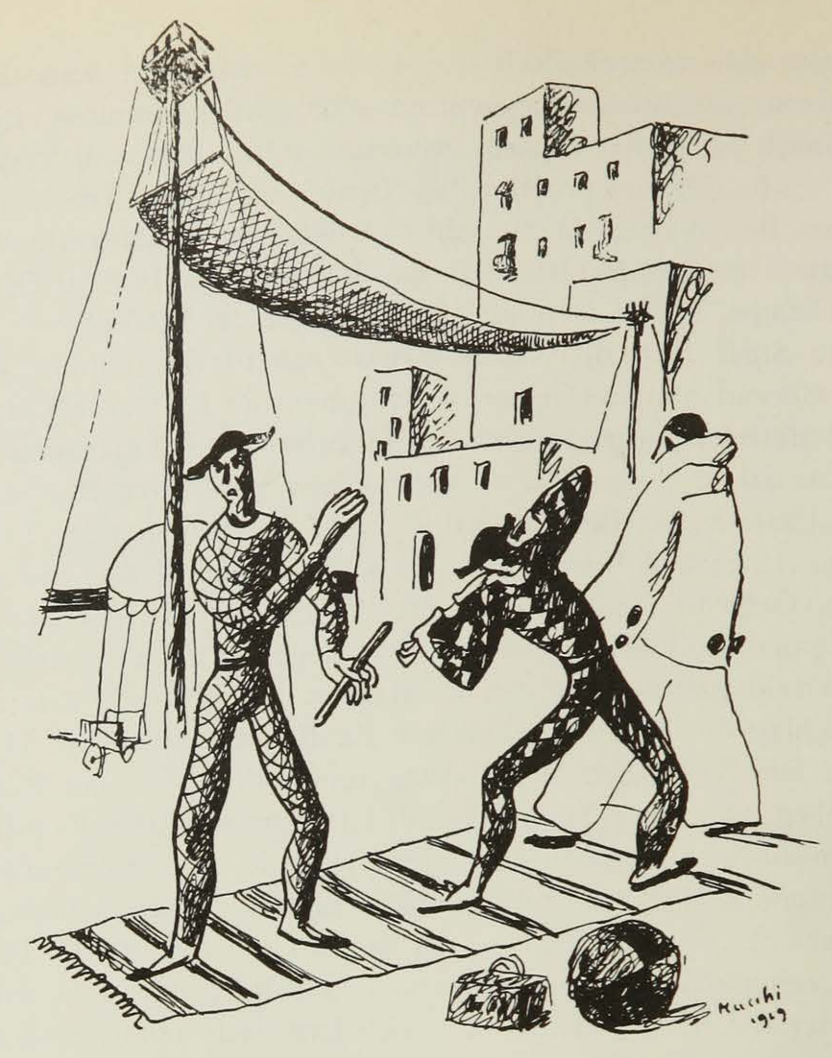
Dies könnte uns zu etwas komplizierten Betrachtungen über kantabrische Ländlichkeit führen. Da ganz Spanien ländlich ist, handelt es sich nicht um geringe Feinheit bei der Definition des Ruralismus eines jeden Gebietes. Aber daß im Norden dieser Instinkt für Zersprengtheit im Städtegebilde be-

steht, erscheint mir unzweifelhaft. An und für sich wäre keine Gruppe der Nation berufener als Bilbao gewesen, um eine solide, porenlose „urbs" zu errichten. Dennoch ist es, als es sich ausbreiten wollte, aus dem von der Stadtverwaltung vorgeschlagenen offiziellen Profil entflohen. Die wirkliche Erweiterung von Bilbao ist nicht die, die so heißt, sondern Neguri, Algorta, Las Arenas — die zentrifugale Ortschaft mit Länderei im Innern. (Ein über die Maßen anziehendes Thema wäre eine Morphologie der Städte!)

Die echte Stadt setzt die Vorherrschaft des Platzes voraus; des Marktplatzes, des Gerichtsplatzes. Genau so, wie man die Kanone als ein Loch mit Stahl darum definiert, wäre es recht exakt zu sagen, daß die Stadt eine Lücke oder ein Platz ist, der von Fassaden umgeben wird. Der Rest des Hauses, jenseits der Fassade, ist für die „urbs" nicht wesentlich. (Der Leser frische sein Bild von Athen und Rom auf.) Dies will besagen, daß es nur eine „urbs" gibt, wo das Oeffentliche über das Private vorherrscht, der Staat über die Familie. In ganz Kantabrien geschieht das Gegenteil: der Instinkt der Blutsgemeinschaft triumphiert über den politischen Instinkt, und dies erklärt uns mit einem Schlag die Zersprengtheit der Baulichkeiten und die Hypertrophie der Wappen. Die Kantabrier und Basken fühlen den Stolz der Familien-Tradition und leben, von einer Stammes-Illusion ermuntert. Die Familien-Pflanze krallt sich an einem Stück Ackerland fest, weil sie tiefe Wurzeln braucht, um damit ihr tausendjähriges, pflanzliches Schicksal zu nähren. Ich entsinne mich, bei P. Guevara gelesen zu haben — ich weiß nicht, ob in seinen Briefen oder in seinem „Geringschätzung des Hofes und Lob des Dorfes" —, daß zu seiner Zeit jeder, der für reich gelten wollte, sich kastilisch nannte, und wer es vorzog, für adelig zu gelten, baskisch. Heute ist der Reichtum — relativ, sehr relativ: in Spanien gibt es keine Reichen — nach Kantabrien ausgewandert, aber der Stammes-Stolz dauert da fort, wo er war, und verewigt jenes innere Fieber, das die wappengezierten Mauern der Casonas phantasierend ausschwitzen. *(Deutsch von Máximo José Kahn.)*



Heinz Fuchs (Litho)



Gabriele Mucchi

RAMONISMEN

Von

RAMÓN GÓMEZ DE LA SERNA

SEINE ERLAUCHT

Der alte Graf hatte den Ruf eines recht schwierigen Herrn. Man konnte mit ihm nur auskommen, wenn man alle Worte auf die Goldwage legte und jeden Schritt, auch jeden Platzwechsel, durch den die Sessel leiden konnten, sorgfältig erwog.

Eines Tages war ein junger Mann bei ihm, der einen Posten bei irgendeiner Gesellschaft anstrebte, die dem Grafen unterstand. Er gab sich recht frei und ungezwungen, um weltgewandt und für die Anstellung geeignet zu erscheinen.

Der Graf wußte seine Freunde im Vorzimmer, es sollte Skat auf den bequemsten vier Sesseln von der Welt gespielt werden. Der Besuch kam also nicht gerade gelegen, und da fiel es dem Unglücklichen auch noch ein, nach dem Heizkörper zu greifen.

„Verlassen Sie augenblicklich mein Haus", schrie der Graf aufgebracht. „Das unhöfliche Mißtrauen, mit dem Sie meinen Heizkörper untersucht haben, macht Sie ungeeignet für den besprochenen Posten. So etwas tut man nicht!

Man muß an die Heizkörper glauben, ohne sie anzufassen, besonders in einem vornehmen Haus! Machen Sie meinetwegen Ihre Untersuchungen in öffentlichen Instituten, aber bei mir lassen Sie das gefälligst bleiben! Das könnte mir gerade noch fehlen!"

Der abgekanzelte junge Mann konnte sich nicht enthalten, zu protestieren: „Ich verdiene Ihre Beschimpfungen nicht, um so weniger als der Heizkörper eiskalt ist."

„Ja, was meinen Sie denn! Wenn er heiß wäre, hätte ich ja auf Sie geschossen, dann wäre ja Ihr Zweifel noch viel schwerwiegender gewesen!"

Der Besucher verschwand lautlos. Die Freunde hatten im Vorzimmer alles mitangehört. Der Graf wandte sich an sie: „So was von Frechheit ist doch noch nicht dagewesen! Als ob ich oder sonst ein Aristokrat, der auf sich hält, je die Zentralheizung in Betrieb setzte! So etwas ist nur für bürgerliche Plebs und Neureiche!"

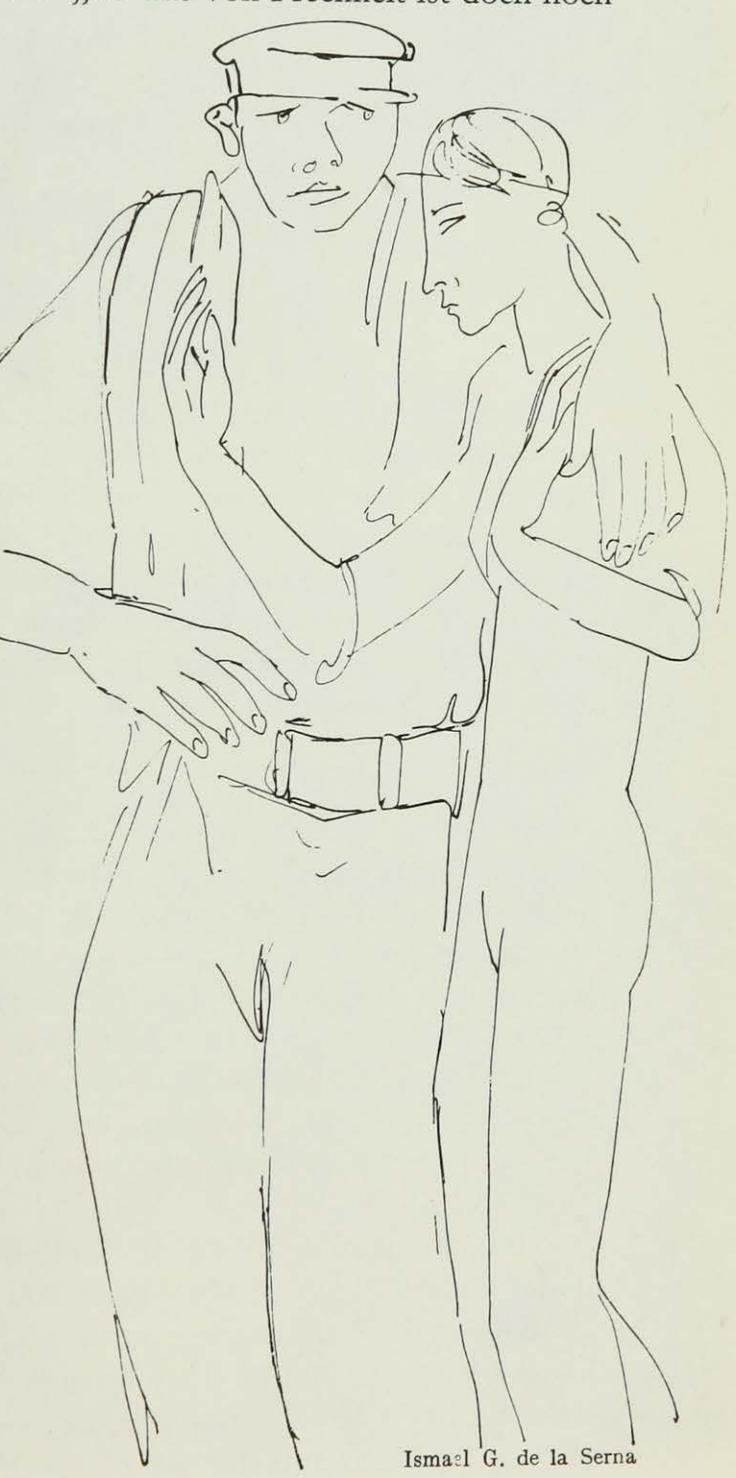
Sie stimmten ihm zu, ließen sich aber doch ihre Mäntel bringen.

VOM GRÜNEN RASEN

Der Herr mit dem silbergrauen Zylinder war ein unverbesserlicher Totalisatorspieler. Wie viel Zeit seines Lebens hatte er auf dem Sattelplatz verbracht und überlegt, auf welche Weise er seine Wetten unterbringen könnte.

Bei diesen unausgesetzten Studien und Überlegungen war er darauf verfallen, der siegreichen Stute, die launisch war wie eine Tänzerin, den Hof zu machen. Er gab sich den Anschein eines verrückten Sportfreundes, und halb im Scherz brachte er ihr Süßigkeiten, Blumen und einmal sogar einen Brillanten.

Die Stute sah den vornehmen, ruinierten Herrn im silbergrauen Zylinder, der seinen Zeiß versetzt hatte und am Lederriemen ein leeres Etui trug, mit ihren schönen, großen Otero-Augen an. Sie kannte ihn bald, tauschte einen lächelnden Blick mit ihm auf ihrem Weg zur Bahn, neigte den Kopf, und er lüftete ritterlich seinen Zylinder.



Ismael G. de la Serna

Und was für einen Sinn hatte das alles? Welches praktische Ergebnis sollte für den Spieler aus dem Flirt herausschauen?

Sehr einfach: er wollte die Stute verführen, daß sie im Rennen sich zurückhielte, so daß er mit einer hohen Platzquote rechnen könnte.

Er brachte sie dahin, daß sie auf einen Wink von ihm sich zurückhielt. Wenn er ihr zublinzelte, überwand sie ihr Siegernaturell, und die herrliche Odaliske I, Mittelpunkt aller Wetten auf Sieg, wurde Zweite und brachte ihm 1000 zu 1.

BARBARAFEST

Bekanntlich treiben die Artillerieschüler am Barbaratag allerlei Unfug und beschädigen in ihrer Ausgelassenheit gern Laternen, Bänke, Fensterscheiben, Brunnenhähne usw. Die Schießschulen pflegen am folgenden Tag die erregten Gemüter zu beschwichtigen und für jeden Schaden aufzukommen.

In Deutschland ist es im vergangenen Jahr vorgekommen, daß die Schüler der Schießschule von X. unglücklicherweise den Mond beschädigten, der gerade über der Stadt leuchtete. Es war ein kleiner Scherz, der die Schießschule nach der Rechnung, für deren Aufstellung Einstein herbeigezogen werden mußte, die Bagatelle von 3000000000000 Goldmark kostete.

KÄSE FÜR 20 PERSONEN

„Käse für 20 Personen" ist an sich nichts Aufregendes, denn es gibt ja Käse von phantastischer Größe. Aber es ist fraglos außergewöhnlich, wenn eine Portion Käse für 20 Personen um 50 Pfennig angeboten wird.

Die Stadtverwaltung fand das Angebot hinreichend verdächtig, um der Sache auf den Grund zu gehen. Die Untersuchung führte zur Verhaftung des Herstellers, denn in den Spanschachteln, in denen der Käse verkauft wurde, fand sich nur eine normale Portion und darunter ein Zettelchen mit dem Aufdruck: „Den übrigen Neunzehn huste ich was!"

DER BLINDE PASSAGIER

Mit blinden Passagieren hatte die Gesellschaft, die den Luftdienst zwischen Nord- und Südpol versah, bis dato noch nichts zu tun gehabt.

Das Luftschiff überflog gerade die Sahara, als der Schaffner unter einem Sitz einen kecken, jungen Burschen entdeckte, der sich das Raffinement in den Kopf gesetzt hatte, eine Portion Eis am Nordpol und eine am Südpol zu probieren.

Die Angelegenheit wurde dem Kapitän unterbreitet, der außer sich geriet, weil das Übergewicht die Sicherheit des Luftschiffes in hohem Maße gefährdete. Er behauptete, es bliebe nichts übrig, als den blinden Passagier in voller Fahrt auszusetzen. Gegen den Vollzug dieser Ordre protestierten jedoch sämtliche Mitreisenden.

Der Pilot erklärte daraufhin, daß er jede Verantwortung ablehnen müsse, da des Eindringlings 32 Kilo Übergewicht das Leben aller Insassen gefährde.

Angesichts dieser Situation warfen sechs Passagiere ihre Schreibmaschinen zur Wüste hinab, die Reise konnte fortgesetzt werden, und der junge Mensch war gerettet. Nur steht zu befürchten, daß sich in der Wüste ein Schreib- und Vervielfältigungsbüro aufgetan hat.

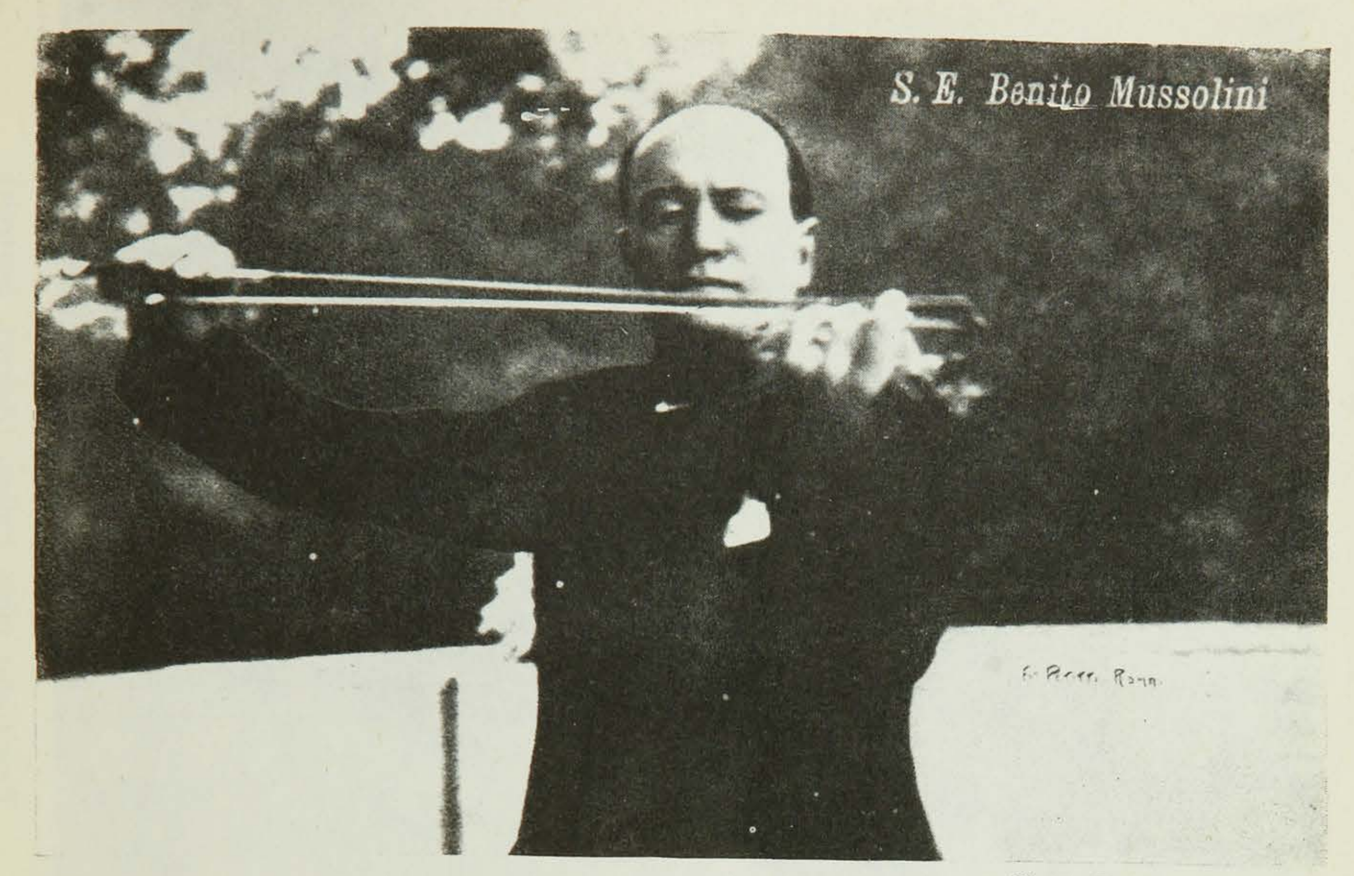
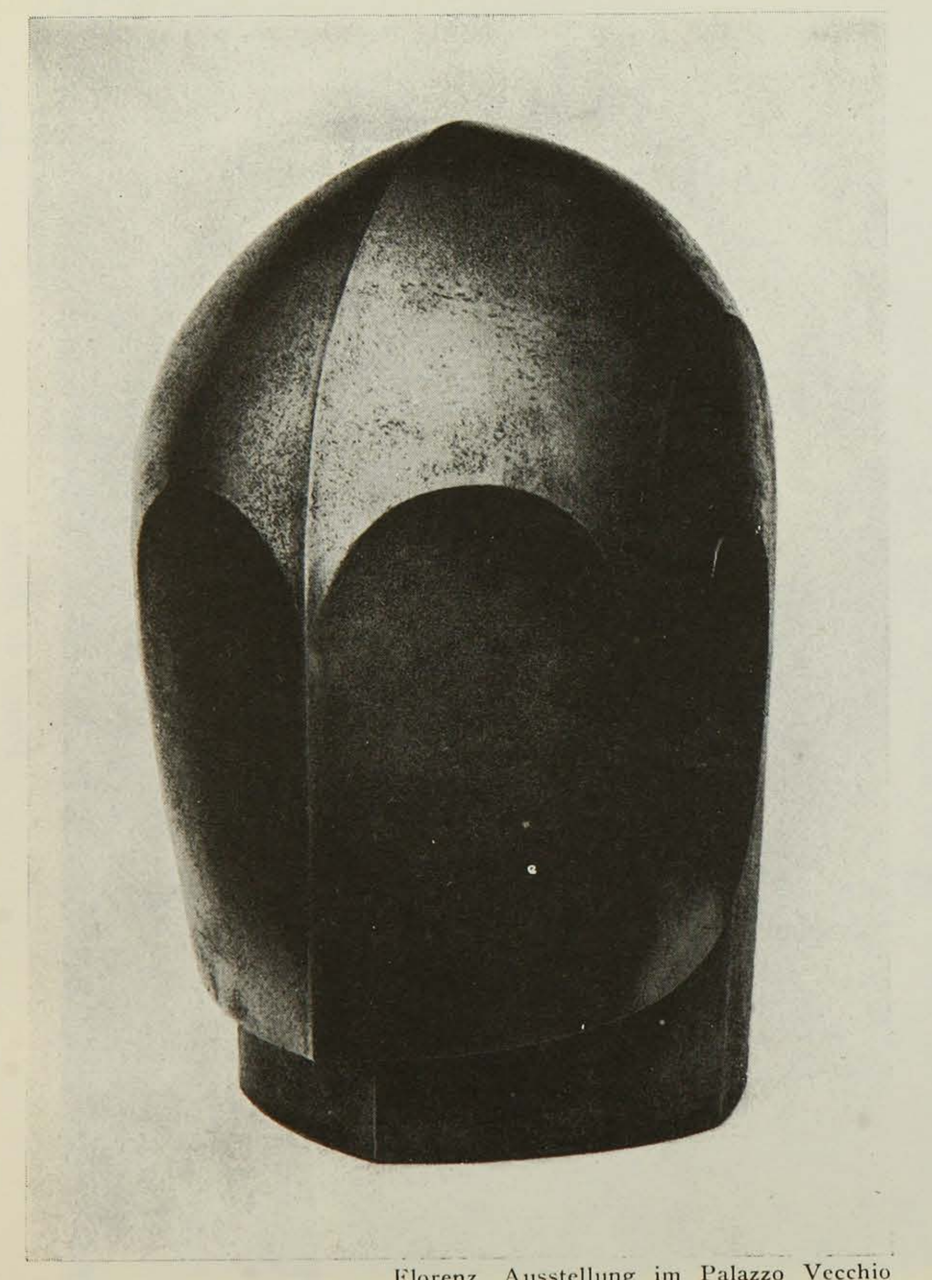


Photo Ballerini & Fratini

Mussolini

Photo Keystone View Co.

Primo de Rivera



Florenz, Ausstellung im Palazzo Vecchio

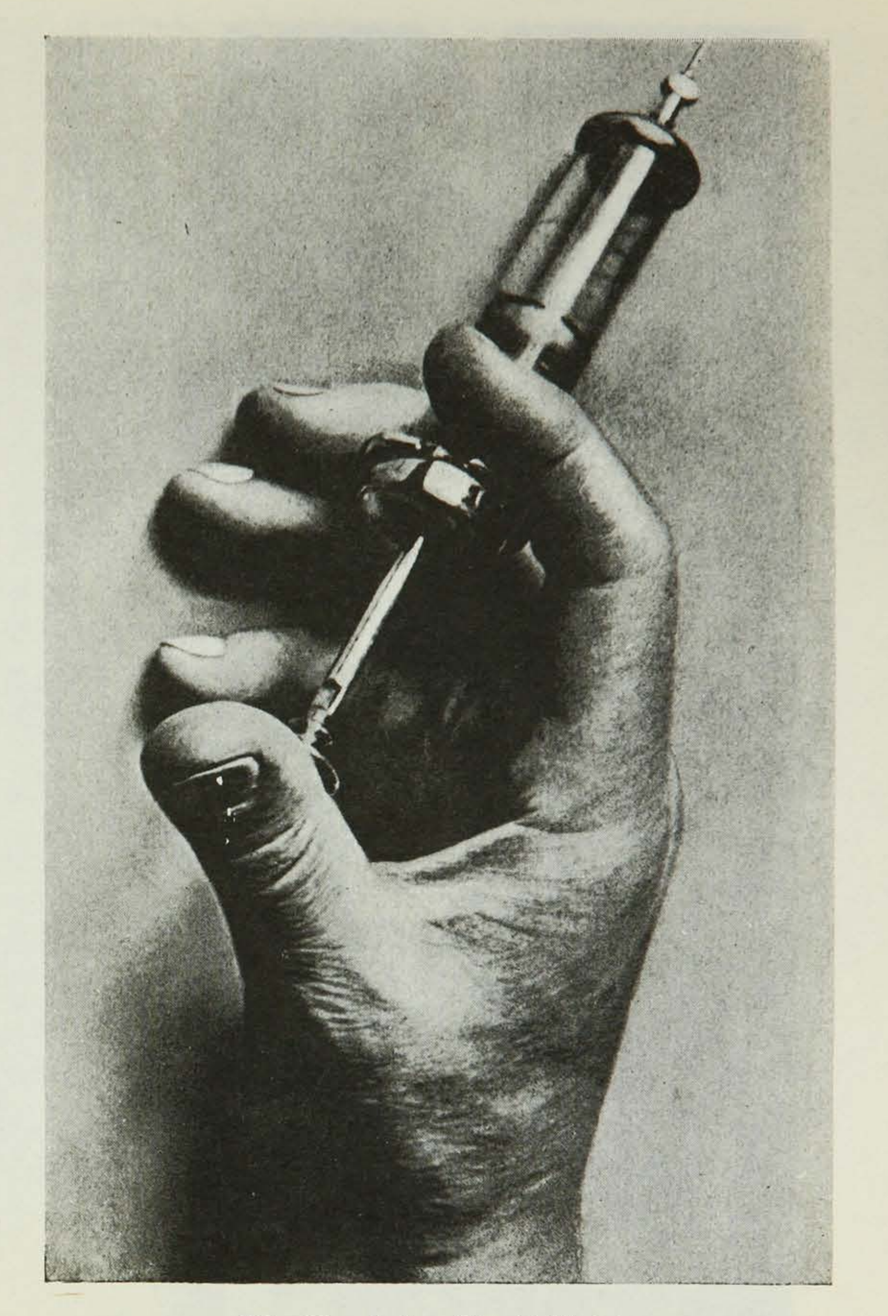
Ernesto Thayaht, Benito Mussolini (Stahl)

Paris, Louvre

Basaltfigur eines Falken (Aegypt. Spätzeit)



Carl Ludwig Schleich (napoleonisch)



Die Hand des Dr. Schleich



Photo Sußmann

Ziegengespann in Berlin



Photo Prinz Hohenlohe

Zulu-Rhikshaw in Durban (Afrika)

ZULUS ALS ZUGTIERE

Von

PRINZ MAX KARL ZU HOHENLOHE-LANGENBURG

Durban, im Lande Natal. Das Hotel der Milliardäre aus Kimberley ist gut besucht; Diamantenminenbesitzer, Buren und Engländer, Farmer und andere Businessmen mit ihren Frauen und Kindern; Sportgirls und Tennisspieler usw., alle weißer Rasse, denn Farbige und Schwarze finden keinen Zutritt in einem südafrikanischen Hotel, es wäre denn als Diener. Diese sind hier allerdings fast immer schwarz. So hat jedes der zweihundert Zimmer einen eigenen Neger zur Bedienung, und nur die Kellner und Manager sind Inder. Hindus in weißer Gandura und blauem Turban bringen eben das Breakfast, das erste Frühstück, in den Speisesaal, denn es ist acht Uhr morgens. Die Inder servieren mit jener unnachahmlichen Grazie ihrer Rasse, in der sich affenartige Behendigkeit mit der unantastbaren Würde von Königen paart. Das erste Frühstück beginnt, in umgekehrter Reihenfolge, mit Früchten, wie Mangos und Papayas, Kirschen aus Ceylon, folgt Kerry, indischer, pikanter Reis, und diesem Fische aller Art, gebacken und gekocht, Hamandeggs, Beefsteak mit Tomaten und anderen Salaten, Tee, Brot, Butter, Jam und holländischer Käse. Nach diesem kleinen Imbiß genießt man, bei Whisky und Soda, ganz gern noch einige schwere Importen, im Vollgefühl der Genugtuung, an diesem Morgen schon etwas geleistet zu haben; denn man ist Frühaufsteher; schon um sechs Uhr hat der Südafrikaner im indischen Ozean warm und im Schutze der starken Haifischnetze gebadet, hat dann am Strande kalt geduscht und eine Stunde Tennis gespielt, endlich gefrühstückt. Jetzt aber gehts ans Geschäft in die Stadt. Der Hindumanager öffnet ein Fenster und klatscht dreimal in seine langen, hageren, olivgrünen Hände, nach der Straße hinab. Da regt es sich plötzlich auf dem Platz vor dem Hotel; unter dem zinnoberroten Blütenmeer der Riesenbaumfackeln aller „Flambeaus indiens" wird es lebendig, verläßt ihren Schatten und kommt auf einmal, mit großen Bocksprüngen, im Zickzacklauf heran. Rhikshawläufer, mit ihren schmalen, hoch- und zweirädrigen Wägelchen.

Man kennt zwar die Rhikshaw aus Ostasien, ist hier dennoch von neuem betroffen beim Anblick ihrer südafrikanischen Kulis, denn hier sind die zweibeinigen Zugtiere wieder ganz anders als etwa in China, Japan oder Indien. Das seltsame Fabeltier vor unseren Augen ist einzigartig und hat überhaupt nur noch eine ganz geringe Verwandtschaft zum Menschen. Riesengroß ist es und schwarz von Hautfarbe, über und über mit bunten Papageienfedern bespickt; auf dem schlanken Nacken sitzt ein richtiger Stierkopf, aus dem sich, zu beiden Seiten, zwei riesengroße Büffelhörner winden. Breite Metallspangen umschließen die mächtige Stirne, wie Siegerbinden eines Gladiators, als Mähne sprießen, an Stelle des Haares, aus dem Hinterhaupte die langen, federnden Borsten des Stachelschweines, Straußenfedern und panische Muschelgirlanden. Die eigentliche Zierde des Helmschmucks bilden aber vier bis fünf große, buntbemalte Straußeneier. Hinter dem Nacken erschillert noch ein ganzer Hühnerstall buntester Gockel-

federn, aber über die Schultern fällt ein Sturz verschiedenartiger Felle, Amulette aus Glasperlen und roten Korallen, bunte Fähnchen in schraffierten Mustern, rot, weiß, schwarz und grün, zu einem Hemde zusammengeflickt, unter dem der ebenholzschwarze Negerkörper mit seinem mahagoniroten Schimmer schwitzt und dünstet. Die bis zu den Oberschenkeln entblößten Beine sind lang und für den mächtigen Körper fast zu schmal, Füße und Waden, um Socken vorzutäuschen, mit weißer Farbe angestrichen. Der Straußenzentaur erinnert im vollen Federschmuck an einen „schwarzen" Indianer und mit seinen Büffelhörnern gleichzeitig an einen vorsintflutlichen Germanen. So muß der Minotaurus ausgesehen haben, denkt man erschaudernd und reibt sich die Augen; aber das Traumwesen bleibt wirklich bestehen, ein Monstrum europäischer Kolonialwirtschaft, die ihn, aus einem schlichten Naturkind, zur tragikomischen Groteske gemacht hat. Der Laie ist verblüfft, der Fachmann wundert sich; das große Geschöpf, an die Rhikshaw gespannt, scheint nicht nur Übergang von Tier zu Mensch, sondern auch Zwischenstufe zwischen Mann und Weib, von denen beiden er sichtbare Merkmale aufweist, von denen das Männliche hervorsticht. Bei alldem ist jedoch noch so viel Menschliches beim Rhiksawzulu übriggeblieben, daß man sich, teils dadurch, teils aus Entsetzen vor dem kriegerischen Aussehen des Negers, am liebsten weigern möchte, sein Gefährt zu betreten, sich seiner Leitung anzuvertrauen; den Schauder vor dem Wilden könnte man allenfalls überwinden, aber um zu vergessen, daß das seltsame zweibeinige Zugtier letzten Endes doch ein Mensch ist, müßte man schon Engländer oder in der Kolonie geboren sein.

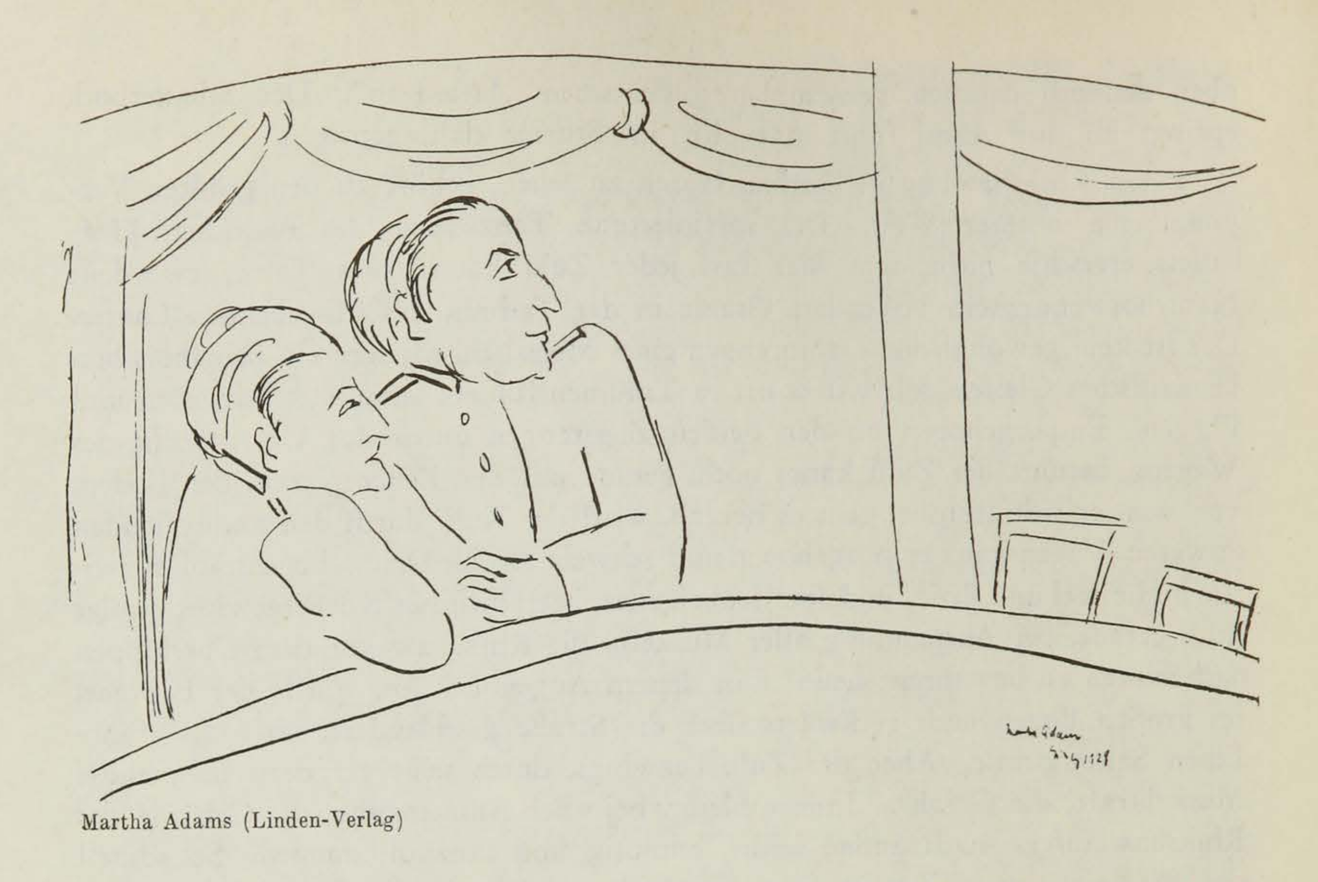
Zur Erhaltung des so erzielten, traurigen Scheusals wird von Staatswegen gesorgt, denn der Zuluzentaur ist ein viel zu praktisches Zugtier, als daß man es entbehren könnte, dabei hundertmal billiger als Pferd oder Auto. Ernährung, Notdurft und Paarungstrieb zur Erhaltung der Gattung sind sinnig geregelt. Die Hauptnahrung des Ziehzulu besteht im Negerbier „Juala", das von der englischen Staatsbierbrauerei in Durban, nach allen Regeln der Kunst dem Negerrezept abgelauscht, und zu den billigsten Preisen an den Kuli abgegeben werden kann. „Juala", es gibt auch eine fingerhutartige Blume „Juala Benioni, Vogelwein" (weil die Vögel der Blüte Honigseim nippen), enthält alle zum Leben nötigen Nährstoffe und kann deshalb auch als einzige und billigste Volksnahrung dienen. Mit Juala entschädigt der Weiße seinen schwarzen Sklaven, mit Juala kann eine ganze Negerrasse gut und billig erhalten werden. In der Jualabierbrauerei zu Durban sieht man die strammen Zuluboys mit ihren Lebensgefährtinnen, kleinen, graziösen, altnubischen Prinzessinnen, halbnackt, an langen Tischen tafeln. Die Zuluweiber sind mindestens ebenso sonderbar wie ihre Männer. Weniger bekleidet als diese, tragen sie eine der seltsamsten Haartrachten der Welt, die stark an die altägyptische, nach dem Einfalle der Hyksos, erinnert; das Haar ist in abertausend lange, schmale Strähne geflochten, die fettgetränkt, mit Erde und Henna gehärtet sind und so eher rötlichen Tabakblättern gleichen denn Haaren.

Da der Zulurhikshawboy nur seine eigene Sprache und die der Zeichen versteht, bleibt er einer auf englisch gegebenen Weisung taub; deutet man jedoch mit ausgestreckter Hand nach der gewünschten Richtung, versteht er sofort und antwortet, zur Verblüffung des Neulings, mit einem zwar heiser gemeckerten,

aber dennoch deutlich vernehmbaren deutschen „Ja-a-a-ah". Der Schauerbock springt an und schon fühlt man sich im Sturme dahingetragen.

Einen Rhikshawboy in Durban laufen zu sehen, gehört zu den größten Vergnügungen unserer Welt. Der raffinierteste Tanzschritt des russischen Hofballets erreichte nicht, was hier fast jeder Zulu kann: zum Tanz gewordene Naturnotwendigkeit, vollendete Grazie in der Technik des schwebenden Laufes. Das ist kein gewöhnliches Dahinrennen eines Menschen, sondern ein beinahe schon überirdisches Gleiten, wie wir es oft in Träumen fühlen, anmutiges Schweben und Fliegen. Emporgehoben an den beiden Zugstangen durch das Übergewicht des Wagens, berührt der Zulu kaum noch, gerade mit den Zehenspitzen, den Boden, von dem er sich abstößt; geht es bergab, wird der Kuli durch den nachrollenden schweren Wagen ganz emporgehoben und schwebt an der Deichsel buchstäblich zwischen Himmel und Erde, und nur sein eigenes, beträchtliches Körpergewicht genügt noch gerade, bei Anspannung aller Muskeln, die Rhikshaw vor dem Überkippen nach hinten zu bewahren; ließe er in diesem Augenblick los, würde der Fahrgast im großen Bogen nach rückwärts über die Straße geschleudert, im todesgefährlichen Saltomortale. Aber der Zulu bezwingt, durch seine geradezu beispiellose Muskelkraft, die Gefahr. Immer bleibt, bei aller Anstrengung, die Gebärde des Rhikshawläufers nach außen leicht, anmutig und tanzvollkommen. So schnell das Wäglein seinem Zugtier folgt, so rasch auch die beiden Räder kreisen, die laufenden Beine des Kulis bewegen sich nur langsam auf und ab, schweben, so langsam und sicher wie die Beine eines Schnelläufers im Film, beim Rennen durch die Zeitlupe betrachtet. Das Geheimnis des Rhikshawlaufes besteht in einem geschickten Ausgleich des Schwergewichtes des Wagens mit der Körperschwere des Läufers, die allerdings nur bei Einsetzung voller Muskelanspannung des Kulis erreicht werden kann. So leicht die ganze Sache aussieht, bedeutet sie doch eine Riesenkraftleistung des Rhikshawboys, die keineswegs zu verachten ist, zumal, wo es sich oft um mehrstündige Fahrt handelt. Im tropischen Sommer leidet der Kuli auch sichtlich unter seiner Arbeit, dabei muß es aber immer schnell gehen, will der Neger nicht von seinem weißen Fahrgast einen Fußtritt in den Steiß erhalten. Die Lebensdauer eines Rhikshawmannes ist deshalb auf wenige Arbeitsjahre beschränkt. Das gewaltige, zweibeinige Zugtier verfällt körperlich bei steigendem Alter, wird hager und krumm, ist bald eine richtige Schindmähre, und was das Kannibalenmaul zwischen Gaumen, Zunge und Zähnen zerkaut und dann ausspuckt, ist zwar wundervoll rot, aber nicht immer billiger indischer Bethel, sondern oft unverfälschtes Menschenblut aus seinen eigenen berstenden Lungen.

Aber das Rhikshawfahren ist so bequem für den Weißen und der Rhikshawboy um so viel billiger als Pferd oder Auto, die er beide schon ganz aus dem Stadtgebrauch ausgestochen hat — so muß man auch für die Erhaltung dieses billigsten aller Zugtiere sorgen, und deshalb hat die englische Regierung in den letzten Jahren ein Sanatorium für Rhikshawkulis in Durban errichtet, in denen sich das abgebrauchte Geschöpf von Zeit zu Zeit ausruhen kann. Die Tuberkulose ist heute unter den Zulus häufig, jener prächtigen Negerrasse, in deren Ursprache, also vor der europäischen Einwanderung, ein Wort für „Krankheit" überhaupt nicht existierte.



Martha Adams (Linden-Verlag)

WARNUNG AN DIE MODERNE FRAU

Von

BENITO MUSSOLINI

Wir haben die Schönheitskonkurrenzen in Italien abgeschafft. Der physische Reiz einer Frau ist ein zu heiliges Symbol ihrer weiblichen Tugend und ihrer Gefühlswelt, als daß man ihn öffentlich zur Schau stellen dürfte. Sie ist keine Bronzeware, die man schamlos gleisnerischer Bewunderung preisgibt. Die Sklavinnen im Orient, die auf dem Markt ausgestellt wurden, suchten sich voll Scham zu verhüllen; aber die „Schönheits-Königinnen und -Prinzessinnen" geben die Schamröte der Weiblichkeit für kaltes Anstarren ihrer Erscheinung hin. Weibliche Bescheidenheit erhöht weiblichen Charme; die Schamlosigkeit ist eine Lästerung wahrer Schönheit.

Die neue Mode der „Schönheitsköniginnen" hat nichts mit volkstümlichen Bräuchen gemein. Es existiert kein innerer Zusammenhang zwischen einer Schönheitskonkurrenz und dem Mai- und Junifest, das es in allen Ländern gibt und das in religiöser Naturverbundenheit seinen Ursprung hat. Man vergleiche nur die liebliche Frische junger Mädchen in weißen Kleidern bei den traditionellen Frühlings- und Sommerfesten mit den organisierten Veranstaltungen professioneller Unternehmer in Sommerfrischen und Badeorten. Von der „Schönheitskönigin" zur „Maikönigin" ist ein weiter Weg.

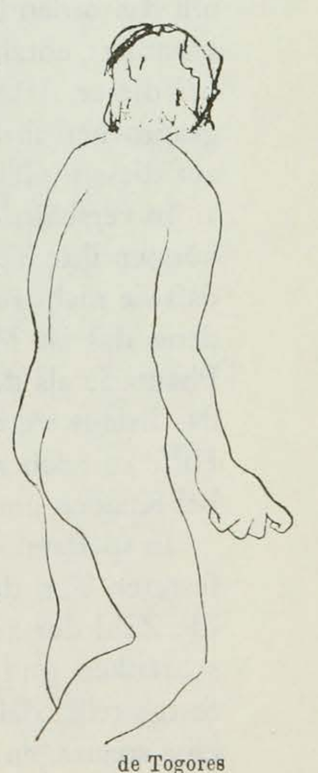
Denn bei jedem Volk gibt es traditionelle Feste mit vorgeschriebenen Bräuchen seit Generationen, die der Willkommensfreude bei Frühlingsbeginn, ländlicher Lust am Knospen und Blühen der Blumen oder der Dankbarkeit für die Ernte entspringen. Diese Feste sind alle mehr oder weniger die Krönung der Arbeit

und der Ausdruck der Freude darüber, daß harte Mühe den Menschen ein Auskommen geschaffen hat. Wir ermutigen diese allgemeinen volkstümlichen Kundgebungen, weil sie die Grundlage zu geistiger Anregung und den Aufruf zu edleren Freuden darstellen. „Schönheitskonkurrenzen“ jedoch beleidigen den gesunden ästhetischen Sinn. Sie wirken in genau entgegengesetzter Richtung.

Ist diese Tendenz, die frauliche Keuschheit zu unterdrücken, das Resultat der neuerrungenen Freiheit? Wir haben zahllose Abweichungen vom gewohnten Weg feststellen können, seit sich die Frau der Industrie, den verschiedenen Berufen und der Politik zugewandt hat. Kurzes Haar kommt und geht, und so manche von den weiblichen Moden soll den Mann nachahmen. Sie raucht und trinkt. Keine dieser neuen Errungenschaften tut ihrer Weiblichkeit Abbruch, wenn sie mit Maß und Geschmack angewandt wird, aber sobald eine Frau die Grenzen der Anmut und des Anstands, die ihr gezogen sind, überschreitet, sollte sie sich selbst ein Halt zurufen.

Der übertriebene Drang nach Magerkeit und schlanker Linie ist unbedingt verderblich. Es ist die leidenschaftliche Sucht im Herzen der Frau, den Modeblättern nachzueifern. Es entspricht nicht einmal dem gesunden, normalen männlichen Geschmack, der ganz instinktiv in den weichen Formen des Frauenkörpers die natürliche Ergänzung des eigenen muskulösen sucht. Ich kenne viele Fälle, in denen die Gesundheit unter dieser Schlankheitssucht gelitten hat. Die widernatürliche, künstliche Wirkung schadet dem Körper.

Gewaltsame Diätkuren, übertriebene gymnastische Übung, Medikamente — das alles kann nicht den normalen, gesunden, fülligen Zustand der Frau herbeiführen. Die Natur hat ein heiliges Vertrauen in sie gesetzt, das ihr die Glorie der Verehrungswürdigkeit verleiht. Die Rastlosigkeit des modernen Lebens erhöht noch den Verbrauch ihrer Kräfte und Nerven. Wenn sie des Soldaten von heute würdig sein will, muß sie daher mit ihren wahren und natürlichen physischen Kräften haushalten und sich nicht zum Sklaven ihres Schneiders machen. Im Grunde ihres Wesens ist die moderne Frau nämlich noch gerade so weiblich wie ihre Vorgängerinnen. Im letzten Vierteljahrhundert hat sie sich auf ungeahnte Weise über ihre Grenzen gewagt. Niemand kann gegen den Fortschritt etwas einwenden, insofern er gesund und notwendig ist. Aber wird diese Freiheit, dieser Vorstoß nicht auch hie und da Abwege mit sich bringen, die natürliche Folge des kühnen Schrittes in ein Gebiet, mit dessen Entdeckung die Frau eben erst begonnen hat? Sie fängt gerade an, sich über die neue Freiheit, die zwar schon eine Generation alt ist, den Kopf zu zerbrechen. Sie probiert dieses und jenes, um erst einmal herauszufinden, wo sie steht und wie weit sie gehen darf.


de Togores

Nach ruhiger und eingehender Betrachtung der Übelstände, die der Industrialismus für die Frau mit sich gebracht hat, kann ich die Mitarbeit der Frauen an Industriebetrieben nur lebhaft beklagen. Ein Unwille ohnegleichen ergreift mich, wenn ich eine Fabrik betrete und die mitleidslosen Maschinen sehe, die unseren Mädchen und jungen Frauen das Lebensblut aus den Adern sau-



Manolo

gen. Ihr müdes, abgehärmtes Aussehen ohne jede Spur von Jugendfrische spricht in nicht mißzuverstehenden Worten von dem Bösen, das ihnen angetan wurde.

Soll diese neue Errungenschaft, daß die Frau Seite an Seite mit dem Manne arbeitet, das Gespenst zerstörten Frauentums heraufbeschwören? Die Gesundheit unserer Frauen ist ein zu wertvolles, kostbares Gut für die Zukunft unserer Rasse, als daß man sie in schlechter, von Riesenmaschinen verbrauchter Fabrikluft vergeuden lassen dürfte. Ich kann ohne Übertreibung behaupten, daß ein Übermaß an Industrialismus von diesem Standpunkt aus als Verbrechen gegen die Humanität angesehen werden muß.

Für die Frau gibt es bei den ständig wachsenden Schwierigkeiten des modernen Lebens in der Tat ein bestimmtes Arbeitsgebiet. Für die Erziehung, für soziale und hygienische Einrichtungen bringt sie ihre besondere Eignung mit sich, die ihr niemand streitig machen kann. In dem Maße, als sich bei der gegenwärtigen Sozialisierung Haus und Heim über seine vier Wände hinausdehnt, als der Staat in die Erziehung des Kindes eingreift, kann auch die Frau — sofern sie von Haus- und Familienpflichten frei ist — hervortreten und an dem großen Werk der Kinder- und Jugenderziehung des Landes teilnehmen.

Die tätige Sorge des Staates von heute erstreckt sich auch auf die Gesundheit und das Spiel der Kinder. Die Nation, die sich nicht mit aufmerksamer Fürsorge um das ordentliche Wachstum und die Entwicklung seiner zukünftigen Bürger kümmert, entzieht sich der wichtigsten Verantwortung des Staatswesens. Speziell bei dieser Arbeit ist die Hilfe der Frauen von großer Bedeutung. Es ist ausgesprochen ihr Tätigkeitsfeld, und die Organisationen der Fascistenfrauen sind auf diesem Gebiet schon zu bewunderungswürdigen Resultaten gelangt.

In verschiedenen Berufen sind die Leistungen der Frau schon anerkannt. Doch können ihre Talente nur begrenzt verwertet werden; denn es hat sich erwiesen, daß sie nicht für jeden Beruf geeignet ist. Im juristischen Fach ist sie gehemmt, denn das ist Mannessache. Portia ist mehr ein Produkt der Shakespeareschen Phantasie als der Lebenserfahrung. In der Medizin kann sie Erfolg haben, denn das bringt sie ihrer ureigensten Veranlagung näher, Schmerzen zu lindern und Hilfe zu reichen. Auch auf pädagogischem Gebiet ist sie willkommen, besonders bei Knaben und Mädchen in jugendlicherem Alter.

In späteren Jahren erfordert jedoch die Entwicklung des Kindes den härteren, festeren Ton des männlichen Intellekts. Ich sah mich erst kürzlich gezwungen, die Zahl der zulässigen Lehrposten für Frauen an den höheren Schulen einzuschränken und auch die Studiengebiete für Frauen zu begrenzen. Wir haben festgestellt, daß durch die vielen weiblichen Lehrkräfte an höheren Anstalten eine sozusagen saft- und kraftlose Atmosphäre aufzukommen drohte.

Die höchste Mission der Frau ist und bleibt die häusliche. Es gibt tatsächlich wenig Frauen, die ihr angeborenes Verlangen nach Familie und die größte und vornehmste Pflicht ihres Geschlechts verleugnen. Die Scheu vor der Bürde des Familienlebens ist zum großen Teil nichts anderes als Selbstsucht und Feigheit der Männer, die sich drücken wollen. Wie viele Frauen grämen sich und welken in verzweifelter Einsamkeit dahin, weil sie sich vergeblich nach der Erfüllung ihrer Aufgabe als Frau und Mutter sehnen? Ich betrachte den Mann, der vor der Verantwortung zurückschreckt, sich ein Weib zu nehmen und eine Familie zu begründen, als Deserteur unter den getreuen Bürgern. Wir besteuern diese Hagestolze, aber das ist nur ein schwacher Versuch, ihre Pflichtversäumnis zu bestrafen. Unsere neuesten Regierungsmaßnahmen begünstigen den verheirateten Mann mit großer Familie ganz besonders.

Wir verehren und würdigen die Frau, wenn sie Trägerin der richtigen und wahren Mission ist. Die kommende Generation zu erziehen, Ideale von Recht und Patriotismus in die Seelen der Kinder zu pflanzen, der Nation zu dienen, daß sie besser und stärker körperlich und geistig werde — das soll das Werk der Frau sein. Wenn man sie in anmutiger Jungfräulichkeit und mütterlicher Würde sieht, kann man nicht dulden, daß sie durch die Straßen als „Schönheitskönigin" geschleift wird, um in einem neugierigen Publikum Lüste zu erregen, das höherer Gefühle, wie sie die edlen Attribute der Frau auslösen sollten, nicht fähig ist.



Mario Eloy

VERDRÄNGUNG, SEXUALITÄT UND REKLAME

Von

Prof. Dr. R. ALLENDY

Aus der Wissenschaft von den unbewußten Vorgängen, so wie die psychoanalytische Praxis sie enthüllt hat, läßt sich gut manche praktische Nutzanwendung ziehen. Nach dem Beispiel Freuds bemüht sich die Mehrzahl der Psychoanalytiker, die Folgerungen ihrer Lehre weit über das therapeutische Vorgehen hinaus zu erweitern. Ich möchte die pragmatische Bedeutung dieser Kenntnisse betonen, denn, immer vom besonderen Fall ausgehend, vom Konkreten, nicht von intellektuellen Abstraktionen, hat unsere Psychologie eminent an praktischem Wert gewonnen, eine Tatsache, die Georges Politzer in ihrer ganzen Neuartigkeit in der „Entwicklung der Psychologie" unterstreicht. Von diesem Gesichtspunkt aus schien mir die Reklame eines der interessantesten Gebiete, erstens, weil sie bisher einzig und allein den Erfahrungen ihres jeweiligen Schöpfers oder seiner persönlichen Intuition ausgeliefert war (erst seit ganz kurzem hat man versucht, gewisse Gesetze daraus abzuleiten), zweitens, weil sie wunderbar Gelegenheit bietet, die Massenpsyche zu studieren.

Man muß sich klarmachen, daß die unbestreitbare Wirksamkeit der Reklame beweist, bis zu welchem Grade das Individuum sich in Benehmen und Geschmacksäußerungen von unbewußten, ungreifbaren, ja absurden Triebfedern leiten läßt. Ich habe eine alte Bäuerin gekannt, die, beeindruckt von einer imposanten Reklame, dahin gelangt war zu glauben, daß gewisse Kräuter-Teesorten, die übrigens als verdauungsfördernd angepriesen wurden, sie von ihrem Kropf befreit hätten. Das ist ein schönes Beispiel für die Suggestivkraft der Reklame. Die Reklame geht so vor sich, daß sie in der Psyche des Individuums eine Vorstellung einwurzeln läßt, die zur Triebfeder eines bestimmten Verhaltens wird, sofern überhaupt eine Vorstellung zu einer Handlung führt.

Früher beschränkte man sich darauf, den Namen eines Produkts oder einer Firma in großen Buchstaben hinzuschreiben, wie um das Publikum zu zwingen, im Augenblick des Einkaufs daran zu denken; das war das zwischen Information und Suggestion stehende Verfahren. Es ist nun interessant, festzustellen, wie die Erfahrung, vielleicht auch andere Umstände, von denen wir gleich sprechen werden, die Reklame dahin geführt hat, die Mittel zu wechseln und zu gefühlsmäßig betonten Faktoren zu greifen, um die große Masse anzurühren: die Schönheit eines jungen Mädchens, das eine bestimmte Seife benutzt; das ehrwürdige Gesicht eines Priesters, der einen medizinischen Tee verkauft, um damit die religiösen Gefühle mit dem Wunsch zu heilen zu verquicken usw.

Da die Reklame mit der Zeit ungeheuer angewachsen ist, mußte man, angesichts der Konkurrenz, versuchen, jede gewünschte Vorstellung durch Intensität und Wiederholung der Reize hervorzurufen. Dabei ist zu bemerken, daß unter allen Möglichkeiten das Bild eine vorherrschende Bedeutung gewonnen hat, vom Schaufenster bis zum Plakat und Kino; davon sei hier besonders die Rede. Man hat vergrößert und vermehrt: man ist dazu gelangt, Plakate groß



Photo Wolfgag Weber

Plakate in Barcelona



Der Maler Ismael Gonzales de la Serna



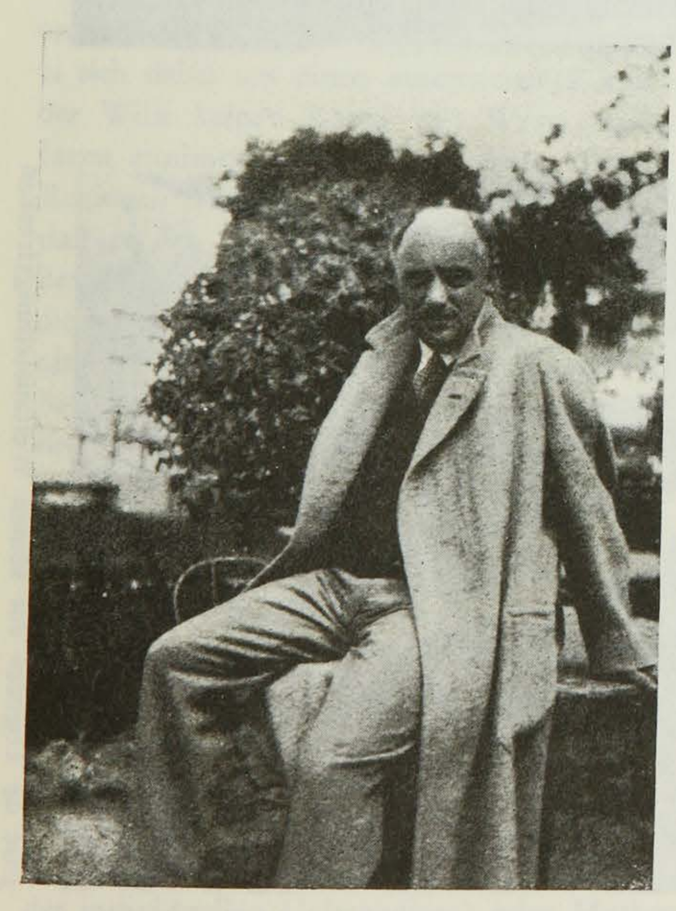
Der Dichter Ramón Gómez de la Serna (in einer Negermaske über Jazz sprechend)

Photo M. Boeck

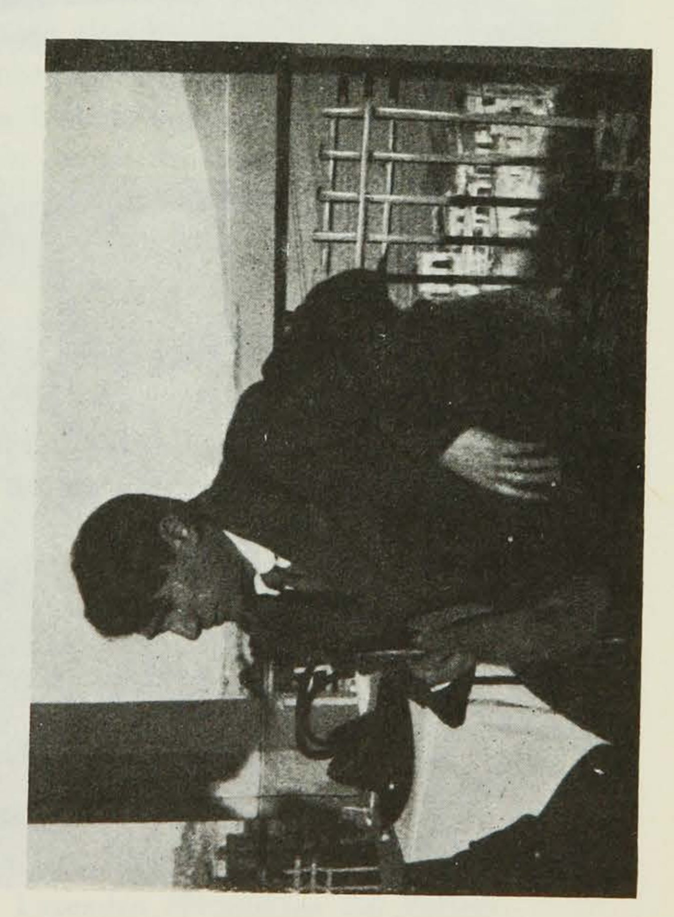
Die Rückkehr der Clairenore Stinnes von ihrer Autoweltreise (Empfang auf der Berliner Avus)



Darius und Madeleine Milhaud in Paris (1927)



Georg Kaiser in Bellagio (1929)



Pablo Picasso in Neapel (1922)



José de Togores vor seinen Weltaustellungsfresken

Photo Bonney

Fernand Léger vor seinem Chaplin-Bild

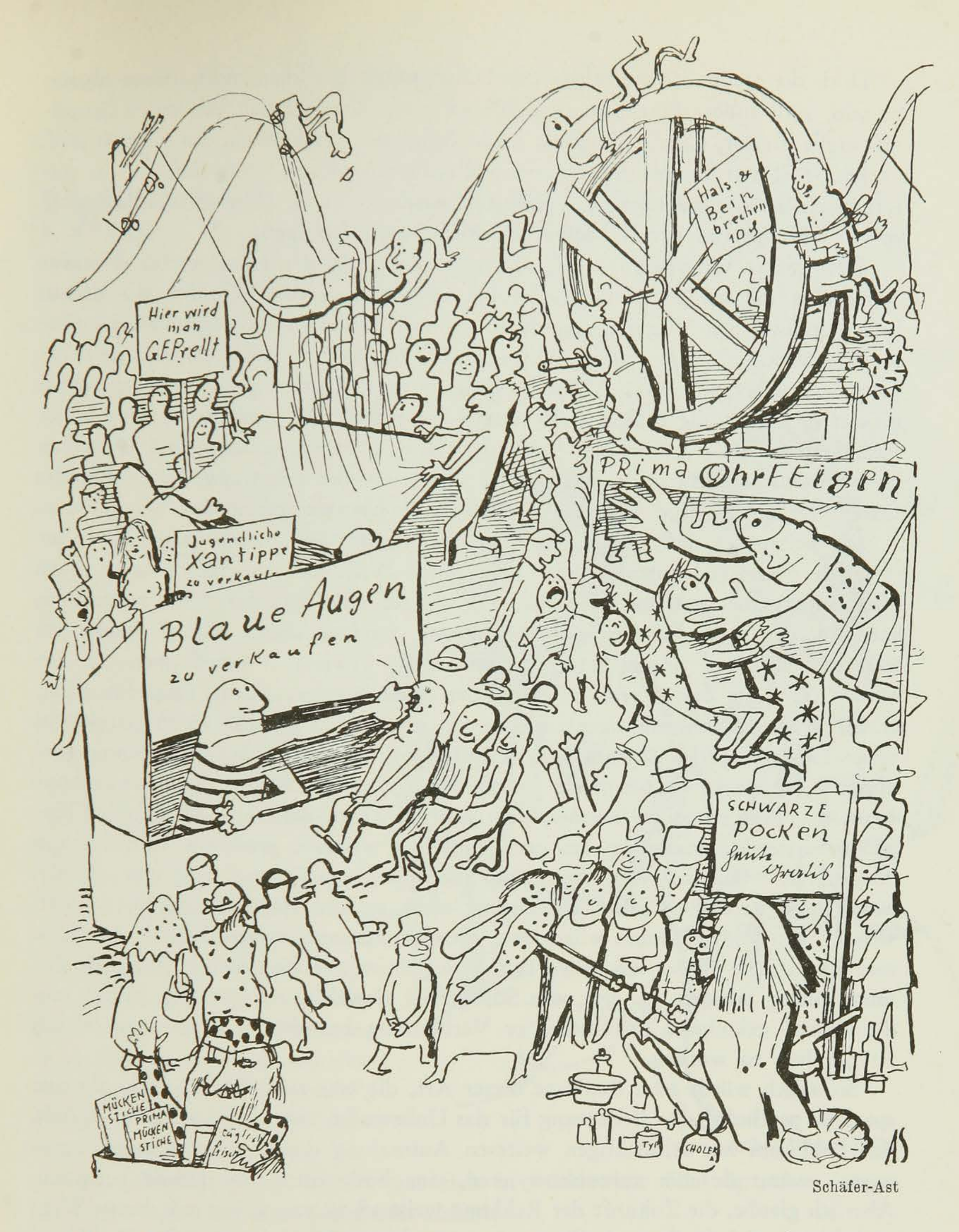
wie Häuser herzustellen, oder jeden Bewohner einer Stadt einzeln durch einen Prospekt zu erfassen. Auf diesem Weg hat man rasch einen Höhepunkt erreicht, der nur schwer noch zu übersteigern wäre, und auf diesem Punkt ungefähr halten wir heute.

Nun — das geht mit dem eben geschilderten Zustand parallel — fängt das Publikum an, sich an die Reklame zu gewöhnen, indem es sich gegen ihren Einfluß zu sträuben beginnt. Es ist sicher, daß, je mehr das Angebot wächst, der Einzelne, dessen Mittel ja beschränkt sind, umso rascher lernt, sich dagegen zu wappnen. Es rollt sich da vor unsern Augen ein Phänomen ab, das der Biologie als „Gewöhnung" wohlbekannt ist, und das in der Psychologie sein exaktes Gegenstück zu haben scheint. Die Abwehr gegen den Einfluß des Unbewußten wurde zum ersten Male methodisch von Freud studiert unter dem Namen „Verdrängung". Ich glaube, daß in dieser Abwehr das große Problem liegt, zu dem die Reklame heute Stellung nehmen muß, denn, mit jedem Schritt, den dieser Reaktionsprozeß vorwärtsschreitet, wird sich die Reklame, trotz der Verschwendung immer kostspieligerer Mittel, mehr und mehr als wirkungslos erweisen. Man kann die Art Zwang, die die Massensuggestion auf das Unterbewußtsein der Massen ausübt, der Wirkung gewisser Medikamente vergleichen, die zu häufig und zu rasch hintereinander verabreicht wurden: Opium bringt keinen Schlaf mehr, wenn man zuviel davon genossen hat, sondern es erregt, und das zu oft benutzte Laxativ hat schließlich eine unheilbare Verstopfung zur Folge. Ist man soweit gelangt, dann wird es unerläßlich, neue Mittel zu finden.

Prüfen wir diesen Verdrängungsprozeß gegenüber den affektiven Faktoren und den daraus resultierenden Verhaltungsweisen einmal näher: Wir wissen, daß es sich dabei um einen automatischen und unbewußten Prozeß handelt, an dem der Wille keinen Anteil hat. Wenn man im Unterbewußtsein mehrere Tiefenlagen annimmt, so muß man diesen Prozeß in die an der Oberfläche gelagerten Regionen verlegen, etwa an die Bewußtseinsschwelle, was sich daher erklärt, daß es sich um einen Konflikt zwischen noch frischen, erst kürzlich durch das Bewußtsein vermittelten Eindrücken und einer fundamentalen Reaktion handelt, die dem Lebensmechanismus selbst entspringt, also tief im Unbewußten wurzelt, als Reflex der Abwehr. Der Kampf spielt sich auf der Grenze zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein ab, hier stehen die Barrikaden. Fügen wir gleich hinzu, daß die Reklame es sich heute zum Ziel setzen müßte, an das Unterbewußtsein heranzukommen, ohne erst über das Bewußtsein zu gehen. Sie hat dieses Ziel schon einmal erreicht — ich werde gleich ein Beispiel nennen —, aber das, was wahrscheinlich nur ein Genieblitz bei den Urhebern gewesen ist, das sollte Gegenstand einer methodischen Untersuchung und Ausbeutung werden, und das möchte ich hier vorschlagen:

Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß die Sprache des Unbewußten das Bild ist, nicht in seiner rationellen und direkten Bedeutung, sondern hauptsächlich durch seine affektiven und assoziativen Eigenschaften, und wir wissen, daß diese assoziative Fähigkeit des Bildes an gewisse Symbole gebunden ist. Unsere — mitteleuropäische — Interpretation von Delirien, Träumen (Produkten des individuellen Unbewußten) oder Mythen, Legenden (Produkten des kollek-

tiven Unbewußten) kennt viele solcher Symbole und hat uns deren tief affektiven Charakter gelehrt. Sie gehen natürlich auf vorweltlichste Instinkte zurück: Instinkt der Erhaltung oder der Fortpflanzung und alles, was sich daran knüpft; darum spielt das Erotische, selbst latent und für das Bewußtsein ungreifbar, eine große Rolle dabei. Die Reklame-Fachleute wußten das schon lange, wie denn die amerikanischen Kino-Fachleute das „sex appeal" kennen, und haben davon ausgiebig Gebrauch gemacht, indem sie einer bestimmten Marke oder einem bestimmten Produkt die Silhouette einer schönen Frau anhefteten. Aber es handelt sich im Augenblick darum, im Unterbewußtsein Vorstellungen aufzurufen, die nicht vorher das Bewußtsein passiert haben, um der Verdrängung durch das Publikum Herr zu werden. Als Beispiel nenne ich die 6 des Fabrikanten Citroën, die mit Feuerbuchstaben auf dem Eiffelturm erscheint und die, kraft der instinktiven Gedankenverbindungen zu einem wundervollen Symbol von Macht, Kraft, Männlichkeit wird, das sich dem Unbewußten jedes Zuschauers einprägt, ohne daß das Bewußtsein wüßte, warum. Bei unserm eben genannten Beispiel, bei dem es sich um einen Wagen, einen Motor handelt, einen Gegenstand, den sich die Leute ersehnen als eine Erhöhung ihrer Macht, ihrer Mittel, ist das heraufbeschworene Bild dem völlig entsprechend, und ich führe zum Beweis nur die Tatsache an, daß mehrere meiner Patienten, die ich analysiere, davon geträumt haben und in ihren spontanen Gedankenverbindungen darauf gestoßen sind. Ich möchte als Beispiel einen dieser Träume anführen, obwohl es immer heikel ist, vor der Oeffentlichkeit von der Freudschen Interpretation eines Traums zu berichten: ich erwähne also nur das, was den Zusammenhang zwischen Reklame und dem davon betroffenen Unbewußten unter Ausschaltung des Bewußtseins darlegen soll. Eine meiner Kranken träumt also, daß sie sich an einen Ort begeben möchte, wo sie sich, wie ich von anderer Seite weiß, früher gefühlsmäßig immer sehr wohl befunden hat. Ihr Traum zielte also auf Erfüllungen ähnlicher Art. Nun, sie läßt aus Nachlässigkeit die Trambahn, die sie hätte benutzen sollen, vorüberfahren (und in den Erläuterungen, die sie mir späterhin gibt, geben die öffentlichen Verkehrsmittel Anlaß zu jenen Wortspielen, deren sich der Traum bedient, wie das manchmal banale Bürger tun: das Traumbild drückte aus, daß die gewöhnlichen Befriedigungen nicht nach ihrem Geschmack seien). Sie wendet sich also im weiteren Traum einem Privatauto zu, das da steht, und fragt den Chauffeur, ob er sie fahren könne; dieser antwortet, die Fahrt koste 6 Fr., in diesem Augenblick erblickt sie die leuchtende 6 auf dem Eiffelturm und denkt an die Marke Citroën. Um diesen Traum zu analysieren, mußte ich der Kranken, die keineswegs mit diesen Begriffen schon vertraut war, erst bedeuten, daß der Eiffelturm ein Symbol von Männlichkeit sei und die Ziffer 6 eine ähnliche Bedeutung hätte. Sie erfaßte endlich, daß diese Zahl durch ihre Form an gewisse Zeichnungen erinnert, die man häufig an Häuserwänden mit Kreide angemalt sieht, und die sie schon in ihrer Kinderzeit irritiert hatten. Und ebenso, daß sie, noch ganz klein, das Wort sechs mit dem Wort Sexus, das ihr damals voller Geheimnis schien, in Verbindung gebracht und verglichen hatte. Der Sinn ihres Traumes schien ihr also der zu sein, der Sexualität nicht auszuweichen, damit ihre gefühlsmäßigen Sehnsüchte gestillt würden.



Schäfer-Ast

Ich möchte nicht dieses Thema weiter ausspinnen, um den Vorwürfen zu entgehen, mit denen ungeschulte Zuhörer gern die Psychoanalytiker überhäufen, indem sie behaupten, daß wir Traumbildern, die jedermann als harmlos empfindet, künstlich einen sexuellen Sinn unterschieben. Aber ich kenne andere Reklamebilder, wie den Stift Rouge Violet, dessen sexuelle Betonung so evident war, daß sie sogar vielen Personen *bewußt* wurde, was etwas ganz ungewöhnliches ist; man müßte ja auch wissen, wie ein solches Plakat sich wirtschaftlich ausgewirkt hat.

Doch die symbolischen Bilder des Unbewußten brauchen nicht immer obszön zu sein, auch andere Empfindungen können ausgenützt werden. Als ersten Grundsatz stelle ich auf, für die Reklame solche Symbole auszunutzen, die geeignet sind, starke Gefühlswirkungen im Unterbewußtsein auszulösen, ohne daß sie im entferntesten bewußt oder kritisch gewertet werden. Es ist selbstverständlich, daß, vorher die Sprache des Unbewußten studiert werden muß.

Der zweite Grundsatz wäre folgender: jetzt, da der einzelne auf intensive Suggestion mit entsprechender Abwehr reagiert und die Neigung, die daraus folgen müßte, die Neigung zum Kauf, zum Konsum, unterdrückt, wäre es besonders wirksam, diese brutale und agressive Suggestion durch ein anderes Vorgehen zu ersetzen, unter Mithilfe seines eignen Unbewußten, nämlich durch diskreten Anreiz, die Bilder, Reflexe und die erwünschte Verhaltungsweise selber auszumalen. Man müßte den Beschauer dahin bringen, selber seinen Wünschen diese bestimmte Richtung zu geben, und diese von ihm selbst erweiterten Impulse wären viel stoßkräftiger und dauerhafter als die passiv empfangenen Suggestionen.

Ich behaupte, daß es großen Vorteil brächte — sowohl was den Umfang der auszugebenden Mittel wie ihre Wirkung anlangt —, die auf rohe Suggestion gestellte Reklame, die darauf aus ist, das Unterbewußtsein hart an der Schwelle des Bewußtseins zu treffen, durch eine Reklame zu ersetzen, die nur anregt und darauf zielt, gewisse Vorstellungen zu erwecken (Gefühle auszulösen, die mit einer Materie, einer Form, einer Situation, einem Wort zusammenhängen), indem sie erreicht, daß jeder völlig unbewußt, unter Umgehung des Bewußtseins, selbsttätig diese gewünschte Ausmalung vornimmt. Ich denke da besonders an das Kino, das den Ablauf eines genau konstruierten Traums zeigen könnte, dem sich die Zuschauer ohne Widerstand hingäben, dessen Geschehnisse sie gern mitleben würden, weil ein solcher ganz imaginärer, vielleicht vom logischen Standpunkt aus ganz abstruser Traum nicht ihren kritischen Sinn beleidigen, nicht an ihr Abwehrbedürfnis rühren würde. Ein solcher Traum würde mit irgendeinem angenehmen Gefühl bestimmte charakteristische Bilder aus einer Industrie, Bilder aus irgendeiner Ware in Zusammenhang bringen, die erst zum Schluß sich als solche zu erkennen gäben, und die einmal geknüpfte gefühlsmäßige Verbindung brauchte nur bis zum Schluß festgehalten zu werden.

Sicherlich würde eine Reklame dieser Art, die erst zu Bildern greift, die eine spezielle psychologische Bedeutung für das Unbewußte besitzen, dann darauf zielt, das Publikum zur selbsttätigen weiteren Ausmalung dieser Vorstellungen anzuregen, anstatt sie ihm aufzuoktroyieren, eine hochwichtige Neuerung bedeuten. Aber ich glaube, die Zukunft der Reklame weist schon von selber auf diesen Weg; nachdem sie sich in ihren Anfängen fast ausschließlich an die bewußte Kritik gewendet, einfach Adressen oder Preise in großen Buchstaben genannt hatte, in der zweiten Entwicklungsphase versucht hatte, mittels anziehender Bilder an die Gefühlswelt des Publikums heranzukommen, hat sie sich jetzt vorgenommen, über das Bewußtsein hinweg an das Unterbewußtsein zu rühren. Angesichts der momentanen Uebersättigung wäre es Zeit, in gleicher Richtung fortzufahren und in der dritten Phase zu versuchen, direkt an das Unbewußte heranzukommen. Dann wird sie zweifellos ihre wahre Bestimmung und ganz besondere Macht erfaßt haben.

GENUG JAZZ!

Von

CLIVE BELL

Die Jazzbewegung ist der Kamm einer Welle; die Welle — die große Bewegung, die gegen das Ende des 19. Jahrhunderts als Gegenschwung wider die Betonung des Stofflichen und gelehrtes Heidentum einsetzte — ist nach wie vor im Fluß. Die Welle ist ihrem Wesen nach diejenige Bewegung, die man mit dem Namen Cézanne zu decken geneigt ist: sie hat nichts zu tun mit Jazz; ihre eigentliche Äußerung ist die moderne Malerei, die vom Jazz nahezu unbeeinflußt geblieben ist. Die großen modernen Maler: Derain, Matisse, Picasso, Friesz, Braque usw. hatten sich bereits deutlich in ihren Entwicklungslinien geäußert, ehe es überhaupt Jazz gab.



Arthur Grimm (Litho)

Die Bewegung platzte in die Welt hinein ums Jahr 1911. Sie wurde ausgelöst von einer Jazzband und einer Truppe Neger, die auch tanzten. Nach außen hin entlehnte sie ihren Namen der Musik, derjenigen Kunst, die stets hinter der Zeit nachhinkt. Respektlosigkeit ist sein Hauptmerkmal; Respektlosigkeit, die ihren technischen Ausdruck findet in der Synkopierung: Respektlosigkeit, die den Takt überspringt. Die „Rüttel-“, die „Ragtime-Bewegung“ wäre eine bessere Bezeichnung gewesen; aber das Wort „Jazz“ hat sich in mindestens fünf Sprachen eingebürgert — also heißt es sich damit abfinden.

Nach der Respektlosigkeit kommt die Neigung zum Verblüffen: Du sollst nicht sorglich von Stufe zu Stufe getragen, sondern gleich derart überfallen werden, daß es dir in allen Gliedern zuckt. Und aus diesem Verfahren ergibt sich die angenehme Schlußfolgerung: Du sollst nicht langweilig sein! Die besten Jazzkünstler sind nie langatmig; in ihrer bewundernswerten und weltmännischen Kürze gemahnen sie beinahe an das französische 18. Jahrhundert.

Aber Bluff ist eine entscheidende Beimischung. Ein geschickter Jazzkünstler wird es darauf anlegen — und das regelmäßig — sei es in Tonsetzungen oder

Worten, just da aufzuhören, wo man erwartet, daß er anfängt. Vorwurf und Leitgedanke sollen nicht ausgesponnen werden; alles zu sagen, was man zu sagen hat, schmeckt nach der Schule, ist hausbacken. Schließlich muß zugegeben werden, daß sich darin ein ausgesprochen neuzeitlicher Drang nach kleinem Gewinn und raschem Umsatz äußert. Jazzkunst ist rasch entstanden, rasch beliebt geworden, rasch vergessen. Sie ist die Kunst der achtzehnjährigen Meister. Und diese Meisterwerke, geschaffen von kaum der Schulbank entlaufenen Jungen, können beurteilt werden von der jüngsten argentinischen Schönen im „Ritz". Jazz ist sehr jung: wie kurze Röcke kleidet er schlanke, mädchenhafte Beine, hat aber eine leise beschämende Wirkung auf graue Haare. Seine Ablehnungen und Abneigungen — zum Beispiel sein Grauen vor dem Vornehmen und Schönen — sind kindisch; und kindisch ist seine Art, ihnen Ausdruck zu geben. Nicht durch Ironie und überlegenen Spott, sondern durch Herunterreißen und Zungeherausstrecken bekundet Jazz seine Abneigungen. Ironie und Witz sind für die Erwachsenen; Jazz mag sie ebensowenig, wie er Vornehmheit und Schönheit leiden kann. Sie sind die Ergebnisse des geschulten Geistes, und Jazz weiß nichts anzufangen mit Geist oder Bildung. Neger können bewunderte Künstler sein — ohne eine irgendwie anderweitige Begabung als ihre sprühende Lebhaftigkeit; warum also den Geist hineinmischen? Geist wird in Jazzkreisen eher so behandelt wie früher Geld in guter Gesellschaft: er wird vorausgesetzt. Vornehmheit, Schönheit und Freisinnigkeit werden gleicherweise aus dem Spiel gelassen: die ersteren zwei gelten als lächerlich; letztere ist einfach abgeschmackt. Was Jazz will, ist Zimt und Zauber; und Dummheiten anstellen; deshalb war, wie schon gesagt, sein ursprünglicher Name (Rüttel, Ragtime) der richtigere.

Jazz wird aus den gleichen Quellen gespeist wie die Kunst des „Grand Siècle"; jedermann weiß, wie im Zeitalter Ludwig XIV. die Künstler in ihren Maßstäben, in ihrem Urteil und vielen ihrer Ideen sich nach der guten Gesellschaft richteten. Dadurch, daß sie für diese Welt werkten und schrieben, haben Racine, Molière und Boileau einen gelockerteren und weniger fachmännischen Ton in die französische Literatur gebracht, die — wie nicht vergessen werden darf — während ihrer ruhmreichsten Zeit bedingt und streng umrissen war vom Geschmack und den Vorurteilen der wohlerzogenen Gesellschaft. Ob nun die Erfinder des Jazz in ihrer Verfolgungswut gegen Schönheit und Innigkeit gedacht haben, die Künstler des 19. Jahrhunderts seien zu weit abgeschweift vom Geschmack und der Anteilnahme der gewöhnlichen, aber mutterwitzbegabten Menschheit, weiß ich nicht; gewiß ist aber, daß sie gleich Racine und Molière sich um Befruchtung und Bestätigung an die gute Gesellschaft wandten. Die gute Gesellschaft fanden sie in den Hallen der großen Hotels, auf Übersee-dampfern, in Schlafwagen, in Music-Halls und in teuern Automobilen und Gaststätten. Die gute Gesellschaft tanzte Blues zu Ragtime-Musik. Hier — sagten sie — galt es einzuhaken. Die Künstler des 19. Jahrhunderts hatten die gute Gesellschaft — die Reichen, heißt das — damit beschäftigt gefunden, Walzer zur Begleitung sentimentaler Weisen zu tanzen; aber sie hatten ganz andere Schlüsse daraus gezogen. Nun sind zwar Walzer genau so gut und um nichts besser als Foxtrotts und Ragtimes. Beide haben ihre Vorzüge; aber für Künstler ist es höchstwahrscheinlich ein Irrtum, die einen oder die andern ernst zu nehmen.

Sei es nun, wie es wolle, die ernsthaften Künstler des 19. Jahrhunderts ließen sich nicht träumen, die Belustigungen der Reichen könnten der wahre Stoff der Kunst sein; somit war es nur natürlich, daß das zwanzigste seine Befruchtung in den Hotelhallen suchen sollte. Und selbstredend war es köstlich für diejenigen, die da saßen und ihre Cocktails tranken und Negerkapellen lauschten, zu erfahren, sie seien nicht nur die bestaussehenden Leutchen auf der Welt, sondern nebenbei auch die feinsinnigsten und urteilsfähigsten. Sie, gemeinsam mit Kindern und Wilden, denen sie in so mancher Hinsicht ähnelten, wären die Besitzer des natürlichen, unverdorbenen Geschmacks. Sie als erste hatten Ragtime hochgeschätzt und sich selbst zu den hinreißenden Vorzügen des Jazz bekehrt. Ihrem Instinkt durfte man trauen. Somit Schluß mit klassischen Konzerten und Musikunterricht; Schluß mit Baedeker; Schluß damit, daß man sich das Genick ausrenkte in der Sixtinischen Kapelle: es sei denn, der farbige Gentleman, welcher der Truppe im „Savoy" vorsteht, habe einen natürlichen Hang zu diesen Dingen; dann freilich konnte man sichergehen, daß sie edel, prächtig und augenfällig seien. Und ebenfalls war es äußerst angenehm für Leute ohne einen Schimmer von Talent — und jetzt wie immer waren sie zudem in der Mehrheit! — für Leute, die gerade zur Not ein paar Takte klimpern oder ein paar Knüppelverse zusammenbasteln konnten, dahin aufgeklärt zu werden: all das, was ihre Erzeugnisse von dem unterscheide, was man bislang „ernsthafte Kunst" zu nennen pflegte, sei ohne jede Bedeutung, und im Gegenteil seien es gerade *ihre* Machwerke, wenn überhaupt irgendwelche, die ernst genommen werden müßten. Das Ausmerzen des Reimes, der offenbar viel zu mühelos zu schreiben und schwierig zu lesen war, geriet über Nacht in Schwung. Mehr noch: manches davon wurde gedruckt; Herausgeber, ja sogar Verleger beugten das Knie. Da es andererseits den Leuten, die einen Augenblick lang nachdachten, höchst unwahrscheinlich erschien, daß Foxtrott-Apostel und Shimmy-Jünger feingeistige oder beachtenswerte Leutchen, Bänkelsänger große Musiker, oder Nachtschwärmer und Halbweltdämchen Dichter sein sollten, sprang ganz ursprünglich



Walter Schröder

eine ehrsame, gescheite und hitzige Gegnerschaft auf, die den echten Künstlern, welche vom Jazz Befruchtung oder zumindest Anregung erfahren hatten, großes Unrecht tat und noch tut. Während der letzten zehn Jahre hatte Jazz die Musik beherrscht und Farbe in die Literatur gebracht: in der Malerei war, wie ich schon sagte, sein Einfluß ohne Bedeutung. Das, was ich in Ermangelung einer treffenderen Bezeichnung die Cézanne-Bewegung nennen muß, war ein zu tiefer Strom, um von so seichtem Geplätscher abgelenkt zu werden. Alle die großen zeitgenössischen Maler sind ungewöhnlich ernsthaft, sie schielen nicht nach ihren Vorgängern noch nach irgendjemand sonst. Verblüffung ist die letzte Regung, die sie zu wecken wünschen. Und bestimmt sind sie die Hotelhallen weder um Befruchtung angegangen, noch haben sie das leiseste Verlangen gezeigt, zu ihrer Unterhaltung beizutragen.

In der Musik jedenfalls und in der Literatur war der Jazz-Einfluß groß, und hier sind seine Triumphe beachtenswert. Es ist leicht gesagt, das Genie Strawinskys — eines Musikers von erstem Rang und großer Linie — sei über Bewegungen erhaben. Sicher ist dem so: wie auch das Genie Molières es ist. Aber genau so wie das Genie Molières seinen ihm nötigen Nährboden in einer Schicht der Gesittung fand, so findet ihn das Genie Strawinskys in einer anderen; und mit dieser Gesittung muß seine Kunst unweigerlich in Zusammenhang stehen. Auch im Handwerklichen wurde er stark beeinflußt von Neger-Rhythmus und von Neger-Mitteln. Er hat Ragtimes komponiert. Wenn es also ungenau ist, zu behaupten, Strawinsky mache Jazzmusik, so ist doch die Behauptung richtig, sein Genie sei von ihm mitgenährt worden. Tatsächlich ist Strawinsky zu groß, um unter eine Nummer gebracht werden zu können; aber ich glaube, daß ihn die Jazzbewegung mit demselben Recht als einen der ihren ansprechen darf, wie sonst eine Bewegung irgendeinen erstklassigen Künstler.

In der Literatur macht sich Jazz sowohl gestaltgebend als auch inhaltlich geltend. Gestaltlich ist das entscheidende Merkmal dort das gleiche: Synkopierung. Er hat uns eine Ragtime-Literatur beschert, die die hergebrachten Taktgebungen und Strophen, Grammatik und Logik verwirft. In der Dichtkunst sind seine Erzeugnisse — nämlich Taktreihungen, die oft nicht zu unterscheiden sind von Taktreihungen der Prosa, und Klangballungen von Worten, denen manchmal ein genauer Sinn nicht unterschoben werden kann — heute jedem Lesenden bekannt.

Die Jazztheorie der Kunst, wenn von einer Theorie die Rede sein kann, klingt einfältig genug — wie die meisten. Worauf es immer wieder ankommt, sind nicht Theorien, sondern Werke; wo aber sind sie, die Werke des Jazz? Wenn Strawinsky von der Bewegung für sich beansprucht werden darf, hat Jazz seinen Meister; er hat ebenfalls seine petits maîtres: T. S. Eliot, Cendrars, Picabia und Jams Joyce zum Beispiel, und „les Six" (Darius Milhaud, Georges Auric, Honegger, Poulenc und Germaine Taillefer, gegängelt von dem blendenden Jean Cocteau).

Daß Jazz anmaßliche Unwissenheit dazu ermutigt hat, sich mit Bewunderung der eigenen Unzulänglichkeit aufzublasen, war vielleicht der Grund, daß sich so viele kluge und feingeistige Leute wider Jazz gewandt haben. Sie sehen, daß er Tausende der Gewöhnlichen und Dummen dazu ermutigt, sich so aufzuspielen, als verstünden sie etwas von Kunst, und Hunderte der Eitlen sich einzubilden, sie seien schöpferisch. Allen den Dämchen in den Dancings und den



Berlin, Galerie Flechtheim

Paul Cézanne, Don Quijote

Juan Gris in Boulogne (1927, kurz vor seinem Tod)

C. J. Maks und seine Modelle in Amsterdam

Rudolf Belling in Berlin (1927)

Max Clarenbach in Wittlaer (1910)

Aus „Cahiers d'Art"

Georges Braque in Paris (1928)

M. Brünning in Berlin (1928)

Sportsleuten an der Bar, die gern einen Foxtrott oder Maxixe tanzen, wurde der Glaube eingeimpft, daß sie feinhöriger für die Musik seien als jene, die Beethoven vorziehen. Und, wenn Wilde wenig denken und noch weniger wissen, wenn Negerkunst von den Maßgebenden ebenso hoch erhoben worden ist (ich habe ein dickes Fell gegen alle jetzt drohenden Anwürfe!) wie „gepflegte Kunst" in Verruf gebracht, folgt da nicht, daß beschränkte und überspannte Laffen dazu ausersehen sein könnten, bessere Verse zu schreiben als so gelehrsame alte Knacker wie Milton, Goethe oder Gray? Darüber hinaus — sintemalen sich ergeben hat, daß der Verstand nichts zu tun habe mit Kunst — steht es fest für den Schwarm der Damen und Herren, die überhaupt nicht schreiben würden, wenn sie sich Mühe dabei geben sollten, daß es so etwas wie die künstlerische Aufgabe nicht gibt. Und ich glaube, es ist hauptsächlich deshalb, weil alle wahren Künstler immer dringlicher das Bedürfnis nach einer würdigen und genau umrissenen Aufgabe zu fühlen beginnen, und weil jedem ernsthaft um die Kunst Besorgten die Notwendigkeit eines strengen Urteilsmaßstabs aufgeht, daß die Menschen mit einem Seufzer der Erleichterung einander schüchtern zuzumurmeln beginnen: „Genug Jazz!"

Und in der Tat, es mehren sich die herbstlichen Zeichen: der heitere Götze aus papier mâché beginnt sich zu entfärben: sichtbarlich schwindet er dahin. Als vor einigen Wochen in Paris ein Gerücht umlief, der bewunderte Prokofieff, der Komponist des „Chout", habe gesagt, er verabscheue Ragtime, war die in einigen fashionablen Bars und Salons angerichtete Bestürzung ebenso schmerzlich anzusehen, wie es diejenige gewesen sein muß, in welche schöngeistige Zirkel versetzt wurden, als Professor Huxley seine Kaltwasserdusche über Noahs Arche auszugießen begann. Und mehr und mehr — die riesige musikalische und literarische Regsamkeit beiseite gelassen — richten sich die Blicke auf die Maler, als auf die mit ihrem hohen Ernst, ihrem Zunftgewissen, ihrem bewußten Wollen, ihrer Demut und ihrer Lebendigkeit einzigen Vertreter und Retter des *Grand Art.* Was die Besten der neuen Generation in Deutschland, Frankreich und auch in England zu fühlen beginnen, ist: daß Kunst, wenn sie auch niemals feierlich zu sein braucht, doch immer ernsthaft sein muß; daß sie eine Angelegenheit tiefen Bewegtseins und gesammelten und leidenschaftlichen Denkens ist; und daß derlei selten gefunden wird in Tanzpalästen und Hotelhallen. Um Kunst auch nur zu begreifen, muß ein Mensch eine große geistige Anstrengung machen. Ein Ding ist nicht gleich gut wie das andere, darum müssen Künstler und Amateure zu wählen lernen. Dies ist keine einfache Sache, denn Unterscheidungen dieser Art sind etwas grundlegend anderes als: einen Manhattan von einem Martini-Cocktail herauszuschmecken. Um zu wählen wie ein Künstler oder zu sondern wie ein Kritiker, bedarf es des Gefühls und Verstandes und — das Bitterste von allem! — des Studiums. Trotz alledem wird, wenn ich nicht irre, dieser Schritt getan werden. Die Zeit willigen Annehmens des nächstbesten Dinges, das gerade des Weges kommt, geht zu Ende. Mehr Denken als Einfälle wird verlangt, Gehalt statt Farbigkeit, Wissen statt Wichtigtun, Geist mehr als Eigenartigkeit, Witz mehr als Clownerie, Genauigkeit mehr als Überraschung, Würde statt Respektlosigkeit, und vor allem Klarheit: genug Jazz!

(Deutsch von Hans B. Wagenseil)

APROPOS TONFILM

Von

DARIUS MILHAUD

1927 hörte ich in New York zum erstenmal das Vitaphon, und von jenem Augenblick an ahnte ich die ungeheuren Möglichkeiten dieser neuen Methode der Musikverwertung für das Kino. Es war ein schrecklich langer Film von Sydney Chaplin. Die sinfonische Begleitung eines philharmonischen Orchesters überschwemmte die Ohren mit dichtem, etwas konfusem Getöne, einer Art Tonnebel, mit den besten Absichten, aber unklar und beunruhigend. Dann — wie zur Demonstration — hörte man einen Jazz, einen Sänger mit Klavierbegleitung, einen Zug schreiender Möwen, das Brummen eines Flugzeugmotors, ein buntes Tonquartett.

Und dann kam die Sintflut der Tonfilme aller Arten, mit ihren Qualitäten, ihren Mängeln, ihren Gefahren, Aussichten und Fallen.

Plötzlich gabs eine Lawine von primitiven Elementarverfahren. Wenn auf der Leinwand eine Uhr zu sehen ist, die auf 12 zeigt, werden zwölf Schläge synchronisiert, oder man produziert das Geräusch eines Autos, eines Zuges, eines Aeroplans, oder die Schreie einer erregten Menge. Wie schauderhaft! Oder man „profitiert" von einem Schauspieler mit guter Stimme und sucht Vorwände, um ihn fortwährend singen zu lassen, eine Methode, die die Handlung unerträglich schwächt.

Bei einer neuen Erfindung ist man immer geneigt, sich einer Täuschung hinzugeben. Das freudige Erstaunen über die Möglichkeit, einen Mann auf der Leinwand singen zu lassen, ist so groß, daß man sich nicht scheut, seine Kantilenen zu verschleudern, ebenso wie man vor dem Kriege die Filmschauspieler übertriebene, erschütternde Bewegungen machen ließ, um deutlich darzutun, daß man die Bewegung zu photographieren verstand.

Der Tonfilm steht erst am Anfang seiner Entwicklung, aber schon jetzt ist sein Verdienst erheblich. Was erreichte früher ein Komponist, der speziell für einen Film eine Partitur schrieb? Nur einige wenige große Kinos konnten sich ein Orchester leisten, das imstande war, sie aufzuführen, und später lief der Film in den Vorstadtkinos mit einer beliebigen Begleitung, und die Partitur verschwand auf Nimmerwiedersehen. Dank dem Tonfilm wird nun die Partitur für immer festgehalten und folgt dem Film überallhin. Welche enorme Verbreitung für ein Werk, das zur Begleitung eines Films bestimmt ist!

Vom Standpunkt der Folkloristik ist der Tonfilm unschätzbar. Man denke nur an die gräßliche Musik, die bei Vorführung eines Negertanzes oder irgendeines exotischen Landes gewöhnlich fabriziert wird! Wird es nicht ein Genuß sein, die authentische Musik zu den Tänzen zu hören, die die Leinwand uns schon seit langer Zeit enthüllt? — Für unser persönliches Vergnügen bliebe noch ein besonderer Wunsch übrig: es müßte einen kleinen, praktischen Apparat geben, mit dem man — zugleich mit einem kinematographischen Amateurapparat — die Stimmen unserer Freunde, das Kinderlachen und die Geräusche unserer Umgebung aufnehmen könnte.



Survage (Aquarell)

RICHARD WAGNER — EIN PLAGIATOR?

DIE WAHRHEIT ÜBER DEN PILGERCHOR

(Mit erläuternden Notenbeispielen)

Von

PAUL SCHILLER

Im Laufe von acht Dezennien ist von 521 Wagner-Biographen kein einziger an dem Versuch vorbeigekommen, mit analytischem Scheinwerfer das Halbdunkel zum Tag zu hellen, das den schöpferischen Genius des Unsterblichen von Wahnfried letztem Erkennen entzieht.

An 3114 Stellen der Wagner-Literatur wird hochbedeutsam dem beängstigenden Dilemma der Forschung Ausdruck gegeben, ob „im Verlaufe des poetisch-komponistischen Kreationsprozesses Dichtung oder Musik im Anfang war.“ Schon im Jahre 1849, also 34 Jahre vor der erschütternden Stunde im Palazzo Vendramin, wirft Franz Liszt in seiner kritischen Zerlegung des „Tannhäuser“ die quälende Frage auf „... ob er seine Worte seinen Melodien anpaßt oder ob er Melodien zu seinen Worten sucht.“ Hier schon ist scharf das Problem präzisiert, das einer erlesenen Legion in späterer Zeit heißen Schweiß der Forschermühe rinnen machte; Glasenapp, H. St. Chamberlain, Max Koch, E. W. Engel, Bekker, Muncker, W. Kienzl, Schdjelerup, Batka, Pfohl, Waack, Schmitz, Istel, Ernest, Max Chop u. v. a. rangen vergeblich nach Klarheit.

Am Beispiel des ausgezeichneten Max Chop, das für alle gilt, sei dargetan, welcher musikwissenschaftliche Wert den Resultaten dieser Aufhellungen im

allgemeinen beizumessen ist. 1911 stellt Chop die strikte These auf, „daß in Wagners Phantasie *Worte und Melodie stets gleichzeitig entstanden.* Der Gute widerlegt sich dann selbst, wenn er zutreffend in seinem „Tannhäuser“-Kommentar den 22. Mai 1843 als den Tag anführt, an dem die *Dichtung* des Tannhäuser vollendet vorlag.

Tatsächlich schuf Wagner den „Tannhäuser“, Musik und Text, zum überwiegenden Teile im Gebiete der heutigen Tschechoslowakei. Er konzipierte die Dichtung im Mai 1842 in der alten Thermenstadt Teplitz-Schönau (Teplice-Sanov), wo er, natürlich mit Minna, zur Kur weilte. Schon im Juli desselben Jahres nahm, wiederum in Teplitz-Schönau, Wagner die Komposition des „Tannhäuser“ in Angriff. An der Stätte, die sein Verweilen geweiht, wird heute gestempelt und geklebt, falsch verbunden und gemorst; eine schlichte Gedenktafel am Hauptpostamt von Teplitz erinnert an Wagners Aufenthalt.

Am 13. Juli war Wagner in Teplitz zu vierwöchigem Aufenthalt eingetroffen. Nur selten findet man die Tatsache verzeichnet, daß der Meister am 24. Juli um 7 Uhr morgens heimlich mit Extrapost die Badestadt verließ, um eine Woche verschollen zu bleiben. Selbst Minna wußte nichts von dieser plötzlichen Reise. Sie lag noch und träumte, daß ihr Mann sich endlich bewegen lasse, Tanzmusik und Couplets zu komponieren, wofür ein Leipziger Verleger ihm 1000 Taler geboten hatte (während das schon ausnahmsweise hohe Honorar für den „Rienzi“ nur 300 Taler betrug). Richard Wagner floh also für eine Woche aus Teplitz, er floh (laut mündlicher Ueberlieferung des Apothekers Johann Hofmann), um den verhaßten Melodien Verdischer Opern zu entrinnen, die die Kurmusik allmorgendlich vor seinen Fenstern losprasseln ließ, er floh, weil Minna die Stretta mitsummte und ihn bewegen wollte, den Wunsch des Intendanten von Lüttichau zu erfüllen und dem „Tannhäuser“ ein happy end zu geben, er floh, — weil der melodiöse Zauberfluß ins Stocken geraten war, weil er an entcheidender Stelle des „Tannhäuser“ *die* Töne nicht zu bannen vermochte, die, wie er genau fühlte, einzig und alleinig hier zubestimmt waren. Drei Stunden später zügelte der Postillon die dampfenden Gäule vor der alten Ritterburg Schreckenstein an der Elbe, auf der der Gastwirt Josef Bäuml aus Pokau eine Wirtschaft betrieb. Hier nahm Wagner Herberge. Tief und erfrischend war des Meisters Schlaf in dieser Nacht.

Am 25. Juli Punkt fünf Uhr morgens pochte es heftig an die Tür des „Wagner“-Zimmers (wie der historische Raum heute benannt ist). „Här Hoofgabellmaisda, Sie wolldn gietigst geweggd werdn“, dröhnte der Baß des Hausdieners Johann August Fleißig, der während der Spielzeit als Logenschließer an der Dresdner Hofoper angestellt war. Wagner erwachte, nervös sprang er auf. Er hatte sich vor Sonnenaufgang wecken lassen, weil er sich vorgenommen hatte, an diesem Tage den *Pilgerchor* zu komponieren. Seit elf Tagen rumorte es unfruchtbar in ihm:

Zu dir wall ich, mein Jesus Christ,
der du des Sünders Hoffnung bist!

Aber nun war die äußere Stimmung des Pilgerchors in Vollendung gegeben. Das Tal lag im ersten Frühschein, über dem rauschenden Fluß und dem großen
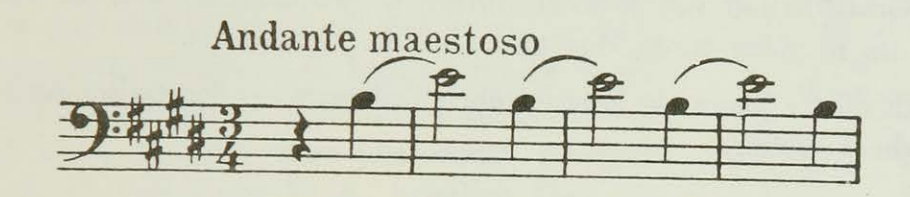
Sandsteinfelsen am gegenüberliegenden Ufer, der in Wagners Wachtraum zum Hörselberg wurde, wechselten zarte, verschwimmende Nebel.

Wagner fühlte die Nähe schöpferischer Erfüllung, trotzdem er sich noch in zielloser Entflammung verzehrte. Er vergegenwärtigte sich zum hundertsten Male Einzelheiten: unter Donnerschlag verschwindet der Venusberg. Zittern befiel jetzt seinen edlen Leib. Klar hatte er den furchtbaren Donnerschlag vernommen.
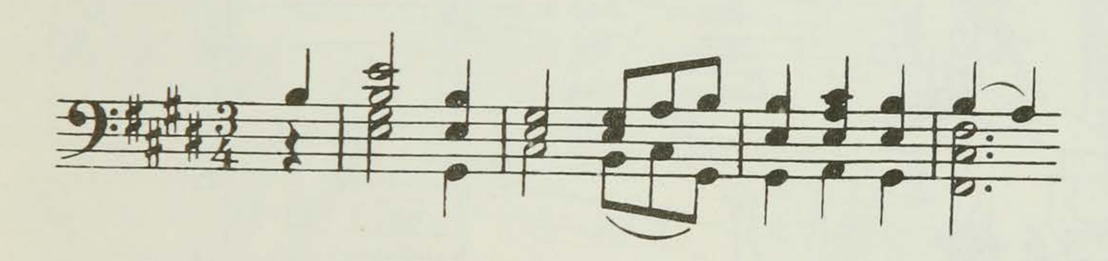
Und wolkenlos blaute der Himmel über der Elbe.

Halb glücklich, halb beunruhigt griff er sich an den Kopf. War der schöpferische Wahn so hoch gesteigert, daß die *äußeren* Sinne wahrnahmen, was die inneren empfanden? Der unbeschreibliche Zustand dauerte fort, allem Zeitlichen entrückt verharrte Wagner.

Und nun — was ihm unfaßbar vorgeschwebt seit Wochen, da schlug es deutlich an sein Ohr, Trompetenklänge, einmal, zweimal, dreimal — so, nur so *mußte* der Pilgerchor beginnen:
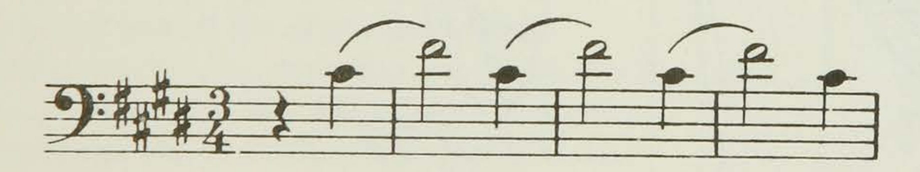


Der Kiel raste übers Notenpapier:
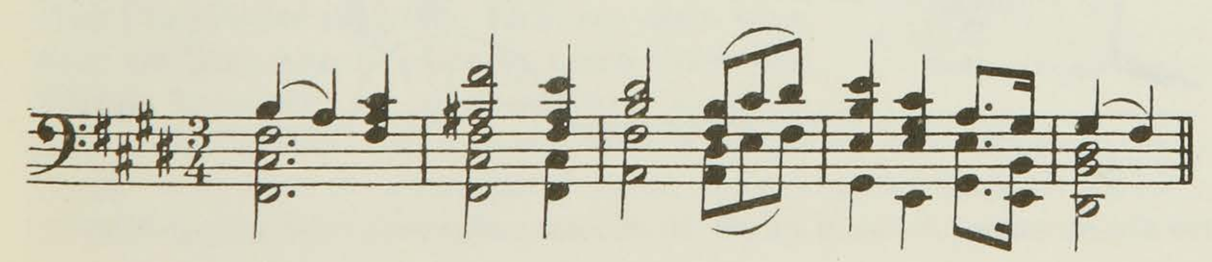


Drei Minuten lang stockte die Inspiration.

Und dann dasselbe Wunder. Wagner hielt sich die Ohren zu, zu prüfen, ob er wach sei oder träume; trotzdem vernahm er es unzweifelhaft wieder:



Ja, nur so konnte es weitertönen:



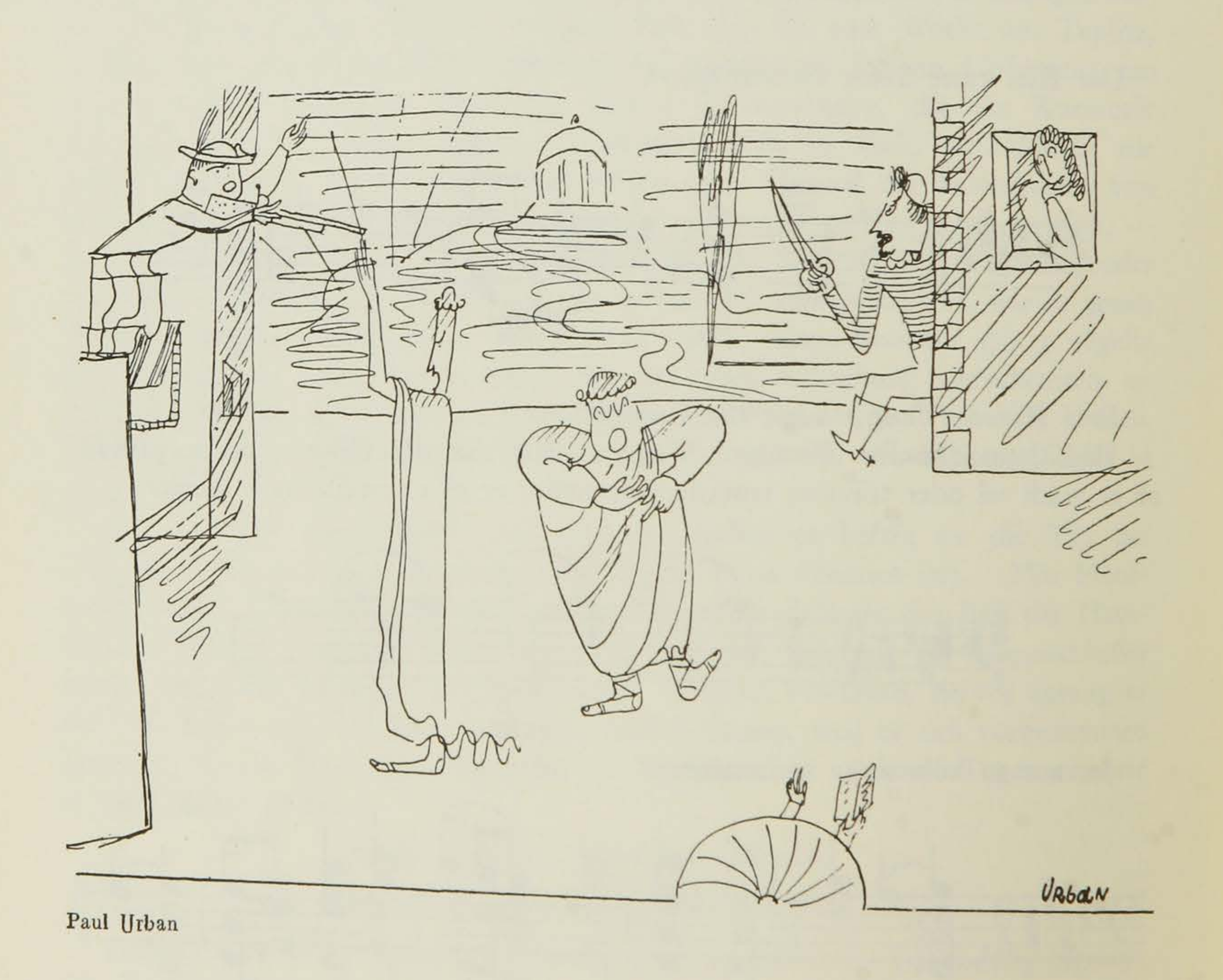
Also entstand der Pilgerchor, ein Gottesgeschenk schöpferischen Rasens, das in Wagners verzückten Sinnen Phantasie und Wirklichkeit eins werden ließ.

Vermeinen nämlich die zünftigen Chronisten.

Hätten Chop und die anderen, statt sich Hypothesen hinzugeben, die Brandprotokolle der Aussiger freiwilligen Feuerwehr etliche Jahrzehnte zurückverfolgt, sie wären auf folgende interessante Tatsachen gestoßen:

„Am 25. Juli des Jahres des Heils 1843 um fünf Uhr morgens meldete ein reitender Bote, daß *ein Blitz aus heiterem Himmel unter furchtbarem Donnerschlag* in das 600 Meter vom Schreckenstein situierte Anwesen des Bauers Andreas Kscheschik eingeschlagen und es in Brand gesetzt habe. Die Außiger Feuerwehr bespannte allsogleich zwei Spritzenwagen. Der erste Wagen raste bereits um fünf Uhr und fünfundzwanzig Minuten am Schreckenstein vorbei, während der zweite Wagen *drei Minuten* später denselbigen passierte. Josef Swoboda, der *Hornist* des ersten Wagens, und Antonin Lebeda, der zweite *Hornist,* wurden mit einer Gratifikation von je zwei Gulden ö. W. bedacht, weil sie sich bei der Löschung des Brandes durch Mut und Umsicht hervortaten."

Darnach dürfte kaum ein Zweifel übrigbleiben, wem der wahre Autorenruhm des Pilgerchors gebührt.



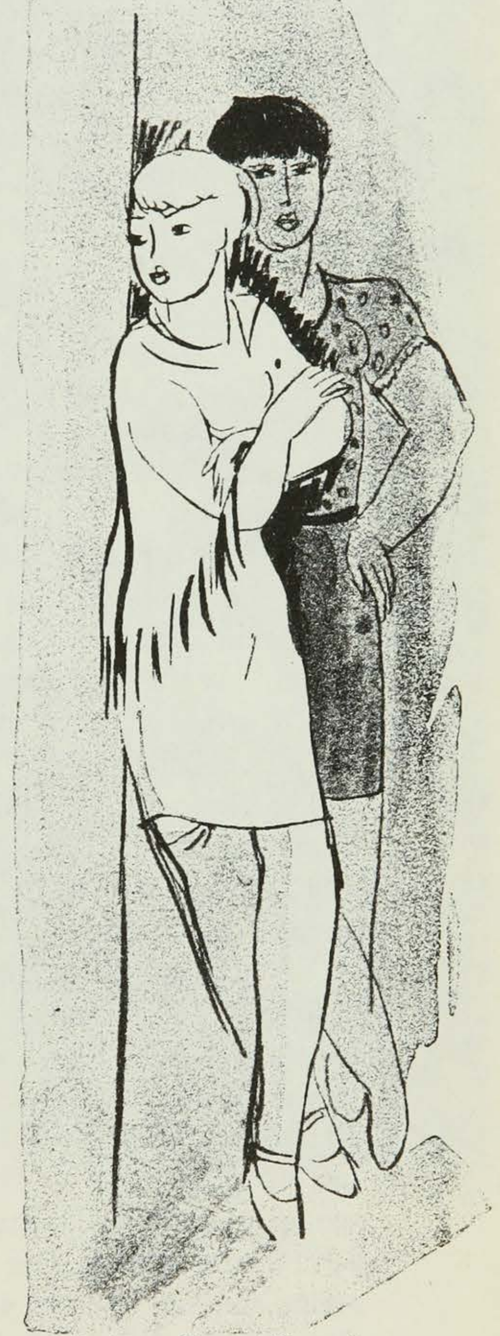
Paul Urban

DAS STREICHQUARTETT

Von

VIRGINIA WOOLF

Also da sind wir, und wenn Sie ihren Blick durch den Raum schweifen lassen, werden auch Sie feststellen, daß die Untergrundbahn und die Trambahnen und Omnibusse und sogar Privatwagen, und zwar gar nicht wenig (und, wie ich mir vorzustellen wage, waren es Landauer mit strammen glatten Braunen davor) eifrig daran tätig gewesen sind, diese Fäden von einem Ende Londons zum anderen zu spinnen. Dennoch beginne ich, meine Zweifel zu hegen . . .



Jack von Reppert-Bismarck

Wenn es wirklich wahr ist, wie man sich erzählt, daß die Regent Street aufgerissen, und der Versailler Vertrag unterzeichnet, und das Wetter für die Jahreszeit nicht gar so kalt ist, und daß sogar für ganz hohe Miete keine Wohnung zu haben, und die Nachwirkungen der Grippe das Schlimmste an ihr ist, und wenn ich mich wirklich eben jetzt daran erinnern muß, daß ich vergessen habe, brieflich über die Lebensmittelknappheit zu berichten, und daß ich meine Handschuhe im Zug habe liegen lassen, wenn das alles ebenso wahr ist, wie daß jetzt alte Freundschaftsbande mich dazu aufrufen, mich vorzubeugen und eine Hand zu ergreifen, die vielleicht zögernd geboten wird. Wenn das wirklich alles wahr ist . . .

„Sieben Jahre seit wir uns gesehen haben."

„In Venedig zum letztenmal."

„Und wo leben Sie jetzt?"

„Sehr gut, der späte Nachmittag paßt mir am besten; obgleich ich, wenn es nicht zu viel verlangt wäre — — —"

„Ich aber habe Sie sofort erkannt."

„Der Krieg jedoch hat alles unterbrochen."

Immerhin sticht das, was man eigentlich meint, mit solchen kleinen Spitzen durch. Aber dennoch — die menschliche Gesellschaftsordnung will es so — kommt man nicht schneller in Fahrt, als der andere antreibt. Wenn dies Hitze erzeugt und dann noch zu allem Überfluß das elektrische Licht angedreht wird, wenn ein Ding auszusprechen in vielen Fällen den Zwang hinterläßt, es zu verbessern, zu überprüfen und überdies noch Reue, Freude, Eitelkeit und Wünsche wach rüttelt, — — wenn das alles wirklich so ist, und es kommen doch nur die Hüte, die Pelzboas, die Schwalbenschwanzröcke, die Perlen in den Krawattennadeln der

Herren an die Oberfläche, wozu soll dann das alles gut sein? Welches Glück könnte man hier erwarten?

Wozu? Es wird mir mit jeder Minute schwerer zu erklären, warum ich hier sitze und, statt irgend etwas anderes zu tun, nunmehr glaube, daß ich jetzt sagen könnte, was und wozu es gut sein könnte und welches Glück zu erwarten wäre; und ich sogar vermeine, mich an das letztemal zu erinnern, als all das in Wahrheit sich zutrug.

„Haben Sie die Parade gesehen?"

„Der König blickte kühl drein."

Aber nein, nein, nicht doch! Was ist denn los mit mir?

„Sie hat sich ein Haus in Malmesbury gekauft."

„Da hat sie Glück gehabt, eines zu finden."

Glück? Im Gegenteil. Es scheint mir ziemlich sicher, daß sie, wer sie auch sein mag, zum Unglück verflucht ist, da ja alles doch nur eine Angelegenheit von Wohnung, Hüten und Betrügereien ist, oder wenigstens für die hundert Leute zu sein scheint, die da sitzen, gut angezogen, von schützenden Mauern umgeben, in Pelze gehüllt, satt. Nicht daß ich mich herausstreichen könnte, da ich ja auch ganz passiv hier auf einem vergoldeten Stuhl hocke und nichts anderes zu tun weiß, als die Erde um und um zu wühlen, die ein totes Erinnern deckt. So wie wir es eben alle tun, denn es sind Anzeichen da, die, wenn sie mich nicht trügen, dafür sprechen, daß wir uns alle an etwas erinnern, verstohlen nach etwas suchen. Wozu die Unruhe? Warum so ängstlich, ob der Mantel sitzt und die Handschuhe, ob es zugeknöpft oder offen getragen wird? Aber sehen Sie doch dort das ältliche Gesicht vor jenem dunklen Ölgemälde: einen Augenblick zuvor war es noch liebenswürdig und lebendig gerötet, und nun ist es schweigsam und traurig, wie beschattet. Waren das nicht die Töne der zweiten Violine, die im Vorraum gestimmt wird? Da kommen sie, vier schwarze Gestalten, die Instrumente tragen. Sie setzen sich, den weißen Papier-Rechtecken gegenüber, unter das herniederströmende Licht. Die Spitze der Violinbogen ruht auf den Notenständern. Jetzt heben die Männer mit einer gleichzeitigen Bewegung den Bogen, balancieren ihn leicht schwebend ins Gleichgewicht und schauen einander an, jeder zu dem gegenübersitzenden Spieler hinüber. Die erste Violine zählt: Eins, zwei, drei . . .

Blütenblust, Frühling, Knospe, Ausbruch! Der Birnbaum auf dem Bergesgipfel! Springbrunnen kronen auf, Tropfen fallen. Aber die Wasser der Rhône fließen reißend und tief, schäumen unter den Brückenbögen und lassen die rankenden Wasserpflanzen wallen. Das malt Schatten auf den silbernen Fisch. Der gefleckte Fisch wird von den reißenden Wassern in die Tiefe gerissen, ein Wirbel hat ihn gefaßt, und — das sich vorzustellen ist schwer — Fisch und Wasser vermengen sich in einem Strudel. Ein Springen und Hüpfen und Spritzen, die scharfen Flossen kratzen. Der gischtige Wirbel siedet so heftig, daß die gelben Kieselsteine rundum gedreht werden, immer rund herum. Jetzt hat sich der Fisch befreit, taucht tiefer und steigt dann in wundervollen Spiralen nach oben; noch dreht es ihn, wie die dünnen Späne unter dem Hobel, immer höher und höher hinauf . . .

Wieviel anmutige Güte haben jene zu vergeben, die auf leicht schreitenden Füßen lächelnd durch die Welt gehen! Wie in alten Zeiten die ausgelassenen



Ausstellung „Die Musik in der bildenden Kunst", Duisburg

Mopp (Max Oppenheimer), Streichquartett (Oel)



Graphic Photo Union

Strand in Ramsgate

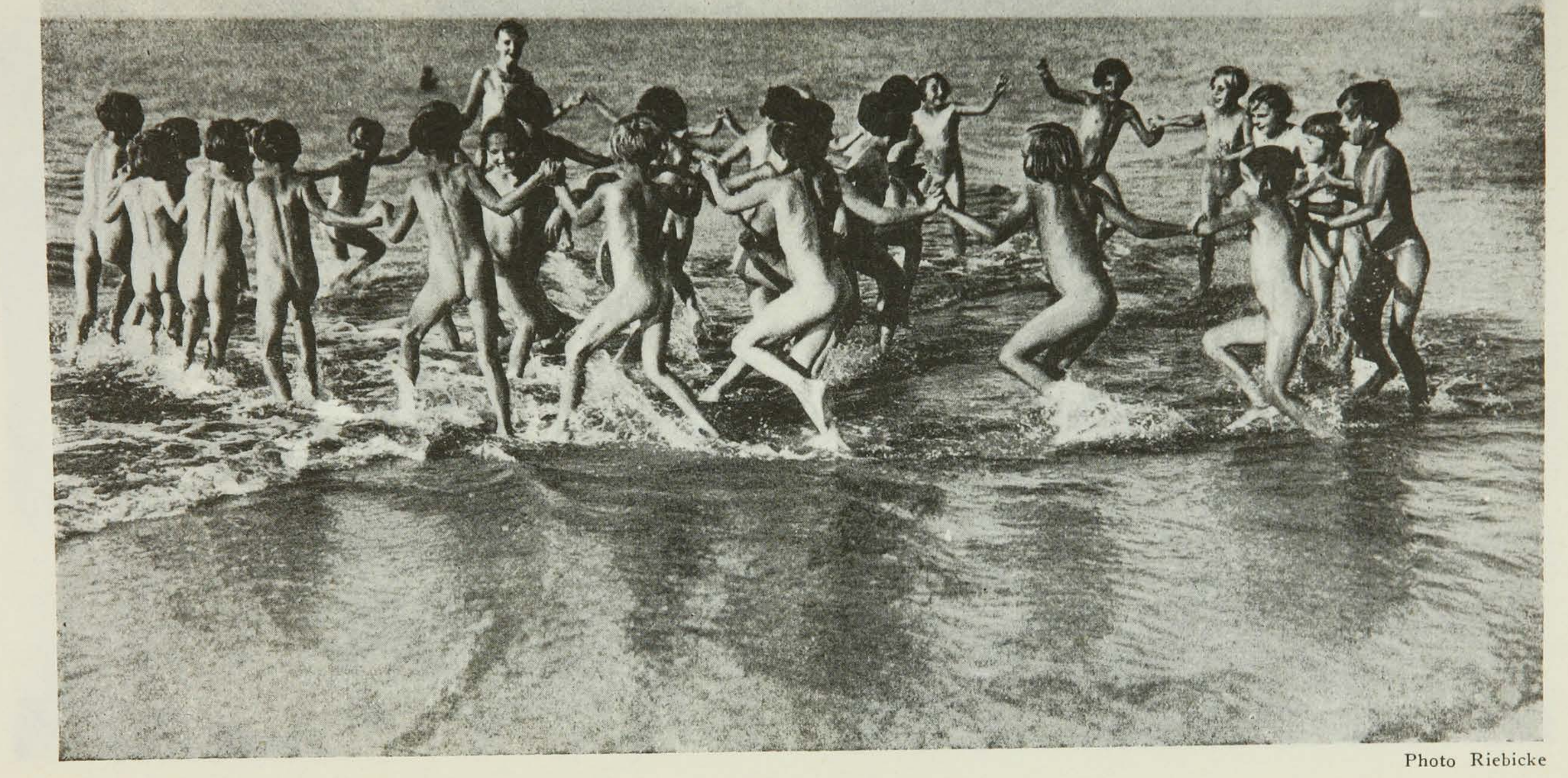


Photo Riebicke

In der Ostsee





Photos Franz Fiedler, Dresden

Falten

Fischerfrauen sich unter dem Brückenbogen aneinander drängten, geile alte Weiber. Wie glucksend sie lachten, wie sie sich schüttelten und übermütig gegeneinander stießen und sich in den Hüften wiegten beim Spazierengehen, von rechts nach links, höh, höh, höh!

„Aber natürlich, ein früher Mozart ist das.“

Diese Musik, wie alle Musik von Mozart läßt einen verzweifeln — ich wollte sagen: hoffen. Was wollte ich eigentlich sagen? Das ist das Arge an der Musik: ich möchte tanzen, lachen, rosa Kuchen essen, gelbe Kuchen essen, dünnen scharfen Wein trinken. Oder eine unanständige Geschichte erzählen. Aber das kann ich auch bleiben lassen. Je älter man wird, desto reizvoller erscheinen einem Schlüpfrigkeiten. Haha! Ich lache. Worüber denn? Nein, du hast nichts gesagt, und auch der alte Herr gegenüber sprach kein Wort . . . Aber nimm an, nimm an . . . Still doch! Der melancholische Strom trägt uns auf seinen Wellen. Wenn der Mond kommt durch die zitternden Weidenzweige, dann sehe ich dein Gesicht, ich höre deine Stimme, und der Vogel singt wie damals, als wir durch die Weidenallee gingen. Was flüsterst du? Kummer, Kummer; Freude, Freude. Ineinandergeflochten wie das Schilfrohr im Mondlicht, unentwirrbar ineinandergeflochten, vermischt mit Qual, gebündelt mit Leid, überstreut mit Schmerz — — Krach!

Das Boot sinkt. Die Gestalten erheben sich, steigen vor mir auf. Aber jetzt fällt alles Beiwerk von ihnen ab, sie spitzen sich zu. Eine dunkle Geistererscheinung mit feurigem Haupt saugt die zwiefache Leidenschaft aus meinem Herzen. Der Geist singt für mich, entsiegelt meinen Kummer, taut Mitleid, überflutet mit unablässiger Liebe die sonnenlose Welt, stillt alle Ängstlichkeit, webt her und hin, gewandt und fein, bis das Netz die Vermählung der Fäden, die beiden Klippen vereint: Aufschwung, Schluchzen und das Hinsinken zur Ruhe, und Kummer und Freude.

Wozu denn sich quälen? Wozu unnütze Fragen stellen? Warum unbefriedigt sein? Ich behaupte, daß alles in Ordnung gebracht worden ist; ja, zur Ruhe gebettet unter einer Decke von Rosenblättern. Immer mehr Rosenblätter decken uns zu, Rosenblätter fallen, fallen. Ach, aber jetzt hat der wohltätige Regen aufgehört. Ein Rosenblatt, das aus ungeheuerer Höhe heruntersinkt, wie ein winziger Fallschirm von einem unsichtbaren Ballon, dreht sich, schwankt zitternd — weht weg; es hat uns nicht erreicht!

Nein, nein, ich will es nicht bemerken. Das ist das Schlimmste an der Musik, diese dummen Träume.

„Die zweite Violine setzte zu spät ein, sagten Sie?“

„Die alte Frau Monro geht schon weg. Sie tappt sich zwischen den Sitzreihen durch — mit jedem Jahr wird sie blinder, die arme Frau — auf diesem glatten Parkett . . .“ Greisenalter ohne Augen, grauköpfige Sphinx . . .

Dort steht sie auf dem Bürgersteig und winkt, so streng, so ernst, dem roten Omnibus.

„Wie schön, wie ausgezeichnet die Leute spielen! Wie — Wie — Wie — Wie!“

Die Zunge ist nichts als eine Klapper. Nichts ist einfacher als der Gebrauch der Zunge. Die Federn auf dem Hut neben mir sind hell und lustig wie eine Kinderklapper. Das Blatt des Ahornbaums blitzt grün durch die Spalte des Vorhangs. Sehr eigenartig, sehr aufregend.

„Wie, wie — — Wie — — —!“ Still doch! Das ist das Liebespaar im Gras.

„Gnädige Frau, wenn Sie meine Hand ergreifen wollten . . .“

„Mein Herr, ich vertraue Ihnen aus ganzem Herzen! Überdies haben wir ja unsere Körper im Konzertsaal zurückgelassen. Die beiden auf dem Rasen sind nur die Schatten unserer Seelen.“

„Dann sind also dies Umarmungen unserer Seelen.“ Die Zitronenbäume nicken Zustimmung. Der Schwan stößt vom Ufer ab und treibt träumend mitten im Strom.

„Ich bitte Sie, kommen Sie mit mir ins Haus.“ Er folgt mir den Korridor entlang, und als wir um die Ecke biegen, tritt er auf die Schleppe meines Kleides. Was könnte ich anderes tun, als leise aufschreien und stehenbleiben und den Schaden betrachten? Worauf er sein Schwert zieht, Fechterstellungen einnimmt, als ob er jemanden zu Tode stechen wollte und dazu schreit: „Wahnsinn, Wahnsinn, Wahnsinn!“ Worauf ich aufkreischte, was den Prinzen, der im Erker in den großen Pergamentband geschrieben hatte, (mit seinem Samtbarett auf dem Haupt, und in pelzbesetzten Pantoffeln) veranlaßt hervorzutreten und ein Rapier von der Wand zu reißen, das Geschenk des Königs von Spanien — Sie wissen schon. Worauf ich entfloh und diesen Mantel umwarf, um den Riß in meinem Kleid zu verbergen . . . zu verbergen . . . aber horch ! Die Hörner!

Der Kavalier antwortete der Dame so nachdrücklich, und sie erstiegen die Treppe mit solch sinnreich witzigem Austausch von Komplimenten, die immer wieder in Seufzern der Leidenschaft gipfelten, daß ihre Worte unverständlich blieben, obwohl der eigentliche Sinn klar genug war: Liebe, Gelächter, Flucht, Verfolgung, himmlisches Entzücken — — — Alles das entströmte in freudigstem Wellengeplätscher den zärtlichen Liebkosungen. Bis der Klang der silbernen Hörner, zuerst aus weiter Ferne, dann immer deutlicher und deutlicher näher schallte, als ob die Seneschalls die Dämmerung begrüßten oder, Unglück verheißend, die Flucht der Liebenden meldeten. — — — — — — — — — —

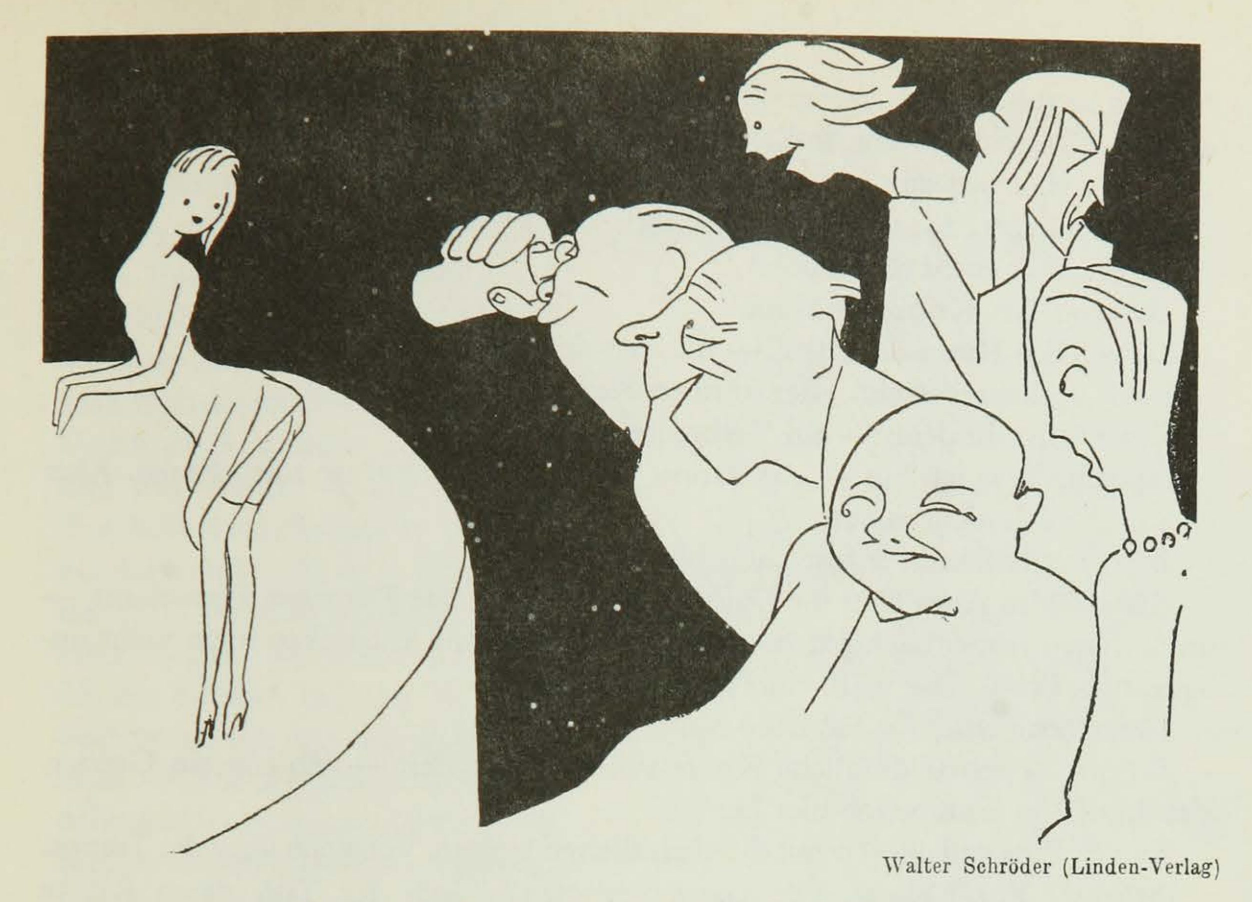
— — — Grüner Garten, mondheller Teich, Zitronenbäume, Liebende und Fische, alles löst sich auf im opalisierenden Himmel. Als die Hörner, die durch Trompeten verstärkt und durch Clairons ergänzt werden, mächtig anschwellen, ragen weiße, auf marmornen Säulen fest verankerte Bögen steil in das milchige Himmelsgewölbe. Pferdegetrappel und Trompetenstoß! Klang und Geschmetter. Eine feste Herrscherfaust. Eine feste Basis! Aufmarsch der Zehntausendschaften. Verwirrung und Chaos, zu Boden getreten. Aber diese Stadt, nach der unsere Reise geht, hat weder Stein noch Marmor; sie hängt ewig in der Luft und ist unerschütterlich. Keine Flagge, kein Gesicht grüßt oder bewillkommt uns. Verlasse sie! Ermorde deine Hoffnung! Verschmachte in der Wüste, meine Freude! Vormarsch der Nackten, Unbeschützten. Kahl sind die Säulen, sie verheißen nichts, sie werfen keinen Schatten, sie funkeln streng und blendend.

Jetzt sacke ich zusammen. Kein Feuer mehr, kein Begehren, ich wünsche mir nur noch, von hier wegzugehen, auf die Straße zu kommen, die Gebäude wiederzuerkennen, die Apfelfrau zu begrüßen, dem Mädchen, das die Tür öffnet, zu sagen: „Die Nacht ist heute sternenklar.“

„Gute Nacht, gute Nacht. Gehen Sie diesen Weg?“

„Wie schade! Ich muß einen andern gehn.“

(Deutsch von Mira von Hollander-Munkh)



Walter Schröder (Linden-Verlag)

ZWEI KRAWATTEN

REVUESTÜCK IN NEUN BILDERN

Von

GEORG KAISER

I. BILD

(Der Vorhang öffnet sich vor leerer Bühne, die das Treppenhaus eines luxuriösen Vergnügungsetablissements zeigt. Auf dem obersten Treppenabsatz erscheint der Kellner *Jean* — auf hochgespreizten Handflächen Tablett mit Sektgläsern und Sektkühler mit Sektflasche meisterhaft balancierend. Bei seinem ersten Schritt die Stufen abwärts setzt die Orchestermusik ein, um Jeans Niedergang von Stufe zu Stufe mit anwachsender Stärke zu begleiten — bis zum jähen Abbruch, als Jean unten ist, aus links hastig aufgestoßener Tür ein *Ballgast* tritt.)

Ballgast (mit sichtlicher Verwirrung beim Anblick Jeans): Kellner — wo bleibt der Sekt?

Jean: Bestellten der Herr bei mir?

Ballgast: Kellner sind Kellner — sieht einer wie der andre aus. (Dabei blickt er sich suchend im Raum um.) Man merkt sich die Gesichter nicht.

Jean: Wo hat der Herr seinen Tisch?

Ballgast: Ich habe keinen Tisch — ich promeniere.

Jean: Bedaure — Service nur am Tisch. (Er eilt links ab — drückt mit dem Ellbogen die Türklinke nieder: Tanzmusik schallt herein.)

Ballgast: Kellner!

Jean: Der Herr?

Ballgast: Wohin führt die Treppe?

Jean: Für Kellner. Für Gäste verboten.

Ballgast (zischend): Verdammt! (*Jean* ab — die Tür halboffen lassend, durch die eine *Dame* hereinsieht und rasch eintritt.)

Dame: Hier bist du? Ich suche dich in allen Sälen.

Ballgast (hinter ihr die Tür schließend): Du suchst mich nicht allein.

Dame: Wer sucht dich noch?

Ballgast: Die Kriminalpolizei.

Dame: Um Himmels willen — du hast doch nichts verbrochen?!

Ballgast: Schrei' nicht. Hier können Kellner kommen.

Dame: Bist du denn — ein Verbrecher?

Ballgast: Was ich bin — das kannst du erfahren, wenn sie mich fassen. Aber sie sollen mich nicht fassen.

Dame: Wir fahren sofort nach Hause.

Ballgast: Im Auto über die Dächer? Es ist nicht eine Tür ohne Bewachung — im nächsten Augenblick patroullieren sie im Saal und entdecken mein nicht unbekanntes Profil. Das wäre ein Fang!

Dame (schluchzend): Ich habe nichts gewußt.

Ballgast: Für nachträgliche Konfessionen keine Zeit — ich bin ein Gauner. Erledigt. Wie komme ich hier heraus?

Dame: Entsetzlich — wenn du nicht fliehen kannst. Versuche über die Treppe.

Ballgast: Für Kellner. Für Gäste verboten. (Nach der Tür, deren Klinke benutzt wird, sehend) Wer kommt?

Dame: Was wird aus mir?

Ballgast: Man kommt.

Dame: Die Kriminalpolizei?! (*Jean* kommt.)

Ballgast (lächelnd): Kellner. (Während Jean die Tür noch offen hält, dröhnt der Schall von mächtigen Gongschlägen herein. Die Tanzmusik verstummt.)

Dame (verängstigt): Was — bedeutet — das?

Jean: Der Hauptgewinn der Tombola ist gezogen.

Ballgast: Großartig. Darum mußt du dich kümmern. Vielleicht bist du diejenige, welche. (Er führt die Dame zur Tür.)

Dame: Du hast das Los —.

Ballgast: Geh' schon voran. (Er schiebt sie aus der Tür.)

Jean (steigt die Treppe hoch).

Ballgast (sieht ihm nach — ruft dann): Kellner — wollen Sie tausend Mark verdienen?

Jean (steht still): Pardon?

Ballgast (zieht den Geldschein aus der Tasche): Auf einen Schlag diesen Tausender?

Jean (herunterkommend): Wofür?

Ballgast: Für eine schwarze Krawatte!

Jean: Woher sie nehmen?

Ballgast: Von ihrem Hals.

Jean: Ich habe keine zweite.

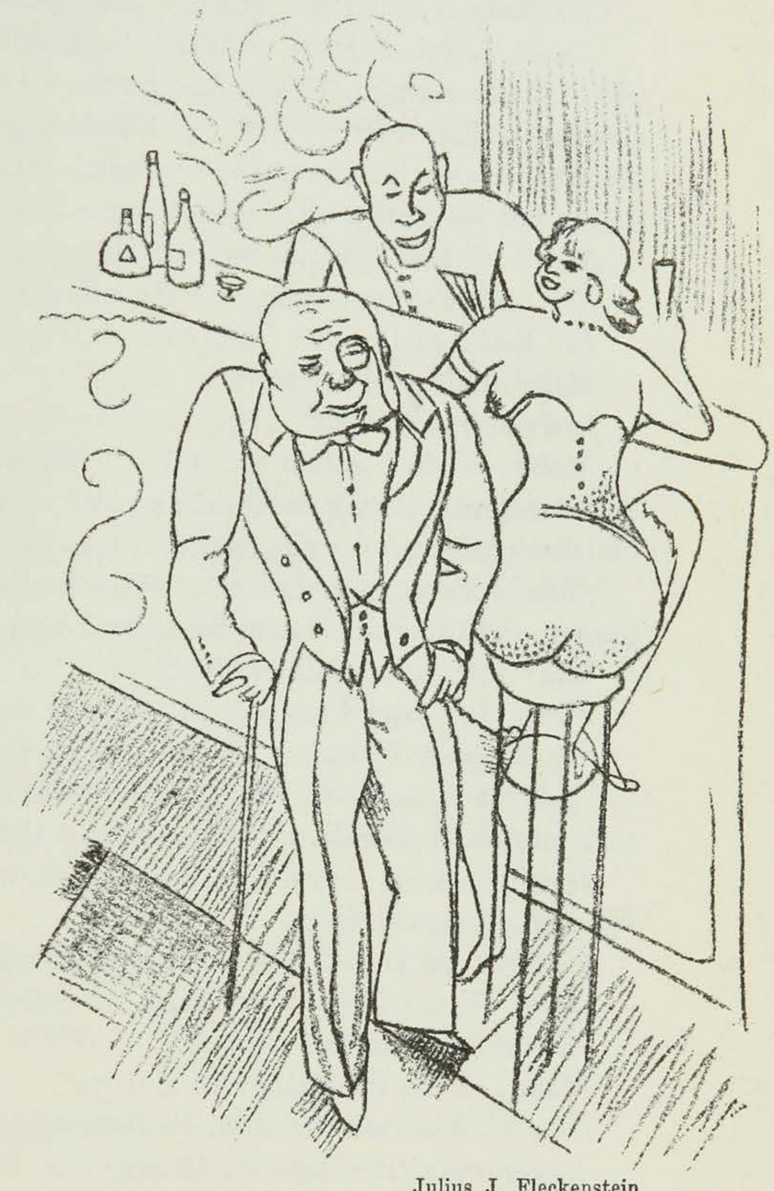
Ballgast: Sie kriegen meine weiße. Für tausend.

Jean: Tausend?

Ballgast: Barzahlung. Vorwärts. Es eilt der Tausch. So — losgeknotet. Eins — zwei — dre iund fertig! (Er hat die schwarze Krawatte umgebunden.)

Jean (betrachtet den Geldschein — unbeweglich).

Ballgast (ihm die weiße Krawatte umbindend): Darf ich den Herrn bedienen? Zum Frack die weiße Binde — vorschriftsmäßig für den Herrn, der einen Ball besucht. Ins Knopfloch auch die weiße Chrysantheme. Und in die Tasche die Ballkarte — und was noch? — das Los der Tombola, das jeder kaufen muß — aus schönsten Händen! (Zurücktretend). Sie sind komplett, mein Herr — ganz Kavalier — — und ich der Kellner, bei dem Sie Ihren Sekt bestellten. Ich hole ihn — ich laufe — (Die Treppe in Sprüngen nehmend) — treppauf, wo nur die Kellner laufen dürfen — und weiter über Dächer aus der Falle! (Oben ab.)



Julius J. Fleckenstein

Jean (träumerisch): Er hat mir tausend Mark bezahlt für eine schwarze Krawatte, die achtzig Pfennig kostet — mit Rabatt vom Kellnerverein — gebraucht dazu — und schenkte mir noch seine weiße Krawatte, die neu ist — (Er tastet nach der weißen Krawatte und berührt dabei die Chrysantheme) — und seine Blume steckte er mir an, die ihren Preis hat — sie nennt sich Chrysantheme. (Er faßt sich in die linke Brusttasche.) Dies gab er mir — Ballkarte für den Herrn. (Er steckt sie zurück — holt aus der rechten Tasche das Los.) Sein Los der Tombola. Das hat die Nummer drei drei drei — dreihundertdreiunddreißig. Aus schönsten Händen kauft man das. Wer kauft? Wer Kavalier ist. (Sich zusammenraffend). Du bist Kellner, Jean. Es kommen Gäste, Jean, du mußt bedienen!

(Der Tür links hatte sich von außen Lärm genähert — man öffnet: die Tanzmusik spielt wieder — an der Spitze eines Trupps von Ballgästen kommt *Mabel.*)

Mabel: Ich muß finden, wer das größte Gewinn gezogen hat!

Charles: Hier ist doch das Treppenhaus.

Mabel: Da steht noch ein Gentleman.

Charles: Versuche dein Glück.

Mabel (zu Jean tretend): Mein Herr — verzeihen Sie meine Annäherung: kann ich haben das Los, wo Sie halten bei Ihrer Hand?

Jean (eifrig): Zu dienen.

Mabel: Will ich lesen die Nummer — (lachend) Three — and three — and three!! — Three cheers for the gentleman who has drawn the first prize!

Ein Ballgast: Hier ist der glückliche Gewinner entdeckt!

Andere Ballgäste: Wo? — Wer? — Da steht er. — Lassen Sie mich den Glückspilz auch betrachten. — Fescher Kerl. — Der hat's gewiß nicht nötig, gratis zu reisen. — Fabelhafte Figur. — Bißchen protzig mit der Chrysantheme wie'n Blumenbeet. — Neidisch sind wir alle. — Die Amerikanerin macht sich mächtig an ihn ran. — Vergnügte Hochzeitsreise. — Die reisen zusammen nach Amerika!

Mabel (zu Jean): Wann werden Sie reisen auf Ihr Los in unser Land?

Jean: Verzeihung, meine Herrschaften — es ist ein Zufall, wenn ich —

Ein Ballgast: Lotterie ist immer Zufall, damit verkünden Sie keine Weisheit.

Mabel: Sekt soll kommen!

Jean: Sofort! (Er eilt weg.)

Mable: Wohin wollen Sie laufen? Wir wollen erst Sekt trinken zusammen — und dann machen wir einen Tanz hier, wo ich habe Sie gefunden! (Zu Charles) Charles, please go for champagne! *Charles* (links ab).

Mabel: Sie müssen in unserer Gesellschaft sein — das sind alle meine Freundinnen und Freunde. Haben Sie keine Dame auf dem Ball?

Jean: Selbstverständlich nicht.

Mabel: (zu ihrer Umgebung): Warum sagt er: selbstverständlich?

Ein Ballgast: Wo Miss Mabel ist, herrschen keine andre Göttinnen.

Mabel (zu Jean): Sie sind ein wirklicher Gentleman. Wundervoll. Sie haben meinen großen Gefallen. (Sie reicht ihm die Hand.)

Jean (nimmt sie zögernd). (*Charles* kommt wieder: hinter ihm Kellner mit Sekt. Eine Musikkapelle folgt.)

Charles: Da ist Sekt — und da ist Musik, liebe Kusine.

Mabel: Erst wollen wir trinken auf eine Reise nach Amerika vom Gentleman.

Charles: und unsrer Mabel.

Mabel: Wirst du bleiben in Europa?

Charles: Falls du in andrer Begleitung reist!

Jean (nimmt ein Glas — gedämpft zum Kellner): Franz, kennst du mich nicht?

Der Kellner (sieht befremdet auf): Wie meinen der Herr?

Jean (nickt — trinkt — schmettert das leere Glas auf den Boden): Dann muß es wohl so sein, wie es nicht anders sein soll!!

(Die Musik beginnt — Jean fordert Mabel zum Tanz auf. Die beiden tanzen allein, während die anderen in die Hände klatschen.)

IV. BILD

(Die Bühne ist durch eine Wand geteilt: links das Büro eines New-Yorker Advokaten, mit Aktenregalen bis unter die Decke umstellt — rechts das Wartezimmer, das nur eine Holzbank aufweist. Im Büro der weißhaarige Advokat und sein Schreiber. Ins Wartezimmer treten Rechtsanwalt *Bannermann* und *Trude*, Jeans Geliebte aus Berlin, die Bannermanns Ledermappe trägt.)

Bannermann (keuchend): Wenn ich geahnt hätte — wenn mir ahnungsweise ein Schimmer vorgeschwebt hätte — wenn mir einer gesagt hätte — — aber davon reden die Leute ja nicht. Kein Wort, wie tief die Straßen liegen — bloß wie hoch die Häuser sind. Schauderhaft. Ich wollte, ich hätte niemals den verwünschten Dampfer verlassen, um diese verdammte Stadt zu betreten, die das mythische Labyrinth in neuer Auflage ist. Das hört ja nirgends auf — das kribbelt von Menschen, da bist du glatt für deinen Nächsten auf Nimmerwiedersehen verloren, wenn du dich in den Strom stürzt, der dich vielleicht an sehr unwillkommene Ufer spült. Mir fallen fürchterliche Geschichten ein. Der Himmel bewahre uns — na, ich will keinen geschwänzten Satan an die Wand malen. Jedenfalls haben Sie jetzt einen Begriff von der Größe New Yorks — drei dicke Kreuze! — gekriegt — und sind mir ein bißchen dankbar, daß ich Sie in mein Kielwasser gelotst habe. Was, Kindchen?

Trude: Schrecklich groß ist diese Stadt.

Bannermann: Und hier wollen Sie ohne Kenntnis der landesüblichen Sprache — nur mit den heimischen Naturlauten ausgerüstet den ominösen Jean suchen?

Trude: Ich kann ihn doch nicht im Stich lassen!

Bannermann: Was heißt denn das nun wieder? Ist dieser Gentleman, der mit der millionenschweren Miß reist, etwa auf Sie angewiesen? Können Sie ihm den entsprechenden Mammon servieren, um ihn von diesem Goldmagneten loszueisen?

Trude: Mit Geld nicht.

Bannermann: Was hätten Sie dann in Zahlung zu geben?

Trude: Mein — Herz.

Bannermann: Wissen Sie, wo wir sind? In Amerika — nicht am Rhein oder in Heidelberg. Also: Respekt vorm Dollar! — Geben Sie mir mal die Mappe und warten Sie hier, bis ich mich mit meinem amerikanischen Kollegen besprochen habe.

Trude: Ich kann nicht warten.

Bannermann: In Dreiteufelsnamen — warum denn nicht?!

Trude: Wenn Jean etwas passiert — —

Bannermann: Was soll ihm denn passieren? Wo soll es ihm passieren?!

Trude: Wenn es herauskommt — —

Bannermann: Wo — was und wie — warum — weshalb — wobei?!

Trude: Daß es nur Jean ist — und nicht der Gentleman — —

Bannermann: Wenn er kein Gentleman ist — — Warum soll er dann der Gentleman nicht sein, wie er sich aufspielt?

Trude: Ich verrate es keinem.

Bannermann: Aber Sie nehmen ihn mit offenen Armen wieder auf, wenn — es passiert ist?

Trude: Dann muß ich ihn doch schützen —

Bannermann: Vor der Polizei?

Trude: Vor der Verzweiflung!

Bannermann (ironisch): Du bist die Ruh', du bist der Frieden — Raum ist in der kleinsten Hütte. Der Junge wird Ihnen was husten. Hören Sie mal genau zu. Sie wollen ja mit dieser Geschichte nie richtig herausrücken. Jetzt lichte ich selbst das Dunkel auf dem Wege des Indizienbeweises, der immer Klarheit bis zum

Schafott schafft; der Kerl hat Sie in Europa sitzen lassen. Ihnen hat er sich drüben, weil Sie hübsch sind, als Ihresgleichen genähert. Als Chauffeur — als Kellner. In Wahrheit ist er ein Krösus, der mit Amerikanern in Luxuskabinen segelt. Im Zuchthaus strafwürdiger Verliebtheit sind Sie ihm über den Ozean gefolgt, um hier Ihr Debakel zu erleben. Was ich nicht zulasse. Zufällig bin ich aus der Versenkung aufgetaucht, zufällig setzten Sie sich auf meine Ledermappe — wie immer hat nur der Zufall Sinn. Denn die Berechnung ist verabscheuungswürdig. Ihr verflossener Liebhaber ist so ein Rechner. Dem Höchstgebot zuletzt die Palme. Sie sind ein bettelarmes Luder — wo sind da Chancen? (Auf die Mappe klopfend) Wer das hat, der kann antreten und in der Auktion mitbieten. Der schöne Jean wird ausgespielt. Sie verfügen nicht einmal über die Mittel festzustellen, wohin er eigentlich vom Dampfer weg in dem klotzigen Auto mit der Miß abgesaust ist.

Trude: Doch, nach Chicago.

Bannermann: Haben Sie noch nicht von New York genug? Wollen Sie sich von den Straßenräubern in Chicago niederknallen lassen? Oder von gedungenen Mördern Ihres Jean, dem Sie lästig sind?

Trude: Ich habe ja Angst — —

Bannermann: Die wird Sie retten. Um Himmels willen — ängstigen Sie sich, soviel Sie können! — Mein liebes Kind, zu solchen Unternehmungen, wie Sie planen, gehört Geld. Einen Menschen suchen, dessen Aufenthalt sehr unbestimmt ist — das kostet ein Vermögen. Sie haben keins — also schlagen Sie sich den Filou aus dem Kopf. Der Kerl ist es nicht wert, daß Sie bereuen, daß Sie nicht von Reichtum strotzen!

Trude: So muß ich Jean verlieren?

Bannermann: Aus Mangel an Barmitteln. Sowas entscheidet immer. Sie bleiben bei mir und tragen meine Mappe, die ich sonst wer weiß wo schon hundertmal liegengelassen hätte. Schluß mit allen romantischen Träumen wie Käthchen von Heilbronn — Sie gehören zu dieser Mappe wie der Stuhl zum Tisch. Da ist die Bank, wo Sie sitzen und warten. Gehorsam? Sehn Sie mich an. — Abgemacht! (Er geht ins Büro.)

(Trude setzt sich auf die Bank.)

Bannermann (auf den *Advokaten* zugehend): Werter Herr amerikanischer Kollege, ich brauche Ihnen über Ihr Land keine Schmeicheleien zu sagen —

Advokat: Ich kenne Amerika nicht, ich kenne nur mein Büro.

Bannermann: Dann lassen Sie sich gelegentlich von den Eigentümlichkeiten Ihrer Heimat erzählen. Mir gefällt sie nicht.

Advokat (zum Schreiber): Akt fünftausendeins.

(Der Schreiber erklettert eine Leiter und holt ein Aktenbündel.)

Bannermann (schloß seine Mappe): Erbschaftssache. Nebenerben gefunden — Haupterbe unbekannt.

Advokat (blätternd): So weit war unsre Korrespondenz gediehen.

Bannermann: Es melden in Europa siebenhundertdreißig Personen ihre Erbberechtigung an.

Advokat: Namensverzeichnis in meinem Besitz.

Bannermann: Diese siebenhundertdreißig Personen haben sich zu einem Erbverein zusammengetan, um die Suche nach dem Haupterben zu finanzieren.

Ausstellung der Galerie Flechtheim

Frau im roten Sessel (1929)

Berlin, Nationalgalerie (Leihgabe v. d. Heydt)

Harlekinfamilie (1908)

Stilleben (1924)

Lausanne, Sammlung Reber

Photos Paul Rosenberg, Paris

Der Arm aus Mormor (1925)

Wiesbaden, Sammlung Strecker

Der Pfarrer von Hendaye beim Pelotaspiel



Paris, Galerie Simon

Manolo, Stierkampf (Terracotta)

Manolo

Selbstbildnis (Oel)

Photos Galerie Simon

Die Frau des Künstlers (Stein)

Advokat: Der Verein tritt als juristische Person auf.

Bannermann: Selbstverständlich mit der Hoffnung, daß kein Haupterbe existiert.

Advokat: Der das gesamte Erbe von vierzig Millionen Dollar erhalten würde.

Bannermann (kichernd): Womit die übrigen siebenhundertdreißig Vereinsbrüder ohne einen Cent ausscheiden müßten.

Advokat: Wie es dem Willen der Erblasserin entspricht.

Bannermann: Unweigerlich.

Advokat: Wie steht es mit dem Haupterben?

Bannermann: Ganz faul, verehrter Herr amerikanischer Kollege, verdrießlich faul. Ein Individuum, das aus dem Dickicht nicht hervorbrechen will. Ein fetter Köder — vierzig Millionen wird ihm in die Sonne gelegt und er rührt sich nicht. Was soll man tun?

Advokat: Was in den Akten steht.

Bannermann: Die habe ich studiert — die habe ich verwertet, damit habe ich siebenhundertdreißig eventuelle Erben zusammengetrommelt, bloß keinen direkten Nachkommen vom Stamm der Schumann, welche erben, wenn andre sterben.

Advokat: Der Erbe könnte nur in Deutschland sein.

Bannermann: Das weiß ich.

Advokat: Warum sind Sie dann herübergekommen?

Bannermann: Das weiß ich nicht.

Advokat: Ich würde nichts ohne ersichtlichen Grund tun.

Bannermann: Bevor die siebenhundertdreißig die Beute in ihre heiß-hungrigen Mägen schlingen, versuche ich eine letzte Recherchierung von hier aus.

Advokat: Ich habe nur Akten.

Bannermann: Vielleicht existieren irgendwo Hinweise — daß einem plötzlich die Augen aufgehn. Knatternd fallen die berühmten Schuppen. Kann man nichts sehen?

Advokat (zum Schreiber): Anhang zum Akt fünftausendeins.

(Der Schreiber holt einen zweiten Band aus oberstem Regal.)

Bannermann: Was enthält denn das?

Advokat: Photographien.

Bannermann (achselzuckend): Photographien — — Wie sieht denn sowas aus, das vierzig Millionen Dollar hinterläßt? (Er beginnt Photographien zu betrachten.)

(*Trude* war nebenan aufgestanden.)

Trude: Ich soll hier warten
auf dieser harten
Wartezimmerbank.
Er sagt, ich muß mich fürchten,
weil die Menschen mir fremd sind,
die in den Straßen hastig gehn,
als wäre schon viel geschehn,
was ich alles nicht kenne.
Es ist nicht wahr,
daß einer sich fürchten muß.
weil er allein ist:
das Herz ist in ihm.



Käte Wilczynski

Ich kann nicht warten
auf dieser harten
Wartezimmerbank.
Er spricht von Millionen,
die so großen Wert besitzen,
daß einer mit diesen Millionen
einen Menschen kauft
wie ein Pfund Bohnen,
das man ißt und verdaut.

Es ist nicht wahr,
daß einer das fürchten muß,
weil er so arm ist:
das Herz ist in ihm.

Ich will nicht warten
auf dieser harten
Wartezimmerbank.

Der Dampfer ist nicht gesunken
und die Seekrankheit erwürgte mich nicht,
ich kann immer noch gehn.
Aber wenn ich noch bleibe,
dann wird es geschehn:
ich habe kein Geld mehr
und auch keinen Mut mehr,
dann ist mein Herz leer —
da ist es um ihn und um mich geschehn.

(Gegen die Tür links.)

Ich durfte nicht länger warten
auf der harten
Wartezimmerbank. (Rechts ab.)

Bannermann (betrachtet mit immer stärker werdender Aufmerksamkeit die Photographien — sich dabei über die Augen streichend.)

Advokat: Ist Ihnen etwas, Herr Kollege?

Bannermann: Also — also — — das ist doch — — auf den ersten Blick — — mit wachsender Augenscheinlichkeit — — das hat doch dokumentarischen Wert — — mehr als zehn dicke Aktenfaszikel beweist es — — ich schließe hiermit jeden Irrtum aus — — —

Advokat: Sie geraten ja sichtlich in Erregung?

Bannermann (zum Schreiber): Holen Sie mal rein, was draußen ist!!

(*Schreiber* ins Wartezimmer ab, wo er auf der Bank das von Trude zurückgelassene Handtäschchen findet.)

Advokat: Was befindet sich denn draußen?

Bannermann: Sie werden gleich sehen — und mir beipflichten. Vorher betrachten Sie mal dies Bild!

Advokat: Die Frau Gertrud Schumann in jüngeren Jahren.

Bannermann: So um die zwanzig rum.

Advokat: Was soll ich damit anstellen?

Bannermann: Vergleichen — zustimmen — protokollieren, daß der Erbe existiert!

(Der *Schreiber* kehrt zurück und gibt Bannermann das Handtäschchen.)

Advokat: Woher nehmen Sie ihn?

Bannermann: Vom Schiff — in Ihr Wartezimmer: ein junges Mädchen, das förmlich aus dieser Bildergalerie in die Wirklichkeit gesprungen ist!!

Advokat: Heißt die Person —

Bannermann: Sie heißt — ich weiß nicht, wie sie heißt. Ich frage Fräuleins, die mir in den Weg laufen — die auf meiner Mappe sitzen — nicht nach ihrem Namen!

Advokat: Es wäre wichtig, bevor wir —

Bannermann (bemerkt das Handtäschchen — öffnet es): Da hat sie ihre Papiere. Paß — auf — — (Er reicht ihn überwältigt dem Advokat.)

Advokat: In Übereinstimmung mit unsrer Erblasserin — — Gertrud Schumann.

Bannermann: Das Paßphoto?

Advokat: Von unübertrefflicher Ähnlichkeit!

Bannermann (zum Schreiber): Wo bleibt sie??!!

Schreiber: Wer?

Bannermann: Das Millionenmädel, das im Wartezimmer sitzt??!!

Schreiber: Es sitzt niemand im Wartezimmer.

Bannermann (stürzt zur Tür — überblickt das leere Wartezimmer. Zum Advokaten, stammelnd): Sie ist weggegangen — — ohne Papiere — — ohne Geld — — in diesen Strom von Menschen — — der New York überschwemmt — — —

Advokat (ebenfalls in Erregung geraten): Wann ist sie gegangen?

Bannermann: Während wir redeten.

Advokat: Dann kann sie nicht weit sein. Jetzt verlasse ich zum erstenmal mein Büro — wir wollen die Millionenerbin suchen!!

Bannermann (wirft noch das Handtäschchen auf die Bank — mit dem Advokaten und Schreiber rechts ab.)

(Trude kommt zurück.)

Trude (nimmt ihr Handtäschchen von der Bank auf): Fast hätte ich meine Papiere und mein Geld vergessen. (Ab.)

(Bannermann, Advokat und Schreiber kommen wieder — erschöpft.)

Advokat (nach einer Pause): Ist das nicht beinahe tragisch?

Bannermann (kopfnickend): So kurz vorm Ziel — — — — — —



Walter v. Dreesen

ERSCHÜTTERNDE GEDICHTE

Von

WERNER FINCK

DAS HAUS

Ganz oben wohnte Fräulein Lange
mit ihrer Tochter Hildegard;
dort hat auch einst die Fahnenstange
vom Haus des Herrn von J. geknarrt.

Dann folgte eine Treppe tiefer
ein Ingenieur der A. E. G.
mit Weib und Kind und Ungeziefer
sowie ein Ober vom Café.

Ein Facharzt wohnte in der zwoten
und unter ihm der Herr von J.,
der züchtete am Fenster Schoten,
jedoch im Keller ein Komplott.

Und eines Tags durch ein Verhängnis
flog alles auf mit Krach und Bumm!
Und Herr von J. kam ins Gefängnis,
die andern aber kamen um.

Noch heute fragen sich die Toten:
Was haben wir dem Mann getan?
Dieweil sie eben nur die Schoten
und niemals die Granaten sahn.

DAS BEGRÄBNIS

Hinter dunklen Wolkenbänken
strahlt sich Sonnenlicht ins Weite.
Einen Krieger zu versenken,
zieht ein schwarzes Grabgeleite.

Vornean die Musikanten,
die das Unglück ausposaunen,
Kinder, Gaffer und Passanten,
die mit offnen Mäulern staunen.

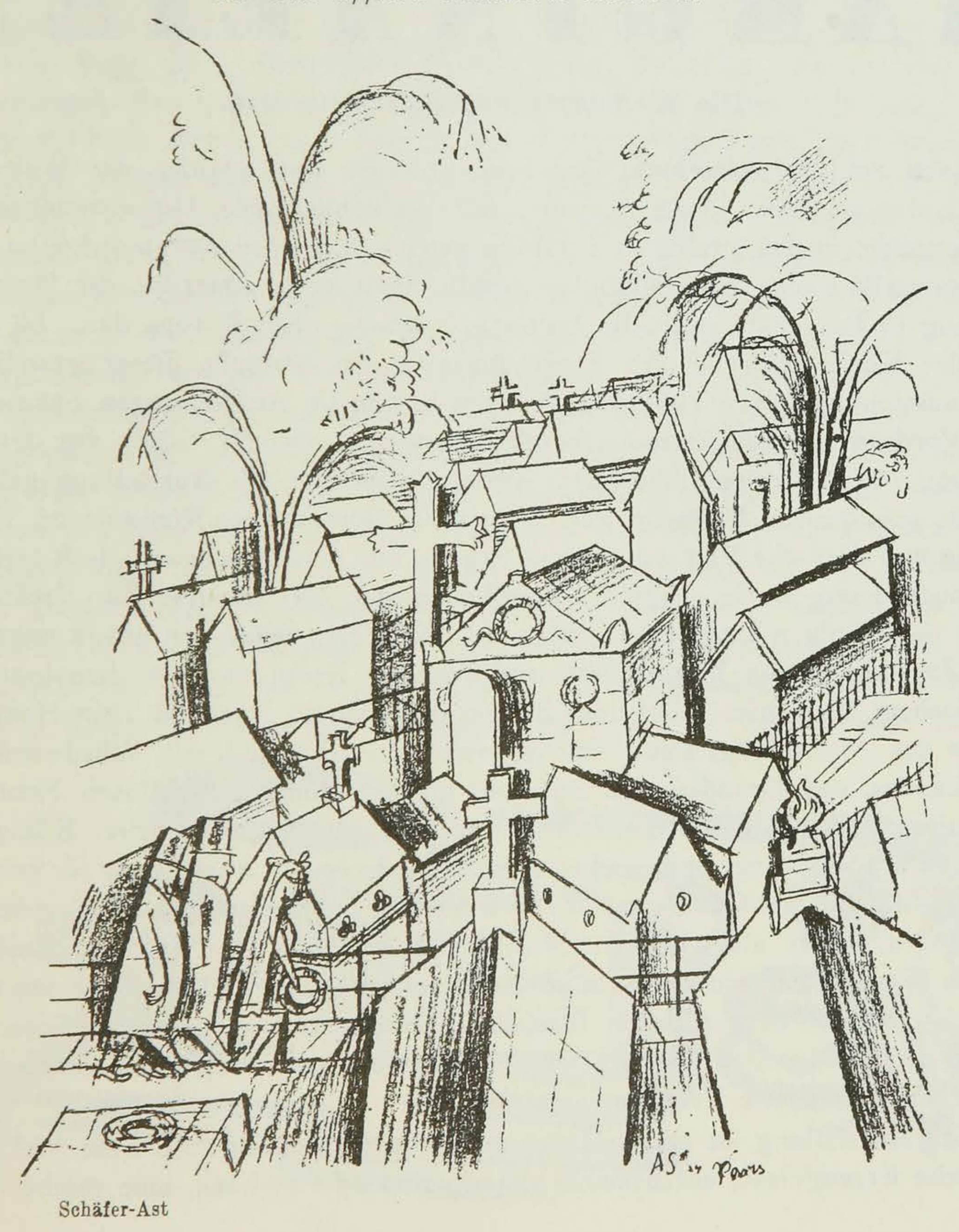
Und das Lied vom Kameraden.
Hinter diesem eine Pause.
Hinter dieser ein Herr Krause
mit des Toten Klempnerladen.

Hinter diesem die Gebeine,
hinter diesen die Verwandten,
hinter diesen die Vereine
und die übrigen Bekannten.

Hinter allem ein Gelage,
das sie alle nochmal eint.
Hinter diesem neunzig Tage,
da die arme Witwe weint.

Hinter diesen eine Pause.
aber keine lange nicht.
Hinter dieser jener Krause,
der die Witwe ehelicht.

Vornean die Musikanten,
die das Unglück ausposaunen.
Kinder, Gaffer und Passanten,
die mit offnen Mäulern staunen.



Schäfer-Ast



Schäfer-Ast

MARGINALIEN

Die Weltausstellung Barcelona 1929.

Nach Sevilla: Barcelona. Das neue Spanien, das Spanien der Weltwirtschaft, des modernen Amerikanismus mit Wolkenkratzern, Untergrundbahnen, Autostraßen, in den letzten drei Jahren gebaut, hat zwei Augen aufgetan. Die ibero-amerikanische Ausstellung in Sevilla sieht nach Amerika, die Weltausstellung in Barcelona stellt die Bindung Spaniens nach Europa dar. So etwa hat der König selbst in der Eröffnungsrede die Aufgabe dieser grandiosen Weltausstellungen bezeichnet. In der Tat haben die Ausstellungen Spanien in den Vordergrund des Fremdenverkehrs von 1929 gerückt. Schon vor der Eröffnung war Barcelona überfüllt. Neue, eigens für die Ausstellung gebaute Hotels nehmen die Fremden auf. Man sieht Botschafter, Kommissare, italienische und dänische Prinzen, schöne Frauen mit geradezu orientalisch reichem Schmuck, letzte Pariser Modelle und Luxus der 5th. Avenue. Zur Eröffnung trifft der König mit seinem Gefolge ein. Die Feier selbst von einem ungeheuren Zusammenklang hierarchisch-traditioneller Hofpracht mit demokratisch-politischem Massenfest. Auf dem Balkon des Palacio Nacional, dem Hauptgebäude der Ausstellung, steht, umringt von seiner Familie, den Würdenträgern des Landes, den Granden von Spanien, gegrüßt von den zahllosen Freunden aus allen Teilen der Welt, umjubelt von 600 000 Menschen, der König, in großer Paradeuniform, stolz und würdig. Und als er die Ausstellung für eröffnet erklärt, da krachen Gewehrsalven, dröhnen die Salutschüsse der Kriegsschiffe im Hafen, läuten alle Glocken. Marques de Foronda, der große Organisator dieses Werkes, gibt ein Zeichen. 38 000 Brieftauben flattern auf über den ebensovielen Fahnen der zahllosen Bauten. Alle Brunnen springen, zahllose Fontänen sprühen leichten Gischt über die erhitzte Menge, Kaskaden stürzen und rauschen über breite Treppen.

Die Ausstellung ist sehr aufschlußreich und eindrucksvoll. Sehr viel französische Erzeugnisse, entzückende skandinavische Pavillons, eine reiche italie-

nische Ausstellung, vor allem aber Spanisches. Die Höhe der Technik ebenso erstaunlich wie der Reichtum an Kunstschätzen, zusammengetragen aus dem ganzen Land, im Museum der Ausstellung, dem Palacio Nacional. Glänzende Vergnügungsstätten. Abends ist der Montjuich, der Ausstellungsberg, der aus der Stadt bis an den Meeresstrand aufsteigt, wie ein Märchen aus 1001 Nacht, ein Strahlenkranz von blauen Scheinwerfern steht als Aureole über dem Palacio Nacional, die Fontänen und Kaskaden leuchten in allen Farben, minütlich wechselnd, aus vier großen Räucherschalen am Fuß der großen Wasserfälle steigt unaufhaltsam Dampf wie aus dem Dreifuß der Pythia auf. Visionen römischer Kaiserfeste, der Nacht, mit der Flaubert seine „Salambo" beginnen läßt, ein Hauch wilder, afrikanischer, barbarischer Pracht in ihrer Farbenfreudigkeit, der Duft der Palmenhaine und der wuchernden Flora, das Meeresrauschen mit dem heißen Atem der südlichen Weite, der Manzanilla, und die andalusischen Tänze in dem lyrischsten, in seiner Art vollkommensten Teil der Anlagen, dem Pueblo espanol. Es ist die Verzauberung durch einen andern, heißblütigeren Kontinent.

Acht Tage später Uebergabe des deutschen Pavillons und der deutschen Abteilungen. Der deutsche Architekt Mies van der Rohe und seine Mitarbeiterin Lilly Reich haben diese zu einem Meisterwerk deutscher Kunst und deutschen Wesens gestaltet. Einfach und sachlich in Farbe und Form stellen sie deutsches Wollen der Welt dar. Chemie, Maschinen, Automobile, Sprechapparate, Textilien, Buchkunst, Spielsachen, Berliner Parzellen (mit dem entzückenden Robinson-Crusoë-Motiv in Schwarz-Gold), bescheiden, ernst, streng. Der deutsche Generalkommissar Dr. von Schnitzler sagt: „Wir haben hier das zeigen wollen, was wir können, was wir sind, wie wir heute fühlen, sehen. Wir wollen nichts anderes als Klarheit, Schlichtheit, Aufrichtigkeit." Diese Interpretation der Empfindung, die des deutschen Architekten Mies van der Rohe Bau, einem Repräsentationshaus im höchsten Sinn, zugrunde liegt, läßt sich auf die ganze deutsche Schau ausdehnen; hier aber zwischen diesen Wänden aus grünem Marmor, Onyx, schwarzem, olivfarbenem und weißem Spiegelglas, großen Travertinplatten, Wasserbassins edelsten Ausmaßes, in deren einem eine Frauengestalt Kolbes sich als einziges Schmuckstück spiegelt, klingt auch noch das hohe Lied edler Schönheit in Raumgefühl und Materialauslese. — Der König antwortet auf die Begrüßungsrede: in einer Woche habe er



diesen Bau entstehen sehen, täglich sei er vorübergefahren und habe sich gefragt, ob er fertig werde. Heute glaube er, dies glänzende und bis ins Detail vollkommene Werk gewissermaßen zu improvisieren sei Absicht der deutschen Führung gewesen.

Abends Bankett des Reichskommissars zu Ehren der Ausstellungsleitung, insbesondere des Marques de Foronda. Der Tisch ist ganz in den Landesfarben mit gelben Schwertlilien und roten Bändern dekoriert, eine Aufmerksamkeit für Spanien. 40 hohe, silberne Kandelaber mit honiggelben Wachskerzen beleuchten den Saal. Die Musik spielt deutsche Lieder, Schumann, Wagner, Strauß und Wiener Walzer. 250 Menschen, die spanischen Behörden, die deutschen Behörden, Deutsche aus der Heimat, aus der Kolonie. Die Hofgesellschaft in Schwarz, alle Frauen so bildhaft schön wie Goyas, schwarze Spitzen, Tücher (nie sollte eine Frau anderes als Schwarz tragen). Der Typus merkwürdig hellhäutig und hellhaarig für ein lateinisches Volk; das alte Gotenblut ist noch sichtbar, Preeosche Typen darunter. Etliche Reden — der Präsident Primo de Rivera steht auf, anerkennendste Worte für Deutschland in der ihn auszeichnenden, einfach menschlichen Art — große Begeisterung, Verbrüderung. Die alte deutsch-spanische Sympathie feiert einen neuen Triumph.

Im Oktober soll Barcelona seine größte Zeit erleben. Die Ausstellung wird dann in allen Teilen vollendet sein, die Organisation völlig durchgeführt. Es sind verschiedene Veranstaltungen vorgesehen, die allgemeines Interesse beanspruchen werden. Die besten Stierkämpfe mit den ersten Toreros des Landes werden in diesem Monat stattfinden, der ja mit der Osterzeit die klassische Reiseperiode für Spanien klimatisch darstellt. Der europäische Kongreß der Fédérations des Unions Intellectuelles findet auf Einladung der spanischen Gruppe dieses Jahr in Barcelona statt, das Thema: „Kultur als soziales Problem“. Herzog Alba, der in Spanien an der Spitze aller schöngeistigen und kulturellen Bestrebungen steht, wird dem Kongreß vorsitzen, Ortega y Gasset, Spaniens bedeutendster Philosoph, für Spanien reden. Die Kongreßtage vom 16. bis 20. Oktober versprechen angesichts der bereits vorliegenden Meldungen der Teilnehmer aus allen Ländern eine Kundgebung europäischen Geistes und seiner Solidarität zu werden. Uns Deutschen winkt eine weitere besondere Attraktion unter der Voraussetzung, daß der Staatssäckel sich noch einmal, wenn auch in bescheidenstem Maße, öffnet. Die Ausstellungsleitung hat in ihr Programm eine deutsche Woche mit besonderen deutschen Darbietungen und zugleich eine Ehrung an Deutschland vorgesehen. Es sind dazu unsererseits ins Auge gefaßt: zwei große Opernvorstellungen, eine kleine Buchausstellung in der Graphik, eine Kammermusikdarbietung, moderne Musik. Kulturbundkongreß und deutsche Woche schließen sich unmittelbar aneinander an, da die deutsche Woche vom 20. bis 25. Oktober vorgesehen ist. Den deutschen Reisenden ist so Gelegenheit gegeben, an beiden Veranstaltungen teilzunehmen.* Möchte es vielen Deutschen vergönnt sein, den spanischen Herbst in Verbindung mit der Ausstellung kennenzulernen. *L. S. M.*

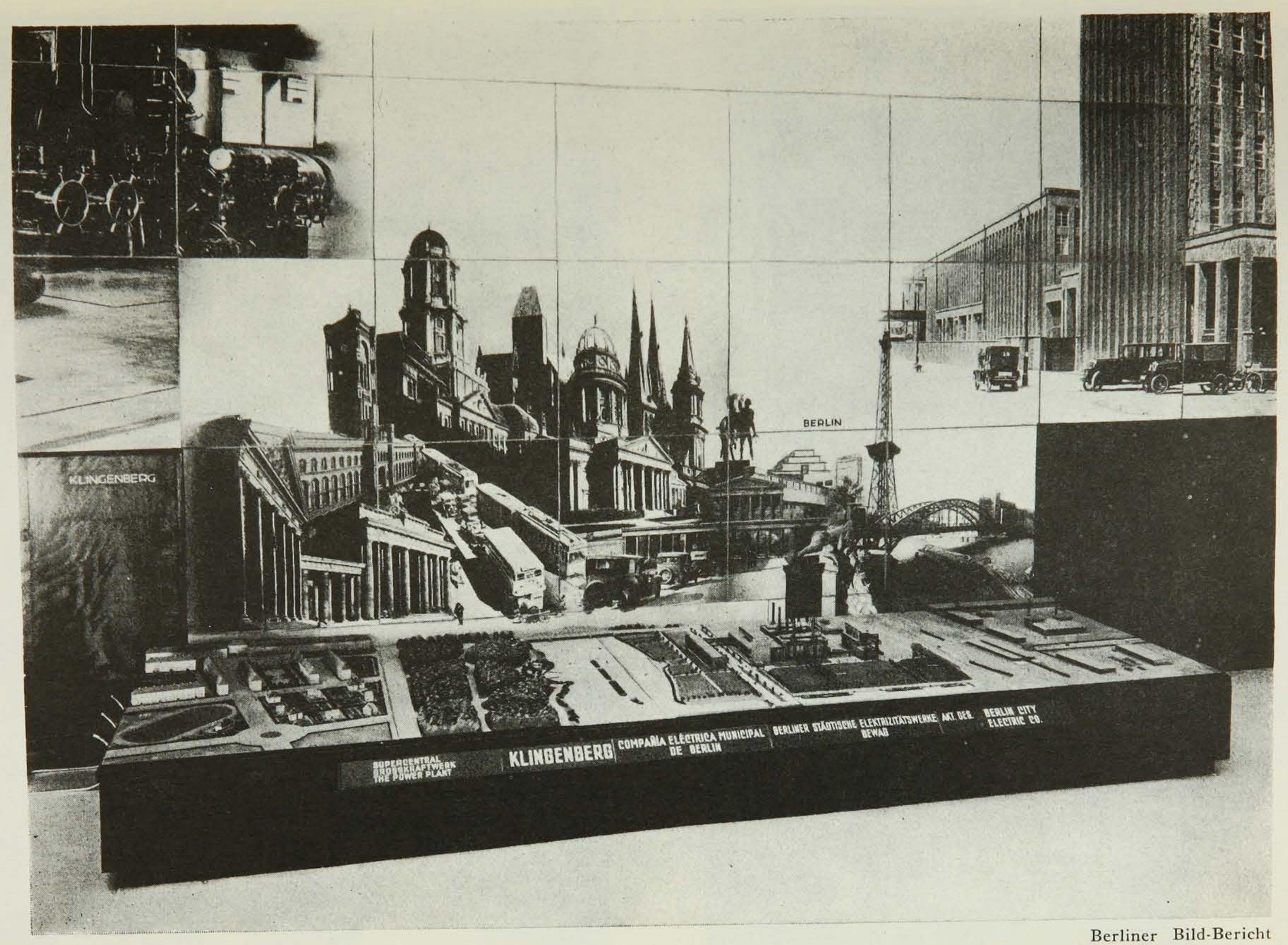
---

*) Bewerbungen um Mitgliedschaft beim deutschen Kulturbund zwecks Kongreßteilnahme sind zu richten an den Sekretär des Deutschen Kulturbundes, Dr. von Riesemann, Berlin-Zehlendorf-West, Goethestraße 10.

Der National-Palast



Spanisches Dorf auf der Weltausstellung in Barcelona



Berliner Bild-Bericht

Photomontage „Berlin“ in der Abteilung „Deutsche Elektrizitäts-Wirtschaft“

Der Palast Alfons XIII.

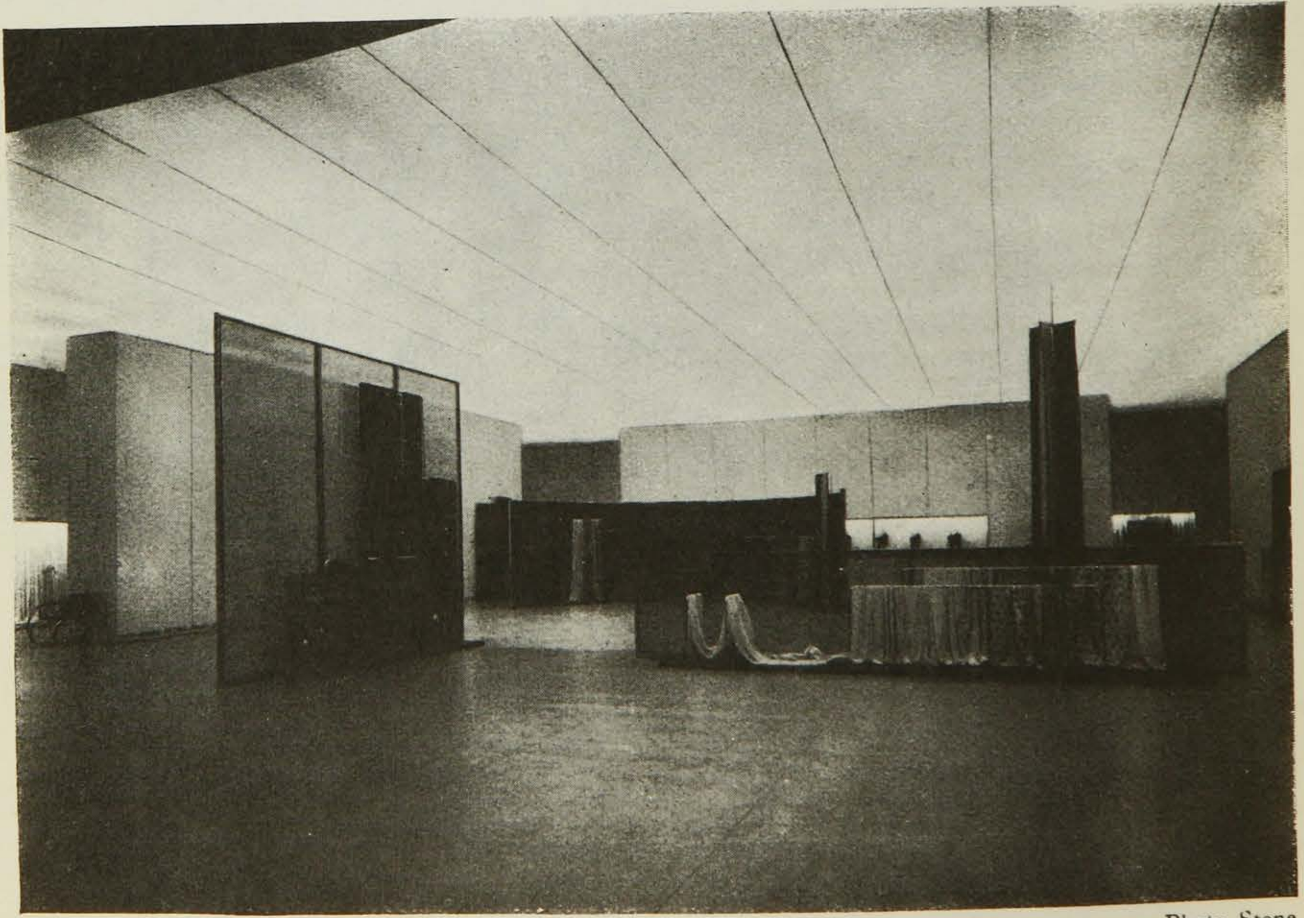


Photo Stone

Deutsche Seide auf der Weltausstellung in Barcelona

SPANISCHE STIMMEN

Pro cultura. Unglücklicherweise leben vielerorts einige arme Teufel, die bei jeder Widerwärtigkeit, die sie erleben, sogleich gegen das Allerheiligste wettern, in Gotteslästerungen und Schmähungen ausbrechen. Aber es mangelt nicht an solchen, die ihnen entgegentreten und ihnen einen Strich durch die Rechnung ihres üblen Denkens machen.

Vor einigen Tagen kreuzte einer jener Unglücklichen den öffentlichen Platz des Dorfes Romancos in der Provinz Guadalajara. Durch irgend etwas verärgert, begann er den heiligen Namen Gottes zu lästern. In der Nähe spielten einige Jungen, die vom Herrn Pfarrer im Katechismus wohl unterrichtet worden waren. Als sie die Gotteslästerungen hörten, umringten sie sogleich den Lästerer, und, ohne ein Wort zu sagen, fingen sie an zu singen:

Wenn Ihr blasfemieren hört
Sagt mit einer Stimme alle:
„Lieben will ich Jesus Christ!"
Oder: „Lobet Gott, den Herren!"

Und sie sangen so lange diese Zeilen, bis der Gotteslästerer, eingeschüchtert und verschämt, wortlos floh.

Diese Lektion hatte den gewünschten Erfolg, denn gemäß Mitteilungen hat jener Mann nie wieder geflucht. Mehr noch: die übrigen Schlechtsprechenden im Dorf, die Nachricht von jener Lektion erhielten und wissen, daß die Kinder bereit sind, sie zu wiederholen, so oft es nötig sein sollte, hüten sich wohl, ein übles Wort von den Lippen entschlüpfen zu lassen . . .

„El Castellano".

Theater. Gestern abend fand im Theater Cervantes die Erstaufführung des Singspiels in zwei Akten der Herren Paradas und Jimenez: „La Chula de Pontevedra" statt.

Das Publikum hörte der Vorstellung mit ziemlicher Aufmerksamkeit zu, denn es gibt in ihr Szenen, die wirklich emotionieren, und eine große Zahl von zugkräftigen Witzen, anläßlich derer die geschätzte Zuhörerschaft ihre Zufriedenheit zeigte.

„El Noticiero Sevillano".

Ein neues Kochbuch. Wenn der Mann bisher einen Freund oder einflußreichen Politiker zu Tisch haben wollte, mußte er ihn ins Restaurant führen. Die Frau stand abseits vom Leben und den Interessen des Mannes. Weder wurde sie zu diesen Banketts mit eingeladen, noch wurde ihr jemals ein Gast ins Haus gebracht.

Das glänzende neue Kochbuch: „Küche" von A. de Juaristi schafft hier Abhilfe. Es trägt der Tatsache Rechnung, daß die moderne spanische Frau, ohne deswegen aufzuhören Mutter und mustergültige Gattin zu sein, bestrebt ist, ihr Haus zu einer angenehmen Stätte für den Gast zu machen.

„La Voz de Asturias".

Der Feminismus. Ich habe einen Ausschnitt der römischen Presse vor mir, in der der Papst die Teilnahme der Frau an den athletischen Spielen verdammt und darüber klagt (übrigens niemals mit größerem Recht!), es erweise sich nach zwanzig Jahrhunderten Christentum in Rom, daß die Gegenwart weniger Achtung vor der Frau besitzt als die heidnische Zeit, die die Frauen von der Teilnahme an den Olympischen Spielen ausschloß.

Lassen Sie uns doch einsehen, daß, wenn wir der Frau ihre Mission der Sanftheit und Mildtätigkeit im Leben wegnehmen, wir aus ihr einzig eine schöne Bestie mit starken Muskeln und harter Konstitution machen; im Nu ist die gesamte Poesie des Lebens und der Natur zerstört. Am Tag, wo die Frau, genau wie der Mann, an einem Boxkampf teilnehmen darf, an einem Fechtturnier, an einem Autorennen — wo sie, den Tod vor Augen, mit ihm kämpfen muß, um eine Handvoll Münze und ein wenig jenes Ruhmes zu erlangen, den man vor einigen tausend Zuschauern erwirbt, wird die Welt ein riesiges Gymnasium sein, eine Vereinigung von Körpern — ohne Seele, ohne Empfindsamkeit — ohne irgend etwas, Kraft und Kraft, aber nichts von Geist, und, was dasselbe ist und schlimmer: nichts von Religion. Denn die Frau, die den Sport als einzigen Lebenszweck kultiviert, hat auf ihren Lippen die harten Worte des Kampfes, statt der milden Sätze des Gebetes, der reinmachenden, schluchzenden.

Geben wir der Frau neue Berufe, aber schalten wir alle aus, die nicht zu ihr passen! Man hat vom Richterberuf gesprochen ... Lassen Sie uns bedenken, daß hier Arbeiten gefordert werden, wie die der Untersuchung von Leichen. Daß ferner der Richter in jeder Stunde der Nacht bereit sein muß, Inspektionen zu unternehmen, die sich, ihrer Natur nach, nicht mit dem weiblichen Charakter noch mit der weiblichen Ehrbarkeit vereinigen lassen; daß er Erklärungen entgegennehmen muß, die, wegen der Art des Gegenstandes oder der sozialen Stufe des Betreffenden oder wegen der üblen Begleitumstände, in denen sich der Aussagende befindet, häufig nicht gerade für das Ohr einer tugendhaften Frau bestimmt sind ...

„El Castellano“.

Junger Mann würde diskrete Protektion von Señora oder Witwe annehmen. Postlagernd. Personalausweis 26.714.

Gesucht Sekretärin, Maschinenschreiben, unabhängig, schön, gute Körperform, nicht dick, Büroarbeiten erfahren. Außerdem muß sie eingerichtete Wohnung besitzen, deren Kosten, wenn sie gefällt, erstattet werden. Adresse: Personalausweis 2.529, Carretas 3. Eventuelle Photos werden zurückgegeben.

Junge seriöse Frau benötigt 200 Peseten monatlich. — Conchita, Preciados 7.

Junge Witwe, schwierige Lage, dringend 100 Peseten von seriösem und diskretem Herrn. Asunción, Preciados 7, Continental.

Würde junge alleinstehende Angestellte protegieren. Blond bevorzugt. Postfach 9.062.

Aus „El Liberal“.

Stierkampf. Ich, Federico M. Alcázar, volljährig, gebürtig in Albacete, mit üblichem Personalausweis und ungehemmt im Gebrauch meiner geistigen Kräfte — den Körper fühle ich durch die furchtbare Aufregung etwas zerschlagen —, erkläre hierdurch feierlich, daß die Tat, die gestern nachmittag Chicuelo mit dem Stier „Corchaito“ von Perez Tabenero, Stierzüchter, vollbrachte, das großartigste, erhabenste und genialste Kunstwerk ist, das auf dem



Gebiete des Stierkampfs geschaffen wurde. Ich erinnere mich an nichts Aehnliches, an nichts, was diesem wunderbaren, beseligenden Werk an die Seite gestellt werden könnte, das als das größte Monument dastehen wird, welches die Kunst des Stierkampfs zum Erstaunen kommender Geschlechter errichten kann. Ein Wunder! Ein Mirakel! Etwas ganz Unerhörtes! Ich habe nichts Größeres an Inspiration, Grazie, Majestät und Grandezza gesehen! Das war etwas Einzigartiges, Uebernatürliches, etwas, was die Grenzen jeglicher Uebertreibung überschreitet. Die größten Taten auf dem Gebiet des Stierkampfs sind in ihrem Glanz verdunkelt, stumpf geworden neben dieser unbeschreibbaren phantastischen Arbeit, dem tatsächlichen Gipfel der Kunst. Chicuelo radierte gestern die Geschichte des Stierkampfs aus und schrieb ihr erhabenstes Blatt auf den Saum des dunkelblauen Himmels.

Wie kämpfte Chicuelo? Wie man noch niemals gekämpft hat, wie man niemals wieder kämpfen wird. Das war die Arbeit eines Gottes, eines Erleuchteten; eines erhabenen, genialen Wahnsinnigen. Es gibt keine Feder, keinen Pinsel — nichts, was dieses Wunderwerk beschreiben, festhalten könnte. Ein wahrer Rausch der reinen, klassischen Rondaer Kunst. Die ewig geträumte, nie erlebte Tat. Das geniale Werk, entworfen, aber nicht verwirklicht — bis zu diesem historischen Nachmittag des 24. Mai 1928 . . . *„El Imparcial“*.

„Verschiedenes“ aus „El Liberal“.

Señorita würde Herrn Landstraße Valencia oder Barcelona begleiten; Anfang Oktober. Schreibt: Estrella, Alcalá 2, Continental.

Herr, 38 Jahre, sucht intime Freundschaft mit anständiger Frau oder Fräulein, gegenseitige Uneigennützigkeit. Schreibt: Muniz, Carretas 3, Continental.

Dame sucht intime Freundschaft mit jungem Mädchen, das wegen Widerwärtigkeiten Schutz sucht. Schreibt: Preciados 7, Continental, Pilar Franco.

Seriöser Herr wünscht Relation mit Witwe oder lediger Dame, 35, 40, angenehme Erscheinung, gute Erziehung; 350 Peseten monatliche *Hilfe.* Schreibt mit Bild, das ich zurückgebe, an L. M. 113 San Bernado 56, Continental. Oeffentliche Mädchen verbeten.

Dame, 36 Jahre, vornehm, unantastbarer Wandel, ausgezeichnete Familie, sucht dringend Protektion eines gebildeten seriösen Herrn. Schreibt: Fuencarral 77, Corona.

Seriöser Herr würde jungem Dienstmädchen, gute Erscheinung, mit 20 Peseten für jede Zusammenkunft, behilflich sein; strenge Diskretion. Schreibt Rendezvous: Armando, Arenal 9, Continental.

Gute und schlechte Kleidung. Ich kann nicht glauben, daß ein junges Mädchen von 15 oder 16 Jahren von wahrhaft religiöser Ueberzeugung und unantastbarer Moral zugleich diejenige ist, die, um der Mode zu folgen, den Mann mit ihren Blößen und aufreizenden Durchsichtigkeiten herausfordert. Die Mode, so schön sie auch sei, hat immer eine Grenze; diese Grenze ist die Scham, der herrlichste Schmuck des Weibes.

Zieht zur Entschuldigung der heutigen Mode ja nicht die Hygiene als Grund heran! Denn die Hygiene des Körpers ist gleich Null, wenn die Seele nicht auf Hygiene sieht.

Denkt an das Heim! Dort fällt die Mode, und es bleibt nur die Wirklichkeit unseres Selbst, das die Seele völlig entblößt zeigt. Ist sie gut, dann sind wir gut gekleidet, und der Mann wird uns Achtung, Respekt und Liebe schenken. Aber wenn unser Reiz einzig in auffallender Kleidung besteht, oder besser: Entblößung, erwartet uns Verachtung, Verschmähung.

„La Voz de Asturias“.

Hüte dich vor der Wissenschaft! Der Darwinismus ist eine absurde Theorie, die, beim Licht der Aufklärung und Wissenschaft geprüft, kein Fundament zu ihrer Stütze besitzt, das würdig wäre, in Betracht gezogen zu werden. Die (nicht katholischen) Gelehrten selbst weisen ein solch irriges System zurück.

Ist es nicht lächerlich und widersinnig, daß zwischen einem Menschen, einem intelligenten, freien Wesen, und einem blöden Tier eine derartige Verwandtschaft bestehen sollte?

Seien Sie sehr vorsichtig in dem, was Sie studieren und lesen, und halten Sie sich an unsere katholische und apostolische Lehre: „daß alle Menschen von Adam und Eva abstammen . . .“ *„El Castellano“, Toledo.*

Feiert den Sonntag! Der Sonntag ist wie die Blume, die wir täglich im Garten unserer Emotionen hegen und die wir in einem Augenblick herausreißen, um sie der Braut zu schenken, die sie in ihrem Gebetbuch bewahrt.

Eduardo Arasti in „El Pais Vasco“.

Un cuento verdadero.

Un buen día un hacendado muy rico, pero que apénas sabia escribir, se presentó á su banco y entregó su libreta á un empleado, pidiéndole que le revisara si todos los asientos estaban conformes. El empleado encontró todo en órden exceptuando un cheque estendido á la orden de un señor „Luise Pidaso“. Así se lo manifestó al caballero, agregando que ése cheque aún no había sido cobrado. El cliente estrañado respondió: „Sí hombre, „lu ise pidaso“. Exacto, es lo que estoy diciendo: „El señor ‚Louise Pidaso‘.“ Pero no me entiende: „lu ise pidaso!!“ — Justamente, le replicó el empleado, pero el caso es que el señor „Luise Pidaso“ no lo ha venido a cobrar. Enojóse entonces el cliente y le gritó al empleado: „como van á venir á cobrar el cheque, cuando le digo que *yo* ‚lu ise pidaso‘!!“ — Desde ése día el hacendado, muy rico en dinero, pero pobre como literato, se quedó con el sobrenombre de „Luise Pidaso“.

G. Warg.

Kunstauktion in Luzern. Die Galerie Fischer in Luzern wird ihre diesjährige Sommer-Auktion am 27. und 28. August im Hotel National abhalten. Zur Versteigerung gelangen Bilder alter Meister (italienische und flämische Primitive, Hobbema, Rembrandt, Lawrence, die ersten Meister der holländischen Marinen, Stilleben und Genrebilder) und alt-chinesische Kunst (Plastik, Keramik, Lack, Jage).

Das abenteuerliche Leben des Manuel Martinez Hugué, genannt Manolo.

Von Daniel Henry.

Eigentlich war es ein Glück, daß Don Benigno Martinez, Capitan-General von Burgos, sich nie um das Kind kümmerte, das Anna Hugué i Gaspar ihm in Barcelona geboren hatte, denn das Leben, das sein Sohn führte, wäre ihm ein Greuel gewesen. Manuel wuchs auf unter Gaunern, Stierkämpfern, Dichtern, Malern und Bildhauern, in den Diebshöhlen und Kaffeehäusern von Barcelona. Das tägliche Problem war: Wo schlafen? wie essen? Die Flucht nach Paris, wo sein Freund Picasso wohnte, änderte daran wenig. Auch hier war das Leben nicht leicht für den, der sich nicht in den Rahmen einfügte, der — bürgerliches Leben — bereitstand. Aber — das war entscheidend für sein Leben — Manolo lernte Jean Moréas kennen, jenen Griechen mit gewichstem Schnurrbart und Monokel, der edle Verse in französischer Sprache schrieb, der Erneuerer des klassischen Geistes in Frankreich war. Im Gefolge, das nächtlich hinter Moréas von Café zu Café zog, vom Vachette bis zur Closerie des Lilas, hatte nun Manolo einen Ehrenplatz, nahe dem Meister. Hier formte sich sein Geist. Auch er schrieb französische Verse, im Sinne jener „Ecole Romane", die nun an Moréas' Vorbild sich bildete. Aber das leibliche Leben war nicht leicht. Tausend Anekdoten laufen noch um, in Montmartre und Montparnasse, von Manolos Streichen. Wie er, ausgehungert, mit seinem Freunde Léon-Paul Fargue sich entschloß, Zechprellerei zu begehn, doch, da es nun einmal sein mußte, im besten Restaurant, in der „Tour d'Argent". Wie sie das schönste Diner aßen, Kaffee, Liköre, Zigarren. Und wie dann Manolo, gepreßten Herzens, den Kellner rief: „Die Rechnung — und die Polizei."



Manolo

Im Jahre 1910 verläßt Manolo plötzlich Paris. Er zieht in ein kleines Pyrenäenstädtchen, Céret. Dort wohnt er seither. Nur einmal noch brach Sturm in sein Leben: der Krieg. Wieder verarmt er. 1916 flieht er, ohne Geld, nach Barcelona. Er hat keinen Paß: unter den Schüssen der Grenzwache durchwatet er die Segre, den Grenzfluß. Zuerst in Barcelona, dann in Arenys de Munt, fristet er mit seiner Frau ein kärgliches Leben. Erst 1919 kommt er wieder nach Céret, findet dort Ruhe, geht wieder an die Arbeit. Nacht um Nacht arbeitet er, denn er schläft am Tage. Mit der Kerze umschleicht er das Werk. Hier entstand dies Volk von Musikanten, Bäuerinnen, Stierkämpfern, Tänzerinnen, das aus Manolos Händen hervorging. Seit einem Jahr hat Manolo sein Haus in Céret gemieden. Er suchte Heilung in Caldas de Montbuy, nahe bei Barcelona. Er blieb, um zwei große Werke zu vollenden, die ihm Barcelona für die Weltausstellung 1929 auftrug. Aber er schreibt mir, er sehne sich nach Céret . . .

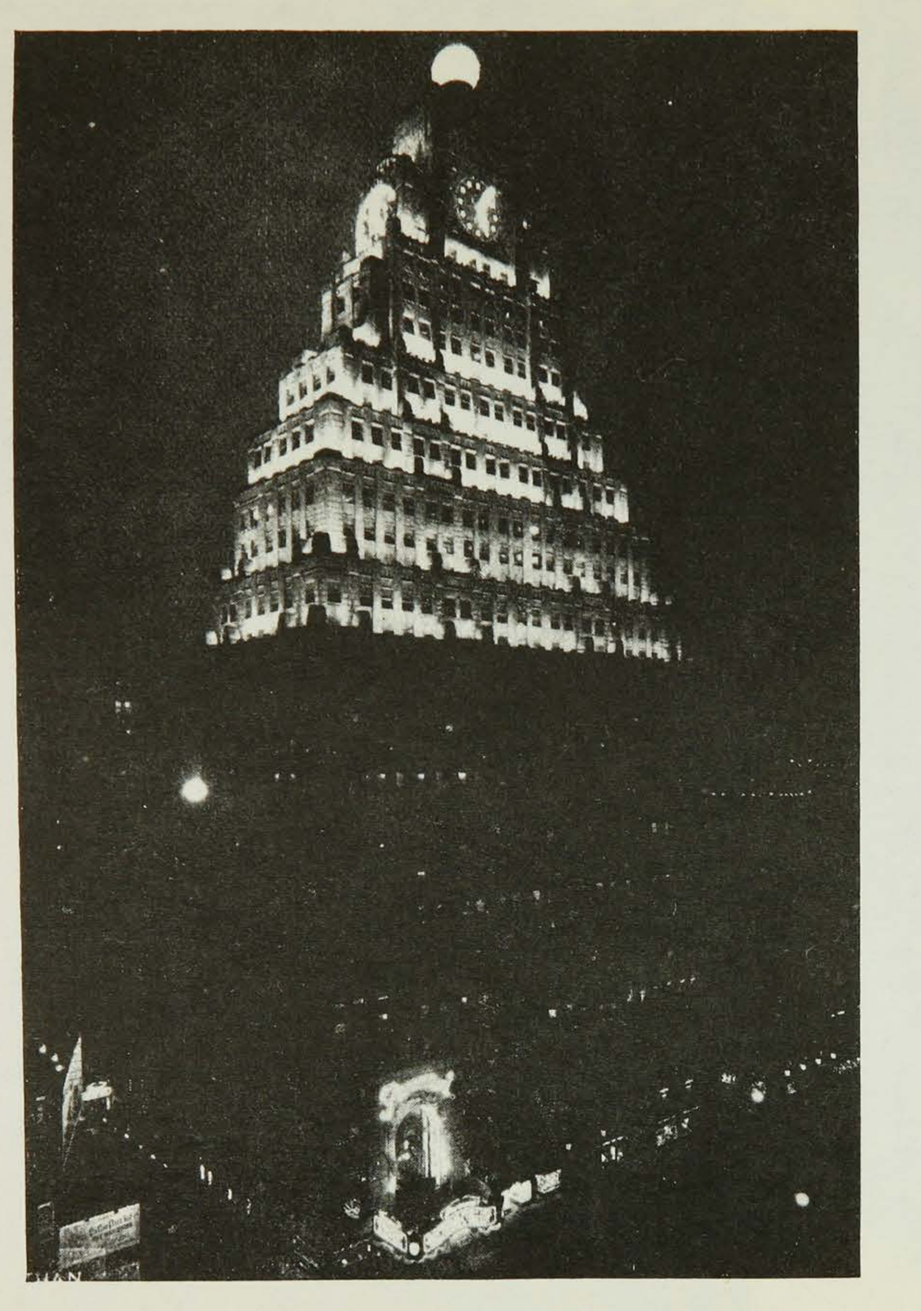
Warum ich nun dieses Leben erzähle, das ein Schelmenroman ist? Weil dieser Manolo ein sehr großer Bildhauer ist. Man hat ihn oft mit seinem Freunde Maillol verglichen, der ja nur ein paar Meilen von Céret wohnt, in Banyuls. Gewiß, beide sind Katalanen, Kinder dieses Volkes, das am Mittelmeer klebt mit zäher Liebe, das klassisch ist, wie es atmet. Aber Maillols Kunst ist weniger erdgebunden, weniger bodenständig als die Manolos. Der nackte Körper ist es fast allein, der Maillol interessiert. Manolo blickt um sich: ihn erregen alle die Typen Kataloniens, und nicht nur Menschen: auch Ochsen, Stiere, Hunde. Auch die Landschaft, denn er malt auch. Nichts ist lebendiger als seine Kunst. Sie steht mit beiden Beinen auf der Erde, greift zu, ohne Zimperlichkeit. Aber, wenn auch Humor in ihr steckt, das Monströse ist ihr Feind. Romantik, sagt Manolo, ist Rhetorik. Wahrheit ist ihm gleichbedeutend mit Klarheit. Die Volkstypen Kataloniens erhebt er zu Ewigkeitswerten. Die Bescheidenheit dieser Kunst — im Format, im Sujet, in der ganzen Aufmachung — darf nicht darüber wegtäuschen, daß es sich hier um etwas ganz Großes handelt. Manolo schrieb einmal: „Moréas hat von der Poesie gesagt: ‚La Poésie? Ça ne m'intéresse pas . . .' Ich sage das gleiche von der Skulptur." Man versteht? Nicht ein Handwerk ist die Bildhauerei für Manolo, nicht einmal eine „Kunst", sondern ein Mittel, sich auszuleben. Frühere Zeiten kannten solcher Menschen mehr. Heute sind sie selten, die so — menschlich sind.

Der „Ibsenstil“ im Film.

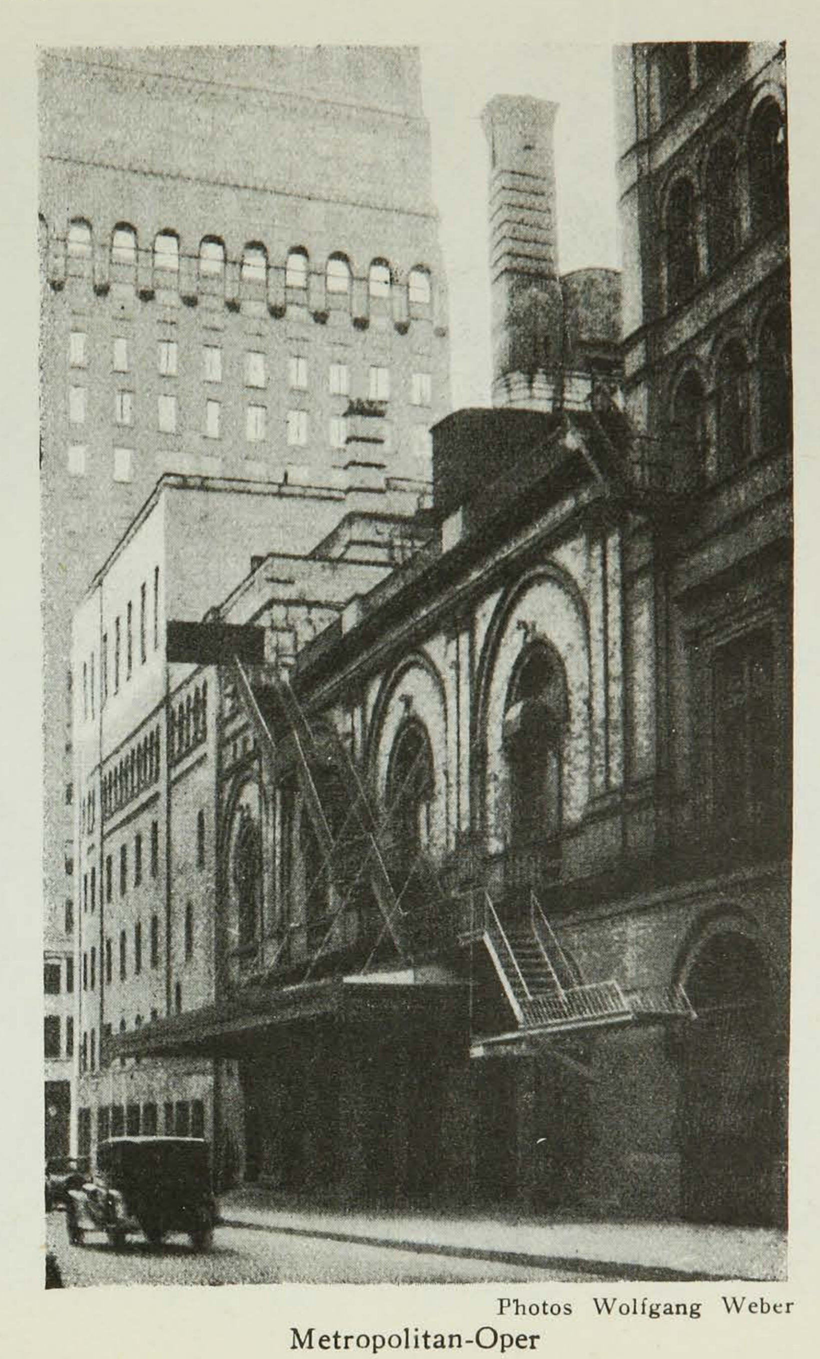
Eines der Merkmale dekadierender Künste scheint „langsam“ zu sein. Mouney Sully, der „große“ Tragöde der „Comédie“, spielte den Oedipus von neun bis eins, rollte jedes Wort zehn Sekunden lang, dehnte jede Geste über die ganze Bühne, flüsterte im Pianopianissimo, bis alle Nichtfranzosen einschliefen. Die Pariser jauchzten. Mouney war das Ende des klassischen Stils. Ihm folgte der Ibsenstil der Schauspielerei, das flachste Wort wurde zum Symbol, die Pausen wichtiger als der Dialog. Kein Satz wurde zu Ende gesprochen, die meisten schlossen mit bedeutungsvollem „und“: „Ich entsinne mich, meine liebe Frau Pastor, daß er damals hin kam und . . .“ (schweres Ausatmen und langes Hinausblicken zum Fenster) . . . „na lassen wir das“. Zwischen den flachsten Sätzen schielte das Schicksal hervor, die Katastrophe drohte aus Gläsern Wassers schon im ersten Akt, je langsamer man spielte, desto mehr konnte man sich in den Pausen dazudenken. Dieser Stil griff von Ibsen auf das ganze Theater bis etwa 1914 über und verschwand dann mit Strindberg spurlos — um neuerdings, horribile dictu, im Film wieder aufzuleben.

Als Wedekind starb, wurde der Film groß. Seine Anfänge waren roh, wild, brutal wie alles frühe „Theater“: Westernfilme und Staatsaktionen, Ausstattung und Schmiere. Das Volk, der Schaubühne seit Jahrzehnten völlig entfremdet, hatte sie wieder. Man nützte alle Möglichkeiten der zeitlichen und örtlichen Ungebundenheit des Filmes aus, was entstand war „unkünstlerisch“ im alten Sinne, aber bunt, lebendig, neu. Doch da entdeckte man den „Kammerfilm“ (Lubitsch, der Deutsche) und von diesem Augenblick an ist der Film literarisiert, sein Spielstil nähert sich in erschreckender Weise dem „impressionistischen“ der Ibsenzeit, bei dem nicht die Gegenstände, sondern das Licht um sie „gemalt“ wurde. Noch 1918 konnte man von einem blutrünstigen Abenteuerstoff sagen, das sei der richtige Vorwurf für einen Film, heute sucht der Regisseur handlungslose Bücher, bei denen ER instrumentieren kann. Was das Theater gerade in diesem Augenblick zu überwinden scheint: die Ueberschätzung der Regie, dem verfällt der Film. Was in „circle mariage“ unterhaltender Versuch war, wird heute Klischee. Man versucht Psychologie zu geben und gibt langweiligen Psychologismus: genau wie beim Theater um 1905. Das ist um so verwunderlicher, als doch auf allen Gebieten die oftgenannte „Sachlichkeit“, von des Gedankens Blässe unangekränkelt, Motto ge-

New York



Paramount-Kino



Photos Wolfgang Weber

Metropolitan-Oper

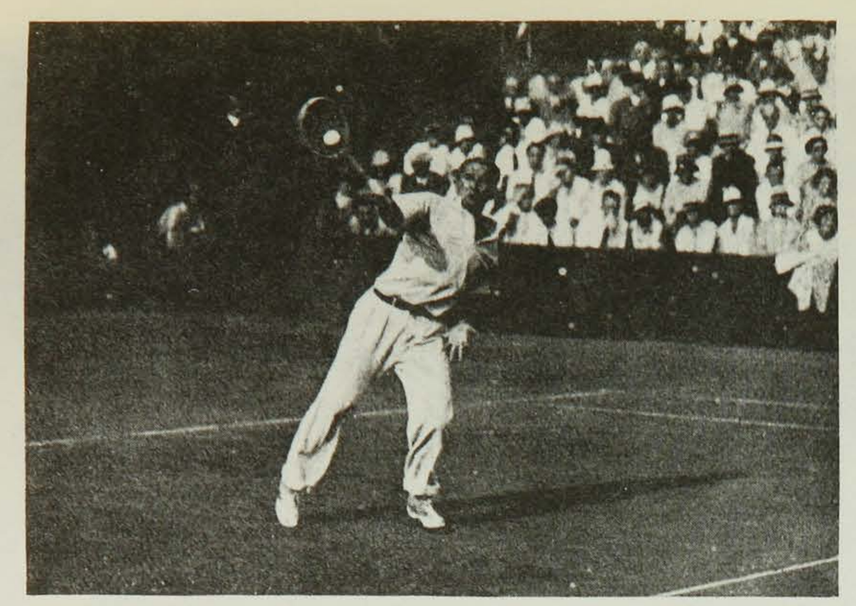


Galerie Fritz Gurlitt, Berlin

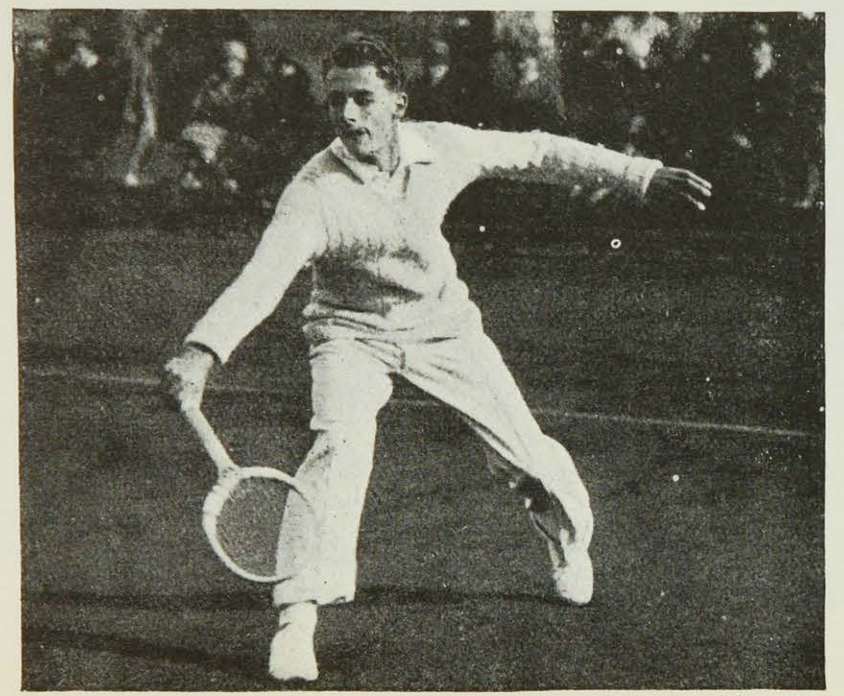
Conrad Felixmüller, Der Bademeister (Oel)

Robert Laurer Verlag, Egestorf

Lehmkur (nach Felke)



Daniel Prenn   Pacific & Atlantic Photo



Bunny Austin   Photo Keystone View Co.



Magdeburg, Sportausstellung

S. Sebba, Tennis (Oel)



Los Angeles

worden ist. Nur der Film kokettiert mit Lyrismen und epischer Breite . . . und wir atmen doch selig auf, wenn Fairbanks in einem nach uralter Opernverschwörerromantik muffelnden Schauerfilm vom Pferde, geradezu quer durch die splitternden Scheiben, ins zweite Stockwerk hüpft.

Außerordentliche Schauspieler von Blutes Gnaden werden gezwungen, in endlosen Großaufnahmen „Seele" zu geben, allein im Zimmer Monologe zu spielen, die uns zum Gähnen bringen, und wehmütig-symbolisch schwer auszuatmen und zum Fenster hinauszublicken, wie es der selige Ibsen vorschrieb, statt durch dieses hinaus- und aufs galoppierende Roß zu springen, wie es filmgewollt ist.

Ist der so junge Film wirklich schon dekadent? Kommt uns von Rußland die Synthese der beiden Stile und neuer Aufschwung? Oder werden wir es erleben müssen, daß man „Wilhelm Meisters Wanderjahre" verfilmt? Oder die „Kritik der reinen Vernunft"? *Paul Elbogen.*

Geräuschfilm in Berlin.

Ich habe bei der Erstaufführung des Stroheim-Films „Hochzeitsmarsch" eine Entdeckung gemacht, die ich weiteren Kreisen vorzuenthalten mich nicht für berechtigt erachte. Bekanntlich rinnt in jenem Filmwerk streckenweise hemmungslos die Träne; Bubis und Mädis Walzertraum-Sentiments schlagen zu Akkorden zusammen, gegen die alle Heidelbergerei der deutschen Film-Produktion schmählich zurückbleibt. Was fehlt demnach noch, daß das Publikum in Wonnen badet? Und warum begann es im Gegenteil mitten in die holdseligste, bonbonsüseste Gartenlauben-Lyrik hinein zu meckern, zu quaken, zu miauen?

Antwort: Die Gefühlsabschmeichlung verträgt nur einen bestimmten Grad von Naturalismus; was mit Orchesterbegleitung, zu den Klängen von „Butterfly" und „Irish rose", herzumwühlend wirkt, enthüllt bei Original-Vogelgezwitscher und dito -Käuzchenschrei seine Komik; wenn zu den Liebkosungen des Paars in der Laube die Amsel „Kitsch-kitsch" macht, dann sagt das Publikum —

— — ja, was dann das Publikum sagt, erledigt bis auf weiteres die Frage des Geräuschfilms überhaupt —

es sagt: „So genau wollen wir's jar nich wissen!"

So kann eine alte Redensart mit neuen Künsten fertig werden.

Anton Kuh.

NOON HOUR AT UNION SQUARE.

Ein Uhr mittags, Union Square,
Die Sonne scheint steil
Auf ein Arbeiterheer,
Italienisch-galizisch,
So ungefähr,
Das, Zahnstocher kauend, die Hüte verrückt,
Auf die grüngrauen Bänke hingedrückt,
So um ein Uhr mittags am Union Square.

Das bißchen Grün ist eingegittert,
Von News, World und Times fast ganz bedeckt,
Der eine Kaugummi wütend zerknittert,
Dem andern ein Zahnstocher großartig schmeckt.

Broadway, Fourth Avenue,
Fourteenth Street East,
Haushohe Reklamen:
Eat Fleischmanns Yeast,
Smoke Camels, only,
High Class Rogers Peet;
Und im Hintergrund
Man das Paramount Building sieht.

Yellow Taxis schreien heiser,
Verkehrslichter blinken rot und grün,
Die Broadway Trolley quietscht etwas leiser,
Während Minervas geräuschlos gen Wall-Street ziehn.

Drugstores, Childs und Horn & Hardart,
Gedrängt mit Mädchen, hübsch und mies,
Und über weiße Tische schallt es,
One Hamsandwich and coffee, please!

Von irgendwo schlägts langsam zwei,
Lunchrooms geleert, Magen gefüllt,
Die Menge gähnt und denkt beschwert,
Well, back to work, so by and by.

Ein Stiefelputzer Nickel zählt,
Ein Bettler humpelt, von Hunger gequält,
Ueber den Platz, jetzt dreckig und leer.
Sirenen heulen vom Hudson her,
Halb zwei Uhr mittags, Union Square.

Franz Wolff.

Reisen bildet. „Reisen bildet," sagte der Heimgekehrte, „in fünf Eisenbahnwochen weitet sich der Horizont ungeahnter als in zehn Lernjahren, man dringt in fremde Sprachen ein, eignet sich den Sprichwörterschatz anderer Völker an, schmeckt verborgene Finessen — kurz, das vergangene Leben erscheint einem als das, was die Franzosen hübsch bezeichnen als einen „Waggon-lit". Ich habe es jetzt auf meiner Fahrt durch Italien und die Schweiz erfahren. Aber natürlich darf man nicht zu viel erhoffen — es gilt auch hier das italienische „Vietato fumare". Ein wenig Vorsicht tut auf jeden Fall gut, denn — wie heißt es doch im Französischen? — „Ne pas se pencher en dehors!" oder wie der Italiener zu sagen pflegt: „Vietato sporgersi". Wer die Mahnung beherzigt, wird den Ausspruch des großen Staatsmannes begreifen, der einmal sagte: „Prière de n'employer que du papier spécial" und gleich hinzufügte: „Objets que tels chiffons, gros papiers, fleurs etc. ne doivent pas être jetés dans les cabinets." Ich bin von dem Reiseergebnis begeistert. Unaufhörlich mußte ich, als der Zug den St. Gotthard hinabsauste, zum Rattern der Räder den unvergänglichen Satz Dantes vor mich hinsprechen: „E vietato di sevirsi della retirata durante il treno si ferma!"

Zwischenfälle in Swinemünde. *Erwiderung!* Liebes Männchen! Sei ohne Sorgen, wer Dich kennt und Deinen Namen hört, wird mir schon nichts borgen. *Frau Frida Streeck,* geb. Schulz. — *Diejenige Person,* welche von meiner Frau am Mittwoch, 1. 8. 23, vormittags, die Nähmaschine gekauft hat, bitte ich, sich mit mir zu einigen und den Rest an mich zu zahlen, da ich sonst die Maschine beschlagnahme, denn ich weiß bereits, wer sie hat. Karl Mierach, König-Wilhelm-Bad. — *Die unverschämte Person,* die am Freitag nachmittag aus dem Laden Lotsenstraße 72 den Schirm entwendet hat, wird ersucht, diesen unauffällig zurückzubringen, andernfalls Anzeige erstattet wird.

(Anzeigen in der Swinemünder Zeitung.)

Familientag: Am 20. d. M. fand unter dem Vorsitz des Generalleutnants a. D. v. Paczensky und Tenczin im Schloß Reinersdorf der *Geschlechtstag* der Familien v. Reinersdorff-Paczensky und Tenczin statt.

(Neues Wiener Journal).

KLEINERE STÄDTE

Von Hellmuth Krüger.

Darmstadt.

Carl Maria von Weber ist vor vielen Jahren
Nach Darmstadt gefahren,
Worauf er sich geäußert hat:
Darmstadt wäre eine lederne Stadt.
Auch Herr Goethe aus Frankfurt, der dort häufig war,
Hat keine freundliche Zeile über diese Stadt geschrieben;
Er fand offenbar
An ihr weder ein gutes, noch ein schlechtes Haar.
Wie Darmstadt war, so ist es geblieben.
Mitten in der Stadt auf einer hohen Säule steht Großherzog Ludewig,
Der aus dieser Sphäre in die Luft entwich,
Denn diese Sphäre ist keine Sphäre,
Sondern die Leere
An sich.
Theater, Schloß, Museum, — darüber Keyserlingks Geistesalchemie,
Und auf der Mathildenhöhe die Künstlerkolonie,
Wo zwölf Grunewaldvillen im Jugendstil dich erschrecken.
Die Einwohner gehen schlafend durch die Gassen.
Laß uns die Stadt in den Filzpantoffeln, die man im Schloß anziehen muß, verlassen —
Wir wollen sie nicht wecken.

Worms.

Worms am Rhein
Ist nicht groß und nicht klein,
Es hat einen Dom, der heißt der Wormser Dom, und der ist sehr alt,
Und im Dom ist es leer und kalt.
Vor dem Dom haben Richard Wagners Frauen,
Brunhild und Kriemhild, zwei ältere Heroinen, sich gezankt und verhauen.
Am Kino kleben Plakate von Harry Liedtke und Harry Piel.
So viel Harry auf einmal ist für Worms bißchen viel.
Die größte Sehenswürdigkeit von Worms sah ich so nebenbei
Im Schaufenster einer Konditorei:
Da stand ein Germane aus Schokolade, mit Fell und Bart, ganz wild,
Mit einem Schokoladenhakenkreuz auf seinem Schokoladenschild.
Eine der merkwürdigsten Delikatessen,
Indessen:
Solche Figuren werden sicher von vielen gefressen.

Caesar und die Fliege. Max Devrient, der König des Burgtheaters, ist tot, die Dynastie ist zu Ende. Keinen Nachfolger wird die Hoheit dieser eisernen Stirn krönen. Er wußte, daß er ein Herrscher war. Das wird man nicht durch Wahl oder Abstammung. Man ist dazu geboren. Man hat die Linie, ganz einfach, und den Blick und den Tonfall. Wenn Devrient auf die Probe kam, war Audienz. Höfisches Zeremoniell stellte sich sozusagen automatisch ein. Einst, er stand geschminkt und mit gebieterischer Geste bereits auf der Quadriga, zur Abfahrt auf die Bühne bereit, setzte sich eine vorwitzige Fliege auf die kunstvoll geleimte Nase seines Julius Cäsar. Er schlug nicht nach ihr, Cäsar nimmt keine Notiz von der Existenz einer Fliege. Er schielte nur scheu und sehr erstaunt nach ihr und fragte das vermessene Tier höflich, verdutzt, steinernen Ernstes: „Wohl verrückt geworden?"



Käte Wilczynski

Taktlose Musik. Wir sind seit einigen Wochen mit einem Opernensemble unterwegs, und ich hätte bis jetzt nicht gedacht, daß man dadurch ins Zuchthaus kommen könnte. Das war in Insterburg. Wir waren eingeladen worden, für die Gefangenen zu spielen, ihnen eine Freude zu machen, ein Ständchen zu bringen gewissermaßen. Unser Bariton sang ein Solo und hatte zu unserem großen Erstaunen „Tannhäuser" gewählt. „Blick ich umher in diesem edlen Kreise", klang es aufmunternd und freundlich aus seinem Munde . . . und es gab durchaus nicht eine Revolte im Erziehungshaus, keiner der Anwesenden nahm Anstoß, der Sänger ebensowenig.

Werner Landshoff.

Schönberg vor zwanzig Jahren. Wien 1909. Es war die Zeit geistiger Hochspannung, Neuordnung und Umwälzung. Eine neue Kunst kam herauf, und die alte starb aus, langsam und unter Protest. Unsere Bilder wurden verlacht, bespien, beschlagnahmt. Während der Sinfonien von Gustav Mahler pfiff man auf Schlüsseln, und bei Schönberg-Aufführungen schlug man auf die Stühle und die Anhänger. Damals malte ich sein Bildnis. In meinem leeren Atelier lief er herum, eine Schulter immer vorgeschoben, als stemme er sich gegen eine Welt. Abends war Konzert. Während des ersten Stückes entstand erschütternder Lärm. Schrille Pfiffe. — Aufhören! — Schluß! — Gemeinheit! — Frechheit! — Dummkopf! — Kamel! — Esel! — Schluß! — Hinaus! — Schönberg blieb bei alldem reglos; langsam stieg er auf das Podium, da ward der Radau noch stärker. — Nach dem zweiten Stück, den Gurre-Liedern, kam zuerst zögernd, dann voller und zuletzt laut Beifall. Erschrocken drehte sich Schönberg um und sagte, den Finger gebogen: „Hört's, sie klatschen, es ist vielleicht doch schlecht." *Mopp.*

Berliner Reklame. „Meine Golf-Mocs können aus einem Duffer keinen scratchman machen, aber bei den letzten 6 holes fühlt der Golfer an seiner stance und seinen Nerven, was wirklich gute Schuhe für sein score bedeuten."
(Schaufenster eines Schuhladens.)

Amerikanische Reklame. „Zur Erinnerung an meine liebe Gattin — X. Y. — welche heute vor 10 Jahren am 7. März 1929 gestorben ist, gewidmet von deinem dich nie vergessenden Gatten Z. Y. und A. B., J. C. L., E. S., Kinder."
(Abendpost, Chicago.)

Pariser Reklame. In einem Buche „Les Amours d'un Poète", das ich mir bei einem der fliegenden Buchläden am Seine-Quai um weniges Geld erstand, fand ich ein Buchzeichen mit den Worten: „Vous qui aimez les bons livres vous aimez les bons parfums" und darunter die Aufforderung, die Parfüme einer bekannten Pariser Parfümerie zu kaufen. *K. H.*

Toiletten aus „Anna Karenina". Doch nun zu Else *Wohlgemuth,* dieser fast möchte ich sagen großzügigen Interpretin der Lieben und Leiden Anna Kareninas, deren Kunst wohl am einprägsamsten zu uns spricht in der letzten Begegnung mit dem Jungen. Lange werde ich sie noch vor mit sehen, *diese gequälteste aller Frauen und Mütter in ihrem vornehmen Breitschwanzmantel,* ihrem dunklen, schlichten Kleid, dem einfachen Feutre mit dem auf Halbmast gestellten Gesichtsschleier! *(Mizzi Neumann im Neuen Wiener Journal.)*

Geist und Gas. . . . Nun stehe ich wieder einmal ein Fremder hier auf fremdem Boden und versuche den amerikanischen Freunden das Werk Goethes auszudeuten, das Werk des Mannes, in dessen Adern das Blut unsrer Heimat sang. Möge sein Geist uns führen, die Form zu finden, in der er heute uns sich manifestiert, in der sich Menschen anderer Zunge mit der Macht seines Genies und der Weisheit seines reinen großen Menschentums zu offenbaren vermag, im Glauben an die Verheißung, die er uns hinterlassen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen".

*

Im Magen können sich auch entzündbare Gase bilden. *(„Deutsch-Amerika".)*

der zweite die Konsequenz des ersten sein, damit auf diese Weise die Gefahren, die durch das gewagte Spiel entstehen, verringert werden. Aus den Bewegungen und Schlägen des Gegners auf den verschiedenen Teilen des Platzes wird man seine Schwächen erkennen können. Dann erst beginnt der Kampf. Das Ziel ist klar, der Gegner muß systematisch zermürbt werden. Der Gesamtangriff darf sich nicht allein auf die wunde Stelle des Gegners zuspitzen, denn oft muß man erst in seine Stärke spielen, um seine Schwächen bloßzulegen. Etwas Psychologie gehört dazu: der Gegner, in Ruhe gewiegt, erwartet den gefährlichen Angriff nicht, und so überrascht, muß er im entscheidenden Augenblick erliegen.

Hat man sich zu einem System, einer bestimmten Taktik, entschieden, und hat man dadurch den Gegner in die Defensive gedrängt, dann muß man sie konsequent fortsetzen. Ist man im Gewinnen, dann heißt es, dieselbe Taktik beizubehalten. Steht man jedoch im Verlust, dann muß man sie rechtzeitig ändern. Das ist ein ehernes Gesetz des Tennis.

Oft wird mit verschiedenartigen Waffen gekämpft. Dem größeren technischen Können des einen steht Konzentration, Energie und bessere physische Kondition des anderen gegenüber. Bei solchen Paarungen entspinnen sich die hartnäckigsten und aufregendsten Kämpfe: raffinierteste Technik gegen gerissenste Taktik. Und stets wird man sehen, wie der erstere am Siegeswillen des zweiten zerschellt.

Der Urgroßvater.

Am 15. Juli 1929 ist Hugo von Hofmannsthal gestorben.

Am 15. Juni 1759, also genau 170 Jahre und einen Monat vorher, erblickte L. L. Hofmann, der Begründer der Dynastie Hofmannsthal, das Licht der Welt.

Hugo v., der Urenkel, hatte in seiner Steifschultrigkeit, in seiner Adrettheit, in der Sachtheit seines wiegenden Gangs immer etwas Hofmeisterliches; sein vorgeneigter Kopf hielt im Gespräch einen Abstand, der ebensowohl darauf schließen ließ, daß er den andern sich wie daß er sich dem andern drei Schritt vom Leib hielt.

I. L., der Urgroßvater, war zuerst Hauslehrer. Dann wurde er am Geschäft seines Chefs, des nachmaligen Barons Königswarter, beteiligt und heiratete dessen Enkelin. Sein Weg hatte ihn mittlerweile von Pilsen über Prag nach Wien geführt. Er war ein braver Mann, wurde 90 Jahre alt, erhielt vom Kaiser Ferdinand den Adel und zeugte 13 Kinder.

Der Enkel eines dieser Kinder schrieb als 17jähriger Gymnasiast unter dem Pseudonym „Theophil Morren" Gedichte. Fünf Jahre später war er das Oberhaupt der neuen Dichtergeneration Deutschlands. Und behielt auch sonst zeitlebens etwas vom Wesen des Klassenprimus, der schon sein Urahn gewesen war.

—*uh.*

Es ist schon oft im Leben vorgekommen, daß unterm Druck der Dinge, wie sie liegen, wir plötzlich eine andre Meinung kriegen.

(Refrain in Georg Kaisers Revue „Zwei Krawatten")

RAMON GOMEZ DE LA SERNA, *Das Rosenschloß.* Der Roman eines Blaubarts. Dioskuren-Verlag, Mainz.

Messieurs, ich warne Sie vor diesem Roman! Man soll nicht alles nachfühlen können. Wenn Sie einmal mit dem Helden dieses Buches dahinter gekommen sind, daß die Frauenermordung die edelste Blüte der Frauenbegeisterung oder doch zumindest tausendmal reiner und heldenhafter als jene Frauentötung ist, die in jeder Fortführung eines Erlebnisses über seinen organischen Ablauf hinaus liegt, dann ist die Kriminalstatistik um ein paar Exemplare von „Querschnitt"-Lesern bereichert. Don Juan ist gegen diesen Don Roberto, der dem Dasein das Nackenblut aussaugt und die Natur in ein Panoptikum verwandelt, um den absoluten Gefühlen zu leben, d. h., sich den letzten kindlichen Rest von Idealismus zu retten, ein Gymnasiast; darum eben Held einer Oper und nicht eines Essays. Denn das ist dieser Blaubart-Roman: ein Essay in belletristischer Führung, über die leider nur, so glasklar und geistreich es ist, das Sentenziöse manchmal mit einer Nasenspitze hinausschaut. Dadurch weicht am Schluß die erheiternde der moralischen Wirkung; statt nach frohen Offenbach-Takten das Messer zu wetzen, fühlt man sich umgekehrt mit der Erkenntnis belastet, daß alle, die nicht als Tristans oder Abälards unter den Sternen wandeln, das Richtbeil verdienen. Messieurs, ich warne Sie vor diesem Roman —, Sie werden sich selber etwas zuleide tun. *A. K.*

KARL BAEDEKER, *Spanien und Portugal.* Handbuch für Reisende. Leipzig 1929.

Eben recht zum Spanienzug, dem die Weltausstellungen in Barcelona und Sevilla die weithin winkenden Ziele dieses Reisejahrs sind, erscheint die neue, seit Jahren erwartete Auflage des Baedekers für die iberische Halbinsel. Was immer man gegen die Baedeker-Sklaven sagen mag, die sich von diesem allerdings imponierenden Führer beherrschen lassen, statt ihn zu beherrschen: der Baedeker ist eine phänomenale Erfindung und geradezu ein Nationalwerk der Deutschen, eben weil er so sehr international ist. Alle seine traditionellen Vorzüge vereinigen sich und gipfeln im neuen Spanien-Buch. Fast 600 Seiten übersichtlich geordneter praktischer und wissenschaftlicher Informationen, die offenbar neu nachgeprüft wurden, in gedrängter Kürze und doch lesbar geschrieben, dazu eine Fülle sauber gezeichneter und gestochener, sorgfältig redigierter kartographischer Beilagen, die genauen Verzeichnisse, Reisepläne usw., das ist eine besondere Leistung und verdient unter allen Reiseführern die berühmten ***. *V.*

JEANNE ZELLE, *Das Cocktail-Buch.* Verlag Otto Stollberg.

Endlich ein deutsches Cocktail-Buch. Frankreich hat schon lange eins. Adair, der Freund von Marie Laurencin und Boulestins, des in London wohnenden Kochs und Restaurateurs, gab eins im Verlag „Au-Sans-Pareil" heraus. Das der Jeanne Zelle ist nicht so schön ausgestattet, aber es ist praktisch und wird für die deutsche Hausfrau ebenso wichtig sein wie das Kochbuch der Henriette Davides. *A. F.*

DAS GESICHT DER STÄDTE: *Barcelona.* Herausgegeben von Wolfgang Weber. Albertus-Verlag, Berlin.

Ein vortreffliches, überraschend schönes Bilderwerk mit Photos von Zerkowitz, Barcelona, und vor allem von Wolfgang Weber, dessen Photokunst in diesem Heft sich präsentiert. Zur Orientierung wie auch als Souvenir das Gegebene.

HAROLD NICOLSON, Mrs. Plimsoll und andere Leute. Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M.

Harold Nicolson ist eine Spezialität, die man geradezu versuchen sollte bei uns einzuführen. In Paris sind Leute wie Morand und Giraudoux, Leute, wie man so schön sagt, von „größtem literarischen Format", Mitglieder des auswärtigen Amts. In England ist es unter anderem Nicolson. Und wo sind die Nicolsons, Morands und Giraudoux bei uns? Man würde ihnen nur mißtrauen, ihre Begabung wäre ihnen nur hinderlich, man hält es für absolut ausgeschlossen, daß jemand Beamter und Künstler zugleich sein kann. Harold Nicolson ist ein Beweis dafür, daß man es sein kann, und darüber hinaus ist es in diesem Falle geradezu eine Voraussetzung, daß er Beamter ist, denn er hätte sonst nie ein so lebendiges Buch schreiben können. Dieses Buch, das reichlich satirisch gefärbt ist und das die Realitäten nötig hat, wie sie besonders Satiren und Märchen nötig haben. Es ist in keiner Weise offiziell, dieses Buch. Es ist auch durchaus nicht tief und abgründig, sondern es ist leicht und elegant geschrieben, und es ist spezifisch englisch dazu. Es gibt eben nur eine englische Gouvernante und nur einen Lord Curzon, der beinahe noch schöner beschrieben ist als die Hauptperson in dem betreffenden Kapitel, der Diener Arketall. Es ist ein sehr hohes Niveau, aber es ist gar nicht einzusehen, warum man nicht versuchen sollte, dieses Niveau kennenzulernen, zumal da alles nicht nur eindringlich, sondern auch mit einer geradezu souveränen Selbstverständlichkeit gezeichnet ist. *H. v. W.*

LUDWIG WINDER, Die Reitpeitsche. Roman. Verlag Ullstein.

Dieses Buch ist spannend wie ein Detektivroman, aber auf eine ehrliche, Aeußerlichkeiten vermeidende Art. Es hinterläßt daher keinen schalen Nachgeschmack, der Leser schämt sich nicht, solcher Spannung unterlegen zu sein. Er denkt über den großen dargestellten Konflikt weiter. Der ist nicht neu: Oedipus-Komplex, Kampf des ehemaligen Kadettenschülers, späteren Rittmeisters, jetzigen businessman, gegen seinen Vater, den Oberstleutnant a. D. Im ganzen ein sehr besonderer Einzelfall des allgemeinen Problems, aber wieder ins Allgemeine mündend. Der Sohn treibt den Vater mit grausamen, neuen, schlauen Waffen in den Tod und wird doch nicht unsympathisch. Wir fühlen, daß er nicht anders kann, daß er selbst sein persönliches Glück, die Liebe einer wunderbaren Frau, der gelungensten Figur des Romans, auf das unerbittliche Spiel setzen muß, daß er von einer schicksalhaften Macht gezwungen wird. Alle Eltern sollten diese Macht zu erkennen und zu verstehen suchen, dann würden sie weniger Erziehungsfehler machen und ihren Kindern weniger schlechte Beispiele geben. Kein Leser des Romans wird sich dieser unausgesprochenen Sentenz nach aufregender Lektüre entziehen können. Dafür ist über die gebotene Unterhaltung hinaus dem sauber und oft mit dichterischen Einfällen arbeitenden Autor zu danken. *H-g.*

KARL OTTEN, Prüfung zur Reife. Roman. Paul List Verlag, Leipzig.

In trostlos bedrückender Umgebung bäumt sich ein junger Mann, von den diabolischen Ingredienzen seiner Seele angestachelt, gegen die elterliche Autorität auf. Später weiß er mit der errungenen Freiheit nichts anzufangen und erwartet von einem „Deus ex machina" Fingerzeige. Erst als er sieht, daß der Mensch „irgendwo beginnen", sich zwischen Dampfhämmern und Dynamos, Schiffen und Silos, Kontor und Börse einreihen muß, dämmert ihm die Möglichkeit eines schicksalgebundenen, durch Bindung gefestigten Lebens. — Ein thematisch sehr deprimierendes Buch, aber offenbar aus innerem Zwang so geworden; fesselnd und in allen Stücken gekonnt. *Dr. A. H.*

Dr. RUDOLF URBANTSCHITSCH, Die Probeehe. Phaidon-Verlag, Wien.

Der Autor, sexualwissenschaftlicher Salonlöwe, horstet in Wien; sein Feld sind jene ABC-Weisheiten der Liebe, die ihrem Verkünder in Verbindung mit dem Besitz eines Spitzbarts dämonische, donjuanesque Wirkung sichern. Solche Freigeister (Lessing hat sie „seichte Aufklärichte" genannt) profitieren an dem Bedürfnis der Gesellschaft, sich zwischen Legitimität und Freiheit mit Anstand durchzuschwindeln. (Daher der Name: Probe-Ehe.) Aber sintemalen ihnen soviel politische Dummheit entgegensteht, sind ihre Bücher leider nicht unnütz; man muß sie begrüßen, obwohl man vor den Freuden, die sie verheißen, lieber die ewige Fleischesentsagung wählen möchte. *—uh.*

WLADIMIR LIDIN, Der Abtrünnige. Deutsch von Olga Halpern und Eugen W. Mewef. Drei-Kegel-Verlag, G. m. b. H., Berlin.

Als Sittenbild der Nachkriegsjahre Rußlands aufschlußreich, als künstlerische Komposition stark und fesselnd. Beziehungen zwischen Studenten, Schiebern und primitiven Verbrechern, neben aufopfernden Sowjetbeamten und eigensüchtigen Spießern in hohen Staatsämtern. Bilder und Szenen sind plastisch und klingend gestaltet. Die Uebersetzung ist sehr gut. *Schi.*

WALTER HARICH, Jean Paul in Heidelberg. Mit Zeichnungen von *Alfred Kubin.* Bei Gottfried Martin, Berlin, Itzehoe.

Ein Philologe, tüchtiger Biograph, hat hier seinen ältlichen großen Dichter so fest und zart angefaßt und — bis auf die unzureichenden letzten Seiten — mit so glücklichem Erfolg, als ob er Werfel und jener Verdi wäre. Die Methode ist innerlich frei, modern: aus kleinen Schwächen entsteht durch Hammerschläge an geeigneter Stelle das Bild des Gewaltigen und Unerschütterten. Kubin faßt alle diese Behaglichkeiten dämonisch ein in ein bürgerliches, aber großzügiges Barock wie das Liebesopfer an das alte Scheusal Dichter. Der Reisewagen mit dem Mann darin ist Balzac persönlich und sachlich. Das sich waschende Schwein — in dem doch die Fülle der Dichterseele wohnt — einen Daumier wert. Für sich allein unvergeßlich. *p. a.*

HEINZ POL, Entweder — Oder. Ein politischer Roman. Carl Schünemann, Verlag. Bremen.

Der begabte, temperamentvolle Journalist schreibt einen politischen Gesellschaftsroman Berlins. Mit Vehemenz, ehrlicher Leidenschaftlichkeit und jugendlicher Frische ringt er in der Gestalt seines Helden, eines jungen Kommunisten, um die Synthese von persönlicher Unabhängigkeit im Individuellen und produktivem Kampf um die Interessen einer Klasse. Verfällt dabei dem persönlichen Charme einer klassenbewußten Frau aus dem feindlichen Lager, erkennt zu spät die Unvereinbarkeit persönlichen Glücks mit der streng fordernden Aufgabe des Klassenführers. Wie in Berliner Salons Politik gemacht wird, wie Erotik da hineinspielt, krasse Gegensätze der Milieus und die Gefahren der kampflähmenden persönlichen Verstrickung sind außerordentlich plastisch und bekannte Gestalten des Berliner öffentlichen Lebens mit einer Realität gestaltet, die verblüfft und in Atem hält. *Schi.*

SVEN ELVESTAD, Der Gast, der mit der Fähre kam. Gelbe Ullstein-Bücher.

Diesmal kein sensationeller Kriminalroman, wie man ihn aus der Feder des dänischen Schriftstellers gewohnt ist. Vielmehr eine straffe, konzentrierte, spannende Erzählung im nordischen Halbdunkel, sparsam in den Mitteln, kräftig in der Atmosphäre. *G.*

CURT ELWENSPOEK, Rinaldo Rinaldini. Der romantische Räuberfürst. Süddeutsches Verlagshaus, Stuttgart.

Guter Harry-Piel-Filmstoff, gelehrt zusammengetragen.

LOUIS BURLANDT, Träume der Seele. Oskar Engel, Verlag, Berlin-Friedenau.

Braver Mann, Altenberg-Verehrer mit Mußestunden.

FRIEDRICH MICHAEL, Attentat. Chronik einer fixen Idee. Paul List Verlag, Leipzig.

Satire, die sich auf den Kopf steigt.

> Vor Feuersbrunst, vor Wassersnot
> Mag sicher fort der Erdball rücken,
> Wenn doch ein Untergang ihm droht,
> So wird er in Papier ersticken!
>
> *Gottfried August Bürger, 1794.*

DER LETZTE INDIANER. Die letzten Indianer „alten Stiles", es waren vier, fielen im Kanadischen, nach viertägiger Belagerung durch tausend Weiße, die, mit Schnellfeuergeschützen und Granatenwerfern ausgerüstet, immerhin fast ein Dutzend Tote hatten. Das geschah im Jahre 1897, und die Mutter des indianischen Führers dieser vier lebt noch heute. Sie stand unbekümmert um die Kugeln der Weißen in der Nähe des belagerten Busches und sang ihrem Sohne das von ihm beantwortete Totenlied. Zu der Zeit reiste in Europa schon der Buffalo Bill mit seiner Truppe herum, las die Jugend die Karl-May-Bücher. In einem neuen Buch *(Langspeer, Eine Selbstdarstellung des letzten Indianers.* Paul List Verlag, Leipzig) gibt nun ein Indianer, dem der alte Stil noch geläufig aus seiner Jugend, den korrigierenden Bericht: es ist eine Lektüre, die alle Leser und Freunde Jack Londons entzücken muß und zudem den Vorteil hat, kein Roman zu sein, sondern ohne Schminke erzählte Wahrheit. Dieses sehr bemerkenswerte Buch ist das letzte Kapitel der Geschichte eines Volkes, geschrieben im letzten Augenblick seines verlöschenden Eigenlebens. *F. Blei.*

MARTHA KONRAD, Klotztiere. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Erstaunlich, was hier Phantasie und Geschmack mit einfachen Mitteln aus den allereinfachsten Rohstoffen gemacht haben. Schaukelvogel und Girazelle begegnen uns ebenso wie biedere Hunde und Katzen. Alles sehr anständig und lustig gemacht, ein Zeugnis dafür, daß die Kleinen von heute, wenn vielleicht auch nicht überall, so doch da und dort liebevoller erzogen werden als wir einstmals. *C. F. R.*

WILLIAM C. BURLITT, So etwas tut man nicht. Drei-Masken-Verlag, München.

Ein schlechter Titel — ein ausgezeichnetes Buch, das in sachlicher, lebhafter Darstellung einen Mann schildert, der — in Chesterbridge, einer exklusiven, traditionsbeschwerten Stadt aufgewachsen — mit dem Neuamerikanertum in starken Konflikt gerät. Der Kampf des Gentleman gegen den Geschäftsmann, ein Kampf, der um so schwieriger für ihn durchzuführen ist, als er Herausgeber einer bedeutenden Zeitung ist und mit der modernen Geschäfts- und politischen Welt stark in Berührung kommt. Auch seine erotischen Erlebnisse, Kämpfe und Enttäuschungen sind durch seine schwankende Stellung zwischen alter und neuer Generation sehr verständlich und interessant. *E. M.*

D A V I D L U S C H N A T , Abenteuer um Gott. Paul Stangl, München. Verlag der Istist-Bücher.

Lyrik in Prosa. Eigentümlich durch eine Ruhe des Anschauens, die aus Nüancen biblische Ereignisse macht. Dieser Brahmanenblick auf die Dinge gewinnt Wert, wenn in ihm die Sprache zum erstenmal die Augen aufschlägt. Des Autors Sprache hat diesen quellreinen, melodischen Klang. Ja sie hat ihn so mühelos, daß sich ab und zu auch Beiläufiges, Unexaktes auf ihr Schiff setzt. Das ist schade. Denn Luschnat ist Dichter. Und gerade ein Dichter sollte sich weniger auf seine innere Musik verlassen. (Der Einband ist prachtvoll. Gerne möchte ich aber erfahren, was Istist ist.) *—uh.*

A D A L B E R T Z O E L L N E R , Arkanum. Des Porzellanbuchs zweiter Teil. Mit Illustrationen von Georg A. Mathéy. Verlag Klinkhardt u. Biermann, Leipzig.

Ein mit großer Delikatesse ausgestattetes Buch· Schrift, Satzbild, Druck zeugen ebenso wie der ornamentale und figürliche Schmuck von Georg A. Mathéy von einer hohen und feinen Buchkultur. Aber ich kann mir nicht helfen, diese Essays von Zoellner sind nicht das geeignete Objekt für einen solchen Aufwand. Ich bin ein Freund der Keramik; aber trotzdem wären mir diese interessanten Details in schlichter Aufmachung lieber als in solchem Festgewand. Vielleicht denken unsere Snobs anders. *C. F. R.*

W L A D I M I R P O L I A K O F F , Die Tragödie einer Kaiserin. München, F. Bruckmann A.-G.

Auf gutem Papier in sorgfältiger Typographie hergestellt. Der Einband ist lehrbuchhaft, langweilig. Bis auf ein paar, wenn auch begreifliche, politische Ausfälle ist diese Lebensgeschichte der Zarin Alexandra von Rußland spannend und dramatisch geschildert. Eine informierende Lektüre. Sie lohnt sich. *pe·*

QUERSCHNITT DURCH DIE ZEITSCHRIFTEN

Knipsen — aber mit Verstand! Ullstein-Sonderheft.

Eine ausgezeichnete pädagogische Leistung. Der Autor, Hans Windisch, weiß genau, wie es in der hilflosen Amateurseele aussieht, lehrt sie Punkt für Punkt ihren Apparat und seine Handhabung kennen, haargenau, ohne Sprünge, ohne Uebereilung, immer lebendig, und jeder Handgriff ist anschaulich illustriert. Wer das Heft konzentriert, wie es aufgebaut ist, durchgearbeitet hat — und das kann jeder —, der kann seinen höchsten Knips-Ehrgeiz befriedigen, kann photographieren. *Schi.*

Documents. Die zweite Nummer dieser neuen Zeitschrift ist erschienen. Ihr gehören eine Reihe der besten Mitarbeiter an, unter denen folgende Deutsche zu nennen sind: Hedwig Fechheimer, Richard Hamann, Vincenz Kramar, Reber, Strzygowski, Erwin Panofski, Wilhelm Pinder, Friedrich Sarre. Die Zeitschrift, die sich in der Hauptsache mit Archäologie, den Künsten und Ethnographie beschäftigt, ist außerordentlich gut illustriert, die Beiträge wissenschaftlich und klar. Während im ersten Heft von moderner Kunst Picasso und Paul Klee behandelt wurden, enthält das zweite Heft, das noch besser ausgestattet ist als das erste, Aufsätze über Corots klassische Kompositionen und über André Masson, der nach seiner letzten Ausstellung bei Kahnweiler zu den wichtigsten lebenden Künstlern Frankreichs gerechnet werden kann. — Das Heft erscheint zehnmal im Jahr. Es ist bedauerlich, daß ihm nur ein englisches Supplement beigeheftet ist; wenn ein deutsches beigegeben wäre, würden die Documents auch in Deutschland viele Freunde finden. *A. F.*

Variationen über Themen aus „Carmen" (Bizet) und Cis-Moll-Mazurka (Chopin). Gespielt und arrangiert von Wladimir Horowitz. Electrola D. A. 982. — Die Vielfarbigkeit Carmens benötigt auf den Tasten mehr als bloße Terzen- und Skalen-Geläufigkeit. . . . . .

„Manchmal träumt mein Mädel von mir" (Rapée-Pollack) und „Meine liebe Lola" (Fall-Beda), gesungen von „Die Abels". Grammophon 22 214. — Die geschmacksichere Musikalität dieses Quartetts triumphiert über alle Texte.

„Ich muß wieder einmal in Grinzing sein" Benatzky) und „Wien du Stadt meiner Träume" (Sieczinski). Orchestrola 2087. — Wer die Herrlichkeit der Weaner Vorstadt kennt, dem genügt diese kleine Platte, sich ihrer zu erinnern.

„Moritat", „Choral", „Tango", „Balade" und „Kanonensong" aus Kurt Weills „Kleine Dreigroschen-Musik". Dirig.: Mackeben. Orchestrola 5007. — Charmante Wiedergabe grauslicher und seltsamer Begebenheiten aus der deutschen „Bettleroper".

„Hab' heut die Sternlein am Himmel gezählt", — aus „Hotel Stadt Lemberg." C. Gilbert-Neubach-Homocord Orch. m. Refrainges. L. Bernauer. Homocord 4—3243.

„Frühlingslied" (Mendelssohn) und „Frühlingsrauschen" (Sinding)· Tri-Ergon-Trio: Viol., Cello, Klav. Tri-Ergon 5558. — Vorzügliche Klangreproduktion seriöser Konzertcafé-Nummern.

„King for a day" und „Old Man-Sunshine" Bidgood-Orch. m. Kino-Orgel. Orchestrola 2086. — Wohllautender Refraingesang, treibender Schwung, reizende Platte.

TÄNZE

„Bells of Hawaii" (Heagney) und „Moonlight on the Danube" (Byron Gay.) Hawaiian Orch. m. Géza Komor. Tri-Ergon 5563. — Ueppig klingende Glockeneffekte. Beste Donau-Version.

„Orsi-Tango" (Trivelli) und „Tano!" (Stubbs). Orch. Edo S. Perron. Homocord 4—3029. — Guter Beitrag zur Serie idealer Sommertangos.

„Noche de Reyes" und „No salgas de tu Barrio." Orquesta tipica de Tango. Brunswick A 7928. — Durch seine Leidenschaftlichkeit für kühleres Wetter geeignet. Ia Platte.

„Denk bloß mal an Mutti." (Marbot-Krüger.) Fox. Vocalionband m. Refrainges. Orchestrola 2009. — Kraft- und klangvolle kleine Platte. Hübsch.

„Esclava" (Sentis) und „Linda-Tango" (Olivari) Edo S. Perron Orch. Homocord 4—3030. — Charmantes Lokalkolorit — zum Tanzen und zum Hören empfehlenswert.

„Ay-Ay-Ay" (Freire-Ralph.) und „Incertitude" (Bianco-Kel Sar.) Robert Gaden Orch. Ges. Morro. Electrola E. G. 1231. — Puccineske Dramatik — südliches Klima.

„Ennée" (Jeanjean) und „Tiger Rag" (Rocca). „Lud" Gluskin Orch. Homocord 4—3021. — Quirlendes, kribbelndes Jazz-Virtuosentum.

„Sleepy Valley," Waltz, (Hanley) und „Poor Punchinello" (Pollack).. „Lud" Gluskin Orch. Grammophon 22 206. — Rhythmus, Melos, Reproduktion entsprechen höheren Ansprüchen.

KURZOPERN

„Lohengrin von Richard Wagner, als Kurzoper bearb. v. Hermann Weigert und Hans Maeder. Grammophon 95238—41. — Diese Miniaturfassung, die fromme Wagnerianer als Frevel empfinden, scheint dem Unbefangenen Gewinn zu sein: ein sympathisches, wenngleich nicht erstrangiges Ensemble, vermittelt unter H. Weigerts sorgsamer Führung jugendliche Schönheiten eines Werkes, das zu den deutschen Nationalopern zählt.

„Der Troubadour" von G. Verdi, bearb. v. H. Weigert und H. Maeder. Grammophon 95260-63. — Toscaninis Genie hat gezeigt, daß die sogenannte Abgedroschenheit des Troubadours nur eine Phrase ist. Weigerts frisch zugreifende Interpretation der — oft allzu kurzen — Schlagernummern wird Verdi-Verehrern große Freude bereiten.

LANGOPERN

„Aida" von G. Verdi. Aufnahme in ital. Sprache. Chor und Sänger der Scala. Orch. Sinfonia di Milano. Columbia D 14 504. — Wer ungekürzte Opern vorzieht, der höre die ausgezeichnete Aufführung des Scala-Ensembles. Obzwar ohne Toscanini, so doch von seinem Geist angehaucht. Doppelt interessant, nachdem wir die Scalaleute originaliter genossen haben.

„La Traviata" von G. Verdi. Italienische Aufnahme. Chor und Ensemble der Scala. Orch. Sinf. d. Milano. Columbia D 14 479-14 493. — Auch hier entzücken besonders die Chor- und Ensemblesätze durch ihre Präzision, Klang- und Stärkeschattierung.

DIVERSA

„Sierra Morena" und „La Romanesca". Geige: Yehudi Menuhin. Klavier: Louis Persinger. Electrola D. B. 1267. — Wer würde annehmen — wenn er's nicht wüßte — daß diesen großen, reinen, beseelten Ton ein 12jähriger produziert?

„Ritter Blaubart" (J. Offenbach). Fantasie. Dir. Dr. Weißmann m. Staatsorch. Odeon 2863. — Wie schade, daß die köstliche Musik Offenbachs nur vereinzelt regulären Opernstars in den Mund gelegt wird!

„Valse Bluette" und „Estrellita." Geige: Jascha Heifetz m. Klav. Electrola D. A. 948. — Prickelnder Charme virtuoser Weltlichkeit.

„Down in Waikiki" and Rainbow of love. Royal Hawaiians with Vocal Trios Brunswick A 7646. — Gleich trefflich in Reproduktion, Spiel und Gesang.

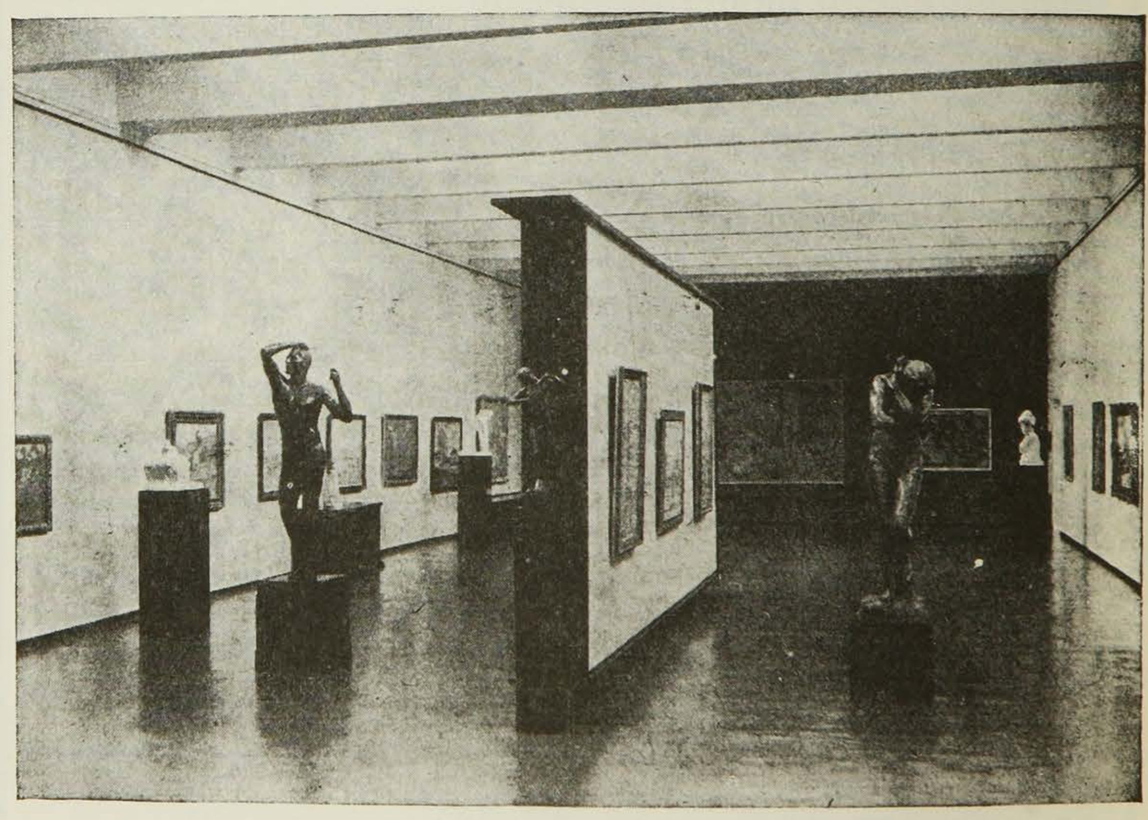
„Paradepost" und „Marsch der finnländischen Reiterei." Trompeter- und Paukerchor. Dirig.: Obermusikmeister Wagner. Electrola E. G. 1225. — Für Experte glanzvolle Erinnerung, den Nachkriegs-Jungen historische Belehrung.

„Im Wald und auf der Heide." Männer-Gesang mit Orch. Homocord 4-8982. — Die schönen Volksmelodien kämen noch besser zur Geltung, wenn kurze Zwischenspiele die einzelnen Nummern trennten. Verdienstvolle Platte.

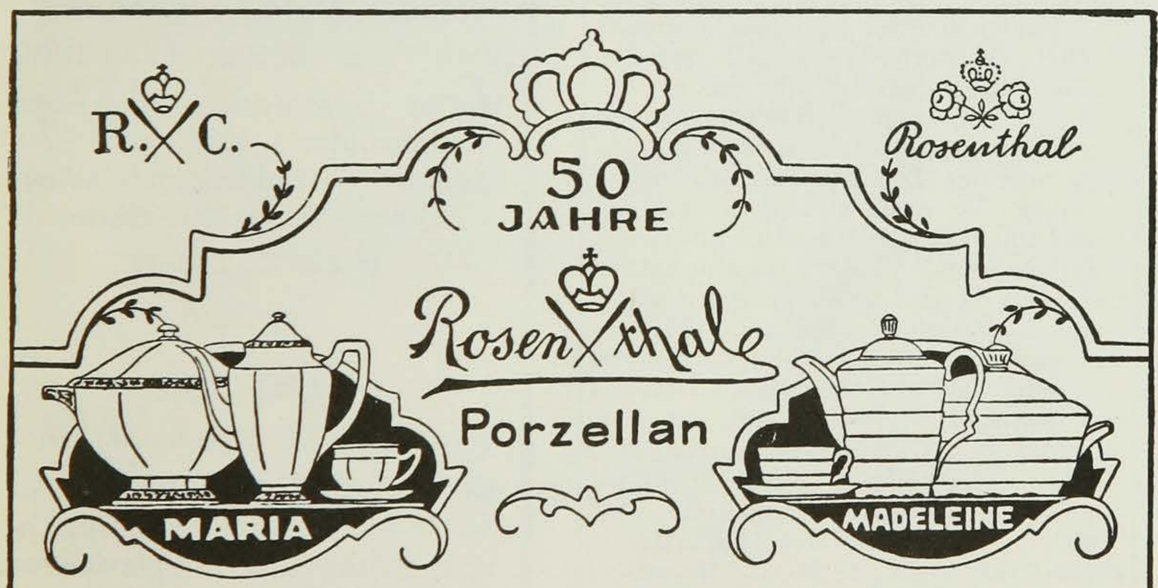
„Was Blumen träumen." Walzer von Translateur. Jenö Fesca mit seinem Orch. Homocord 4-3167. — Nach Trottereien eine angenehme Erquickung. *Th.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen: ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.






R.C.
Rosenthal
50
JAHRE
Rosenthal
Porzellan
MARIA
MADELEINE

Haben Sie damals in der „Voss" den offenen Brief über

„TIER UNTER MENSCHEN"
(THE OUTCAST)

gelesen, Herr Jannings?

VINCENT BROOCK

Geheimrat Philipp Rosenthal — ein deutscher Wirtschaftsführer.

Rosenthal-Porzellan kennt wohl jedermann. In Deutschland gilt es als eines der besten Markenporzellane. Im Ausland hat es denselben guten Ruf, denn in allen Hauptstädten der Welt führen Musterläger und Verkaufsräume dem Auslandspublikum die Erzeugnisse des Rosenthal-Konzerns vor Augen. Begründer und Generaldirektor der weltbekannten Rosenthal-Werke ist Geheimrat Dr.-Ing. h. c. Philipp Rosenthal, ein deutscher Selfmademan, der es in zielbewußter Arbeit verstanden hat, einen kleinen von ihm vor 50 Jahren ins Leben gerufenen Betrieb zu einem der größten Unternehmen der Porzellanindustrie zu gestalten und seinen Fabrikaten einen Weltruf zu verschaffen. Geheimrat Rosenthal, der als Angestellter eines nordamerikanischen Handelshauses seine geschäftliche Laufbahn begann, ist heute eine der führenden Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft. Er ist Vorsitzender des Verbandes keramischer Werke in Deutschland, Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie, Vorsitzender des Exportförderungs-Ausschusses beim Reichsverband der deutschen Industrie und Vorsitzender der Zentralstelle für Interessenten der Leipziger Messe e. V. Besonders große Verdienste hat er sich um die Förderung der deutschen Ausfuhr in der Vor- und Nachkriegszeit erworben. In Wort und Schrift hat er stets darauf hingewiesen, daß die Steigerung unseres Exports eine der notwendigsten Maßnahmen zur Erhaltung der deutschen Wirtschaft ist.



Der seit altersher als haarstärkend und belebend anerkannte Natursaft der Birken bildet die Grundlage für das nach wissenschaftlicher Erkenntnis zusammengestellte Dr. Dralle's Birken-Haarwasser. Weltbekannt als unerreichtes Mittel gegen Kopfschuppen und Haarausfall.

Preis: R.M. 2,40 und R.M. 4,20 ½ Liter R.M. 6,80 1/1 Liter R.M. 12,–

Berliner Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

Spezialität	Firma
Holländische, deutsche, italienische, französ. Meister des 15.-18. Jahrh.	DR. BENEDICT & CO. Berlin W9, Friedrich-Ebert-Str. 5
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	DR. BURG & CO., G.M.B.H. Berlin W9, Friedrich-Ebert-Str. 5
RENOIR und lebende Meister	Galerien FLECHTHEIM Berlin W10, Lützowufer 13 Düsseldorf, Königsallee 34
Antiquitäten / Alte Gemälde	J. & S. GOLDSCHMIDT Berlin W 10, Victoriastraße 3-4
Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche	PAUL GRAUPE Berlin W 10, Tiergartenstraße 4
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W9, Bellevuestraße 14
Moderne Kunst	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W35, Schöneberger Ufer 38
Antike Rahmen RESTAURIERUNGEN, Rahmenkopien Dépositaire de la maison J. Rotil, Paris	PYGMALION-WERKSTÄTTEN Berlin W 62, Kurfürstenstraße 75
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Victoriastraße 2
Moderne Meister wie Liebermann, Korinth usw. ferner: Aquarelle und Zeichnungen	GALERIE WEBER Berlin W 35, Derfflingerstraße 28
Spezialität: Deutsche Porzellane Antiquitäten	A. WITTEKIND Berlin W10, Tiergartenstraße 2a
ANTIQUITÄTEN *Spezialität:* ALT-CHINA Direkter Import	EDGAR WORCH Berlin W 10, Tiergartenstraße 2


Der Wagen der eleganten Dame
Citroën 6
CITROËN AUTOMOBIL A.G. KÖLN

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang | Berlin, Ende September 1929 | Heft 9

INHALT

Marginalien:

*

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Jean Cocteau

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner



Suzanne Roger

DER SCHAUSPIELER

Von

MAX REINHARDT

Dem Schauspieler gehört das Theater und sonst niemandem. Damit meine ich natürlich nicht nur den Berufsschauspieler. Ich meine auch den Schauspieler als Zuschauer. Denn die Mitwirkung des Zuschauers ist fast ebenso wichtig wie die Rollenbesetzung. Die Zuschauer müssen am Spiel teilnehmen, wenn wir jemals eine richtige Theaterkunst erleben wollen . . . die älteste, mächtigste und unmittelbarste der Künste, welche die vielen zu einer einzigen vereint.

Wir alle tragen in uns die Möglichkeiten zu allen Arten von Leidenschaften, zu jedem Geschick, zu jeder Lebensweise. Wenn das nicht so wäre, könnten wir andere Menschen nicht verstehen. Aber Vererbung und Erziehung fördern individuelle Erfahrungen und entwickeln nur einige unserer tausenden von Möglichkeiten. Die anderen siechen dahin und sterben ab.

Das bürgerliche Leben ist heutzutage eng umgrenzt und gefühlsarm. Der normale Mensch fühlt für gewöhnlich einmal im Leben die ganze Seligkeit der Liebe und einmal das Glück der Freiheit. Einmal im Leben empfindet er bitteren Haß. Einmal begräbt er in tiefem Schmerz ein geliebtes Wesen, und einmal stirbt er schließlich selbst. Das gibt viel zu wenig Spielraum für unsere natürlichen Gaben, für Liebe, Haß, Freude und Leid. Wir üben täglich, um unsere Muskeln stark zu erhalten. Aber unsere geistigen Organe bleiben unbenutzt, unentwickelt und verlieren so ihre Lebenskraft.

Und doch hängt unsere geistige wie unsere körperliche Gesundheit davon ab, daß diese Organe regelmäßig funktionieren. Unbewußt fühlen wir, wie ein herz-

liches Lachen uns befreit, wie ein Schluchzen oder ein Zornausbruch uns erleichtert. Wir haben die Erregung und ihre Äußerung absolut nötig.

Unsere Erziehung arbeitet dem beständig entgegen. Unser allgemeines gesellschaftliches Ideal ist der Stoizismus: immer unbewegt zu sein oder doch wenigstens so zu erscheinen. Leidenschaft und Gefühlsausbrüche werden als Ausschreitungen angesehen. Durch gewöhnliche stereotype Formen des Ausdrucks, die einen Teil unserer gesellschaftlichen Rüstung bilden, haben wir sie ersetzt. Oft ist diese Rüstung so eng, daß wenig Raum für natürliches Handeln bleibt. Wir machen aus unseren menschlichen Beziehungen ein Geisterspiel, in dem der Mangel an Gefühl abstoßend wirkt. Wir kultivieren einige notwendige Ausdrücke des Interesses, des Vergnügens, der Würde und eine feststehende Grimasse der Höflichkeit, und hinter dieser Rüstung verflüchtigen sich die Gefühle. Wir fragen die Menschen nach ihrem Befinden, ohne auf eine Antwort zu warten, oder jedenfalls ohne auf die Antwort zu achten. Der physische Körper ist gut entwickelt, aber die Starrheit der Gefühle ist schrecklich mitanzusehen. Diese „Prohibition“ des geistigen Lebens ist das bemerkenswerteste Zeichen der Zeit.

Der moderne Gesellschaftskodex hat lähmend auf den Schauspieler gewirkt, dessen Beruf es ist, Gefühle greifbar darzustellen. Wenn Generationen zur Unterdrückung der Gefühle erzogen sind, bleibt schließlich nichts mehr zu hemmen oder zu zeigen. Wie kann der Schauspieler, der in der Alltagsexistenz verwurzelt ist, sich plötzlich am Abend in das Leben eines wahnsinnigen Königs hineinversetzen, dessen ungehemmte Leidenschaft wie ein Sturm über das uneingezäunte Land fegt? Wie soll er es glaubhaft erscheinen lassen, daß er sich aus Liebe umbringt, oder daß er einen anderen aus Eifersucht getötet hat? Es ist bezeichnend, daß unser modernes Theater kaum einen wirklichen Liebhaber aufzuweisen hat. Wenn ein Schauspieler auf der Bühne sagt: „Ich liebe dich“, ist es in vielen Theatern Sitte, zur musikalischen Begleitung der Streichinstrumente Zuflucht zu nehmen, um eine poetische Atmosphäre zu schaffen. Die Seele wird durch ein Vibrato der Violinen in Schwingungen versetzt — sonst würde es schwer sein, ein „Ich liebe dich“ von einem „Wie geht's“ zu unterscheiden.

In früheren Zeiten, als die Schauspieler von der Gesellschaft ausgeschlossen waren und wie Zigeuner umherzogen, waren sie unzweifelhaft stärkere, seltenere Persönlichkeiten. Ihre Leidenschaften waren ungezähmter; die Lebensgeister, die von ihnen Besitz ergriffen hatten, waren gebieterischer. Sie waren Schauspieler mit Leib und Seele. Heute ist der Körper willig, aber der Geist ist schwach.

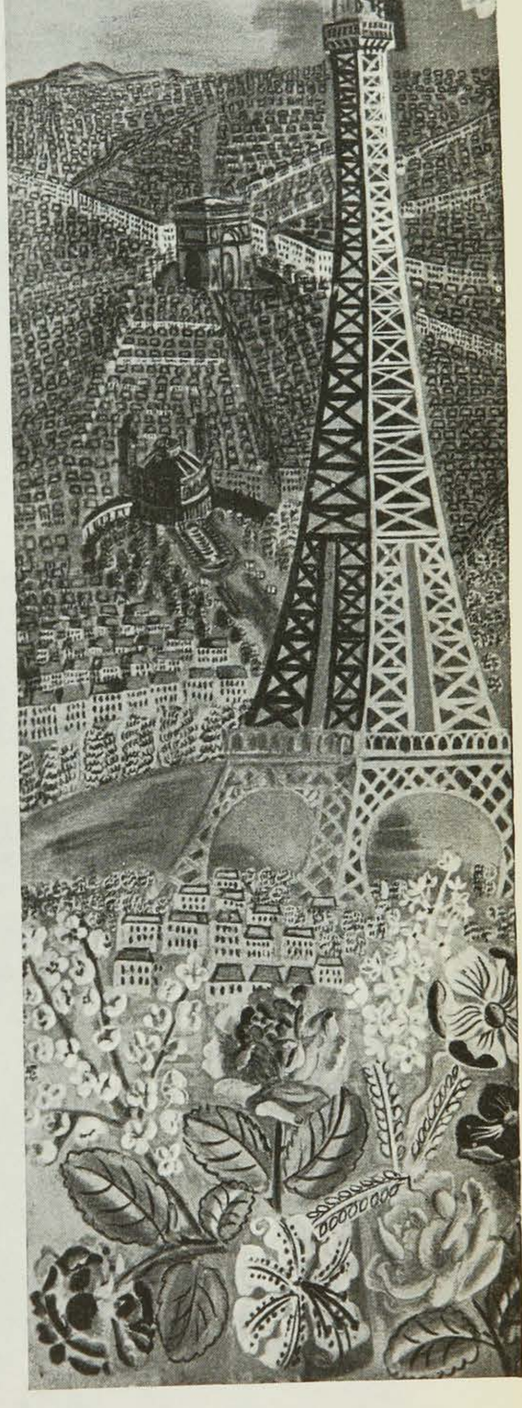
Jedem Menschen hat die Natur sein eigenes Gesicht gegeben. Doch in der Enge des bürgerlichen Lebens werden die Menschen mit der Zeit abgeschliffen, bis sie wie runde Kieselsteine sind. Ein Individuum sieht wie das andere aus. Aber die höchste Gabe für die Menschheit ist die Persönlichkeit — diejenige Fähigkeit, die auf alles, was einem begegnet, tief und kraftvoll reagiert, die durch kaum sichtbare, durch kaum hörbare Dinge erregt und angetrieben wird.

*

Die Empfänglichkeit der Kinder ist unvergleichlich, und der Drang zu formen oder zu gestalten, der in ihren Spielen zutage tritt, ist unbezähmbar und wahrhaft

Photo Süßmann

Berlin, unterm Funkturm



Raoul Dufy, Paris und der Eiffelturm



Berlin, Galerie Flechtheim

Paul Gauguin, Bretonisches Bauernmädchen (1894)



New York, Collection Quinn

André Derain, Le Repos (1914)



Die Schauspielerin Cécile Sorel (1928)

Photo Nadar

Cécile Sorel 1890



Photo Waléry





Photos Félix

Die Schauspielerin Eve Lavallière

schöpferisch. Instinktiv verwandeln sie sich schnell wie der Blitz in alles, was sie sehen, und verwandeln alles nach ihrem Wunsch. Ihre Einbildungskraft ist überwältigend. Das Sofa? — ein Eisenbahnzug! — schon rasselt und dampft und pfeift die Lokomotive, jetzt sieht jemand entzückt aus dem Fenster auf die vorbeifliegende bezaubernde Landschaft, nun sammelt ein strenger Schaffner die Fahrkarten, und jetzt kommt jemand an seinem Bestimmungsort an. Ein keuchender Gepäckträger schleppt den Koffer; der nächste Sessel dient als Automobil und saust geräuschlos davon, und der Fußschemel als Aeroplan fliegt durch alle sieben Himmel. Was ist das? Theater! Ein Mustertheater und ideale dramatische Kunst.

Die Schauspielkunst entstand in den frühesten Kindertagen der Menschheit. Nach Gottes Bild geschaffen, haben wir in uns etwas von dem göttlichen Schöpferwillen. Darum erschaffen wir die ganze Welt noch einmal in der Kunst. Und formen Menschen nach unserem Bilde. Shakespeare ist der größte, der eine wirklich unvergleichliche Wohltäter, der dem Theater erstanden ist. Er war Dichter, Schauspieler und Theaterdirektor in einer Person. Mit seinen Worten malte er Landschaften und formte er architektonische Szenen. In seinen Stücken ist alles in Musik getaucht und geht in Tanz über. Er steht dem Schöpfer am nächsten. Es ist eine wundervoll abgerundete Welt, die er schuf, und in sie stellte er menschliche Wesen mit allen ihren Leidenschaften, ihrem Humor und ihrer Trauer, Wesen von elementarer Größe und zu gleicher Zeit höchster Wahrheit. Er war Hamlet, König Claudius, Ophelia und Polonius in einer Person. Othello und Jago, Brutus und Cassius, Romeo und Julia, Falstaff und Prinz Heinrich, Shylock und Antonio, Bottom und Titania, und die ganze Reihe heiterer und trauriger Narren lebte in ihm. Er schuf sie und rief sie ins Leben.

Ich weiß wohl, daß für den Augenblick das Theater bedroht ist; es befindet sich heute im Verfall, weil ihm im Lärm und Gedränge der großen Städte seine eigenartige, festliche Schönheit, der zauberhafte Reiz des Spiels trotz der ihm zu Gebote stehenden materiellen Mittel genommen sind. Es hat sich noch nicht dem plötzlichen Wachstum der modernen Metropolis organisch angliedern können.

Aber ich glaube an die Unsterblichkeit des Theaters. Das Verlangen, Theater zu spielen, das Theater zu besuchen, ist ein elementarer Wunsch der Menschheit. Es ist der glücklichste Vorwand zum Entweichen für alle diejenigen, die heimlich ihre Kindheit in die Tasche gesteckt haben, um sie sich bis ans Ende ihres Lebens zu bewahren. Die Aufgabe des Theaters ist nicht die Verstellung, sondern die Enthüllung. Nur der Schauspieler, der nicht lügen kann und der uns zutiefst sein Herz erschließt, verdient die Lorbeeren. Das höchste Ziel des Theaters ist die Wahrheit, nicht die äußerliche realistische Wahrheit des Alltags, sondern die endgültige Wahrheit der Seele.

Wir können über den Ozean telegrafieren und telefonieren und Bilder drahten; wir können ihn überfliegen. Aber der Weg zu unserem Nächsten ist noch ebenso weit wie der zu den Sternen. Der Schauspieler führt uns diesen Weg. Mit dem Lichte des Dichters erklimmt er die unerforschten Höhen der menschlichen Seele, seine eigene Seele, um sie dort heimlich zu verwandeln und mit Händen, Augen und Stimme voller Wunder zurückzukehren.

(Aus einem Vortrag, den Max Reinhardt an der Columbia-Universität in New York hielt, ins Deutsche übertragen.)

EVE LAVALLIERE

DIE DURCH DEN TEUFEL ZU GOTT FAND

Von

ACHILLE D'AILLY

In Wirklichkeit hat Eve Lavallière vor vierzehn Jahren Selbstmord begangen, als sie alles aufgab, was für eine schöne gefeierte Frau das Leben bedeutet. Sie beging einen lange vorbedachten Selbstmord, warf ihr Talent von sich, die Koketterie, den Luxus, Ruhm und Reichtum, um sich selbst zu begraben, vergessen und fast armselig, erniedrigt unter den Erniedrigten in einem kleinen einfachen Haus, einer Anachoreten-Zelle, in dem Vogesendorf Thuillières.

Dieser Selbstmord verblüffte. Aber er war nur logisch, denn diese Glücksgesegnete war immer traurig gewesen, unsagbar und unheilbar traurig. Schon als sie in der Bäckerstube des Nachbars in der kleinen lauten und schnatternden Volksgasse in Perpignan den anderen Kindern das Theaterspielen beibrachte, in Szenen, die sie sich selbst ausgedacht hatte, suchte sie sich selbst die traurige Rolle des kleinen Mädchens aus, das sterben muß. Damals hieß sie noch Eugenie Fenoglio und wurde Nini gerufen. Sie haßte jeden, der sie beim Sterben stören wollte, und wenn der schwitzende Bäcker die Kinder aus der Backstube jagte, sagte sie ihm jedes Mal Todfeindschaft an.

Zu Hause hatte sie allen Grund, traurig zu sein. Da war es nichts mit Spiel und Theater, da wurde Leben gespielt. Und eines Tages stieg das Drama zum Gipfelpunkt, und Nini wurde Waise: der Vater erschlug in ihrer Gegenwart die Mutter.

Nun kam sie zu einer Verwandten, einer Madame Granier, und hier begann ein neues Mysterium. Auch hier bei der alten Frau war es nichts mit dem Spiel. Die alte Frau glaubte an Wunder und Mirakel. Denn im Haus, in dem sie wohnte und das aus dem 17. Jahrhundert stammte, hatte die Schwester Anna-Maria Antigo gelebt, deren Leiche man noch heute in der Kapelle des Klosters Sainte-Claire, vor den Toren von Perpignan, sehen kann. Vor drei Jahrhunderten ist diese fromme Schwester gestorben, und es hieß, daß sie eine Heilige gewesen sei. Darum ist ihr Leib auch nicht verfallen, und die Augen der Toten leuchten noch immer. Nini, die im Hause der Heiligen lebte, dachte nur an sie, wenn sie als Modistin arbeitete; man hatte sie am Marktplatz von Perpignan in die Lehre gegeben. Sie stichelte an den Hüten und dachte an die Heilige, deren Augen sich nicht schließen wollten und deren Schatten durch das Haus zog, wenn Nini abends mit der alten Frau mit aufgespreizten Händen am Tisch saß und auf das Klopfen der Geister wartete.

In einem Werk über die Schwester Antigo steht zu lesen: „Die heilige Jungfrau und die heilige Anna erschienen ihr und sagten ihr ins tiefste Herz hinein: Bereite Dich vor, meine Tochter, denn in drei Tagen wirst Du sterben! Und in drei Tagen starb die fromme Schwester.“

Ach, es war alles so traurig um die kleine Modistin Nini Fenoglio, in der altertümlichen Stadt Perpignan, und sie wollte doch so gern lustig Theater spielen und mußte doch so furchtbar traurig sein.

Am Sonntag, dem 7. Juli 1929, als die Dorfkirche von Thuillières zur Messe läutete, sagte die vom Leben abgeschiedene Eve Lavallière zu ihrer Freundin, die sie pflegte: „In drei Tagen werde ich tot sein.“ Da dachte sie an die Schwester Antigo und wurde wieder Nini Fenoglio. Nach drei Tagen war sie tot.

*

In dem mystischen Haus der alten Frau war sie geborgen. Nie hat man die Gründe erfahren, aus denen sie eines Tages wie eine Irrsinnige aus dem Haus lief, lief und lief, bis sie nach Paris kam. Und sie öffnete ihre schönen schwarzen Augen und sah erstaunt wie ein junger Vogel, der zu früh aus dem Nest gefallen war, die Häßlichkeiten der Welt, deren Schauer ihre Nerven elektrisierten, ihr eine rauhe und doch glühende Stimme gaben; sie stand inmitten des Wirbels mit der Grazie eines wilden Rehs. Lange bevor Colette „Claudine in der Schule“ schrieb, wurde sie „Claudine auf dem Theater“.

Bevor ihr Paris seine Arme weit öffnete, hatte sie sich am Theater versucht. Auf ihrer Flucht fand sie ein erstes Unterkommen bei einer Truppe in Montpellier, wo sie zum ersten Mal in einem Stück „Der verwundete Vogel“ spielte. Und sie erzählte oft: „Mein Gott, wie traurig war ich an diesem ersten Abend. Wie traurig konnte ich sein.“

Man kannte sie nicht in Montpellier, der Impresario kannte sie nicht, niemand kannte sie. Als man von ihr eine biographische Notiz für das Programm verlangte, schrieb sie: „Blut, ein grausiges Drama, die Hölle auf Erden, eine Hölle, grausamer als der Tod, und am Ende von alledem ... die Schauspielerin Eve Lavallière.“

Der Impresario verstand kein Wort. Das Publikum auch nicht. Nur das kleine Mädchen mit den riesengroßen schwarzen Augen, Nini, die nun Eve Lavallière hieß, verstand, was sie schrieb. Den Namen hatte sie von den Geistern bekommen, die ihn durch Klopfzeichen des Tisches ihr diktierten.

Mit einem Schlag gab ihr Paris alles, was es einer Frau geben kann, alles was eine Frau sich auf Erden erträumen kann, nur nicht die Liebe, die sie auf ihrem ganzen Lebensweg gierig suchte, auch auf den verbotenen und verworrenen Wegen, die von den bösen Geistern regiert werden, die Baudelaire besungen hat. Und immer war sie von dem Schutzengel ihrer Melancholie begleitet.

Zwei Menschen haben in ihrem Leben eine große Rolle gespielt: Fernand Samuel und Leona. Samuel war Direktor des Theatre des Variètès, dessen Star sie schnell wurde. Er liebte sie um ihres Talentes willen, wegen ihres bizarren Charmes und wegen des mystischen Schleiers, der sie umgab. Denn Samuel war ein überzeugter Spiritist. Sie heirateten, und Samuel war für Eve der Direktor, der Freund und der „Papa“ in einer Person.

Ganz Paris huldigte ihr, wollte sie sehen und stürmte das historische Theater am Boulevard Montmartre. Kurz vor dem Kriege bekam Eva ein Kind, das man bis vor einigen Jahren für ein Mädchen hielt. Dann hörte man von einer Operation des Backfisches ... und seit einem Jahr tritt es als junger Schauspieler Jean-Jean Lavallière in der Revue der Folies-Bergères auf.

Leona war eine junge belgische Schauspielerin, die sie begleiten sollte, als die Koffer schon zu einer Tournèe in die Vereinigten Staaten gepackt standen. Und plötzlich sagte Eve zu Leona: „Wir reisen nicht ... oder vielmehr, wir reisen

doch, aber nicht nach Amerika, sondern nach Lourdes." Leona war bereit, wohin auch immer zu folgen.

Damit hörte Eve Lavallières Theaterleben jäh auf.

Niemand glaubte an das Ende. Man tuschelte diskret, wollte sie da gesehen haben oder dort, mit dem oder jenem. „Eine Laune! Sie macht sich über uns lustig . . .!"

Aber sie hatte sich nicht über uns lustig gemacht. Der Bekehrer der neuen Thais war erschienen. Ein einfacher Dorfpfarrer sollte es sein, der in dem Ort amtierte in der Touraine, in dem sie sich ein Schloß gemietet hatte, als der Krieg ausbrach. Man hatte von Spionage gemunkelt, als man hörte, daß sie mit einem deutschen Diplomaten liiert war. Da zog sie sich in das Schloß zurück.

Noch andere Warnungszeichen hatten vorher ihren Weg gestreift: eine plötzliche Blindheit zwang sie wochenlang in ein dunkles Zimmer. Und der Spiegel sang ihr das Lied: „Thais, Thais, du alterst!"

Und plötzlich entdeckte sie ihre Liebe zu Gott, die war überwältigend stark und endgültig. Sie entfloh mit Leona in das kleine Haus in den Vogesen, und wenn ein Unberufener sie stören wollte, flüsterte sie ihm zu: „Still, still, ich war nie so glücklich wie jetzt. Endlich weiß ich, was Glück ist."

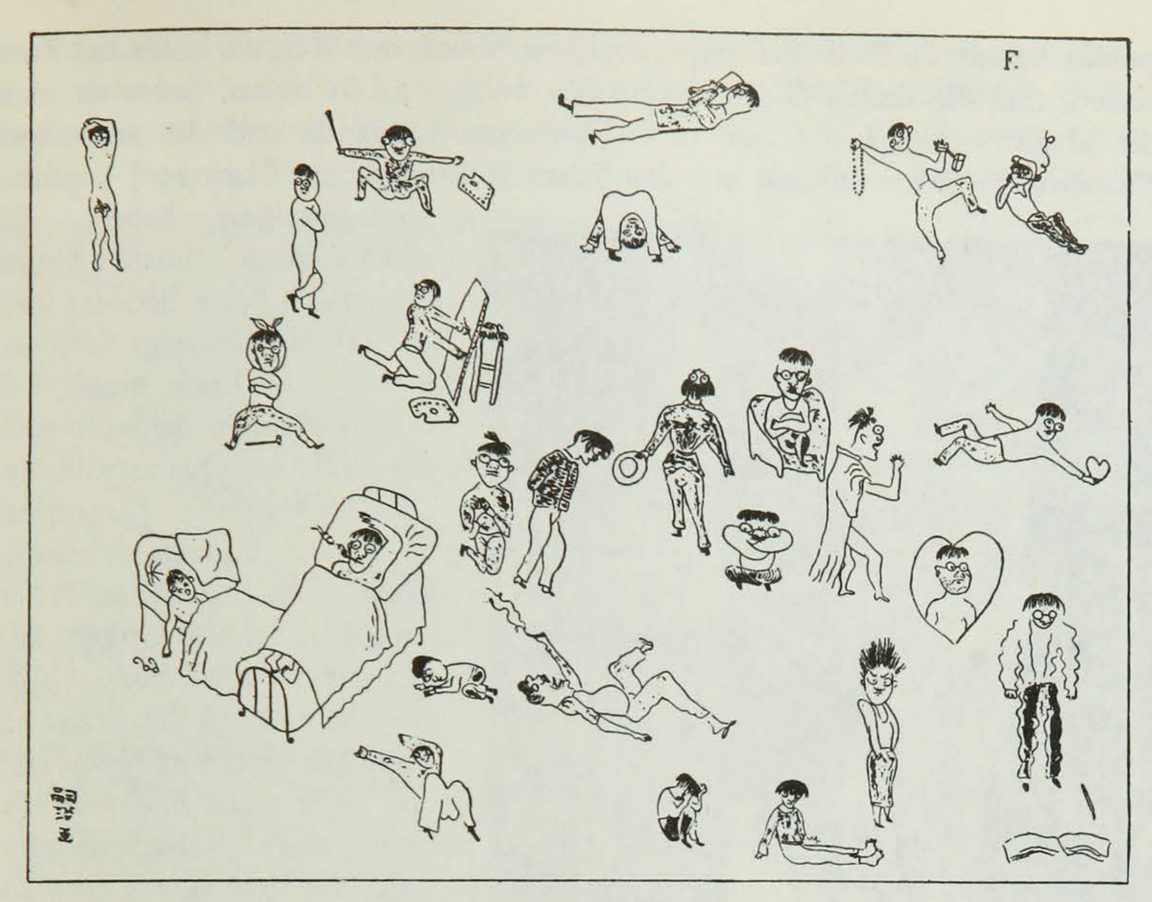
Nur Robert de Flers, in dessen Stücken sie die größten Triumphe gekannt hatte und der ein seltener Mensch war, besuchte sie hie und da. Dann noch ein paar Freunde, der Parfümfabrikant Bichara, der Augenarzt Borch, Marie Marquet und die Spinelly. Aber sie empfing sie alle nur hinter geschlossenen Fensterläden. „Durch den Teufel habe ich zu Gott gefunden!" sagte sie ihnen mit ernster Stimme, die aus einer anderen Welt zu kommen schien. Seit zwei Jahren lehnte sie auch diese kleinen Besuche ab, weigerte sich, selbst ihren Sohn zu sehen. Nur die treue Leona war um sie.

Robert de Flers soll sie das Geheimnis ihrer Bekehrung anvertraut haben, und er erwies sich als treuer schweigsamer Freund. Sie hat ihr Geheimnis auch zwei Priestern anvertraut, doch niemand weiß, ob sie je sprechen werden.

In den Augen mancher Frauen brennt eine Flamme, die auch gegen ihren Willen das Auge der Männer blendet. Weil sie solche Augen hatte, traute ihr die Kirche nicht so recht. An Feiertagen sang sie immer in der Dorfkirche von Thuillières, und niemand kannte sie. Unter den Andächtigen befand sich ein früherer Offizier, der sich wie sie bekehrt hatte. Er war ihr letzter Freund. Sie saßen an den Winterabenden zusammen und machten den Weg zusammen, von dem sie immer geträumt hatte: nachts über verschneite Wege mit der Laterne zur Mitternachtsmesse zu gehen.

Aber ihre geistigen Väter waren streng, der Pater de Foucauld, unter dem sie in Tunis Kranke gepflegt hatte, und Monsignore Lemaitre, der Erzbischof von Karthago. Sie befahlen dem bekehrten Offizier, Eve allein zu lassen. Er ging als weißer Pater zur Mission, und sie blieb nun ganz allein mit Leona, bis zu ihrem Tode.

Sie bewahrte ihr Geheimnis und wollte auch nicht, daß die andere Welt, die sie auf der Bühne vergöttert hatte, von ihrem Tod erfahre. Als ihre Stunde gekommen war, sah sie sich im Kreise um, als ob sie Gesichter suchte, die sie liebte. Niemand wußte, daß es zu Ende ging, niemand war gekommen. Und sie



Foujita

DIE ÄSTHETEN VON 1929

Von

RENE CREVEL

Die Niere sieht aus wie eine Schote", erklärt der Naturwissenschaftler. Nehmen wir an, er spricht zu einem Schüler, der dieses Gemüse nicht kennt. Der Schüler fragt also:

„Und die Schote?"

„Die Schote sieht aus wie eine Niere", wird ihm geantwortet.

Sollte ihn aber diese Gleichungsalgebra nicht verblendet haben, so wird dieser Schüler mit seiner schönsten weißen Kreide auf die schwärzeste Schiefertafel der intellektuellen Täuschung notieren:

Niere = Schote.

Schote = Niere.

Niere = Niere.

Aber die Identität jedes Wesens, jedes Gegenstandes mit sich selbst verlangt zur Rechtfertigung ihrer Geltung durchaus nicht, daß man den Körper und seine Mysterien studiert. Was soll es also nützen, von der Niere auf die Schote zu kommen, um von der Schote wieder auf die Niere zu schließen? Übrigens also auch einer, der die Naturwissenschaften empört zugunsten anderer Wissenschaften verläßt, in der Hoffnung, sie mögen anormaler sein.

Ist er einmal so weit, so werden wir ihn eines Tages bei der Theorie der Avantgarde der Filmbesessenen finden, die, aus dem paradoxesten Gesichts-

punkte heraus, an Stelle des ursprünglichen Nabels der Welt ein höllisches Rund setzen, und die diesen Globus sich nicht ruhig drehen lassen, bevor sie nicht die kleinste Ameise auf ihm in kubistischem Gewande und das armseligste Phanerogam (Blütenpflanze mit deutlichen Befruchtungswerkzeugen) kopfüber photographiert haben. Ein schmelzendes Stück Zucker wird von dieser liebenswürdigen Bande unbedingt dazu verurteilt, das Ende einer Welt vorzustellen, in der andrerseits ein schlichtes Quarzstaubkörnchen im gegebenen Augenblick erloschene Sonnen wiederbeleben muß. Strohhalm, Pfropfenzieher, Schlüssel, nichts läßt sich der Ästhetizismus von 1929 entgehen. Natürlich trägt er keine Orchideen im Knopfloch und auch keine Azalee an den Fingern — lächerlicher Stil 1900, aus dem Rauch einer Zigarette geboren — und er spuckt auf die Hortensien. Und dieser Freigeist kann nicht umhin, nur in esotorischen Sesseln sitzen, nur auf synthetischen Polstern der Liebe fröhnen zu wollen.



Max Thalmann

Als Jüngling ist er bemüht, sich durch die Praxis jedes denkbaren Sports einen eisernen Körper, stählerne Muskeln zu schaffen. Erwachsen, d. h. etwas weniger in die Bewegung verliebt, fordert er von den aus Aluminium geschnittenen Wandschirmen seines Ateliers die Illusion eines Metall-Zeitalters. Seine Großmutter, die Dame mit der Tournure, verzierte ihr Hauskleidchen mit Musselinvolants. Er möchte sein Bett am liebsten mit Zinklaken haben, und die weiseste seiner Schwestern hat das Büfett in ihrem Eßzimmer durch einen Operationstisch ersetzt. Auf dem Weg, den die Dinge bei uns nehmen, werden die biedersten Familien bald nicht mehr die Sardinen essen, sondern die Konservendosen, in denen ihre unschuldigen Kadaver ruhen.

Die Rückständigen, die sich dem Wunder des Nickels verschließen, werden

einwenden, sie hätten keine so robusten Magen. Faule Ausrede! Und das Auge, hat es nicht schon die erfreuliche Frische, ohne ein Wimperzucken die Autoscheinwerfer zu ertragen! Mit kühner Feder lobt eine moderne Reporterin ein junges Paar up to date, das seine Honigmondstunden in einem kleinen Salon statt unter einem altmodischen Lampenschirm im Licht von Autoscheinwerfern feiert.

* * *

Jede Epoche wußte das Wort zu finden, das ihren künstlerischen, intellektuellen und moralischen Mißbrauch autorisierte. So hat die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts den ‚Realismus' heraufbeschworen, heute führen die Vermittler alles Modernen wo sie gehen und stehen das Wort „Abstrakt" im Munde. Und dieses ‚Abstrakt' wurde gelegentlich einer Ausstellung in einer kalifornischen Stadt von dem Bearbeiter des Katalogs liebenswürdigerweise wie folgt

„Ja, Liebste, ich bin eben ein wenig altmodisch. . ." (Aus „The New Yorker")

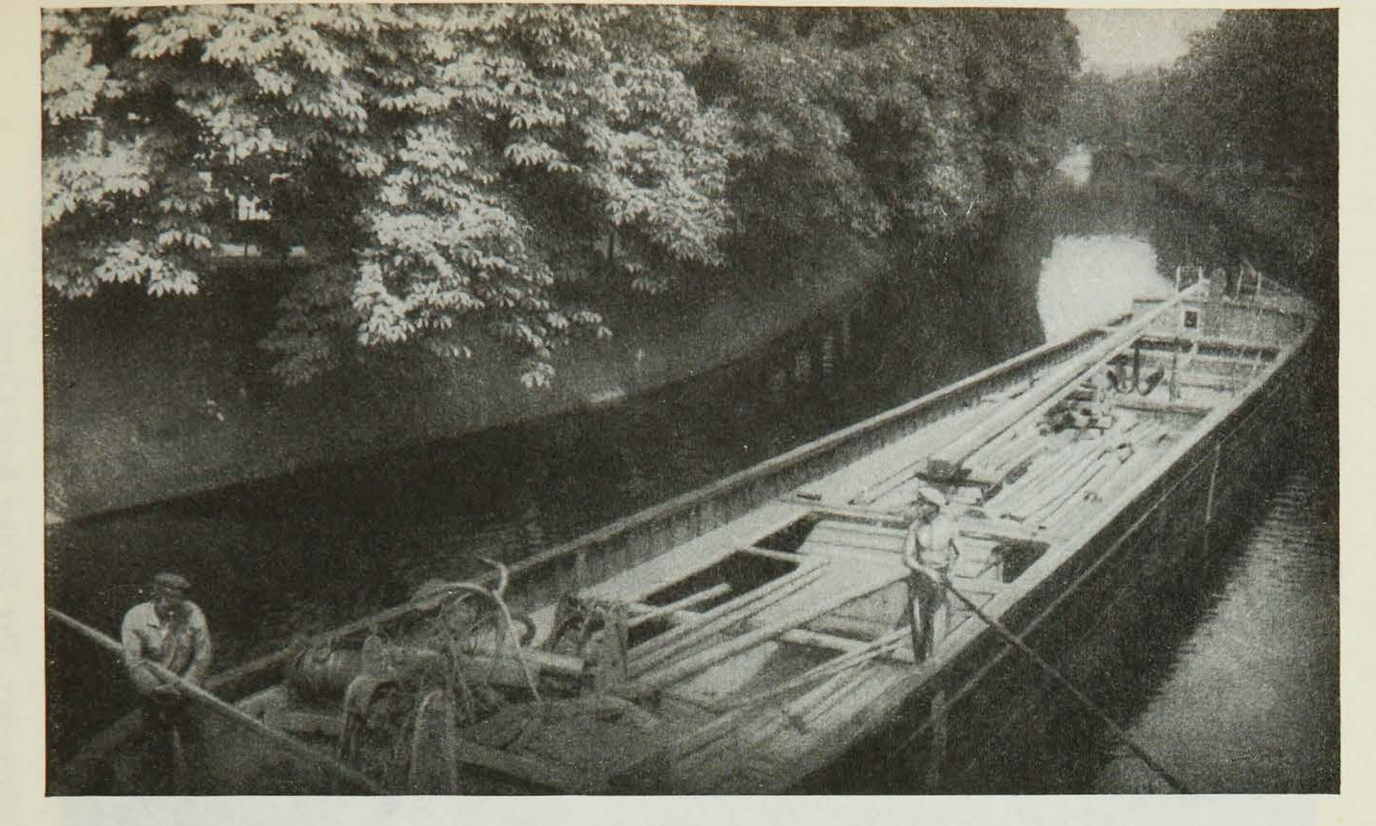
definiert: „Ebenso“, konstatiert er, „wie es einerseits die Musik aller Zeiten, aller Länder gibt: Opern, Sonaten, Konzerte, Lieder, Tänze usw. . . . und andrerseits das „Tralala“ (Esperantoausdruck, in dem sich das Universum spontan einig gefunden hat), bei dem sich jeder einmal trällernd ertappt, ebenso gibt es auch einerseits die Mehrzahl der Gemälde: historische und mythologische in Museen, Landschaften bei Sammlern, Kardinäle um eine Flasche rubinroten Weins versammelt, Wälder und erikageschmückte Hügel über unterrockbedeckten Pianos, braune Stilleben in bürgerlichen Interieurs, Rosen in den Jungmädchenzimmern und Begonien, ja diese Begonien, von denen eine Dame mit imposantem Busen im Wartezimmer eines Arztes behauptete, die Vollendung, mit der ihr Maler sie geschaffen, sei so restlos, daß sie nur dann ihresgleichen fände, wenn der besagte Ritter des Pinsels sich an Erzbischöfe wagte . . . also, ebenso wie es Musik gibt und „Tralala“, so gibt es auch Gemälde und Gemälde, nämlich einerseits gegenständliche und andererseits solche, die man „abstrakte Bilder“ nennt, und die sich zu den ersteren verhalten wie Tralala zur Musik.“

Wer hätte nach einer solchen Erklärung Angst, in einen abstrakten Film zu gehen, in einen Tralala-Film, dessen Heldin schön ist wie eine Glasblume. Aber die Glasblume, wie schön ist die Glasblume? Die Glasblume ist schön wie eine Filmdiva. Also? Wieder und immer wieder die Geschichte von der Niere und der Schote. Und damit die Glasblumen in ihre metaphysischen Vasen, ihre Ställe, zurückkommen, beginnen die Zwischentitelschreiber eine andere Übung, einen anderen Film und konstatieren auf der Leinwand, daß die Luftschiffhallen schön sind wie Kathedralen, was den verfallensten Kathedralen das Recht gibt, sich mit den stabilsten Luftschiffhallen zu vergleichen. Und inzwischen weiß man mit Komplimenten nichts mehr anzufangen, denn schön sein heißt: schön wie nichts, wie niemand.

Der Ästhetizismus sucht Rezepte, sucht Formeln. Die gefühlsmäßige Ergriffenheit, die allein schöpferisch ist, will nichts davon wissen. Man sollte statt „Affichieren verboten!“ jetzt an die Mauern schreiben: „Der Gebrauch des Wortes ‚wie‘ ist verboten!“ Und damit würden wir ein für allemal der Folter der „gotischen Grammophone“, der „Lifts à la Louis XVI.“ und der zu einem griechischen Tempel erniedrigten Börsenpaläste entgehen. Stil ist Schicksal. Stil ist gebieterische Forderung. Stil läßt sich nicht mit Vorbedacht erfinden. Wer über Großstadtwesen schreibt, tut es immer auf seine Kosten. Die Häuser, die dem Boden entsprungen sind, haben dem Boden Kräfte entzogen, die sie ihm nie zurückerstatten. Wie landwirtschaftlicher Grund, so verlangt städtischer Baugrund seine Brachzeit. Untergegangene Wälder, tote Häuser bilden die Wüsten im Herzen aller Metropolen.

Ästheten von 1929, ihr könnt unser Paris nicht lächerlich machen, Paris, rührende alte Stadt, köstliches Paris, „Paris, mein Dorf“, wie er das Vorstadtlied nennt, Paris mit den für die Ungeheuer von Autobussen zu engen Straßen und in dem seit dem ersten Kaiserreich der einzige Stil, der sich durchsetzen konnte und dem es gelungen ist, den Straßen, Boulevards und Avenuen eine Familienähnlichkeit zu geben, der Stil der aedicula, des Kleinhauses, Einfamilienhauses war, und den erfunden zu haben, die Unsterblichkeit des Kaisers Vespasian rechtfertigt.

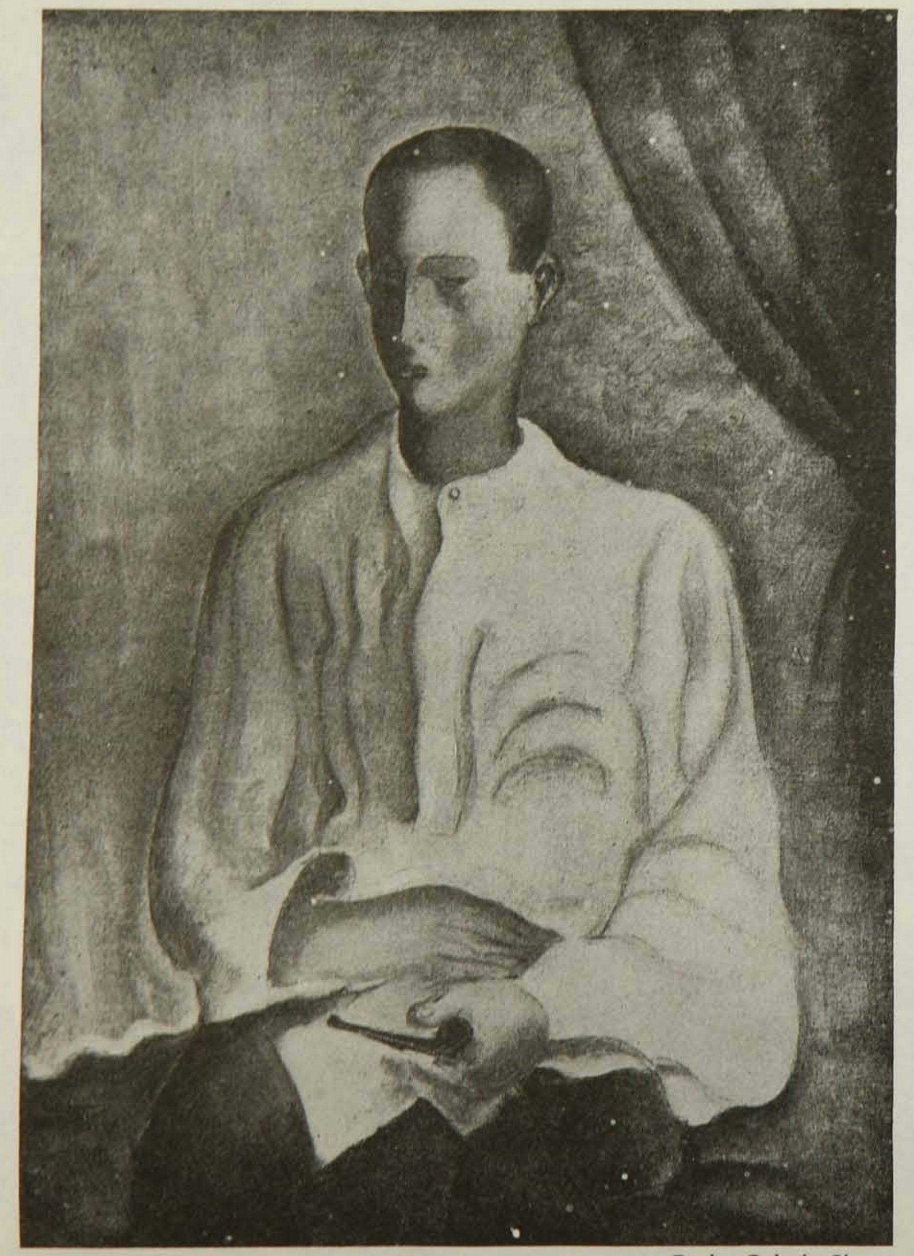
(Deutsch von Schi)



Berlin, Lützowufer

Photo Hehmke-Winterer

Richard Gessner, Paris bei Nacht



Paris, Galerie Simon

André Masson, Der Dichter Georges Limbour

Paris, Galerie Pierre

Tschelitschev, Der Dichter René Crevel

Gemälde von Derain

Der Kunsthändler Paul Guillaume



Gemälde von Modigliani

Photo Willinger

Richard Strauß

Galerie Flechtheim

Georges Seurat, Der Fischer

DIE FRANZÖSISCHEN WEINE

Von

MARCEL SAUVAGE

Es gibt keinen Dichter Frankreichs, der nicht das Blut und Gold französischer Weine besungen hätte, und besonders die Dichter zweiten Grades leben meist nur durch ihre Trinklieder, die den funkelnden Geist alter Jahrgänge oder trunkene Nächte in hell erleuchteten Wirtshäusern besingen, im Volke fort.

Schon im 17. Jahrhundert rief St. Amandus, mitten auf dem Tisch stehend, seinen Kumpanen zu:

> Bacchus qui voit notre débauche
> Par ton saint portrait que j'ébauche.
> Reçois-nous dans l'heureuse troupe
> Des francs chevaliers de la coupe.
> Et pour te montrer tout divin
> Ne la laisse jamais sans vin!

Raoul Ponchon, der Verfasser von „La Muse au Cabaret", singt all denen, die, um sich auf den Pegasus zu schwingen, vor allem Frauen und Liebe auskosten:

> Que si j'ose élever la voix
> Dans le tumulte de la vie,
> Ce n'est que pour
> Célébrer le vin et l'amour.

Vom Norden bis zum Süden Frankreichs hat man die Qual der Wahl...

Bordeaux, Burgunder, Champagner, Beaujolais oder Côtes du Rhône, die Weine der Loire und all die kleinen Sorten der Provence, die wie pure Sonne im Glase schimmern, all die kleinen Moselweine und die Elsässer, die uns so süß berauschen, die gefährlichen Korsischen Weine und die schweren, roten aus Algier, die mir immer die Vorstellung von Velour-Draperien vors Auge zaubern. Dies ist die ungeheure Kultur Frankreichs, Frankreich, wie es leibt und lebt. Weinberge, fast zwei Millionen Hektar Land, geben Jahr für Jahr — einmal etwas mehr, einmal etwas weniger — 70 Millionen Hektoliter Wein der verschiedensten Namen und Arten, nach kleinen Dörfern benannt, die mit weit mehr Berechtigung in der ganzen Welt berühmt sind als sämtliche Schlachtfelder. Jahr für Jahr sprudeln 30 Millionen Flaschen Champagner als Inbegriff der Lebensfreude. Man müßte wirklich berauscht sein, um von diesem ungeheuren flüssigen Schatz, der in den Tiefen der Keller seine Kostbarkeit verbirgt, in den Tönen zu reden, die er verdient.

— Kellner, ein Bourgueuil, ein Bourgueuil aus der Zeit des Kometen, wenns den noch gibt...

Die Welt wird licht. Wie die Augen leuchten. Wie die Zungen sich lösen!... Wein belebt die Unterhaltung. *Edmond Jaloux* hat über dies Thema einen Essai geschrieben, den ich zitieren will:

„Der rote Bordeaux ist durchsichtig und blumig, hat eine gewisse Herbheit

und schmeckt nach Sonne. Kümmernisse verfliegen vor ihm . . . er ist durch und durch Franzose (weit mehr als der Champagner, von dem man es gerade immer glaubt). Vielerlei Ideen, keine Tiefe, die große Phantasie fehlt ihm. Mit einem Wort, ein kartesischer Wein. Von ihm befeuert, muß jeder Pfeil sein Ziel erreichen. Unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet er nicht, aber er beflügelt den Geist und schärft die Logik. Er versetzt uns im Nu in amüsant-beredte Stimmung, wir schwatzen von leichter Moral, heiterer Philosophie, auch ein bißchen von Psychologie; von amüsanten Wissenschaften (Physik, Mechanik, Prophezeiungen à la Wells, Telepathie, Chirurgie usw.). Ein liebenswürdiger Skeptizismus verleiht ihm großen Charme, das ist Montagner Wein.

Der weiße Bordeaux — wenigstens der süße —, wie der Sauternes oder Château-Yquem, ist dazu von der Grazie des 18. Jahrhunderts beseelt, flüstert uns leichtsinnige kleine Geschichten ein, reizende Bonmots (von Crébillon oder Caylus, auch Anekdoten von Chamfort oder Aussprüche von Sheridan).

Der rote Burgunder zieht uns in eine ganz andere, viel weitere und aufrührendere Sphäre. Ein Scherz von Aurélien Sholl würde angesichts eines ehrwürdigen Chambertin albern wirken. Er stimmt uns religiös, erschließt uns die Probleme der Metaphysik in ihrer Erhabenheit. Lenkt er den Geist zur Wissenschaft, dann nur zur Psychoanalyse; sein Dichter ist Baudelaire, seine Romanciers Dostojewsky, Stendhal, Meredith. Die reichen Herbstwälder mit ihrem bischofs-lila Schimmer sind seine Landschaft. Er entspricht — wenn man es so ausdrücken darf — den edelsten unter den Menschen. Welch tausendjährige Weisheit ruht tief drinnen in einer Flasche Romanée, welch stille Lyrik spricht aus den tausend verborgenen Blüten des Corton, des Clos-Vougeot!



Margarete Hammerschlag (Holzschnitt)

Der Beaujolais führt uns wieder zur Erde zurück. Er kann uns die gleichen Empfindungen wie der Bordeaux vermitteln, nur härter, unruhiger. Er ist rätselhaft, flößt unerfüllbare Wünsche ein, macht uns sehnsüchtig und unzufrieden. Sein Charme hat einen erregenden Stachel. Er zwingt uns zur Selbst-Analyse.

Und dann der Côte du Rhône, der sonnengetränkte. Welch herrlicher Rückblick auf längst vergangene Zeiten! Das alte Griechenland ersteht vor unseren Augen, wir sehen die Pelasger untergehen, die rauhen Dorier von den Bergen herabstürzen, die listigen Jonier die Küsten entlangschleichen und



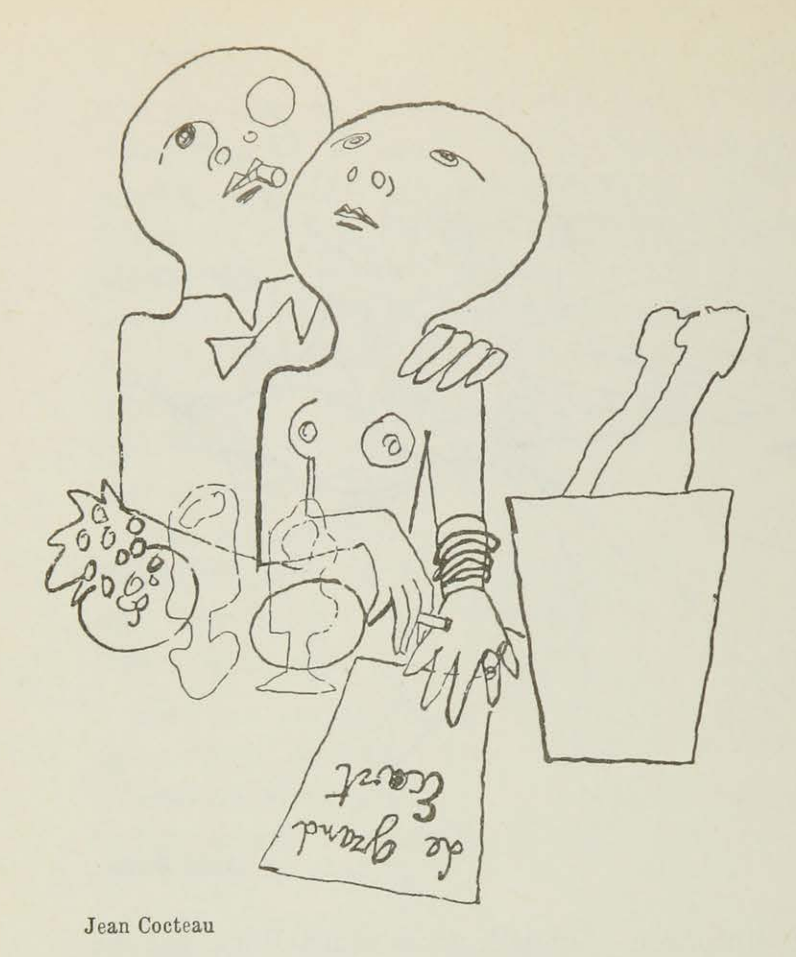
André Derain

die Phönizier die ersten Götter einführen. Schnell noch einen Blick auf die ägyptischen Götter, deren Profil das Weltall widerspiegelt; und die endlosen, unterirdischen hieroglyphengeschmückten Gewölbe kommen uns in Erinnerung, die man feierlich durchwandelt. Wir erleben noch einmal das Erwachen Roms, dieser Krebsschere, die die Welt fest umklammert hielt, und die eines Tages knirschend aufsprang, als die Welt unter ihrem Druck doch zu mächtig geworden war! Der starke und zugleich zarte Geschmack des licht- und geistdurchtränkten Hermitage, des Tavel, des Château-Neuf-du-Pape reizt zu diesen glühenden Beschwörungen.

Und wir dürfen die feinen, delikaten, luftigen Weine der Loire nicht vergessen, die so voll spöttischer Weisheit stecken. Sie lehren uns Mäßigkeit, Bescheidenheit, Einsicht. Spürt man sie auf der Zunge, so spricht man von Architektur, Gartenbau, von Leckerbissen und all den eleganten kleinen Dingen, die das Leben verschönen und umrahmen, von Schmuck und Dekorum und — von unseren alten Königen. Ach, und wir haben Frankreichs Weine noch lange nicht erschöpft. Da gibt es noch Weißweine aus dem Var, süße und hinreißende Weine, die ein bißchen nach Flintenstein schmecken und an Jagd erinnern, an Pferderennen, an zahllose ländliche Vergnügungen. Ich habe eine Vorliebe für die Weine aus dem Gard, die mir die Lieder der Troubadoure in Erinnerung rufen, sentimentale Probleme, über deren Lösung Bertrand de Born oder Pierre Vidal nachsannen . . ."

*

Weißer, purpurroter, blauer, grauer, rosenroter Wein, Himmelsbogen für Sprache und Hirn. Der weiße muß frisch und gekühlt getrunken werden. Beim roten „ist es eine komplizierte und vielumstrittene Frage", wie es M. Paul de Cassagnac amüsant ausdrückt.



Jean Cocteau

Aufgepaßt, Messieurs, Achtung! Stillgestanden! Es folgt eine Flaschenparade mit Wachshelmen.

Bordeaux: Man muß ihn in langen Schlucken gurgeln: „denn das Charakteristische der Sauternes (Château-Yquem, la Tour-Blanche, Bayle) wie der Médoc (Château-Latour, Château-Lafitte, Château-Margaux) und der Graves (Haut-Brion, Pape-Clément, Lamenzame) ist die wunderbare Vereinigung von Wohlgeschmack und Pikanterie. Man glaubt, einen berühmten Bordeaux zu kennen, und muß verwundert immer wieder neue Eigenschaften feststellen. Gute Jahrgänge sind: 1899, 1900, 1901, 1919 ...

Burgunder: Er ist leichter, herber. Er stammt aus einem rauheren Land mit wilderer Erde, Côtes de Nuits, Côtes de Beaune, Côtes Châlonnaises und Côte Dijonnaise, die kleinste und unbekannteste. Nun die drei Romanées: der Chambertin, der fast nur noch eine legendäre Existenz führt. Der Clos-Vougeot, der Nuits Saint-Georges und der Richebourg. Dann der Pommard, der wilde Pommard, Victor Hugos Lieblingswein, der Beaune, der Montrachet, Meursault, und der Mercurey, der Montrecul, der lieblich-herbe Maconnais. Dann die Weine aus Nieder-Burgund: der Chablis, von leichterem Geschmack und berauschender Wirkung. Ferner der Beaujolais, der noch leichter ist, nach Früchten schmeckt, höchst seltsam wie Tausende von Rubinen funkelt und eine hypnotische Kraft in sich trägt. Gute Jahrgänge sind: 1904, 1906, 1911, 1912, 1915, 1921, 1923, 1926.

Champagner: drei rotleuchtende Weinberge und die helle Küste. Die beiden Hauptstädte des Champagners sind Reims und Epernay. Auf die Farbe muß man besonders achten. „Der Wein von Epernay schimmert fast goldgelb, der von Reims dagegen hat eine blassere Färbung, mehr grüngold." In finsteren Kellern beginnen die Flaschen voll jungen Weines langsam zu gären. Es dauert drei bis vier Jahre, bis der süße Champagner richtig schäumt, und er muß in unzähligen kleinen, freudig purzelnden Blasen schäumen! Champagner ist der Wein der Feste, das Feuerwerk, das sie belebt.

Bordeaux, Burgunder, Champagner: die drei Musketiere. Aber es gibt noch unzählige andere: die aus dem Loiretal, die kleinen Schlingel, die sehr zart, grün, herb und pikant zugleich sind. Der süßeste von allen ist der Vouvray. Er hat eine große Nachkommenschaft. Dann die Rotweine aus der Touraine, der schäumende Saumur, die Weine aus dem Rhônegebiet — die Côtes du Rhône

haben ein wunderbares Feuer — und die aus dem Adour-Tal, der honigsüße, goldige von Jurançon, der einzig in seiner Art ist. König Henri IV. wurde schon bei seiner Geburt mittels eines Löffels voll Jurançon, den ihm sein Vater, Antoine de Bourbon, zugleich mit einer Knoblauchszehe einflößte, zum Fürsten geweiht. Und das ist lange nicht alles. Man müßte noch zehnerlei andere Weine aufzählen, z. B. die Provencer, aber ich begnüge mich damit, dem von Cassis schnell noch einen Gruß zuzuwinken. Man trinkt ihn zu Seeigeln, Muscheln und zur Bouillabaisse, abends im alten Hafen von Marseille oder Sonntags im Kittchen. Ah, er schmeckt so nach Jagd — — und dann . . .

Halt! Jetzt höre ich auf. Der Leser muß ja schon Kopfschmerzen und Durst haben . . . ich übrigens auch . . .

Am Schluß der Rechnung aber muß man voll Jammers feststellen — und das ist wohl das Schicksal alles wahrhaft Großen —, daß man heute aus einer Flasche Edelwein zehn Fässer Weines macht, der mit dem Original nur noch den Namen gemein hat.

(Deutsch von Eva Maag)



Jean Cocteau

DENEN, DIE ICH NICHT KENNE

Von

RENE ARCOS

Die unter allen Menschen ihr bestimmt seid,
Mir zu begegnen,
Ihr, die ich nicht kenne
Und die ich kennen lernen muß an einem Tag
Und die ihr lebt in meiner Stadt.

Auch ihr, die ihr mein Vaterland bevölkert,
Und ihr, die ihr weit wandelt in der Welt.
Einst in der schönsten Nacht
Mit ihrem wunderbaren Atem
Und ihrer Poesie an Helligkeit —
Gleichwie am Fest des Abendmahls die Kirche —
Weiß ich zum erstenmal,
Daß ihr geboren ward und daß ihr seid.

Im Schweigen einer Nacht
Entfaltet sich die Seele mühelos:
So floh die meine hin zu euch,
Gewann sie euch
Und wiegt jetzt hin und her, die euren tragend.

Ich werde zum Erfinder eures Lebens
Und mache mich es glauben.
Ich sehe euch ganz nah,
Ich sehe euch ganz fern,
Ich sammle euch in meine Augen,
Bin wie ein Wirt inmitten seiner Gäste.
Hoch über meinem Kopfe hebt
Der Raum sich froh
Wie in dem Augenblick des Toasts,
Wenn er die Kelche aneinanderschließt.
Ich sehe euch so gut: ich kann die Hand
Ausstrecken und auf eure Schulter legen.

Du da wirst eines Tags mein Freund,
Der du vor deines Gartens Treppe sitzt,
Berauscht von Rosen,
Rauchend unter Sternen,
Im großen Abendfrieden.
Das Schweigen ist so rein,
Daß ich das fromme Murmeln deiner Lippen höre.
So sichtig ist die Nacht,
Daß ich sich kräuseln, steigen,
Dann sich verlieren sehe
Den blauen Rauch von deiner Pfeife.
Bald werd ich deiner Stimme Ton vernehmen,
Du, der so viel der glühenden Begeistrung
Geschlürft und aufgewendet
Zur Stunde,
Da über unsrer Stadt die Flammenfahnen
Der Abend schwang
Und fallen ließ auf alle Häupter
All seine Kronen;
Du, der sich so berauschte, soviel sprach,
Soviel gelacht,
Daß du schon schläfst, bewältigt
Und ganz bekleidet,
Indes die Nacht
Gleichwie mit kühlem Schwamm dein Antlitz streift.
Und euch auch, junge Fraun,
Die ihr die Kämme ablegt
Und euer schönes Haar lang fluten laßt,
Ganz ungesehn im Schutz der Dunkelheit —
Euch werd ich kennen lernen.

O ihr, die ich noch niemals sah
Und die ich eines Tages lieben darf!
Begegnen wird mein Aug dem euern.
Gewiß wird es in einem Saale sein,
In Lichterglanz.
Vielleicht sogar in meinem eignen Hause.
Die Türe öffn' ich und ihr tretet ein.
Dann wirds die zarten Höflichkeiten geben,
Die bei der Trennung neuer Freundschaft sind.

Ihr zögert,
Eure Augen lächeln,
Dann sprechen wir,
Und ein in unsre Worte
Wird sich die wache alte Seele schleichen,
Die gibt und nimmt,
Die an sich reißt
Und deren Stolz nicht Grenzen kennt.

Dann schenkt ihr mir
Mich selbst mit euch,
Ihr helft mir, hoch mich über mich erheben,
Ihr werdet Boten sein von einem Menschen,
Der wahrer, reiner, mächtiger ist als ich
Und der von mir geboren werden wird.
Von eurem Leuchten wird sein Feuer wachsen,
Wir werden wie ein Zug dahinmarschieren,
Und voll Vertraun und Ruhe werdet ihr
Euch unter meinem Lichte strecken können
Wie unter einem Zelt.
So wird es sein.
Am Abend werd ich euch zum Flur geleiten.

Kommt! Kommt!
Ich hebe mich empor über die Welt.
Aufrecht erwart ich euch
Und mit erhobnen Händen.
Es widerstreben Knoten, lösen sich,
Sehr feine Bänder geben nach,
Verlorner Ausguck zeigt die Erde an,
Es klappern große, rote Scheiben in der Nacht,
Es hasten Schritte auf dem Marsch,
Aus einer Menge brechen Menschen,
Ich sehe, wie ihr gegen mich herankommt.
Ihr gebt mir Zeichen mit den Taschentüchern,
Marschiert mir zu auf dem Perron der Bahnhöfe,
Hoch von Balkonen redet ihr mich an,
Und ich, ich lächle euch ins Angesicht.

(Deutsch von Henri du Fais.)



Photo Gilbert René, Paris

Maud Loti als „Kiki“

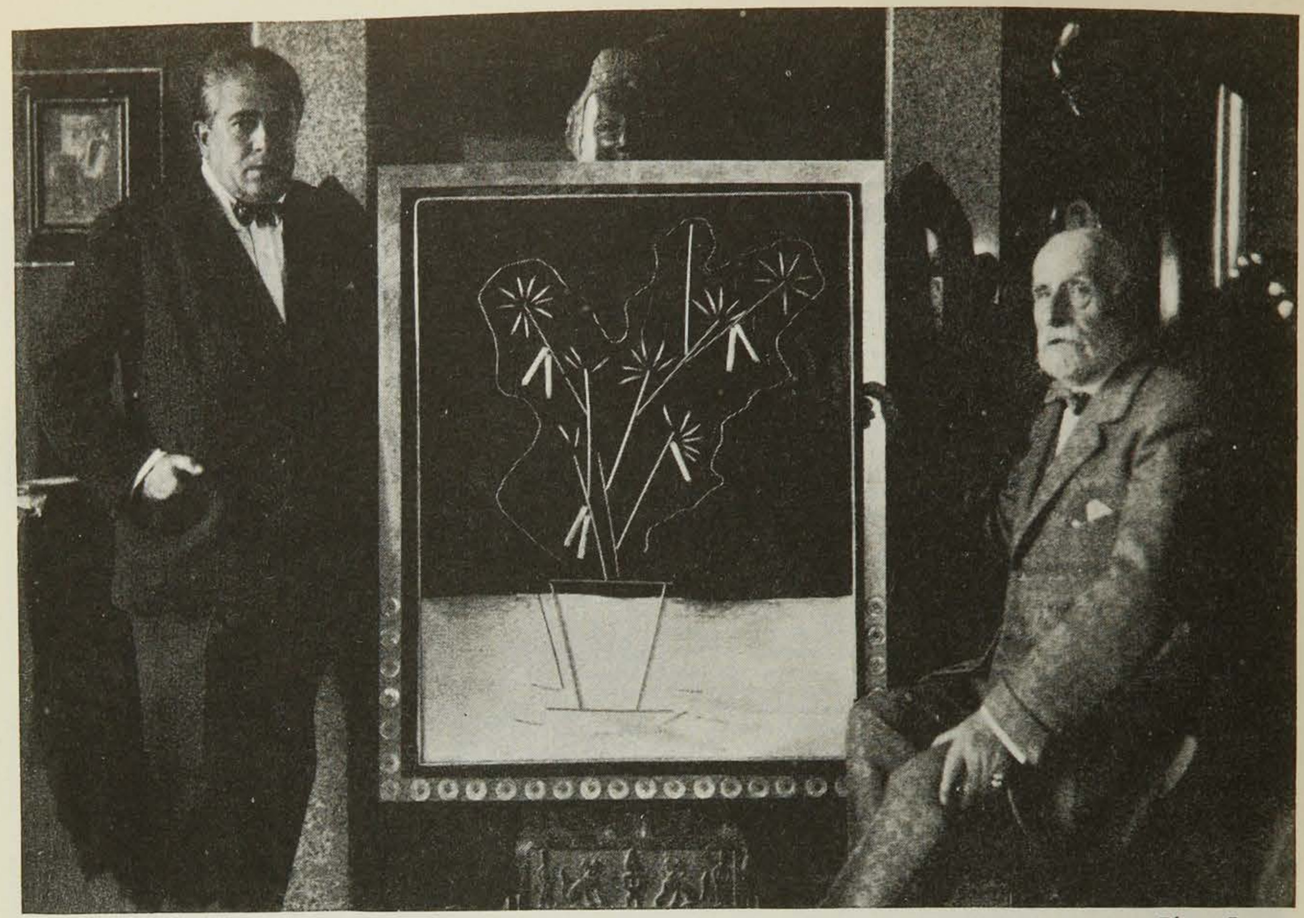
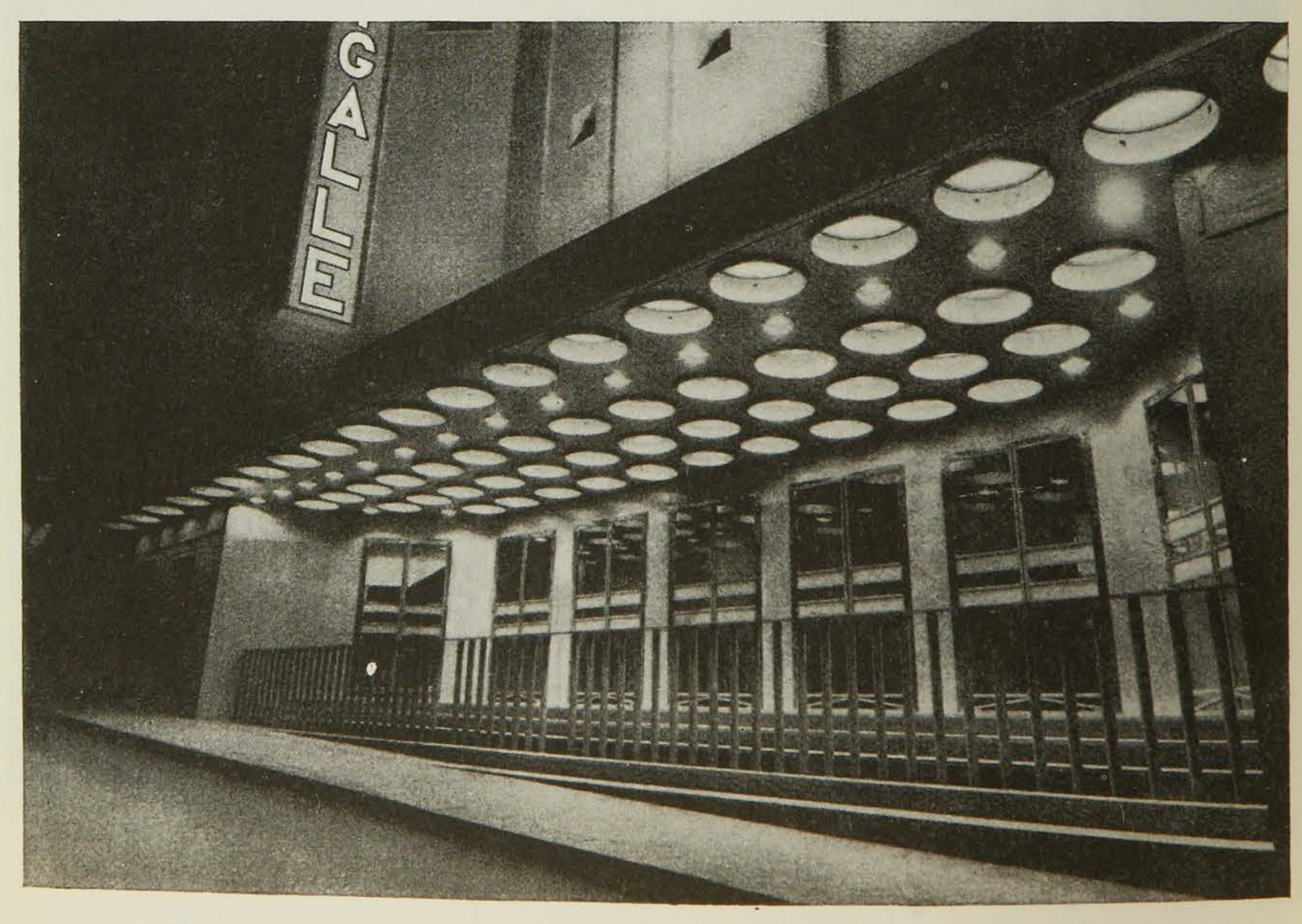


Photo Bonney

Francis Picabia mit seinem Bild aus Strohhalmen und
der Wäschefabrikant und Sammler Jacques Doucet



Eingang zu dem von Henri Rothschild erbauten Theâtre Pigalle in Paris

Photo Man Ray, Paris

Der Dichter Paul Morand

Photo Sport & General

Mme. Jean Victor Hugo und Princesse Jean-Louis de Fancigny-Lucinge



Photo Elli Marcus

Irene Eisinger als Adele in der „Fledermaus“ (Berlin, Deutsches Theater)



Baumaine, die Freundin des General Boulanger, später von Maurice Barrès

M E R D E !

Von

WERNER ACKERMANN

I

Ein auffallender Zuck, den die Deutschen mit den Franzosen gemeinsam haben, ist der Ruck der rechten Soldatenhand an die Kopfbedeckung. Andererseits besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen in der Lage, die die rechte Hand bei der Ehrenbezeugung einzunehmen hat. Wie der Deutsche es macht, das wissen wir leider zur Genüge. Der Franzose macht es so, daß der flache Handteller offen nach vorn zeigt. Dieser Unterschied ist ebenso von Gott gewollt, wie etwa der Unterschied zwischen Kalvinisten und Lutheranern, oder zwischen Luther und Wirth, oder zwischen Wirt und Hotelier, oder Hotel garni und Roastbeef garni, oder Roß und Mähre, oder „Seid furchtbar und mehret euch" und dieser wahren Geschichte.

II

Ein unbedeutendes Mitglied des 27. Infanterie-Regiments in Autun (in Frankreich am Main) ist der Soldat François Boutet. François' Brüder und Freunde haben während des Weltkrieges ihre Haut zu Markte getragen und reißenden, herzzerreißenden Absatz gefunden. Häute waren damals recht billig. François fand das weder recht noch billig. Aber schließlich war eine große Zeit, und was der Krieg kriegte, das gehörte dem Vaterland oder Mutterland oder patrie de mère oder merde patrie. Aber jetzt ist sogenannter Frieden, und François Boutet steht auf dem Standpunkt, daß heute Häute nicht mehr dem Staat gehören, sondern wieder Privateigentum des Inhabers und Drinsteckers sind. Um seinen Überzeugungen einen hervorstechenden, auf ewig hineingestochenen Ausdruck zu geben, ohne vom Reden in die Traufe zu kommen, ließ er sich mit schönen, deutlichen Buchstaben das innige Wörtlein „Merde!" in die rechte Hand tätowieren.

Selten liegt eine Weltanschauung so klar auf der Hand. Wenn sie auch nicht grade besonders schön ausgedrückt ist.

III

Jeden Tag, den der Herr Kriegsminister werden ließ, erschien durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung das neckische Wort auf der Innenfläche der Pranke des Soldaten François Boutet vom 27. Infantil-Regiment in Autun. Sowie ein Vorgesetzter sich blicken ließ, vorbeiging oder gar herantrat, oder gar den Soldaten Boutet ansah, oder gar speziell den Soldaten Boutet ansprach, flog mit scheinheiligem Eifer die scheinheilige Hand an die Mütze.

François Boutet hatte unendlich viele Vorgesetzte, und er frohlockte über die unendlich vielen Gelegenheiten, wo er frank und frei seine Meinung in den Dienst des Vaterlandes einfügen konnte.

Der Fall war extra-ordinär in jeder Beziehung.

Die Entrüstung wuchs vom Korporal aufwärts lawinenartig an, bis sie sich beim Regimentskommandeur in lallender Empörung austobte. Aber kein Mensch — die Menschen fangen auch in Frankreich erst bei den Vorgesetzten an — wagte ein Wort zu sagen. Niemand wagte „Merde“ zu sehen und sich betroffen, beleidigt, beschimpft zu fühlen. Es gab keine Handhabe gegen das, was dieser Mann in der Hand hatte. Er hatte alle Vorgesetzten in der Hand — denn alle gingen ihm ängstlich aus dem Wege.



Rolf v. Hoerschelmann

IV

Ein berühmter Universitätsprofessor, der mit einem Major des 27. Infanterie-Regiments verschwägert war, wurde inoffiziell mit der Untersuchung betraut, ob Tätowierung nicht als Selbstverstümmelung bezeichnet werden könnte. Aber trotz der Verschwägerung gelang es nicht, die gewünschte Feststellung glaubhaft und wirksam zu machen. Das ist allerhandlei, wenn man bedenkt, was die staatlichen Wissenschaftler unter Brüdern wert sind, und was für stattliche Schiebungen unter Schwägern möglich sind. Das einzige greifbare und angreifbare Resultat war ein umfangreiches Buch, das sich in modischer Laune an Freuds „Totem und Tabu“ anlehnte und „Täto ist tabu“ hieß. Täto war dabei eine Abkürzung von Tätowieren.

V

Die Kameraden des Soldaten François Boutet beobachteten die Spannung, die zwischen dem Tätoslowaken und den Vorgesetzten bestand, mit wachsendem Vergnügen. Sobald ein Gewalthabender nahte, grinsten sie mit dem Nabel, da sie das Gesicht nicht verziehen durften. Mit Vorliebe gingen sie mit François spazieren, denn es war ein Gaudium, wie die stolzen Herren Betreßten fluchtartig die andere Straßenseite suchten, wenn der einfache Soldat Boutet mit der ominösen Hand zu schlenkern begann.

Die Disziplin drohte ins Wanken zu geraten; die Grundlagen des XX. Jahrhunderts drohten erschüttert zu werden. Die Vorgesetzten liefen sorgenvoll umher und hatten nur „Merde!“ im Kopf. Der Nimbus des Militarismus war in Gefahr. Da —

VI

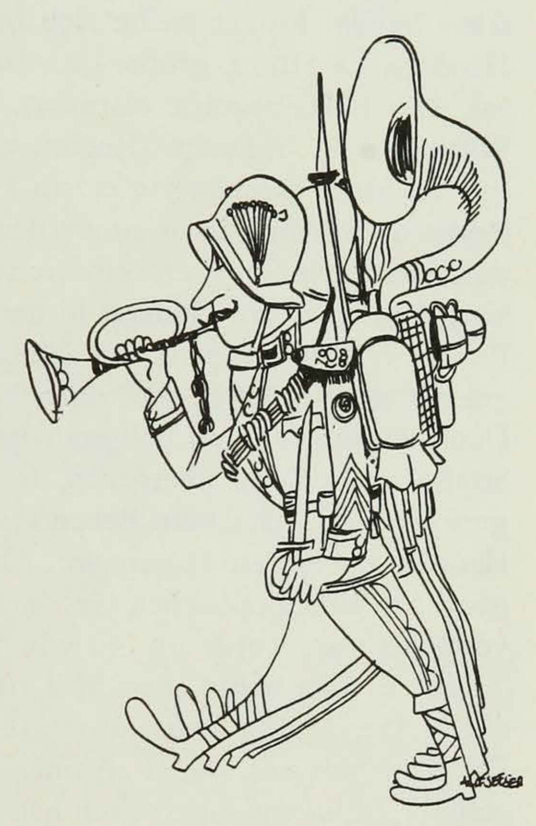
Es gäbe keinen Kriminalroman, wenn nicht der geriebenste Gauner schließlich doch eine Dummheit machte. Statt still zu triumphieren und den Sieg seiner anschaulichen Weltanschauung im Geheimen zu genießen, wurde der Bauern-

junge François Boutet übermütig. Er begann absichtlich die Wege seiner Vorgesetzten zu kreuzen und die Aufmerksamkeit der Offiziere auf sich zu lenken. Und da er sich der großartigen Wirkung seiner zweifelhaften Ehrenbezeugung zu bewußt war, wurde er affektiert und ungeschickt. Er hob linkisch die Rechte zum Gruß und gab dadurch Anlaß zu einigen ungeheuren Anschnauzern.

Zu dieser Zeit war gerade eine Militär-Inspektion nach Autun gekommen. Vom Regimentskommandeur bis abwärts zum Korporal herrschte eine Riesenaufregung. Natürlich verbummelte man, den Merdskerl Boutet rechtzeitig kalt zu stellen.

VII

François Boutet war besessen von dem Bestreben, seine etwas erschütterte Position wieder zu festigen. Im Geschwindschritt überquerte er den Fahrdamm, um einem Divisionsoriginal mit der offenen Hand brüsk und ungestraft die Wahrheit zu sagen. Vorschriftsmäßig ließ er die rechte Hand an die Mütze sausen. Der General stutzte, staunte, blickte indigniert zur Seite und tat, als ob er nicht lesen könne. Sein Begleiter, ein Stabshauptmann, bekam einen dicken Kopf, und ein roter Streifen färbte sein edles Antlitz, genau wie das rote Abzeichen seine edle Hose. Er knurrte ein wütendes „Saligaud!“ hinter dem Salutierenden her.



Hans Aufseeser

Aber François Boutet genügte der Erfolg nicht. Nicht nur der Adjutant, grade der General selber sollte „es“ merken. Boutet nahm sein Seitengewehr unter den linken Arm und lief im Schweinsgalopp durch eine Seitenstraße, um auf einem Umweg dem hohen Offizier nochmals zu begegnen. Sechs Schritte waren sie noch auseinander. „Schon wieder einer!“ flüsterte entsetzt der Stabskapitän. Der General biß die falschen Zähne zusammen und verzog keine Miene. Da weitete sich der Mund des Soldaten Boutet zu einem listigen, vielsagenden, allessagenden Lächeln, und herausfordernd schielte der gemeine Mann in seine rechte Hand, die grüßend an der Mütze lag. Aus seinen Augen blitzte der Gedanke: „Schau doch her, du Affe! Das gilt dir!!“

Das war zu viel. Und war genug, um den Soldaten François Boutet endlich ins Unrecht zu setzen. Das Exerzierreglement schreibt vor, daß der Soldat dem Vorgesetzten frei und offen ins Auge zu schauen hat. Daß er nicht frech lächeln darf, steht nicht direkt drin, aber es ist eine Selbstverständlichkeit, denn er darf überhaupt nur das tun, was drin steht.

VIII

Wegen unverschämten Schielens und Grinsens in Gegenwart eines Vorgesetzten bekam der Soldat Boutet vier Tage dickenArrests aufgeknallt. Vor Genugtuung und Gottähnlichkeit bis zum Platzen geschwollen, diktierte der Feldwebel die Strafe. Boutet legte vorschriftsmäßig die Hand an die Mütze, grüßte grinsend-schielend, trat ab und meldete sich krank. Der Feldwebel schäumte über den Abtritt und instruierte den Unterarzt. Der Oberarzt warf Boutet unbesehen hinaus. Boutet legte vorschriftsmäßig die Hand an die Mütze, grüßte grinsend-schielend, trat ab und verließ die Kaserne.

Es war Abend geworden. Boutet schlenderte durch das Städtchen. Die Offiziere kamen grade aus dem Kasino, wo sie bei Wasser und Brot ihre Nöte gefeiert hatten. Boutet stellte sich ihnen in den Weg, legte vorschriftsmäßig die Hand an die Mütze, grüßte grinsend-schielend und verschwand. Der Teufel war los. Die Polizei wurde alarmiert. Die Feuerwehr wurde mobil gemacht. Die Wache des 27. Infanterie-Regiments schickte eine Patrouille aus. Der Divisionsgeneral nahm Deckung in einem Unterstand, ohne von seinem getreuen Adjutanten im Stich gelassen zu werden. Der Unterstand diente sonst friedlichen Bedürfnissen. Die Subalternoffiziere schnallten ihre Revolver um. Die höheren Offiziere folgten ihrem General in den Kellerraum mit Wasserspülung. Der Soldat Boutet verkroch sich in ein Mädchenpensionat, das von frommen Schwestern geleitet wurde. Er konnte dort niemandem mit seiner Inschrift in der rechten Hand imponieren und floh entgeistert und von Scham gepeitscht wieder auf die Straße, um sich zu übergeben. In diesem Moment wurde eine Kanone auf ihn gerichtet und abgefeuert. Bebend legte Boutet die rechte, bezeichnend gezeichnete Hand an die hintere Hosennaht. Aber der Schuß ging fehl und landete als Blindgänger in einem optischen Geschäft. Das Haus, das so plötzlich um ein Geschoß vermehrt war, wurde im Nu von Wohnungsuchenden belagert.

Boutet aber nahm allen Mut zusammen, legte vorschriftsmäßig die Hand an die Mütze, grüßte grinsend-schielend seine Verfolger und ließ sich verhaften. Das Volk war noch tiefer ergriffen als der Ergriffene und sang ihm zu Ehren das gefühlvolle Soldatenlied: „Ich hab mich übergeben, mit Merde in der Hand —“

IX

Das Kriegsgericht in Bourges verurteilte den Soldaten François Boutet vom 27. Infanterie-Regiment in Autun wegen fortgesetzter Vergehen gegen die Grußordnung sowie wegen Widersetzlichkeit und Fahnenflucht zu acht Jahren Festung. Als das Urteil feierlich verkündet wurde, legte der Soldat Boutet vorschriftsmäßig die Hand an die Mütze, grüßte zum letztenmal grinsend-schielend die freie Welt und folgte dem Abführenden.

X

Der Festungsgefangene Boutet spuckt zuweilen aus, schielt sinnend in seine rechte Hand und grinst vor sich hin: „Die Militärs haben die Macht — und die Merde bleibt!“



Jean Cocteau

DIPLOMATEN, DELEGIERTE, SEKRETÄRE

QUERSCHNITT DURCH DEN VÖLKERBUND

Von

PEER GYNT

Ein Bürger von Oklahoma fragte unlängst den betreßten Portier seines Genfer Hotels, ob denn der sogenannte Völkerbund, der sich angeblich manchmal hier versammle und dessen Mitglied er gern werden wolle, einen ständigen Beamten sich in Genf halte. Tatsächlich erhält der Völkerbund mehr als ein halbes Tausend Diplomaten und *would-be*-Diplomaten. Sie kommen aus 45 Ländern und bilden das erste internationale Außenministerium des embryonalen Weltstaates; ihre politische, soziale und materielle Stellung bestimmt den Charakter und das Funktionieren des größten politischen Kuriosums der Weltgeschichte, des Genfer Völkerbundes.

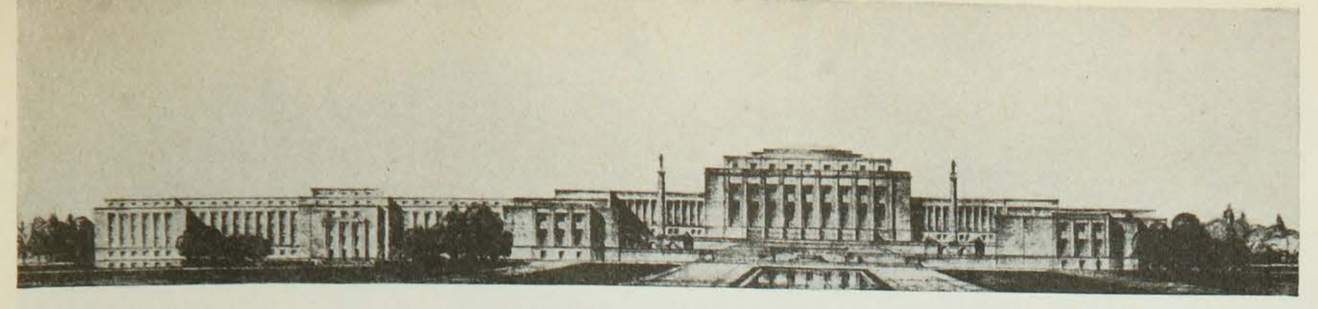
Während des Krieges stand am Ufer des Lac Leman ein fürstliches Hotel, das der internationalen Spionage zum Hauptquartier diente. Nach Friedensschluß, als die Völkerbundsitzkandidaten Brüssel, Haag, Konstantinopel und Wien endgültig durchgefallen waren, fuhr eines schönen Tages Woodrow Wilson im Fiaker daran vorbei und bestimmte es zum Sitz des zukünftigen Völkerbundes, wodurch Genf sein einziges Palasthotel verlor. Es war das *Hotel National* und kostete damals 5½ Millionen Schweizer Franken. Im Jahre 1920 wurde es dann feierlich exterritorialisiert. Ein Verbrechen, in seinen Räumen begangen, kann daher eigentlich keinen Richter finden (vgl. dagegen freilich Graf Bethlens Ohrfeige). In seinen Vorratskammern und Waschstuben stapeln sich heute Regierungs-

dokumente von 54 Staaten; im ehemaligen Tanzsaal ist zwischen korinthischen Säulen die Bibliothek installiert, und der historische, gläserne Speisesaal, der — man staune — erst einmal zertrümmert wurde (anläßlich der Sacco-Vanzetti-Krawalle), dient jetzt, *faute de mieux*, dem Völkerbundrat zu seinen Geheimsitzungen. Salons, Schlaf- und Badezimmer wurden über Nacht in Büroräume verwandelt, und in einem früheren *W. C., privé*, arbeitet jetzt ein bessarabischer Wirtschaftsstatistiker. Nur einige Teppichvorleger, über die die Gesandten von fünf Kontinenten dahinschreiten müssen, um ins Innere des Hauses zu gelangen, weisen noch — nomen est omen — die Bezeichnung „*National*" auf, und kein Friedenseiferer hat sich noch gefunden, der nächtlings diese mit denen des nahen *Hotels de la Paix* vertauscht hätte, um den Delegierten eine nützlichere Devise zu unterbreiten.

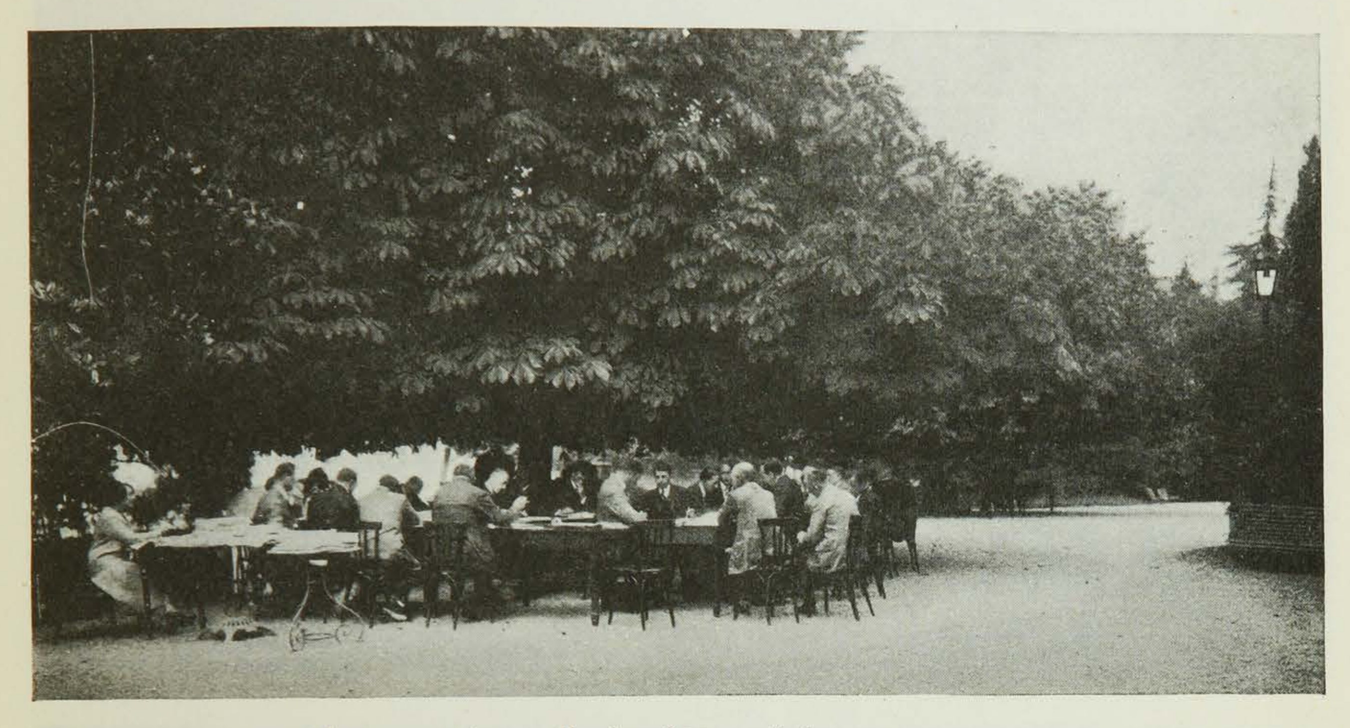
Generalstabschef des Hauses ist der Sprosse des fünfzehnten Earl of Perth, der ehrenwerte Sir *Eric James Drummond*, K. C. M. G. C. B. E. B. Er herrscht über Abrüstung, Kinderhandel, Transit, Mandate, Prostitution, Minderheiten, Opium, Wirtschaft und den Völkerbundrat. Dafür reicht sein Stammbaum ins XIII. Jahrhundert, und seine Frau ist aus dem Hause der Herzoge von Norfolk. Er ist also weder Zionist noch Freimaurer und nicht einmal Jesuit, trotzdem er Katholik ist. Er ist ein gut erzogener britischer *civil servant*, der sein Jahresgehalt von 160 000 Schweizer Franken ehrlich verdient. Ihm zur Seite stehen vier Unter-General-Sekretäre, wovon einer sein ständiger Vertreter ist, was sich darin äußert, daß er doppelt so viel Repräsentationskosten erhält wie die übrigen. Die Unter-General-Sekretäre sind natürlich ein Franzose, ein Italiener und ein Deutscher, denen man später den japanischen Schwergewichtsmeister und Meisterschwimmer *Yotaro Sugimura* zugesellen mußte. Diesen sehen heißt: ihn nie wieder vergessen können. Sein gänzlich rundes, flaches und immer glänzendes Gesicht erinnert an einen elfenbeinernen Vollmond, sein ungeheurer massiger Rumpf hat die Beine stark o-gebogen, die fleischigen Hände scheinen dauernd gefütterte Handschuhe zu tragen. Seine Boxkenntnisse verschafften ihm den Posten eines Leiters der politischen Abteilung: niemand wagt ihm zu widersprechen, und so kommt er mit allen gütlich aus. Er muß dauernd einen Spezialstuhl benutzen, da sein Körpergewicht normale Stühle zusammenkrachen läßt. In seiner Abteilung arbeiten der Grieche *Aghnides*, der die pikanteste Frau des Völkerbundes und damit ein aufreibendes Leben hat, der Geheime Rat *Cecil von Renthe-Fink*, das Sorgenkind seines Onkels, des Staatssekretärs von Schubert, der eidgenössische *Baron von Montenach*, der die Beziehungen zur Berner Regierung reibungslos zu



Touchagues



Der neue Völkerbund-Palast (Entwurf)



Eine Völkerbund-Kommission tagt

Photos C. Boesch, Genf

Das Generalsekretariat des Völkerbundes



Harbin, Bahnhof der Mandschurischen Eisenbahn



Photos Dr. Huelsenbeck

Harbin, Chinesisches Warenhaus

Ackerbauer in der Mandschurei

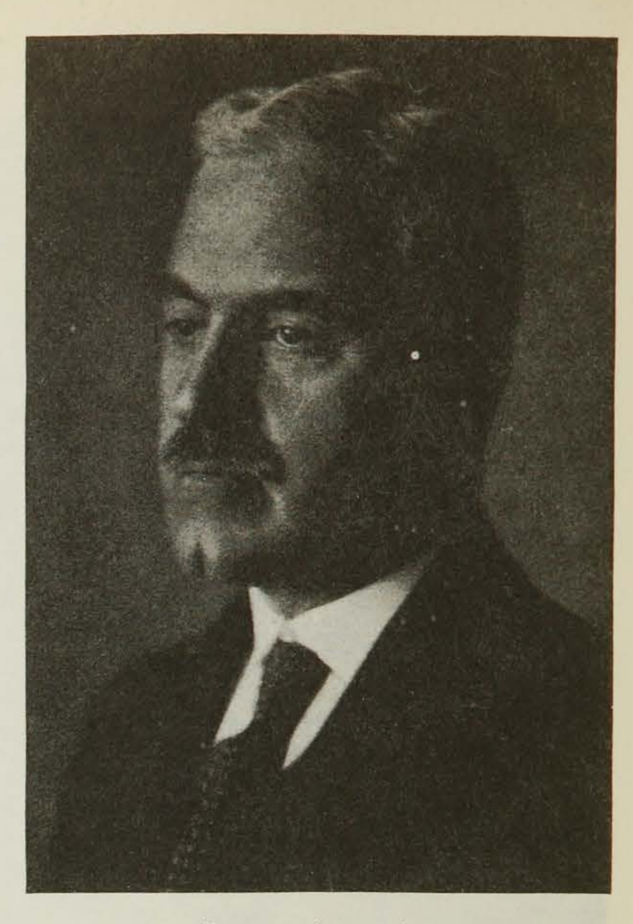


Photos Dr. Huelsenbeck

Chinesische Familie



Yotaro Sugimura,
der japanische Unter-Generalsekretär



Albert Dufour-Féronce,
der deutsche Unter-Generalsekretär

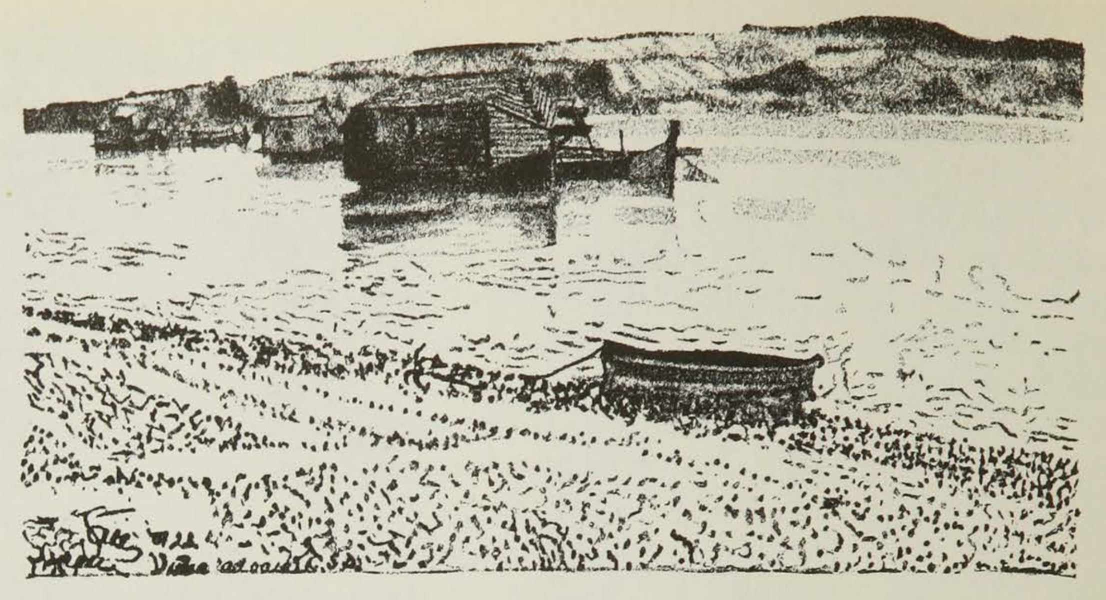
des Völkerbundes

Photo Kutschuk

Der japanische Meisterringer Seiku

Valéry, Gonzague de Reynold und der Prager Schriftsteller Jelinek. Die Minderheitenabteilung war durch den Übergang Colbans zur Abrüstungssektion lange verwaist, bis sie zur großen Entrüstung der Catalonier *Aguirre de Carcer* übernahm. Sein Stellvertreter ist auch ein Spanier edlen Geblüts, Senor *Azcarate y Florez*. Die einzige weibliche Sektionsleiterin ist Dame *Rachel Crowdy*, Lady of Grace of the Order of St. John of Jerusalem. Sie hat während des Krieges in der englischen Armee als Organisatorin des Sanitätsdienstes eine große Rolle gespielt und dirigiert die soziale und Opium-Abteilung. Es scheint, daß sich in ihrer Sektion Männer nur mit Mühe halten können. Drei haben bereits das Weite gesucht, darunter einer, der tags darauf, sozusagen vor den Toren des Sekretariates, eine Art Konkurrenzbüro gründete, das „*Anti-Opium Information-Bureau*". Übrigens hat die Stunde der Dame geschlagen: sie verläßt im nächsten Jahr, trotz des Protestes aller Frauenvereinigungen, ihren Posten. Interessant ist die Informationsabteilung, die fast nur aus bewährten Journalisten besteht. Da finden wir *Pierre Comert*, den früheren Berliner und Wiener Temps-Korrespondenten als Direktor, *Cummings*, der längere Zeit den Manchester Guardian vertrat, *Dr. Beer* von der Kölnischen Zeitung usw. Die genialste Abteilung dagegen wird von den Dolmetschern gebildet. Diese leisten wahre Wunder der Übersetzungstechnik. Der originellste unter ihnen ist *Captain Russel*, der, in Stimmung (die freilich oft künstlich genährt wird), die längsten speeches übersetzt, ohne sich ein Wort zu notieren, und die langweiligsten Reden dadurch amüsant macht, daß er den Redner selbst spielt. Sein Chef ist der bekannte englische Romancier *Geoffrey Dennis*. Sonst schriftstellern keine Beamte mehr, es sei denn, man erwähne *Piachaud*, den Genfer Lokaldichter, dessen Frau, die ebenfalls im Sekretariat arbeitet, doppelt so viel Gehalt bezieht wie er.

Der große Völkerbundroman wurde jedenfalls noch nicht geschrieben. Wohl gibt es in fremden Sprachen schwache Ansätze dazu, die aber alle nicht der Rede wert sind. Der ungeheure Stoff, den das Sekretariatsmilieu liefert, ist noch ganz unausgenutzt. Nirgends gibt es so gutes Romanmaterial als im Palais des Nations mit seinen politischen und gesellschaftlichen Intriguen, seinen sentimentalen Tragödien und seiner pseudodiplomatischen Komik. Dies gilt nicht nur von der Beamtenschaft selbst, sondern auch von allen den vielen, die sich „*auprès de la S. D. N.*" nennen, angefangen von der überblonden holländischen Journalistin, bei deren Anblick sogar der einzige (bildhübsche) Siamese des Sekretariates zu erröten versucht, bis zu dem bekannten ungarischen Diplomaten, der, ohne zudringlich zu werden, mit keiner Frau allein gelassen werden kann: ein politisch-soziales Panoptikum, dessen Schaustücke von der ganzen Welt geliefert werden und dessen Publikum die ganze Welt ist. In der Genfer Saison, im September, gibt sich dann alles, was Namen und Klang in der Diplomatenwelt hat, hier Rendezvous. *Mrs. MacCormick* gibt ihre Feste auf Schloß Prangins, *Graf Coudenhove-Kalergi* lädt ins Beau-Rivage, *Wickham Steed* versammelt Teile der 400köpfigen Journalistenherde in den Couloirs des Reformationssaales um sich, und die Genfer Polizei paradiert in Galauniform mit dem traditionellen Zweispitz. „Republik und Kanton Genf" reckt sich in diesen Tagen mit komischer Gebärde und spielt ein paar Wochen Großstadt, bis der Spuk am Monatsende wieder verschwindet und Drummond und Calvin allein in Genf ihr Zepter führen.



Peter Milde

DIE GEBURT DER MANDSCHUREI

Von

VALENTIN SKIDELSKY

Li-Hun-Schan nahm seinen Sarg auf die Reise mit. Denn die Reise war weit. Peking war damals noch nicht durch Eisenbahnen mit dem fernen Moskau verbunden, und Li-Hun-Schan mußte sich zu der monatelangen Seefahrt entschließen. Der Sarg war aus köstlichem Holz und reichgeschmückt, wie es sich für einen so hohen Staatsmann geziemt. Es war nichts Außergewöhnliches, was der chinesische Staatskanzler sich da leistete. Jeder ältere Chinese reist nur mit Sarg. So wie jeder Angelsachse mit einem Travellerscheck. Denn es wäre eine ewige Schmach für Li-Hun-Schan gewesen, wenn er, unterwegs vom Tode ereilt, in irgendeinem fremden, unvertrauten und unwohnlichen Sarg die Heimreise hätte antreten müssen.

Li-Hun-Schan war der erste chinesische Staatskanzler überhaupt, der seine Heimat verließ. Es war auch ein ganz außergewöhnlicher Anlaß, der die Kaiserin-Witwe bewog, sich so brüsk über tausendjährige Hoftradition hinwegzusetzen. Etwas Beispielloses in der Geschichte Chinas hatte sich ereignet: Vom Nordwesten her, von wo China jahrtausendelang nur feindlicher Einfälle gewärtig gewesen, kam plötzlich Hilfe in höchster Not. China hatte 1895 den Krieg gegen Japan verloren. Dieser Krieg hatte keine andere Ursache, als daß Japan stark und China schwach war. Japan — schon stark; China — noch schwach. Das kleine Japan war phönixgleich aus der Asche seines Feudalverfalls zu einer allerhand versprechenden Großmacht emporgeblüht. Das große und unvorstellbar gewaltige China lag noch im tiefen Schlaf, träumte weiter den schönen Traum seiner Seiden- und Porzellankultur. Japan wurde es auf seinen Inseln zu eng. So zog es denn seinen wehrhaften Söhnen die bunten Kimonos aus, spannte ihnen feldgrünes Soldatentuch über, setzte sie auf Schiffe und sandte sie aus, die Welt zu erobern. Doch die Welt war bereits seit langem erobert. Und zwar von England. China

allein war von dem britischen Löwen nur von Süden her etwas angeknabbert und bot im Norden fahrendem Raubrittertum das schönste Betätigungsfeld. Besonders jenseits der Großen Mauer, in der an fruchtbarer Erde und Bodenschätzen so reichen, an Bevölkerung so armen Mandschurei.

Sie war das Stammland der Mandschus. Diese letzten Eroberer Chinas hatten gehofft, ungleich allen ihren Vorgängern, ihre Verschmelzung mit dem chinesischen Volke zu verhindern, indem sie Mischehen und die Auswanderung der Chinesen in die Mandschurei verboten. Das Verbot der Mischehen nahm sich auf dem Papier (chinesischem Seidenpapier) wunderschön aus. Nichtsdestoweniger waren nach einem Jahrhundert die Eroberer von den Eroberten kaum noch zu unterscheiden. Das Verbot der Auswanderung wurde aber bis auf die Tage der Kaiserin-Witwe auf das strengste gehandhabt. Die Große Mauer erleichterte ja die Grenzkontrolle ungemein. So wurde glücklich erreicht, daß neben dem übervölkerten China ein Land so groß wie Mitteleuropa der ausschließliche Tummelplatz von Bären, Wölfen, prächtig gestreiften mandschurischen Tigern und etlichen räudigen Schafen blieb. Nach diesem Land verspürte das kleine Japan mit einemmal überaus großes Verlangen. Die Chinesen waren grenzenlos verblüfft, als die grauen Seeungeheuer das Feuer der Zerstörung in ihre bloß sandgeschützten Küstenforts schickten. Die bezopften Soldaten versuchten es mit Speeren und Pfeilen, mit Zauberformeln und Todesverachtung — doch auf die japanischen Schiffsgeschütze machte das alles nicht den geringsten Eindruck.

Beim Friedensschluß von Shimonoseki (1895) war den Japanern als Siegespreis die Halbinsel Liaotung zugefallen. Von hier aus konnten sie auf der flachen Ebene in die Südmandschurei vorstoßen, konnten, wenn ihnen das Verlangen danach kam, eine Bresche in die Große Mauer schießen und eine Tagesspazierfahrt nach Peking unternehmen. Sie konnten aber auch, an den Bergzügen des benachbarten Korea vorbei, nach Norden vordringen und Wladiwostok bedrohen . . . Wladiwostok — „Gebieter des Ostens“ — trug damals seinen stolzen Namen noch ganz zu Unrecht. Ein klägliches Fischerdorf, wurde es eigentlich nur von den nach Sachalin bestimmten Verbanntentransporten angelaufen. Doch die transsibirische Bahn war bereits im Bau, und über kurz oder lang mußte Wladiwostok zum östlichen Endpunkt der Hauptverkehrsader Eurasiens werden. Dieser „zukünftige“ Gebieter des Ostens (alles in Rußland war, ist und wird wohl „zukünftig“ sein) war nun ebenso wie Peking von den Japanern bedroht. Graf Witte, dessen Steckenpferd die transsibirische Bahn und dessen Lieblingstraum der Friede im Fernen Osten war, legte sich daher energisch ins Zeug und bewog England und Frankreich — besonders letzteres wußte gar nicht, um was es sich handelte —, sich einem geharnischten Protest gegen Japan anzuschließen. Japan hatte damals noch eine ganz mystische Vorstellung von Rußlands Größe und Macht, die allerdings zehn Jahre später auf den Schlachtfeldern der Mandschurei gründlich korrigiert wurde. So lächelte der japanische Gesandte in Petersburg sein höflichstes Lächeln, und Japan räumte widerspruchslos die Halbinsel Liaotung.

Ganz China frohlockte. Und Li-Hun-Schan mußte seine Koffer packen, um bei den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau dem jungen Zaren den Dank der Kaiserin-Witwe zu überbringen. Der Koffer waren viele und der Diener eine

stattliche Schar. Die Kunde von der Auslandsfahrt des hohen chinesischen Staatsmannes eilte dem langsamen Schiff weit voran. In den Außenämtern von London und von Paris — ja sogar von Berlin! — betrachtete man nachdenklich die Landkarte Asiens und schlug im Brockhaus unter c-h nach. Auf jeden Fall beschlossen die diversen interessierten Regierungen, Li-Hun-Schan unterwegs abzufangen und ihn, vor seinem Moskauer Besuch, zu einem Abstecher nach dem Westen zu bewegen. Graf Witte witterte das. Dieser fähigste russische Staatsmann hatte zwar ein schweres Nasenleiden, aber trotzdem die feine Witterung eines politischen Spürhundes. Er entsandte daher eigens ein entsprechend geschmücktes russisches Schiff nach Port Said, und dort wurde, zur Bestürzung sämtlicher Konsuln, Li-Hun-Schan mit einer keinen Widerspruch gestattenden Höflichkeit aufgefordert, die Reise nach Odessa auf dem russischen Dampfer fortzusetzen.

In Moskau tranken Witte und Li-Hun-Schan vorerst nur Tee. Tagelang ... Und fragten einander immer wieder aus, wie es den hochverehrten Anverwandten gehe. Sie waren bereits beim zehnten Glied und bei der tausendsten Tasse angelangt, und noch immer war — wie angenehm! — kein Wörtchen über Politik gefallen. Witte machte seine Sache brav. Dem Chinesen riß schließlich die Geduld. Er formulierte seine bisher unbestimmten Dankergüsse dahin, daß die Kaiserin-Witwe bereit sei, Rußland weitgehende Begünstigungen in der Mandschurei zu gewähren. Der Vertrag über die sogenannte Ostchinesische Bahn wurde in Moskau geschlossen. Der Traum Wittes schien sich erfüllen zu wollen. Die Möglichkeit war gegeben, das ferne Wladiwostok auf kürzestem Wege mit der transsibirischen Bahn zu verbinden, die riesige Mandschurei wirtschaftlich zu erschließen, Rußland und China zu einer unzerreißbaren Interessengemeinschaft zusammenzuschweißen und das raublustige Japan in die Schranken eines Inselkleinstaates zurückzuverweisen. Es war ein schöner Traum ... Wer aber dafür sorgte, daß Rußland raschest von ihm erwachte, das war Wilhelm II.

Der deutsche Kaiser hatte allen Grund, über die russische Friedenspolitik im Fernen Osten wenig erbaut zu sein. Glitt doch das militärische Schwergewicht Rußlands dadurch automatisch zu seiner Westgrenze über. Wilhelm II. faßte einen Plan, der eines Talleyrand würdig gewesen wäre. Allerdings konnte dieser Plan seine Verwirklichung nur dank der merkwürdigen Charakterschwäche des letzten russischen Zaren finden. Diese Charakterschwäche grenzte sehr hart an Charakterlosigkeit. Nikolaus II. war kein schlechter Mensch. Ach Gott, es gibt so wenig wirklich schlechte Menschen! Er war nur von einer geradezu katastrophalen Vergeßlichkeit. Seine Minister wußten davon manch wehmütig Lied zu singen. Er, der mächtigste, der selbstherrlichste aller Monarchen, hatte niemals den Mannesmut, das Ja oder Nein seiner Gedanken seinen Dienern entgegenzuschleudern. Vor allem war Nikolaus II. ein trefflicher Familienvater und ein eifersüchtiger Wahrer der breiten („schirokoj") russischen Gastfreundschaft. Als Wilhelm II. 1897 nach Rußland kam, um den jungen Zaren persönlich zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen, wurde dem deutschen Kaiser jeder Wunsch von den Augen abgelesen und erfüllt. Wilhelm zeigte sich jedoch von einer Bescheidenheit, die den freigebigen Zaren geradezu beschämte. Er schien überhaupt keine Wünsche zu haben. Bis er endlich mit einer ganz kleinen Bitte herausrückte: Er fragte Nikolaus II., ob die Zarenregierung etwas



Pfahler v. Othegraven

dagegen haben würde, daß ein deutsches Geschwader in nächster Zeit die Bucht von Kiautschou besetzte. Der junge Zar erinnerte sich unklar, daß er vor einem Jahre einen Schutz- und Trutzvertrag mit China sanktioniert hatte, und sagte nicht gleich Ja. Wilhelm II. ließ nicht nach. Er erklärte dem Zaren, daß Rußland natürlich gleichzeitig einige chinesische Häfen besetzen müsse, um sich feste Flottenstützpunkte gegen das mächtig aufstrebende Japan zu schaffen. Nikolaus II. zögerte noch immer. Vielleicht kam ihm die leise Erkenntnis, daß dies ein schmählicher Treubruch an China sein würde. Doch als Wilhelm ihn den Admiral des Stillen Ozeans nannte, sagte er Ja.

Dieses Jawort des Zaren legte den Grund zu allen Mißgeschicken Rußlands bis auf den heutigen Tag. Der Raubzug gegen China war eröffnet, der Boxeraufstand folgte, der russisch-japanische Krieg, der Sturz der Mandschus und die jetzt noch andauernden Bürgerkriegswirren. Der Boxeraufstand, dieser gerechte, wenn auch ohnmächtige Protest eines treulos hintergangenen und tückisch

überfallenen Volkes, konnte nur dank der Hilfe des russischen „Bundesgenossen“ so schnell niedergeworfen werden. Russische Truppen gingen bei der Einnahme von Peking allen anderen Kulturvölkern mit dem Plünderungsbeispiel voran. Auch der kaiserliche Palast wurde geplündert. Die Kaiserin-Witwe war in solcher Eile aus Peking geflohen, daß sie den Koffer mit dem teuersten Schmuck unter ihrem Bette zurückließ. Dieser Koffer ging, der Kostbarkeit seines Inhaltes gemäß, nach militärischem Faustrecht in den Besitz eines hohen russischen Generals über. Mit anderem waggonweise zusammengeraubten Gut rollte er an die russische Adresse dieses Generals ab. Inzwischen war aber in Rußland die Revolution ausgebrochen, das geplünderte Gut wurde unterwegs von den aufständischen Soldaten ein zweitesmal geplündert und schließlich von den Abteilungen der Strafexpedition zum Teil zurückbeschlagnahmt. Unter den wunderbarerweise ganz gebliebenen Koffern war auch der Koffer der Kaiserin-Witwe. Der betreffende russische General meldete sich wohlweislich nicht als rechtmäßiger Nachbesitzer. Als man daher den Koffer öffnete, fand man zur peinlichsten Bestürzung des russischen Außenamtes den zwischen Witte und Li-Hun-Schan geschlossenen Moskauer Vertrag darin. Für die Kaiserin-Witwe war dieser Vertrag so wichtig gewesen, daß sie dieses kostbare auf dem Papier besiegelte Zarenversprechen stets in ihrer unmittelbaren Nähe haben wollte . . . Witte mußte seine ganze diplomatische Kunst aufwenden, um diesen zuerst gebrochenen und dann gestohlenen Vertrag der chinesischen Regierung mit einem einigermaßen plausiblen Entschuldigungsgrund wieder einzuhändigen.

*

Als Rußland und Japan auf gastlichem chinesischen Boden ihren blutigen Konkurrenzkampf ausfochten, trat die Mandschurei zum erstenmal in den Vordergrund des Weltinteresses. Verwundert blickte man in Europa auf die Landkarte. . . . Mandschurei?! Doch das war ja ein zweites Sibirien! Größer als ganz Mitteleuropa dehnte es sich nördlich der Großen Mauer von den Steppen der Mongolei bis an Korea und zwängte sich wie ein breiter Riesenkeil, umsäumt von dem Bogen des Amurstromes, in die ostasiatischen Besitzungen Rußlands hinein. Diese Mandschurei war wirklich ein Sibirien im Kleinformat. Mit seinem sich unabsehbar dehnenden jungfräulichen Ackerboden im Süden, mit dem urwaldbedeckten Hügelgelände im Norden und den ozeanweiten Weidesteppen im Westen hätte dieses Land weit über 200 Millionen Menschen beherbergen und ernähren — gut ernähren! — können. Doch durch das Machtwort der Mandschus, deren Stammland sie war, blieb die Mandschurei bis um die Jahrhundertwende das streng gehütete Adelsreservat dieser letzten Eroberer Chinas, das kein Chinese betreten durfte — fast unbesiedelt neben dem überquellenden Reich der Mitte — ein riesiges Jagd- und Vergnügungsrevier. Aus einem Tummelplatz für beurlaubte Mandschus verwandelte sich die Mandschurei 1904/05 in das Kampfgelände für Millionenheere. Die Eisenbahn, die Graf Witte bauen ließ, um die Mandschurei wirtschaftlich zu erschließen und sie zu einem Bindeglied zwischen Rußland und China zu gestalten, ermöglichte erst die riesigen Ausmaße des russisch-japanischen Krieges. Das Land verwandelte sich in ein riesiges Heerlager. Millionenheere mußten untergebracht und verpflegt werden. Millionen von chinesischen Ackerbauern und Händlern strömten, von Hoffnung auf schnellen Verdienst



Talukst (Radierung)

getrieben, über die Große Mauer nach Norden. Denn das Verbot der Auswanderung hatte jetzt keine Kraft, da die Mandschus ohnmächtig zusehen mußten, wie fremde Heere sich in ihrem Stammland ein blutiges Treffen gaben.

Die Weltgeschichte gefällt sich oft in allerlei Wunderlichkeiten. Zwei Jahre Krieg hatten der Mandschurei einen schnelleren wirtschaftlichen Aufstieg gebracht, als es normalerweise ein Jahrzehnt friedlicher Kolonisationsarbeit vermocht hätte. Harbin, der Eisenbahnknotenpunkt im Norden der Mandschurei, war aus einer kümmerlichen Stationssiedlung zu einer Stadt mit 150 000 Einwohnern emporgeblüht. Mukden, der alte Adelssitz der Mandschus im Süden, wurde zu der Hauptstadt der japanischen Einflußsphäre. Die eigentlichen Sieger in dem japanisch-russischen Ringen waren aber die Chinesen. Die chinesischen Ackerbauer, die aus der drückenden Enge ihrer Heimat flohen und ihren zähen, durch tausendjährige Kultur gestützten Fleiß an die Erschließung der mandschurischen Wildnis wandten, und die chinesischen Händler, die sich die nötigen paar Brocken des Russischen und des Japanischen bald angeeignet hatten und zu unentbehrlichen Vermittlern im fremden Lande wurden. Die russischen und die japanischen Eisenbahnen wiesen diesen chinesischen Kolonisatoren einen bequemen Weg. Die fremden Heere streuten Geld ins Land, und während russische und japanische Gewalt einander aufrieb, triumphierte still und unbemerkt chinesischer Arbeitsfleiß.

Der Krieg war zu Ende. Die Hauptmacht beider Heere strömte zurück. Doch die Millionen chinesischer Ackerbauer und Händler, die der Krieg ins Land gelockt, blieben dort, klammerten sich an die neue Heimat und setzten ihre zähe Aufbauarbeit unbeirrbar fort.

Die Mandschurei war geboren.

VOM NATURHEILVERFAHREN

Von

Prof. Dr. KLEIN-JENA

Es geht hier nicht um eine Behandlungsweise; etwa darum, daß ein Dutzend Methoden unter einem leitenden Gedanken eingefaßt würden zu einer Technik, die zur Heilung der Krankheiten sich des Wassers, der Sonnenstrahlung, der Gymnastik und unterschiedlicher Ernährungsformen bedienen soll, an Stelle der schulgebräuchlichen Medikamente und Operationen. Es geht um diesen leitenden Gedanken. Denn in dem Worte „Naturheilverfahren" ist eine besondere Vorstellungsweise vorausgesetzt, den Zustand des kranken Menschen zu verstehen. Eine Lehre, deren Hauptbegriffe und praktische Schlußfolgerungen in einer entschiedenen Gegenstellung liegen zu den Lehrgrundsätzen der, heute für wissenschaftlich geltenden, Pathologie, als einer Lehre von der Betrachtung des kranken Menschen; sowie der daraus abgeleiteten Therapie, als einer Lehre von der Behandlung dieses kranken Menschen.

Das Wort Naturheilverfahren ist, in der Fassung dieser Ausdrucksweise, noch nicht lange bekannt. Ich habe, als Erster, den Versuch unternommen, es in die wissenschaftliche Terminologie der Klinik einzuführen. Bisher gehörte dieses Wort zum Sprachgebrauch der Laienbewegung und der Freiheilerei. So, wie es gemeint war, bezeichnete es nur die Außenansicht einer Idee, nicht einen obersten Ordnungsgrund für deren Hauptinhalt; eben nicht jenen leitenden Gedanken. Gemeinläufiger war der Ausdruck „Naturheilkunde"; eine willkürliche Wortbildung, den inhaltlosen Gegensatz zu bezeichnen, in den die, als arzneilos und operationslos gemeinte Behandlungsweise sich hinstellte zu der lehrmäßig klinischen Therapie: der Medizinheilkunde, Allopathie, Schulmedizin. Die entscheidenden Vorstellungsweisen — die Kriterien — einer derartigen Gedankenbildung waren herbeigezogen aus der ungeprüften Erfahrung; sie sollten den Unterschied zwischen dem Vorhandenen und dem, was man als ein Besseres dagegensetzen wollte, festmachen in der Beschaffenheit der Mittel, deren der ärztliche Eingriff sich zu bedienen hätte. Eben: an Stelle der Arzneien und Operationen das, was man als die naturgemäßen Heilfaktoren benannte.

Die Wirklichkeit an Tatsachen hinter dem Worte Naturheilverfahren gab sich nur einem eindringlichen Studium zu erkennen. Dieses belehrte darüber, daß das, was allein unter einem naturgemäßen Heilverfahren verstanden werden durfte, weder als Lehrbegriff noch als Behandlungskunst, an sich etwas Neues wäre. Nicht neu; trotzdem heute durchaus unbekannt geworden. Die Lehrverfassungen, aus deren Hauptbegriffen sich die Systematik naturheilerischer Pathologie und Therapie ableiten, waren in der Geschichte der Jahrhunderte weit zurückgesunken. Ihre allmenschlich bleibenden Gedankeninhalte, ihre „ewigen Wahrheiten", mußten erst wieder in einen verstandesmäßigen Einklang gebracht werden mit den Einsichten und den unausweichlichen Urteilen, wie sie eine neue

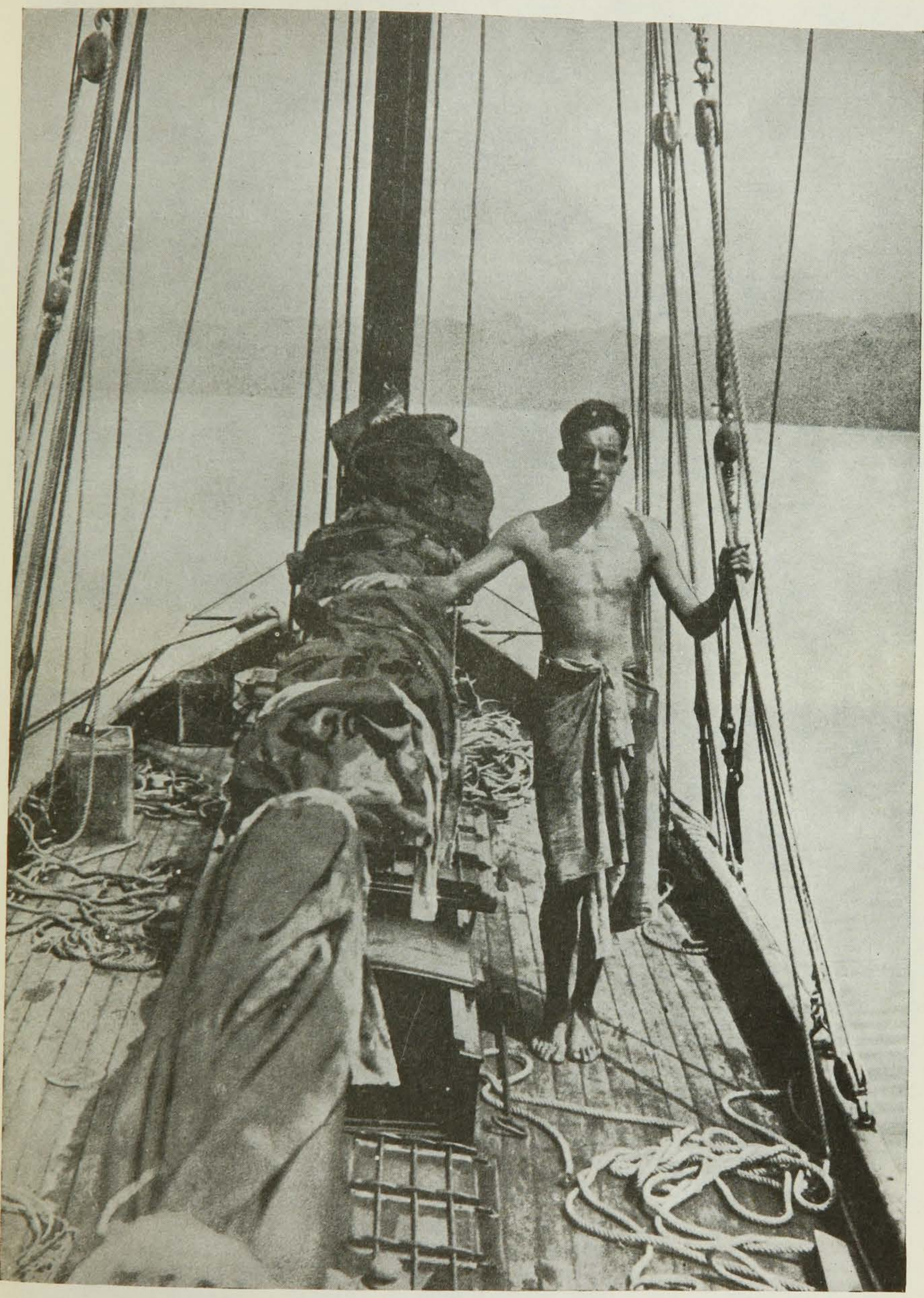
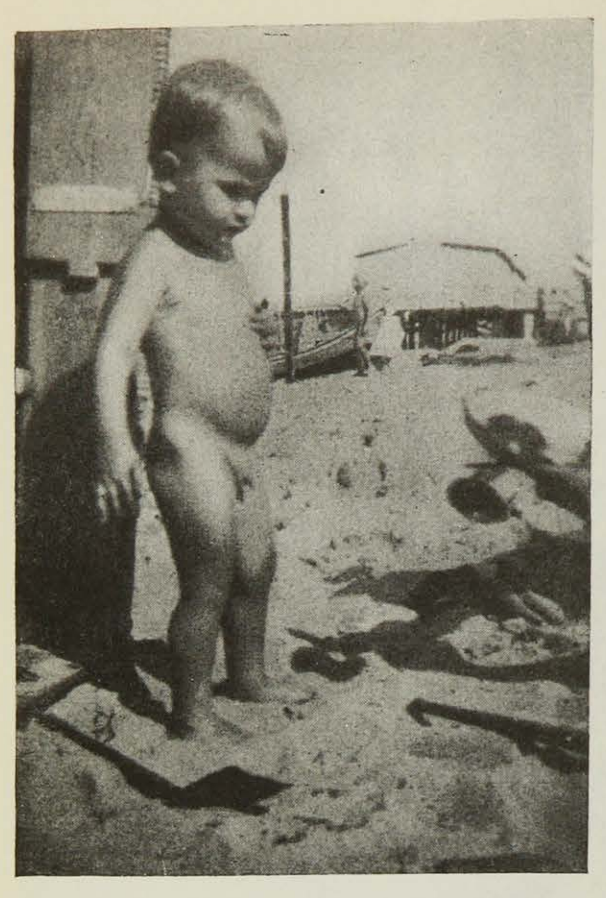


Photo Keystone View

Alain Gerbault, der Weltumsegler



Peter Michael, der Sohn von George Grosz

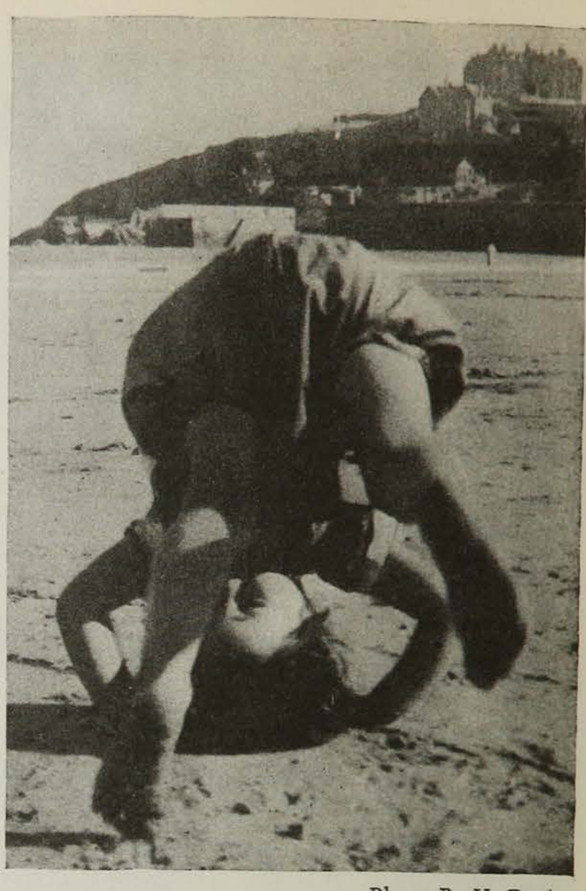


Photo R. V. Davies

Chiquita



Photo Seidenstücker

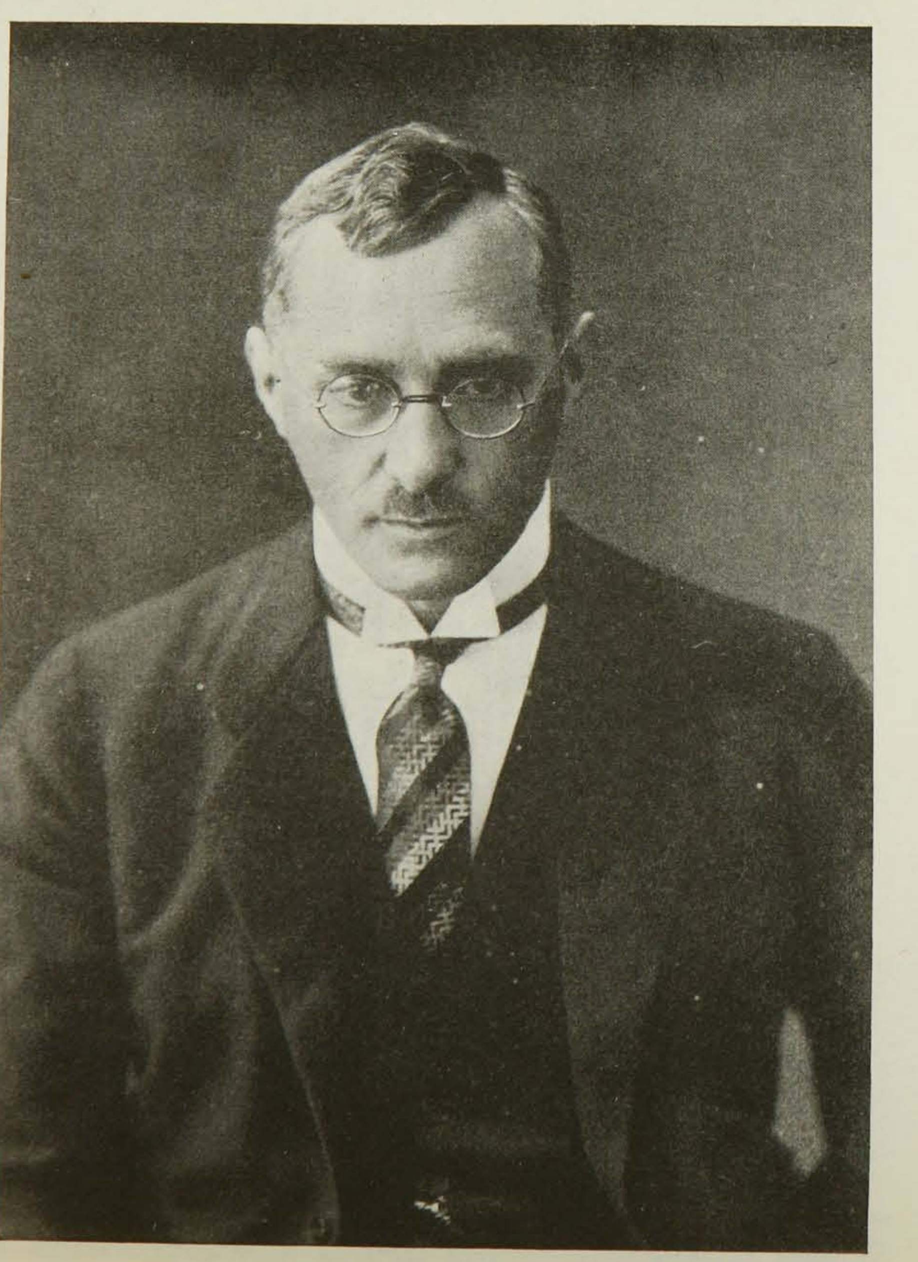
Wildpferd (Berliner Zoo)

Atlantic-Photo

Apotheke aus dem Mittelalter

Photo Robertson

Seelöwe in der Bar



Atlantic-Photo

Dr. Gerson-Bielefeld

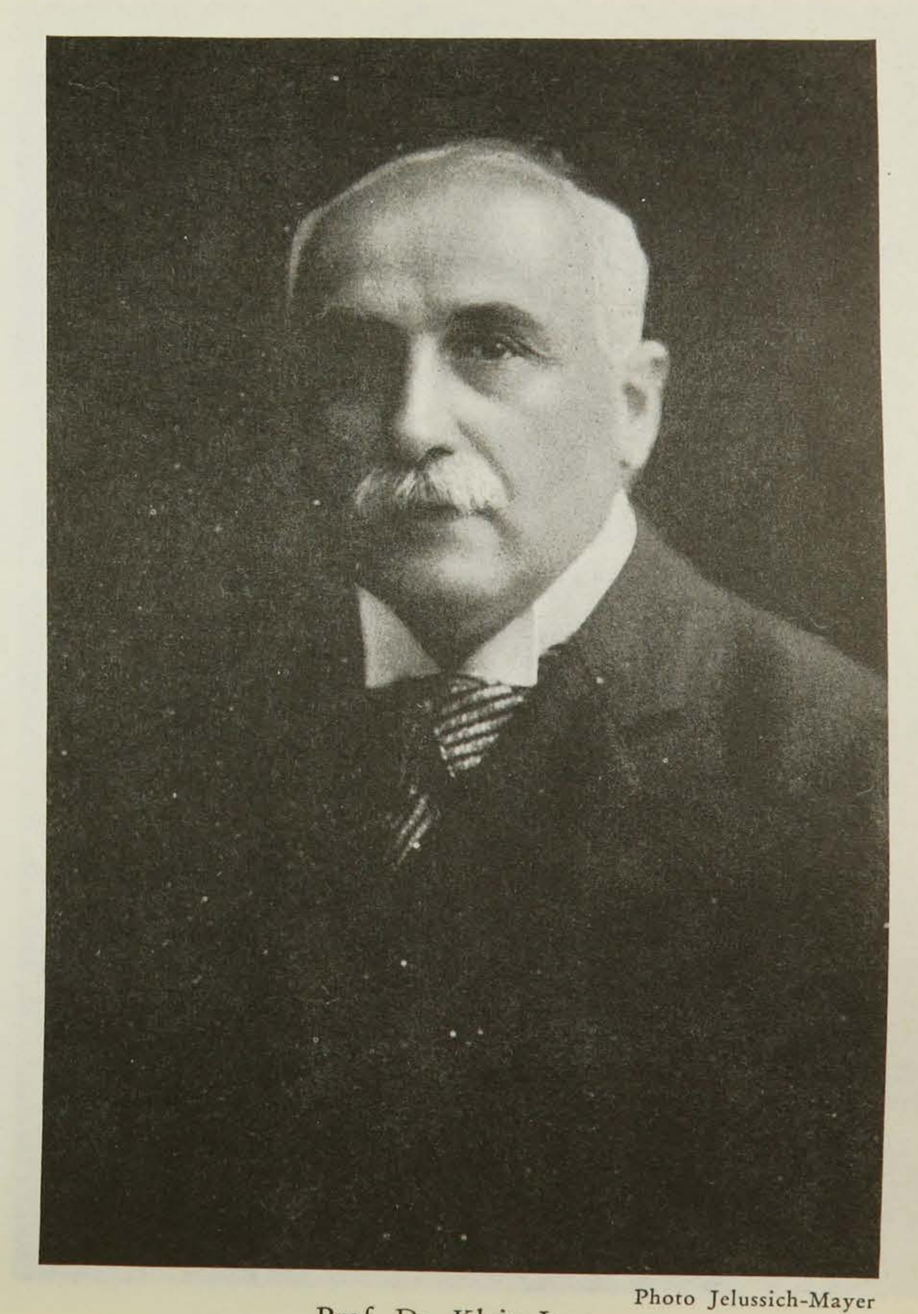


Photo Jelussich-Mayer

Prof. Dr. Klein-Jena

Zeitlage geschaffen hat für alle Kenntnis und alle Meinung vom geistigen Gehalt der ärztlichen Aufgaben. Seit bald 150 Jahren bewegt die klinische Pathologie und Therapie sich weitab von aller Ueberlieferung; damit sind die Vorstellungsweisen vom kranken Geschehen und die Grundsätze für den ärztlichen Eingriff allmählich an Stellen der ärztlich wissenschaftlichen Begriffsbildungen verlegt worden, wo weder eine Regel noch eine Anleitung älterer Schulen sich einpassen ließ. Durch die exakt naturwissenschaftliche Deutung der Phänomene an den kleinsten Einzelteilen im Aufbau des Menschenleibes, ist jene philosophierende Betrachtungsweise der natürlichen Dinge verdrängt worden, wie sie unseren Vorvätern nötig schien, damit daraus die ärztliche Kunst den denkmäßigen Rückhalt gewinne an einer reichen Geistesbildung. Das eindringliche Befassen mit der Philosophie und Geschichte, beholfen von einer sorgsamen Pflege des Denkens und der Sprache, hat ernstgefügte, klarsichtige und sittlich gefestigte Männer herangebildet; ihr gesundes Urteil befähigte sie, rund um ein nicht sehr kenntnisreiches Wissen den praktischen Verstand des erfahrenen Lebenskenners zu bewegen. Vorzügliche Führer der menschlichen Schwäche. Eben heute steigt bedauernd die Erinnerung wieder an sie empor; im lauten Ruf nach dem alten Hausarzt, dem es gegeben war, „liebevoll den ganzen Menschen zu erfassen".

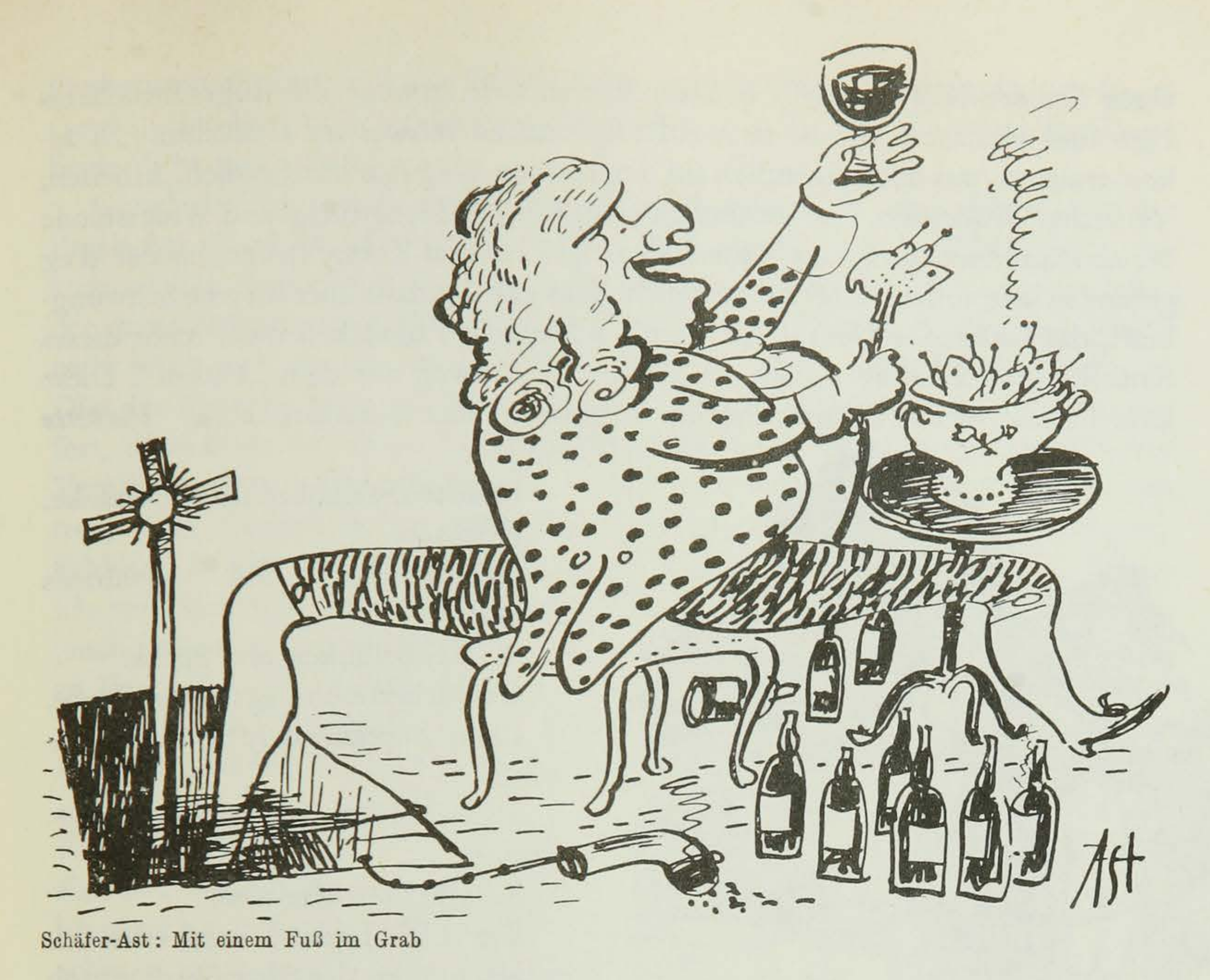
Form und Inhalt des gesamten Arztwesens, wie es sich unserem Geschlecht in der schulmäßigen Klinik darbietet, hat sein Denkverfahren hergenommen aus den Geistesströmungen des voltairianischen Materialismus. Ausschließlich unter Anwendung der kritischen Vernunft, in einer steten Furcht vor vermeintlicher Spekulation, soll die Frage nach dem Wesen und den Beziehungen alles Lebendigen sich nur dadurch beantworten lassen, daß das Tatsächliche an den Begegnissen festgestellt würde; unnachgiebig eingefaßt in den Bereich der Sinnfälligkeit. Auf dieser ersten Forderung des Rationalismus hat, im Frankreich der großen Revolutionsjahre, eine ärztliche Schule sich zusammengetan. Sie betrachtet den kranken Menschen nicht mehr in seinen vervielfältigten Beziehungen zu einer kosmischen Ordnung; Mensch konnte ihr nichts weiter bedeuten, als eine Vielheit von Funktionen, die eingesperrt waren in die Werkteile einer aus ihrem eignen Inneren ihr eigenes Leben erzeugenden Maschinerie.

Innerhalb solch einer Doktrin kann die Krankheit nicht mehr gedeutet werden als ein Zwischenfall im Schicksal des einzelnen Menschen. Sie muß angesehen werden als eine Störung von körperlichen Verrichtungen; ein pathologischer Prozeß, im Gange erhalten durch Veränderungen an Abschnitten der Leibesgewebe. Den rationalistischen Pathologen erschien er als die wichtigste Aufgabe, diese Veränderungen sinnfällig wahrnehmbar zu machen; dazu war es erforderlich, an jene Stellen des Körperinneren vorzudringen, wo der Sitz der Schädigung zu vermuten war. Die pathologischen Abweichungen von der Norm, so wie sie kennbar wurden am pathologischen Ort, die waren dann vor den Augenschein zu bringen durch irgendein darstellendes Verfahren; anatomisch, mikroskopisch, chemisch, experimentell. Als Mehrung unseres Wissens von den natürlichen Dingen bedeutete dieses alles einen unschätzbaren Gewinn. Vor dem praktischen Verstande geprüft, entleert sich aus dem Ertrage dieser bewundernswerten Geistesanstrengung nichts weiter als

ein neugewonnener Begriff; riesenhaft im Ausmaß seines Umfanges, flach, dünn und unverwendbar sein Inhalt: der naturforscherisch definierte Mensch. Diesen papierenen Golem kann man auf Kalorienwerte regulieren; man kann ihn molekular mit Eiweiß, Fett und Kohlehydraten füttern; seine Krankheiten kann man mit exakt konstituierten und ebenso exakt dosierten Patentmedizinen, nach exakten Indikationen, sicher heilen. Alles das auf dem Papier; versteht sich.

Die zurückliegende Geschichte der Klinik kennt eine durchaus anders geartete Gedankenbildung, aus der das krankhafte Geschehen im Menschenleibe verstanden werden kann unter einem höher gelegenen Umblick; ohne naturforscherische Methodologie, aus der Erfahrung des praktischen Verstandes. Veränderungen, wie sie an der Außenseite des Körpers bemerkt wurden, oder, aus den anatomischen Kenntnissen, im Innern der Leibestiefe zu vermuten waren, galten für Zeichen, Symptome, der Krankheit. Das Wesentliche des kranken Zustandes jedoch, seine Bedeutung für das Dasein und die Lebensfähigkeit des einzelnen Menschen, wurde beurteilt, als eine naturgegebene Einrichtung, innerhalb der natürlichen Beschaffenheiten des Leibes. Mit den Worten unserer heute begriffsbildenden Sprechweise ließe diese Lehrmeinung sich folgendermaßen verständlich machen: Kranksein; ein unentbehrliches, „ein zielstrebiges" Geschehen, die Daseinsbedingungen zu sichern innerhalb der körperlichen Wirtschaft; eine Vorkehrung der organischen Oekonomie. Krankheit; nicht ein zufälliges Ereignis, von außen hineingeraten zwischen die physikalischen Spannungen und die chemischen Umsetzungen eines, vom Sauerstoffverbrauch angetriebenen Mechanismus. Vielmehr; der kranke Zustand eine dem Menschen eingeborene Eigenschaft, die ihn befähigt, unter den Wechselfällen des leibhaften Daseins, sich in einer bestimmten Art und Weise verhalten zu können. Solch eine Erklärung bringt den kranken Zustand in eine unmittelbare Verbindung mit dem Heilvorgang. Auf solch eine Maxime haben unterschiedliche, längst wieder als unzeitgemäß vergessene, Lehrsysteme die Ableitung ihrer Betrachtungsweisen gestellt; sie können mit gutem Fug als *naturistische Schulen* bezeichnet werden. Die alten Aerzte dachten sich diese Verbindung zwischen Krankheit und Heilung hergestellt durch eine außermenschliche Mächtigkeit. Eine an das Stoffliche des Leibes herantretende Kraft besorge den Uebergang aus dem kranken in den gesunden Zustand. Unsere erweiterte Denkfähigkeit muß diesen „metaphysischen Faktor" durchschauen, als eine sinnbildhafte Vorstellung. Naturheilkraft, eine Metapher; eine Unwirklichkeit, für die kein Raum vorhanden sein darf in den nur wirklichkeithaften Absichten eines ärztlichen Eingriffes. Deshalb muß ein zeitgemäßes Verständnis sich erheben auf folgenden Definitionen. Naturheilverfahren: Der kranke Zustand, nicht ein eingedrungenes Fremdwesen in Leib und Leben des Menschen; vielmehr ein Ergebnis aus dessen natürlich beschaffenem Gesamtdasein innerhalb der natürlichen Dinge; aus seiner Physis, aus seiner *Natura*. Der ärztliche Eingriff, nicht ein Kampf gegen den Eindringling Krankheit; vielmehr eine Hilfeleistung an den Heilvorgang, weil dieser eine naturgegebene Vorkehrung darstellt, behinderte Verrichtungen des Organismus wieder in den Ablauf des erforderlichen Gleichmaßes zu bringen.

Der Heilvorgang: ein Vollzug von „Ausscheidung". Unbrauchbar gewordene Anteile des Gewerbeaufbaues werden ausgeschlossen aus dem Zusammenhang;



Schäfer-Ast: Mit einem Fuß im Grab

DIÄTETIK GEGEN TUBERKULOSE

Von

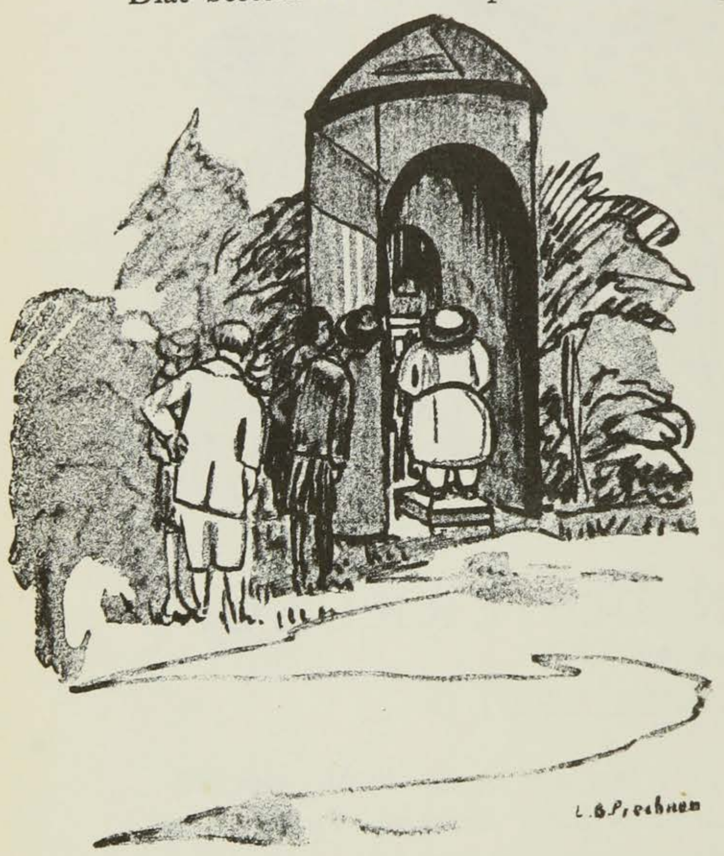
Dr. GERSON-BIELEFELD

„Die Not war es, die die Menschen zwang, die ärztliche Kunst forschend auszubauen, nachdem man sie entdeckt hatte ...“ Hippokrates

Mich zwang die eigene Not, ich wollte zuerst von der eigenen Migräne befreit werden und den damit zusammenhängenden quälenden Schmerzen. Wie wenig halfen da die symptomatischen Mittel — wie hemmend wirkte das Urteil der wissenschaftlichen Medizin, das ist erblich angelegt — konstitutionell — da kann man nichts machen. Man muß dieses „Fatum“ tragen, den Schicksalsweg gehen — da gibts nur Linderung — so sprachen die würdigen Führer der Medizin. Nun gut! Die Anlage bleibt so — aber vielleicht kann man doch die Funktionen der so angelegten Organe ändern — das könnte doch das Gleichgewicht des Gesamtorganismus wiederherstellen und halten. Erst viel später erfuhr ich, daß dieser Gedankengang sich der hippokratischen Vorstellung von der Physis sehr nähert, die „gestörte Harmonie des ganzen Körpers“ wieder in Ordnung zu bringen.

Wie sollte das aber praktisch geschehen? Schwer enttäuscht war ich gleich zu Anfang, daß mir eine längere reine Milchdiät gar nichts half. Das war doch eigentlich die von der Natur gegebene Nahrung in der besten, natürlichsten Zusammensetzung. Heute bin ich der Meinung, daß wahrscheinlich das Abkochen der Milch

einen Teil der Wirkung aufhob. Dann kamen viele Irrwege, ein langes unsicheres Hin- und Hertasten. Es ist zu weitläufig und zu schwer im Gedächtnis zu rekonstruieren, was mich eigentlich auf den rechten Weg brachte. Studien, Arbeiten, Versuche, Grübeleien, eine ironische Bemerkung, Widersprüche und Widerstände der anderen Ärzte halfen am besten, also viel Leid und Kampf halfen, bis der Weg gefunden war, um die Migräne zu heilen. Was gab das dann aber für eine Schwungkraft, das befreiende Gefühl, die kranken Menschen brauchen nicht mehr dieses Konstitutionsleiden zu tragen, es gibt einen Ausweg aus dem „Fatum“. Diese Diät besteht in der Hauptsache im Weglassen aller Schädlichkeiten. *Verboten* sind:



L. B. Prechner

Rauchen. Alkoholische Getränke.
Kochsalz.
Geräuchertes und gewürztes Fleisch.
Wurst, Schinken und Speck.
Geräucherte und gesalzene Fische.
Essig. Suppenwürze und Bouillonwürfel.
Scharfe Käse, Konserven, Eingewecktes.
Scharfe Gewürze usw.

Der Fleischgenuß wird erheblich eingeschränkt, der Eiweißbedarf kann auch durch Milch und Eier gedeckt werden.

Die *notwendige* Nahrung besteht in der Hauptsache aus:

1—2 rohen Gelbeiern, mehreren Zitronen, viel Obst, Früchten aller Art, Salaten, Tomaten, rohen Wurzeln, rohen Preßsäften aus allerlei Gemüsen und Früchten, auch als Zusatz zu Suppen und anderen Speisen. Kompotten.
½ Liter roher Milch (auch Joghurt, Kefir, dicker Milch oder Buttermilch).
Salzloser Butter, etwas Quark.
Mittags und abends frischem Gemüse (nicht abgebrüht).
Kartoffeln.
Weniger Mehl- und Eierspeisen, wenig Brot und Zucker.
Etwas Fisch.

Zur Änderung des Mineralstoffwechsels wird Mineralogen gegeben, das aber kein Salzersatz ist und nicht in die Speisen kommt.

Die Herstellung dieser Diät ist für eine geschickte Köchin nicht schwer. Die Gewöhnung für Schwerkranke ist leicht, zumal da die Diät dem Krankheitszustand entsprechend geändert werden muß. Für Leichtkranke und Mittelschwerkranke ist es im Anfang etwas schwierig, aber bald hilft der erhöhte Appetit mit. Auch die verwöhntesten Zungen sind sehr zufrieden, wenn eine auf diesem Gebiet geübte Diätschwester die Küche leitet. Etwas leichthin haben manche

Professoren die Diät mit der Behauptung abgetan, daß sie niemand essen kann. Gewiß, eine Spritze ist leichter gegeben, aber so einfach ist die Diätbehandlung heute nicht mehr abzutun!

Gerade bei den sensiblen Migräne-Kranken lernte ich, wie schwer es in der Praxis ist, eine Diät durchzuführen: der eine verträgt keinen Zitronensaft, der andere hat noch nie Gemüse vertragen, geschweige denn in den Mund genommen, der dritte bekommt auf Milch Durchfall, der vierte kann ohne Salz und Pfeffer nicht leben und gar ein rohes Gelb-Ei, pfui! . . . Wohl hatte ich die Kraft, die Diät den Kranken in die Seele zu hämmern, aber die besseren Kreise blieben bald fort, diese Kost war ihnen zu unbequem, hemmte zu sehr ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen. Die intelligenten Arbeiter und kleinen Leute blieben mir treu, diese mußten ja vor allem ihre Arbeitskraft erhalten, hatten keine Möglichkeit, in ein Sanatorium oder an die See zu kommen. An diesen konnte ich weiterarbeiten. Allmählich lernte ich die Diätgrundlage den persönlichen (auch pekuniären) Bedürfnissen des einzelnen anzupassen, auch Ausgleiche dafür zu finden, was die verschiedenen Jahreszeiten an Früchten hergeben.

Das Anwendungsgebiet der diätetischen Therapie wuchs unter meinen Händen. Der hier bei der Landbevölkerung sehr verbreitete Basedow reagierte sehr günstig, auch alte Fälle, auch ein- und zweimal Operierte mit schweren Rückfällen. Natürlich mußte die Diät immer wieder der Schwere des jeweiligen Krankheitszustandes angepaßt werden, auch wurde da ein Eierstockpräparat hinzugefügt, dort ein anderes Hormon dazugegeben, um die Besserung zu beschleunigen. Da sah ich bei Kranken mit Migräne und anderen nervösen Störungen auch Heilungen von Lupus (Hauttuberkulose) und tuberkulösen Knochenfisteln. Frühere Mißerfolge bei Tuberkulose hatten mich veranlaßt, gerade diese Krankheiten von der Diättherapie auszunehmen, ja ich schickte sogar im Anfang mehrere Kranke mit Knochentuberkulose fort. Nach dem Gesetz durfte ich ja als Arzt für innere und Nervenkrankheiten keine Knochentuberkulose und keinen Lupus behandeln. Neue Erfolge stärkten aber meine Schwungkraft, ich ging an alle Arten von Tuberkulose heran. Ein sträfliches Tun in den Augen der Kollegen, ein Übergreifen in die verbrieften Rechte der andern. Aber bald zeigte es sich, daß auch die schwersten Lungenkranken sehr günstig reagierten, selbst Schwerstkranke mit Cavernen, die alle möglichen Kuren vergeblich durchgemacht hatten, selbst aufgegebene Kranke besserten sich weitgehend, und Invalidisierte wurden wieder arbeitsfähig. Die so angefeindete Tuberkulosetherapie war in meinen Händen von vornherein keine spezifische Therapie, sondern *diejenige* Therapie, die den ganzen kranken Organismus umstimmt, entgiftet, befreit und mit neuen Aufbaukräften versorgt. Irgendwo in der Tiefe des Körpers, *da* mußte etwas geweckt werden, um Heilung zu bringen, *auch* für die Tuberkulosen!

Ein Bauer aus dem Lippischen mit Hauttuberkulose (Lupus) erzählte mir mal: „Ja, so nach einigen Wochen ist es erst schlimmer geworden, und dann nach Besserung wieder mal.“ Mit seiner Frau überlegend, war er dafür, es wegen dieser Verschlimmerungen dranzugeben. Sie widersprach: „Es wär doch das erstemal nach vier Wochen und jetzt wieder so nach vier Wochen schlimmer geworden, da hast du deine Periode auf der kranken Backe. Wenn’s nach der Natur geht, scheint mir das richtig zu sein und du gehst wieder zu dem Arzt.“

Diese Aufflackerung und Rückbildung im Laufe von vier bis fünf Wochen ist auch von Bommer, Oberarzt der Lupusheilstätte Gießen, beschrieben worden. Der komplizierte Wissenschaftler beschreibt umständlich die Vorgänge. Die schlichte Bäuerin, gewohnt, alles auf dem Felde, bei Tieren und Menschen nach der Zeit zu beobachten, fühlt einfach das Naturgesetz: auch beim Manne ist bei Heilungsvorgängen die vierwöchentliche Periode ausgeprägt.

Immer weiter wurde der Kreis der Krankheitszustände, wo Besserung und Heilung eintraten, selbst alte und schwere Erkrankungen der Leber, Galle und des Magen- und Darmkanals reagierten sehr gut, ebenso die Krankheiten des Herzens und Gefäßsystems, besonders der hohe Blutdruck. Die schweren Erscheinungen in den Übergangsjahren der Frauen reagierten bei dieser Diät auffallend günstig. Wenn sie vorher bei großen Eierstockdosen keine Besserung hatten, trat jetzt schon bei viel kleineren der Erfolg ein. Auf einmal wirkten die Hormone und blieben wirksam; auch bei früher nicht beeinflußbaren Fettsuchten. Bei schwersten luetischen Erkrankungen (den bösen gastrischen Krisen und den scheußlichen lancierenden Schmerzen) habe ich jahrelange Schmerzfreiheit gesehen, wo alle Kuren versagten.

Meine jahrelangen Beobachtungen beim Jugendirresein und bei Idiotien genügen wohl schon, um auch bei vorsichtigstem Urteil zu sagen, daß da die diätetische Therapie dieselben Erfolge hat wie bei der Tuberkulose. Also wohlgemerkt: mit *derselben Therapie als Grundlage*, die dem kranken Körper wohl angepaßt werden muß, kann man die Migräne ebenso sicher wie den Lupus und den Knochenfraß heilen, den Heubnerschen Infantilismus ebenso gut wie das Asthma und andere Krampfzustände weitgehend bessern, Stoffwechselkrankheiten ebenso sicher wie Neurosen und Psychosen wieder ins Gleichgewicht bringen.

Wie ist das möglich? Da sprechen auf einmal die verschiedensten Krankheitsbilder auf ein und dieselbe Therapie an! Ist da also ganz in der Tiefe die Heilkraft des Körpers getroffen? Mag dem sein wie ihm wolle, der praktische Erfolg entscheidet. Es muß also doch *einen* einheitlichen therapeutischen Vorgang beim Kranken geben. Wenn Hippokrates (Von der Nahrung, XXIII) vom gesunden Körper sagt: Alles im Körper ist ein einziges Zusammenströmen, ein einziges Verbundensein, ein einziges harmonisches Zusammenwirken, alles ist gerichtet auf die Ganzheit, jedes Teilchen im einzelnen auf das andere abgestimmt — alles ist zum gemeinsamen Wirken da —; ähnlich muß es beim Kranken sein! Theoretisch stelle ich mir das kurzgefaßt in der Hauptsache etwa so vor:

1. Die Zellfunktionen werden von der Vergiftung befreit, alle Zellen, alle Organe, der ganze kranke Körper, das besorgt in der Hauptsache die kochsalzfreie Diät, die Umformung des Mineralstoffwechsels u. a. m.

2. Die Überschüttung mit Vitaminen belebt die Zellfunktionen zu neuer Tätigkeit, auch die wichtigen inneren Drüsen und das Eingeweidenervensystem, gibt die Kraft zur Regeneration und zur Verjüngung des ganzen Körpers.

Bestätigen möchte ich die Worte des Pathologen Grawitz (Arch. f. Klin. Chirurgie 1925 Bd. 136): „Die Natur schafft doch Besserungen und Heilungen, wo wir nach den bewährten wissenschaftlichen Grundsätzen das Gegenteil zu beweisen pflegen“ und schließen mit dem Ausblick, daß jetzt wieder dem arg zurückgesetzten praktischen Arzt „alle Krankheiten und alle Kranke“ gehören.



Photo Frank Davis, London

Miss Corinne, eine englische Tänzerin

Persisches Tarotkartenbild (Lackminiatur)

Tongefäß der China-Kultur

Aus „Kunst und Kultur von Peru“ von Prof. Max Schmidt (Propyläen-Verlag)

Photo Dr. Lutz Heck, Berlin, Zoologischer Garten

Nashornvogel (Ostafrika)



Tongefäß in Lama-Form aus Ica

Aus „Kunst und Kultur von Peru“ (Propyläen-Verlag)



Photo Berenice Abbott

Gabriele Chanel, die Pariser Modeschöpferin

Ausstellung Galerie Flechtheim

Dora Gordine, Kopf einer Negerin aus Guadeloupe

BEGEGNUNGEN

Von

JULES RENARD

INTIME FREUNDE

Wir sind es höchstens einmal im Jahr, und die intime Freundschaft dauert kaum eine Viertelstunde.

Ich habe ihn bestimmt seit einem Jahr nicht gesehen, da begegne ich ihm plötzlich, gleichgültig wo, auf dem Boulevard. Er schlendert planlos daher, wie ich. Er langweilt sich, ich auch. Ein Händedruck verhakt uns, und unsere Herzen strömen ineinander.

Wieviel gemeinsame Sympathien und Antipathien! Wir hassen das Theater, die Gesellschaft, die Zeitungen und dieses fieberhafte Leben.

— Richtig lebt man nur auf dem Lande, sagte er.

— Ja, sagte ich, im wahrsten Sinne des Wortes: leben.

— Mit zweihundert Francs monatlich kann man auf dem Lande drei bis vier Personen ernähren.

— Vier bis fünf.

Und doch hatte er eine Schwäche für Paris.

— Ja, sehen Sie, augenblicklich verwirrt mich Paris. Oh! Ich lasse mich natürlich nicht verführen, aber es reizt mich. Alle diese netten, kleinen Frauen, die vorbeikommen, machen mich ganz weich. Ich möchte gern im Leben einer jeden von ihnen eine Rolle spielen.

— Ach! Wie bin ich Ihnen ähnlich! Eine von ihnen brauchte mir nur einen Wink zu geben, und ich würde ihr bis ans Ende der Welt folgen.

— Sie flunkern.

— Leider ja, wir flunkern.

Es war nicht ernst gemeint. Im Grunde ist er ein Weiser. Er beneidet niemanden, und es gibt nichts, was er mit allen Fasern seines Herzens ersehnen würde.

— Außer die Freiheit, faul sein zu dürfen?

— Nicht einmal die.

— Mit etwas Barvermögen.

— Nein, nein, sagte er. Ich arbeite, wenn ich will, und verdiene genug für meinen bescheidenen Haushalt.

— Solche Haushalte gibt es nur zwei, und das sind die unsern.

— Wir sollten öfter zusammenkommen, sagte er.

— Sooft wie möglich. Auf Wiedersehen!

Ja, ja, ich muß diesen Mann wiedersehen, morgen, übermorgen, jeden Tag, ich darf ihn nicht mehr aus den Augen verlieren. Kein anderer gleicht mir wie er.

Warum bin ich mit ihm nicht in Fühlung geblieben?

Wundert er sich nicht über unsere lange Interesselosigkeit? Eben hatte er doch nur mich auf der Welt. Plötzlich liebte man einander mit einer alles andere

ausschließenden Freundschaft, wie sie sich nur in Strohfeuern äußert; und kaum haben wir uns getrennt, bin ich mir auch schon bewußt, daß wir einander wieder ein Jahr lang nicht sehen werden.

DER SCHWIEGERVATER

Das einzige Fenster des Schlafzimmers geht auf den Garten hinaus. Fräulein Eugenie arrangiert Pfauenfedern fächerförmig in einer Vase.

Seit langem ist von einer Heirat für sie die Rede. Herr André Meltour aus St. Etienne findet sie nach seinem Geschmack; er ist ein guter Geschäftsmann und schiebt die Sachen nicht gern auf die lange Bank. Und gerade heute ist er zu Besuch gekommen und bringt im hellen Sonnenschein bei der kleinen weißen Balustrade Herrn Lérin seinen Antrag vor. Geschickt hat er damit begonnen, ihm alles mögliche Schöne über die Instandhaltung der Alleen zu sagen und voll Interesse verschiedene, den Gartenbau betreffende Fragen zu stellen.

— Was ist denn das, Herr Lérin?

— Was! So alt sind Sie und erkennen noch keine Zwiebel?

Das Fenster steht halb offen, und Fräulein Eugenie hört jedes Wort. Sie weiß, daß sie nicht horchen soll, und macht sich Vorwürfe, verscheucht aber ihre Skrupel wie lästige Fliegen.

— Ja, mein lieber Herr Lérin, hörte sie unten sagen, St. Etienne macht einen schmutzigen, rauchigen Eindruck. Die Sonne sieht ganz gelb aus. Die Blumen, die man um teures Geld kommen läßt, welken sofort. Die Bäche sehen aus, als wälzten sie flüssige Kohle. Aber nehmen Sie einige Tropfen dieses schwarzen Wassers in die hohle Hand, und es ist klar, durchsichtig und rein: ist das nicht komisch? Aus St. Etienne kommen die schönsten und weichsten Bänder, und noch nie hat es dort eine ansteckende Krankheit gegeben. Verstehen Sie? In drei Wochen kann eine zarte Frau dort genau so zu Kräften kommen wie im berühmtesten Weltbad.

Ein Wink mit dem Zaunpfahl. Herr Lérin scheint ihn nicht zu merken. Er denkt an das klare schwarze Wasser, die Sache will ihm aber nicht recht eingehn.

— Nein, das geht mir nicht ein.

— Bitte?

— Sie sind wohl taub? Die Sache mit Ihrem Wasser geht mir nicht ein, sage ich.

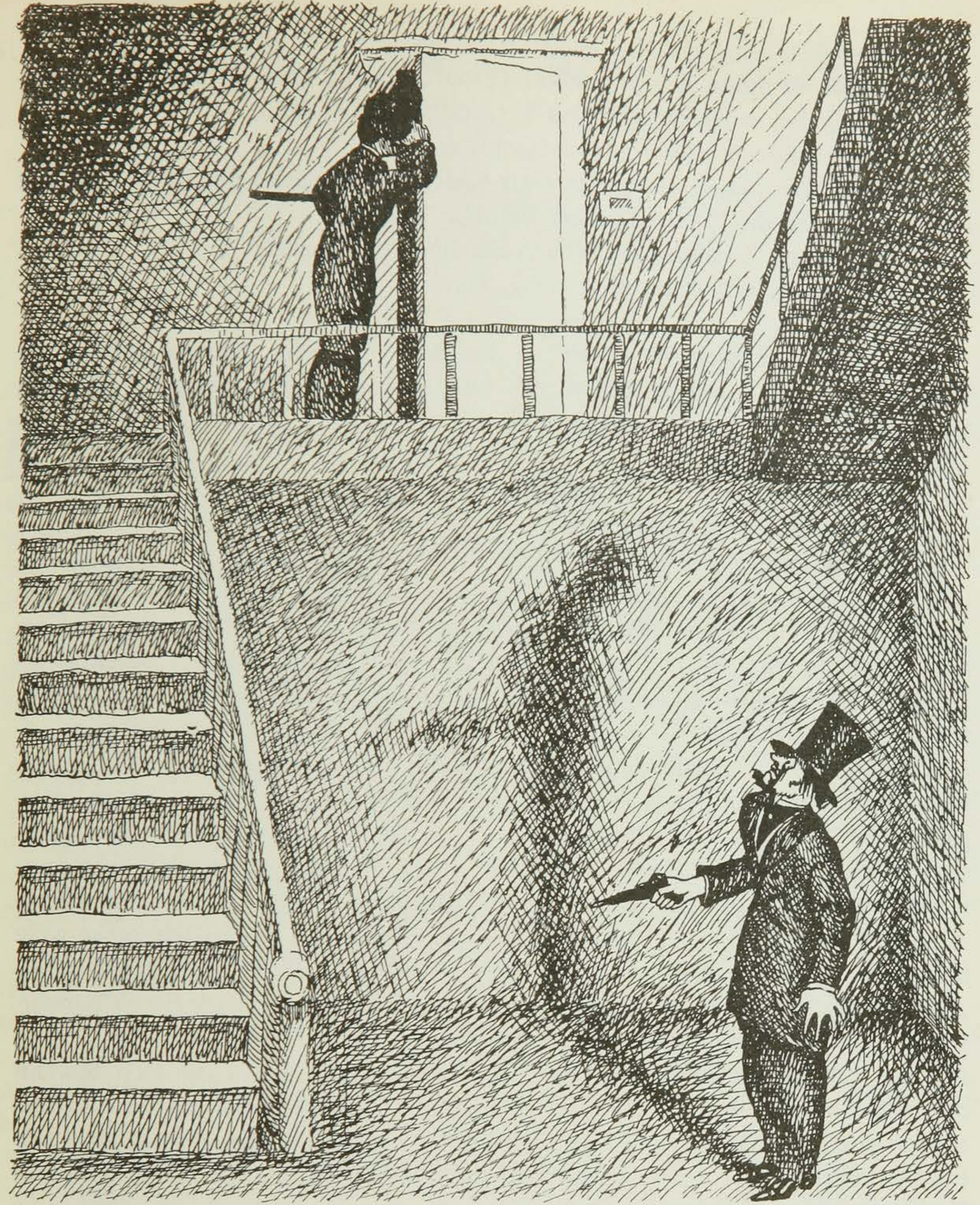
— Die Gelehrten, antwortet Herr Meltour, erklären es auf verschiedene Weise. Das Phänomen jedenfalls ist unleugbar. Fräulein Eugenie wird es rasch konstatieren.

— Merkwürdig!

— Und ich gehe noch weiter, fährt Herr Meltour fort, dessen Zunge nicht mehr zu halten ist, die dicke Luft von St. Etienne ist laut Untersuchung durch große Pariser Chemiker gerade durch ihre Zusammensetzung jeder andern Luft vorzuziehen.

— Aber Sie haben doch gerade gesagt, daß Ihre Blumen sofort verwelken!

— Die Frauen hingegen . . . Sie sind doch ein galanter Mann, Herr Lérin . . .



Graf Nils Steenbook (Linden-Verlag)

wir sind gewandt genug, auf alles eine Entgegnung zu finden. Die Frauen sind die Rivalinnen der Blumen: das erklärt alles.

Herr Meltour lacht befriedigt. Aber Herr Lérin hütet sich zu lächeln.

— Ihre Sonne ist gelb?

— Ganz gelb und sie scheint fast überhaupt nicht. Fräulein Eugenie wird ihren Sonnenschirm nur höchst selten aufspannen, das kann ich Ihnen schon jetzt sagen.

— Wieso? Fährt sie denn nach St. Etienne?

— Ich wage zu hoffen, daß, wenn ich das Glück habe, sie zu meiner Frau zu machen, sie mir überallhin folgen wird, wie es ihr das Gesetz befiehlt.

— Sie wollen also heiraten? fragt Herr Lérin.

Herr Meltour nimmt den Hut ab und streicht sachte über sein spärliches Haar.

— Ich glaube, es ist Zeit. Finden Sie nicht auch?

— Oh, das wächst schon noch manchmal nach.

— Ich bin ein Mann, antwortet Herr Meltour, ich mache mir nichts vor, und ich baue nur auf die Nachsicht ihres Fräulein Tochter.

— Mit meiner Tochter also wollen Sie sich verheiraten?

— Sie machen sich über mich lustig, Herr Lérin.

— Ah!

Die Herren schweigen. Zwischen Fräulein Eugenies Fingern zittern die Pfauenfedern. Sie starrt in ihre Augen und wartet, bis Herr Meltour plötzlich kurz und präzis zu sprechen beginnt:

— Nun, was sagen Sie?

— Ich? Nichts. Das ist Ihre Sache.

— Wieso, lieber Schwiegervater?

— Schluß damit, schnitt Herr Lérin ab. Sie wollen meine Tochter heiraten, und da Sie sie kaum kennen, so wünschen Sie von mir einige Auskünfte. Dazu bin ich nicht in der Lage. Wie kann ich wissen, was meine Tochter für eine Frau sein wird? Sie sind mir so sympathisch wie ein Mensch, den man dreimal im Leben gesehen hat, das heißt, Sie sind mir gleichgültig. Ich sehe ihre Verlegenheit; wenn Sie eine Dummheit machen, so werden Sie sagen: „Man hat mich angeschmiert.“ Und wenn es gut ausgeht, dann werden Sie sich auf ihren guten Geschmack etwas einbilden. Mein Lieber! Alles ist möglich. Man hat auch schon glückliche Leute gesehen. Ob gerade Sie es sein werden?! Wer kann das voraussagen? Ich nicht. Sie zögern? Sie würden einige Ratschläge brauchen und einen tüchtigen Rippenstoß. Ah! ja! Wenn ich Ihnen zulächeln und Sie mit offenen Armen rufen würde wie ein Kind, das Gehen lernt! . . . Aber ich zucke nicht und stehe da, wie ein Stück Holz. Sie können mich noch so sehr mit ihrem „lieben Schwiegervater“ zu bestechen versuchen! Bis ich Ihnen „lieber Schwiegersohn“ sagen werde, können Sie lange warten. Über die Jahre, wo man gerührt ist, bin ich hinaus. Heiraten Sie. In zwanzig Jahren, bis Sie sich bewährt haben werden, dann werde ich mich freuen und Sie beglückwünschen. Bis dahin aber werde ich kühl bleiben, und wenn nicht die lästige Messe wäre, so würde ich Ihrem Abenteuer völlig unbesorgt zusehen. Geben Sie dem Pfarrer ein paar Francs, damit er sich beeilt, denn auf dem Lande mangelt es in den Kirchen an jeglichem Komfort. — Oh! Mein Herr, Sie sind in einer sehr peinlichen Situation. Ich bedauere Sie nicht, aber Sie sitzen schön in der Patsche. Ich, wie gesagt, kann nichts dazu tun. Sprechen wir von etwas anderem, wollen Sie?

Und er schloß:

— Ich will für Mittag zwei, drei schwarze Rettiche ausreißen. Essen Sie schwarze Rettiche gern?

— Ja, sagte Herr Meltour, besonders wenn sie weiß sind.

Die elegant angeordneten Pfauenfedern baden ihre abschattierten Strahlen und ihre lebhaft umrandeten Augen im Sonnenlicht. Fräulein Eugenie, eine Gans, schluchzt, und da sie nicht viel Busen besitzt, fallen ihre dicken Tränen vertikal zur Erde.

(Deutsch von Rose Richter)

PROFESSOREN, REGISSEURE, HAUSBESITZER

BERLINER THEATERLEXIKON II*

Von

ANTON KUH

R*obert*, Eugen. Stammt aus Budapest. War infolgedessen Journalist. Hat wie alle Journalisten, die aus Budapest stammen, eine sensitive Seele. Liebt wie alle Sensitiven, die in Budapest Journalisten waren, den französischen Esprit, namentlich in seiner dekadenten Verpackung: Baudelaire (sprich: Bòddelehr), Verlaine (Vèr-lehn) und Francis Carco (Cárco Francis). Seine Augen sind von trüber Gefaßtheit, als blickten sie aus dem Grund einer metaphysischen Magenverstimmung. Aber sie wissen, wieviel Rentenmark alles Angeblickte wert ist. Die gewellten Haare haben frühzeitig Eisstaub angesetzt, in freier Anlehnung an Franz Molnar. Sie geben, zu obgenanntem Blick addiert, dem kleinen Herrn, der mit soviel Geschmack gekleidet ist, wie er seine Mustervorstellungen inszeniert, das Aussehen eines Pianisten. Der wäre Eugen Robert auch unstreitig geworden, wenn ihm das Schicksal nicht eine besondere Erfindung vorbehalten hätte: nämlich durch Häusererwerb die Entwicklung des deutschen Theaters entscheidend zu bestimmen. Er ist der erste Hausbesitzer der Weltgeschichte, der sich aus diesem Titel als Theaterdirektor einen Namen zu machen wußte.

Saltenburg, Heinz. Familienname uneruierbar. Wurde, was den Vornamen betrifft, in der Wiege erweislich nur auf „Professor" getauft. Schließt damit bis auf weiteres die Reihe deutscher Bühnenprofessoren ab. Seine Berliner Jugendtage verlebte der frühbegabte Knabe in Lodz. Nach der Weltstadt übersiedelt, stößt er auf eine interessante Kunsterscheinung: die Inflation. Entdeckt in ihrem Strudel den Dichter Zuckmayer. Fördert mit der linken Hand die Operette, mit der rechten die ernste Muse und mit allen beiden den Automobilhandel. Schlechte Einnahmen verfeinden ihn der deutschen Literatur. Doch geht er seinen Weg weiter. Wünschen wir dem unerschrockenen Mann, der aus der geistigen Hinterlassenschaft Angelo Neumanns das Direktionssofa geerbt hat, daß er sich bald wieder auf einem solchen gemächlich ausstrecken kann!

Martin, Karl Heinz. Von Aussehen schlechtgelaunter Assessor, von Beruf frohgelaunter Eklektiker. Seine Spezialität als Regisseur besteht darin, tunlichst den Anschein zu vermeiden, eine zu besitzen. Unbedingter Anhänger des Neuesten, inszeniert er immer in dem Stil, der sich in der vorigen Woche durchgesetzt hat. Geistig am nächsten steht er ohne Frage einer Mischung aus Jeßner und Piscator, doch könnte man ihn ebensogut den Jürgen Fehling unter den Granowskys

---

* Siehe Heft 5 dieses Jahrgangs.

nennen. Der oftverdiente Mann, durch eben dieses Mixertalent jüngst an die Spitze einer Parteibühne gelangt, deren Devise lautet: „Nicht so radikal wie Piscator — nicht so konservativ wie Hülsen!“ war ebensooft verheiratet. Seine erste Direktionsstellung findet ihn in der achten Ehe.



Rudolf Grossmann Alfred Rotter

Rotters, die. (Pluraletantum.) Die kleinere, dickere Hälfte heißt Fritz, die andere Alfred. Beide zusammengelegt, ergeben einen Leib und eine Seele. Dabei dürfte kurioserweise auf den magern Teil mehr Leib, auf den dicken mehr Seele entfallen. „Rotters“ ist im übrigen ein Sprachgebrauch, womit im Deutschen die Merkantilisierung der Bühne bezeichnet wird, der Sieg der Konfektion über die Kunst. Nun, F. und A. Rotter haben sich weniger dadurch eingebürgert, daß sie schlechte Kunst, als dadurch, daß sie gute Geschäfte machen. Sind infolgedessen freilich zur Zielscheibe des Spottes für alle geworden, die schlechtere machen. Im übrigen ist der Enthusiasmus, der vom Erwerbssinn zurückbleibt, ja immer knabenhafter und reiner als

(*Piscator*, Erwin) — jener, der sich von der Sachlichkeit getrennt hat. Diese Trennung aber vollzog Piscator durch die Annäherung an eine geistige Gruppe, deren Mitglieder sich als Dramaturgen Piscators in der deutschen Literaturöffentlichkeit ihren Platz gesichert haben. Sie nannten sich „Kollektiv“ — Ersetzung der Einzelpersönlichkeit durch eine Anzahl von Hüten und Nasen —, legten aber, unter Verzicht auf die Renommiertheit ihres Sammelnamens, Wert darauf, ihre Eigennamen in Geltung zu bringen. Dadurch erfolgten die bekannten Geldschwierigkeiten ihres Oberhauptes. Dieses hingegen, eigentlich dazu berechtigt, seinen Namen berühmt zu machen, legte auf äußere Ehren keinen Wert. So hat es Piscator, wiewohl sein Ruf bis Rußland drang, nicht einmal zu einem Ruf dahin gebracht. Es genügt ihm weiter, der Zeit ihr politisches Theater zu geben, indem er schlechte Autoren mit guten Erfindungen zusammenkleistert. Der kleine, junge Mann, in Wahrung seiner direktorialen Gerechtsame: Meisterboxer der Bantam-Klasse, sieht aus, als ob Walter Mehrings Leib die Schultern des George Grosz angewachsen wären. So hält er auch physisch zwischen den beiden Persönlichkeiten die Mitte, die mit ihm ins Theater am Nollendorfplatz einziehen.



Rudolf Grossmann Fritz Rotter



Marie Laurencin

MARGINALIEN

LA „FANTAISISTE“

Von *Andrée Spinelly*

Es ist mir noch nie gelungen, einem Nicht-Franzosen zu erklären, was wir unter „une Fantaisiste“ auf der Bühne verstehen. Bei einem Pariser habe ich leichtes Beispiel, ich muß ihm nur sagen: Eve Lavallière! Ihre Art, Komödie zu spielen, die sie kreiert hat, die wir ihr alle nachspielen und die keine mehr erreicht hat. Sie schuf die geniale Transposition der Rolle in ein scharf akzentuiertes und doch charmantes, in ein verträumtes und doch wiederum reales, aus tausend Phantastereien und verzuckerten Teufeleien komponiertes Wesen, das mit dem letzten und heißesten Tropfen Herzblut belebt ist, das bis in die Fingerspitzen vibriert und vibrieren macht, dessen Lachen wie Schluchzen klingt, das schön und hassenswert ist, frivol bis über die Grenze der nackten Gewagtheit hinaus und doch unschuldig wie ein Engel, launisch und treu, kalt und glühend, hartherzig und voll gütiger Liebe, im Luxus armselig und in der Armut strahlender als ein Diadem ... und in dem jede Frau sich wieder zu erkennen glaubt. Es gibt auf der Welt nur einen alles sagenden Begriff hierfür: „une Fantaisiste“. Und es gab auf der ganzen Welt nur einen Menschen, der dies alles wirklich sein konnte: Eve Lavallière.

Sie war schon lange nicht mehr unter uns, aber in den Garderoben sprachen wir doch immer wieder von ihr. Der Klang ihrer Stimme hat sich in unseren Ohren festgesaugt; ihr Lachen nistet in den staubigen Kulissenfetzen der Schnürböden, ihre Tränen beleben noch die rissigen, grauen Holzdielen der alten Boulevard-Bühnen, wie die Blutflecken, die ein alter Kastellan im Mordschloß zeigt. Der Schauspieler auf der klassischen Bühne der „Varietés", der Bühne Lavallières, sieht diese Perlenflecken plötzlich aufleuchten: hier ist ein Mensch gestorben, an seiner Sehnsucht verbrannt: Eve Lavallière, la Fantaisiste.

Schon ihr Typ packte, trug das Stigma des Außergewöhnlichen, riß hin, noch bevor sie den Mund öffnete. Der zerzauste Wuschelkopf, der gar nicht anders sein konnte, als er war, die in Ruß geglühten, heißen, verzehrenden Augen ließen im Nu alles Theater vergessen. Ihr Körper war ein in Schlankheit bebendes Gebilde, und kein Mensch fand es übertrieben, wenn man die Linie und Sprache ihrer Beine als geistreich und durchgeistigt bezeichnete, der schönsten Beine, die Paris je anbetete. Eve war nur eine kurze Minute im langen Leben der alten Stadt, aber eine der hellsten Minuten der Lichtstadt, eine leuchtende Minute, die erlebt zu haben ein großes Glück für uns alle war. Um einen Funken von ihrem Glanz zu erhaschen, warteten die Träger der größten Namen der Welt geduldig auf dem engen winkligen Gang vor ihrer Garderobe, bis ihnen die alte Garderobiere, stolzer als ein Zeremonienmeister Napoleons, Einlaß gewährte.

Bis der Krieg kam ... und mit ihm der große eiserne Vorhang sank vor der Welt und vor Eve Lavallière. Sie verschwand, spurlos, wie eine verwunschene Prinzessin. Tausend und eine Legende verfolgten das im Chaos verschwundene Lichtwunder, schöne und häßliche. Bis sich der Himmel klärte und nur die schönste aller Legenden voll Wehmut ihren Nonnenschleier um Eve Lavallière breitete. Unter ihm vermummt, vergrub sie sich in dem kleinen weißgekalkten Vogesenhaus mit den blaugestrichenen Fensterläden, die meist geschlossen waren und dem Licht den Eintritt in die kargen Räume verwehrten, in denen eine Seele leuchtete. Seit sieben Jahren kam ihr zarter, von Leiden zermarterter Körper nicht mehr zur Ruhe. Sie litt, wie nur Heilige leiden müssen. Zuletzt sollte sie, die schon einmal fast erblindet war, das Augenlicht ganz verlieren. Man nähte das eine Augenlid zu, um wenigstens das andere Auge zu retten. Martyrium, phantastisches Martyrium, das der verwöhnteste Liebling der Pariser, ihr Gavroche, ihr Straßenjunge, ohne Murren ertrug. Pâris, der Schäfer der schönen Helena, die petite Avone, der Cupido der Boulevards, als eine von Martern zerquälte Heilige, die selig ist, in Gottes Hand zu sein. Ein Ende, unglaubhaft, wie das aller Legenden ...

Sie ist 61 Jahre alt geworden. Da sie ja erst spät zur Bühne kam, hat sie nach zwanzig Jahren des Glücks, das sie als ihr Unglück ansah, fünfzehn Jahre tiefster Leiden durchlebt, die ihr als das höchste Glück erscheinen. Sie hat eine Legende erlebt. Wir anderen Menschlein sind zu armselig, um sie ihr nachzuleben. Denn das Feuer unserer Sehnsucht glimmt nur, lodert nie auf und ist zu schwach, als daß wir selbst daran verbrennen könnten.

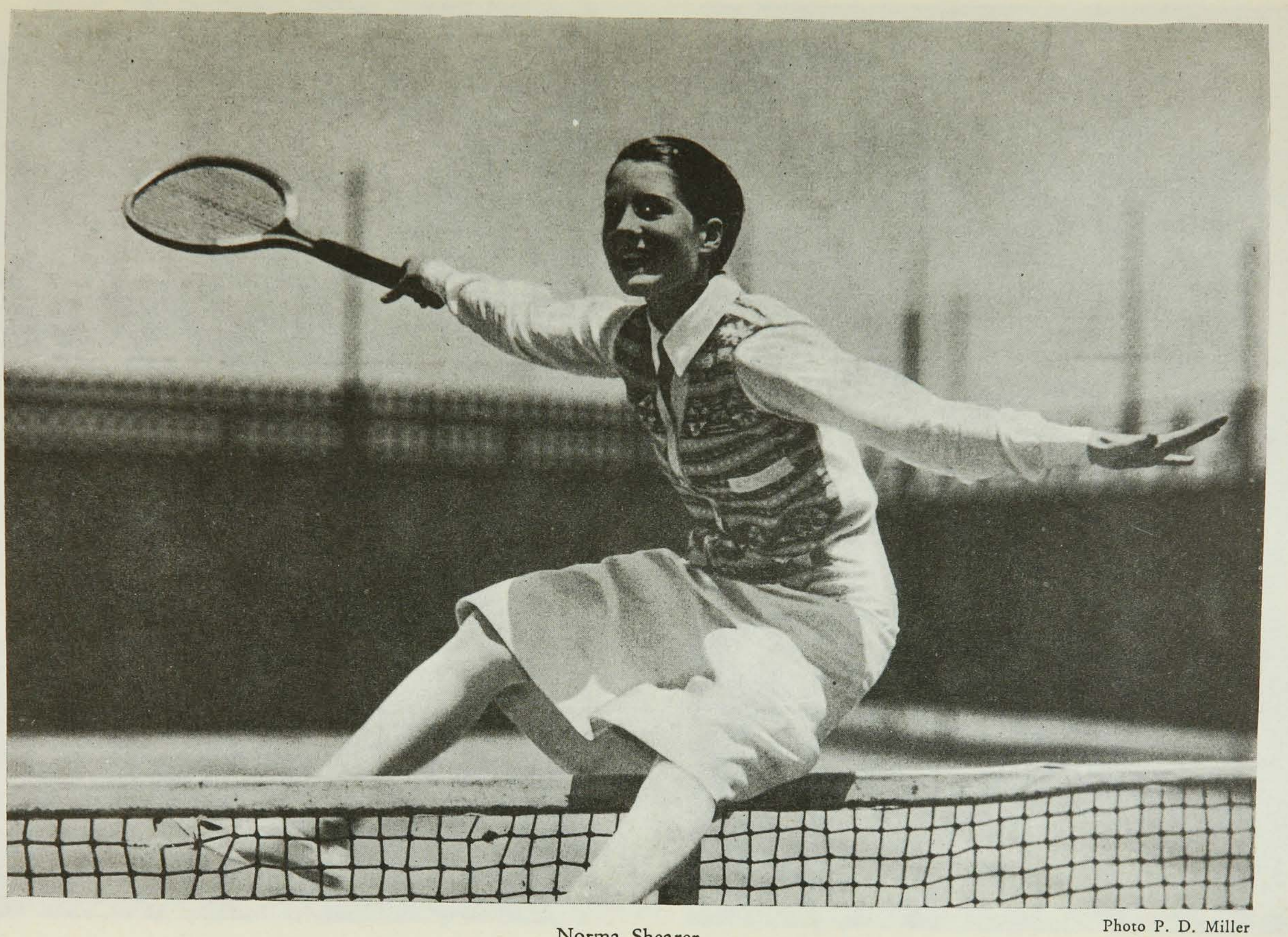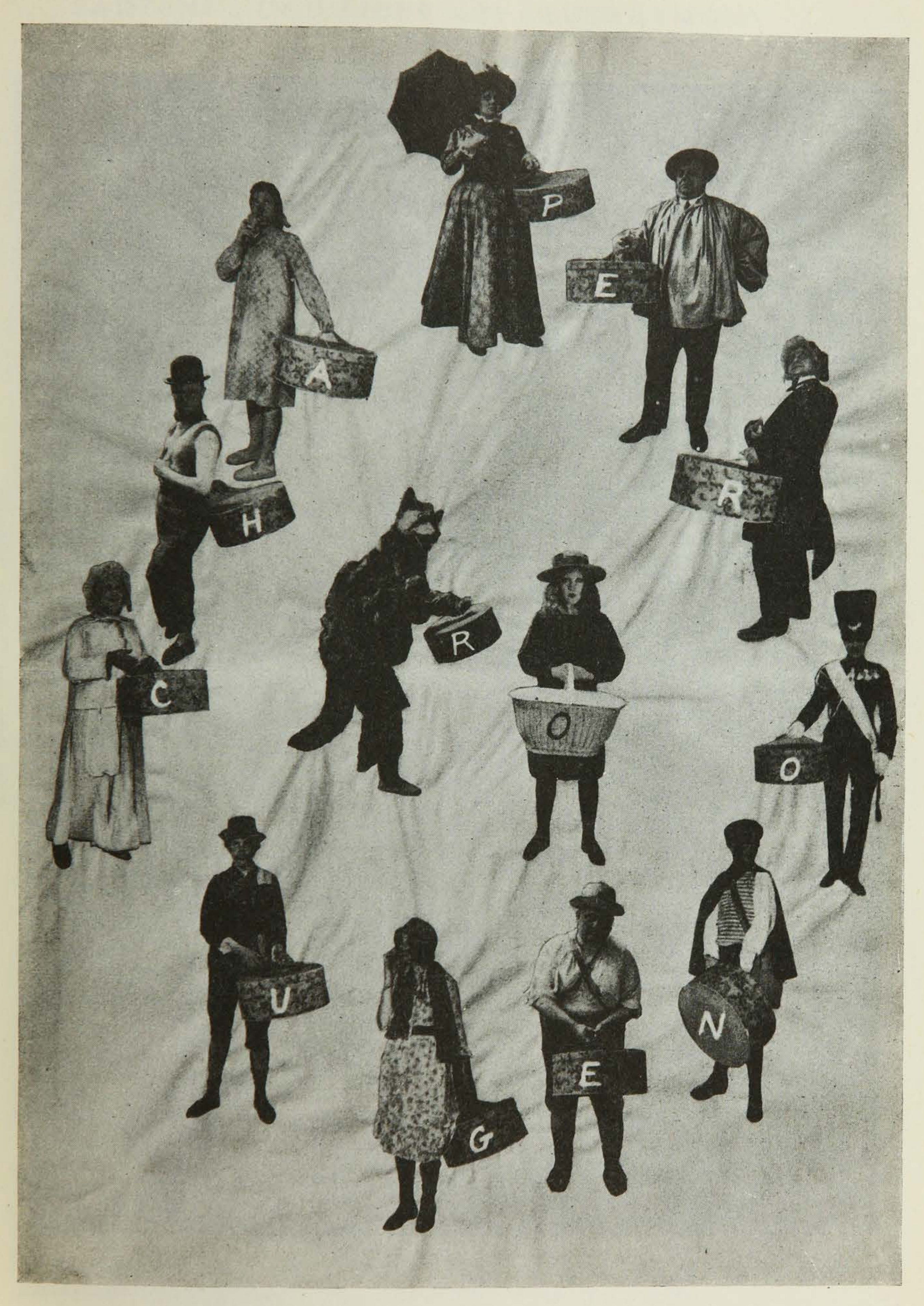


Photo P. D. Miller

Norma Shearer



Liebesszene in einem japanischen Film

Ch. Hayashi in einer Fechtszene („Flucht nach Yedo“)



Aus dem neuen Film Pierre Renoirs „Rotkäppchen“



Photo Federmeyer

Anita Page und Dorothy Sebastian

SADISMUS UND LIEBE BEI LAUTREAMONT

Von *Leon Pierre-Quint*

Maldoror, der Held des Dichters Lautréamont, ist der Ritter, der die armen ohnmächtigen Gefangenen befreit. Er ist der befreiende Herós, der die Tafel der Werte umstürzt: Haus und Familie scheint ihm verabscheuenswert. Dem verwirrten Jüngling sendet er glühende Botschaften, die ihn zum Weinen bringen, seine Pubertät aufwecken und sein bis dahin ruhiges Gewissen behelligen. Dem Erlkönig gleich — der Autor imitiert übrigens in voller Absicht Goethes Gedicht — führt er dem Kinde die Lockungen des Lebens vor Augen, des weiten, wilden und schrecklichen Lebens, das als das höchste Gut betrachtet wird, er öffnet die Pforte des Hauses, und der junge Mann, unwiderstehlich angezogen von dem Unbekannten, flieht hinaus wie ein schlafender Traumwandler. Ewiger Aufbruch des verlorenen Sohnes! Fata Morgana der Freiheit, die André Gide in den „*Nourritures Terrestres*" hat aufleuchten lassen, und die seit mehr als dreißig Jahren so viele Generationen im Lebensalter der großen Unruhe erschüttert hat. Viele Jahrhunderte lang hat man geglaubt, daß das Tier kein Empfindungsvermögen und die Frau keine Seele habe. Es ist sicherlich noch nicht sehr lange her, seit man unter dem Einfluß der Psychiatrie zu der Vermutung gelangt ist, das Kind sei mit einer tiefen Bewußtheit begabt. Das Dogma der Familie gebiert wie alle Dogmen, die das Individuum einer absoluten Gewalt unterwerfen, unglaubliche Mißbräuche. Ich erinnere mich folgender authentischer Geschichte: Ein ausgezeichneter junger Mensch war wegen einer kleinen Sünde, eines leichtsinnigen Streiches, begangen in einem Augenblick der Selbstvergessenheit (er hatte seinen Eltern eine silberne Schüssel gestohlen) nach langen Erwägungen des Familienrates in die tropischen Kolonien geschickt worden. Nach einigen Jahrzehnten war er fast vollständig ertaubt zurückgekommen, das Sumpfklima hatte ihn krank und stumpfsinnig gemacht. Er war verdammt, sein Leben bei den Seinigen zu beenden, aber in einem getrennten Raum, niemand richtete das Wort an ihn, niemand drückte ihm die Hand. Er hatte den Namen entehrt, den er trug und den er nicht allein trug. Diese puritanische oder jansenistische Strenge illustriert den Geist, den Maldoror bekämpft hat. „Brich auf! Sei der Stärkste und der Schlauste . . . Herr deinesgleichen . . . wirst du ihnen fast so viel Gutes tun wie du ihnen im Anfang Schlechtes getan hast." Gewiß wird der junge Mann, der gegen den Willen seiner Eltern seinen Weg geht, ihnen schließlich mehr Befriedigung gewähren, wenn er später Erfolg hat, weil er Zutrauen zu sich gehabt hat, als wenn er der traditionellen Straße gefolgt wäre, auf der es ihm nicht gelungen wäre zu „glänzen", und wo er auf alles verzichtet hätte, auf Ruhm, Liebe, Geld und auf sich selbst.

Indessen ist diese Empörung, die Maldoror predigt, nur *ein* Punkt seines schrecklichen Programms. Um die Stimme des Gewissens zunichte zu machen, lehrt er die generelle Nicht-Unterwerfung. Er will die Zerstörung der Zivilisation, da diese in allen ihren Hervorbringungen und bis in ihre Grundlagen von der Idee der Moral besudelt ist, die die Quelle unseres Leidens ist. Von der verfaulten „Humanität" ist infolgedessen nichts zu erhoffen. Als reiner Anarchist greift er,

nachdem er Gott angegriffen hat, in „übernatürlichen Kämpfen" die ganze Gesellschaft an.

Diese delirierenden Taten Maldorors sind von einem Motiv beherrscht, das seine Haltung bestimmt: der Neigung zum Sadismus. Ein Genie des Bösen, für das Böse entflammt bis zur mystischen Liebe zu diesem, konnte er offenbar auf keine Weise seinen Bedürfnissen besser Genüge tun als durch den Sadismus. In dieser Perversion kommt sein Haß gegen die üble Menschheit zum Ausdruck.

Es scheint, daß das gesamte psychologische Triebwerk des Sadismus sich auf einige ziemlich einfache Züge zurückführen läßt. Lautréamont begegnet sich hier häufig Wort für Wort, zweifellos ohne es zu wissen, mit dem Marquis de Sade.

Übrigens hat der Marquis de Sade nie etwas erfunden, das grausamer wäre als die Verfahrungsarten der Natur. Die Hekatomben von Insekten, namentlich von Bienen, die immer wieder, damit ein einziges Weibchen die Gattung fortsetze, jene phantastische Vergeudung von Leben beginnen, lassen die entsprechenden Einbildungen der entartetsten Geister weit hinter sich, die wütenden Angstträume eines Caligula, die römischen Feuersbrünste eines Nero, die Bilder der letzten Kriege und der letzten Hungersnöte unseres Jahrhunderts, wo die Zahl der Toten die aller analoger Katastrophen der Geschichte weit übertrifft.

Aber dem Menschen wohnt eine Neigung tief inne, die ungeheuerlichsten Schrecken zu idealisieren. Er will die Natur zwingen, sie schöner und besser machen bis in ihre Verworfenheit hinein. Es genügt Maeterlincks „Leben der Bienen" zu lesen, um zu begreifen, wie er die abscheuliche Opferung der für die Fortsetzung der Gattung aufgezehrten Leben umgewandelt hat zu einem Hochzeitsflug im azurnen Himmel, zu einem heroischen Feenstück der Männchen. Wenn also der Sadismus in gewissen Fällen sich bis zu einer pathologischen Form steigern kann, so ist er doch vor allem eine Gabe der Natur, eine Grundrichtung des Tieres und des Menschen. Gott hat Wort gehalten, als er Adams Nachkommen verfluchte. Das „Du wirst Dich mit Grausamkeit paaren" ist ebenso wahr wie das „Mit Schmerzen sollst Du Kinder gebären" oder „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen", und die Folgerung, die Lautréamont in seinem Ermittlungsverfahren gegen die Schöpfung aus diesen Racheworten gezogen hat, ist nun nicht mehr erstaunlich. Er zeigt eine nicht idealisierte, ihrer Heuchelei entkleidete Menschheit. Baudelaire würde sagen, daß er das Herz der Menschen bloßlegt. Durch den Sadismus symbolisiert er das Genie des Bösen in seiner ganzen Größe.

Und dennoch bin ich gezwungen anzuerkennen, daß er das Böse nicht ausschließlich um des Bösen willen aufsucht. Der Grund seines Herzens, so sehr er ihn versteckt, ist voller Mitleid. In manchen seiner Gesänge entdecke ich mitten unter Ausbrüchen des Hasses, unter unflätigen und strotzenden Beschimpfungen den Ausdruck einer unendlichen Sympathie: „Haben Sie die Freundlichkeit, meinen Mund anzusehen . . . ich presse das Gewebe zusammen, so sehr es nur möglich ist, um den Glauben zu erwecken, daß ich einen eiskalten Charakter habe. Es entgeht Ihnen nicht, daß das gerade Gegenteil der Fall ist."

Er glaubt nicht nur an eine ursprüngliche, in Verlust geratene Güte, er ist selber gut. *(Deutsch von Franz Leppmann)*

Kleine Erlebnisse in Brüssel. Ein kleines, drakles Berliner Tippmäuschen, mit dessen französischen Kenntnissen es nicht weit her war, kam einst von einem Ausgang in Brüssel entsetzt zurück und berichtete, daß ein Belgier im Laufe der Unterhaltung plötzlich zu ihr gesagt hätte: „quelle âge avez vous?" — „und dabei bin ich doch gar nicht so dick!"

Ich hatte in Brüssel einen netten Terrier mit braunem Monokel, Schwanz schwarz eingeleimt, der sich sehr meiner reizenden kleinen prorieëtaire angeschlossen hatte. Als die beiden eines Tages im Bois spazieren gehen, stürzt sich mein Hund plötzlich auf einen vorübergehenden voyou. Er wurde sogleich von seiner augenblicklichen Herrin zurückgerufen und energisch mit den Worten zur Rede gestellt: „que'st ce que c'est que ça?!" Mein sonst sehr gehorsames Hündchen aber verstand nur „ks, ks, ks, ks" und attaktierte von neuem die Hosen des Strolches.

Eines Tages kam ich in Brüssel in meinen Pferdestall und bemerkte einen neuen kleinen Hund, mit dem der Bursche herumschäkerte. Ich erkundigte mich nach dem Namen des neuen Ankömmlings, worauf er mir erwiderte: „Ach, ich nenne ihn ‚Issi'!" Als ich ihn fragte, wie er gerade auf diesen Namen käme, erklärte er mir, daß doch hier in Brüssel die meisten Damen ihre Hunde rufen: „içi, içi!" *W. v. Schulz.*

Das gebildete Amerika. Unter Leitung des Präsidenten, John West, hielt die „Literarische Gesellschaft" in der Baxley-Hochschule eine Versammlung ab. Das Programm war erstklassig. Man debattierte stundenlang und beschloß: „Der Hydrant ist wohltätiger als die Pumpe." *(Georgia)*



Ce ne sont pas des poèmes peints qu'on nous présente. Pas d'images au-dessous desquelles doive s'inscrire une petite légende poétique définissant les personnages du drame et leurs gestes, trouvaille littéraire dont le tableau n'est souvent qu'une évocation lointaine et manquée. Comme on voit dans les chansons des paroles au-dessous de la musique, une petite phrase chantante est offerte par dessus le marché avec la toile; Masson tourne délibérément le dos à cette charmante peinture à musique.

La sienne ne se présente pas moins sous un aspect dramatique intense et comme la plus tourmentée et la plus sombre qu'il nous soit actuellement permis de contempler et il l'a amenée, ces dernières années, à son extrême degré de dépouillement et de sévérité. Sa cruauté est sans artifice. Il s'est servi du sable, comme de la matière la plus altérée et la plus apte à recevoir la couleur du sang. D'une poignée, il a répandu de magnifiques champs de carnage, des déserts où un cadavre de poisson ou d'oiseau éclatant de sa sauvage beauté, excite les sens comme une oasis de sang. On ne peut appeler nature morte ces animaux que sur un peu de sable il a fait saigner: c'est la représentation éternelle du meurtre et de la mort. Aussi, poissons et oiseaux ne les a-t-il jamais peints réellement pour eux-mémes, mais comme les devins ont jadis inlassablement sacrifié des colombes pour des prophéties diverses relatives à des batailles de cavalerie ou de flotte, à la destinée d'une amoureuse, à des cataclysmes, tempêtes, tremblements de terre et colère des dieux, Masson, dans un sens jamais monotone, les a fait saigner, mourir ou se battre, pour des représentations tout à fait disproportionnées à leur importance animale.

Les gens de la Halle regarderont avec découragement ces animaux hors commerce. Ils n'ont du poisson que le goût divin du sang et le merveilleux privilège des ailes. Ils sont étoiles blessées et fleurs pourpres des dunes. Je n'ai vu plus belles batailles que les leurs, frénétiques, leurs ouïes crachant des injures afin de laisser aux gueules le soin de la morsure et de vomir des venins, ces luttes n'étant pas, d'un aquarium ou d'un océan, mais se déroulant dans l'élément des colères humaines.

L'homme lui-même, il faut voir comment il nous l'a dessiné au milieu de ses architectures, avec un sens extraordinairement réaliste, jusqu'à faire sentir l'élasticité de ses boyaux et des doigts de pied à user une paire de cerveaux par jour.

Poissons, sable, oiseaux, qu'il nous amène enfin sa nouvelle capture, la femme, et qu'il nous montre ce qu'il sait faire de l'amour et de l'érotisme. Comment l'appellerait-on obscène, lui qui a ouvert dans la femme des gouffres d'ombre et tracé autour de ses orifices des cercles de feu? Certains peintres ont réuni dans leurs tableaux des éléments mécaniques dont l'ensemble ne peut pas marcher. Ces assemblages de pièces sans lien et en réalité détachées ne sont que machines immobiles et mortes. On dirait de ces grands tableaux brutalement colorés qu'ils sont en panne. Mais si l'on peut dire de certaines toiles de Masson qu'il y a assemblé des éléments érotiques, du moins leur fonction pour n'être plus ni sensuelle, ni obscène, estelle de rappeler les

formes les plus violentes du cauchemar humain en les amenant, selon les vœux de l'esprit, à l'etat de formes idéalisées dont le caractère hallucinatoire rappelle cependant la monstrueuse origine.

Quant à l'amour, ne l'a-t-il pas manifestement représenté dans un tableau intitulé *La Corde?* La serpentine, la flagellante, et peut-être bien la mortelle danse à côté de la femme, belle victime qui déroule elle-même sur un lit d'obscurité sa courbe et ses talents de séductrice, révélant par une simple ondulation ses trésors les plus sombres et ordinairement les mieux cachés, toutes ses ombres et toutes ses lumières. Dialogue voluptueux de l'amour et combat.

On ne saurait gager en toute sûreté laquelle de ces deux amantes se nouera le mieux autour de l'autre, mais si la colère conduit les coups de ce fouet grossier, j'incline à croire que la corde soumise ne tardera pas à se pendre à la femme.

Ce tableau permet de comprendre que ce peintre est le seul qui ait pu jusqu'à présent se permettre de rêver pour les œuvres du marquis de Sade, des illustrations qui ne fussent pas des copies serviles et honteusement naturalistes des scènes décrites, mais dont le libre talent soit souverainement égal à celui du « divin marquis ».

Georges Limbour

Pferdedünger von 5 Pferden laufend abzugeben. Blaubach 32.

(Kölner Stadtanzeiger.)

Die Kötjemühle. Da das Lokal von Hannover 35, von Braunschweig 37, von Celle 22, Peine 16, Lehrte 20 und von Burgdorf 12 Kilometer liegt, so waren es vorwiegend Insassen von Automobilen und Autobussen, sowie Motor- und Radfahrer, die den Ausschlag der Besucher darstellten . . . Dort kann gerudert und gebadet werden, am herrlichen Strande unter Gartenschirmen ruhen, den Klängen der Musik und dem Vogelsang lauschen, am Strande oder im Walde spazierengehen, die Spielwiese in Anspruch nehmen, sich mit guten Speisen und Getränken laben und auf der Tanzdiele der Fröhlichkeit zu folgen. Es kann nicht genügend darauf hingewiesen werden, daß auch die Wahl eines Ausfluges zu den Lebenswichtigkeiten gehört und ist in solchen Fällen besonders vorsichtig zu verfahren. *(Aus dem „Heideführer", Celle.)*



Peter Altenberg liebte es nicht, wenn man indiskrete Fragen über das Privatleben seiner Freunde an ihn richtete. Als einmal an seinem Stammtisch ein Zugereister sich nach dem Beruf eines alten Freundes von Altenberg erkundigte und fragte: „Sagen Sie, Herr, Altenberg, wovon lebt der Mann eigentlich?“ antwortete P. A.: „Nun, er erhält seine Mutter.“

*

Professor H., ein liebevoller und betreuender Verehrer Peter Altenbergs, kam im Café Central auf ihn zu, sagte: „Herr Altenberg, haben Sie schon bemerkt, daß dieser Essay über Ihr neues Buch erschienen ist?“ und reichte Altenberg eine Zeitung, die ein drei Spalten langes Feuilleton enthielt. Altenberg sah die Besprechung mit einem flüchtigen Blick an und legte sie mit den Worten „Das ist doch kein Essay“ beiseite. Da mischte sich Albine R. ins Gespräch, eine Sechzehnjährige, die für alles, was P. A. betraf, redlich interessiert war: „Bittschön, Peter, was ist denn das eigentlich: ein Essay?“ Altenberg sah sie mit liebevoll lachenden Augen an und antwortete: „Ein Essay, das ist: Mindestens sechs Seiten und immer gelobt.“

*

Altenberg war mit seinem Friseur ins Gespräch gekommen. Er erzählte, ins Café zurückgekehrt, begeistert von einem Erlebnis, das ihm der Friseur soeben mitgeteilt hatte. Dieser war nämlich angeblich als österreichischer Soldat während der Okkupation Bosniens in einen Hinterhalt geraten; nach Landessitte hätten die Bosniaken ihren Gefangenen kastrieren wollen, er aber, der gefangene Friseur, habe sie durch geistig-seelische Einwände derart umgestimmt, daß sie ihrem Gefangenen unkastriert seine Freiheit wiedergaben.

„Sag einmal, Peter,“ fragte der immer skeptische N. W., „wieso hat denn der Wiener Friseur bosnisch gekonnt?“

P. A., durch den Einwand verblüfft, dachte einen Augenblick nach. Dann hatte er den Ausweg gefunden: „Nun — in der Todesangst?!?“

*

Georg Hermann, der Autor von „Jettchen Gebert“, wollte während eines Wiener Aufenthaltes Peter Altenberg kennenlernen. Ein gemeinsamer Bekannter brachte ihn, ohne weiteren Kommentar, an Altenbergs Stammtisch. Als Hermann sich wieder empfohlen hatte, sagte P. A.: „Ein sehr netter Mensch — wer war es eigentlich?“ — „Georg Hermann, der Autor von ‚Jettchen Gebert‘.“ — „Was ist ‚Jettchen Gebert‘?“ fragte P. A., der prinzipiell keine Bücher las und sich auch nie um Büchertitel kümmerte. „Nun“, wurde geantwortet, „es ist der größte Bucherfolg der Saison — in ein paar Monaten sind 50 000 Exemplare erschienen.“ — „Was?!?,“ schrie P. A. entrüstet, „von ‚Wie ich es sehe‘ gibt es noch keine fünf Auflagen, und das Buch von einem Menschen, den niemand kennt und niemand liest, erscheint in 50 000 Exemplaren?!?“

Ort der Handlung: Porte d'Orléans in Paris. Sieben Uhr abends. Aus der Untergrundbahn strömen von der Arbeit kommende Proletarier. Ein Zug ohne Ende, der sich in die Banlieue (Vorstadt) wälzt. Zeitungsverkäufer überschreien einander: Troisième édition l'Intran, le Soir, Paris Soir, la Presse... Eine feingliedrige Negerin tanzt zu dem neuesten Schlager, den sie anpreist...

Da, wo die „Straße der Fremdenlegionäre" in den breiten Boulevard einmündet, steht auf dem Trottoir ein gestikulierender Riese. Vor ihm liegen auf einem Teppich gewaltige Hanteln und Hebegewichte, die eigens für ihn hergestellt scheinen. Neben dieser Masse von Eisen, Fleisch und Knochen entlockt ein Orgeldreher, auf der Erde kauernd, seinem Instrument schauerlich quietschende Töne. Das Publikum, zierliche Midinettes, an ihre Burschen gelehnt, junge Mütter, ihre Babys auf dem Arm, Gassenjungen, ein Schutzmann...

Der Herkules im Trikot hebt die Hand. Der Orgelspieler setzt aus.

„Bürger und Bürgerinnen! Schenkt mir einen Augenblick Gehör! Ich bin kein Jahrmarktsartist. Ich habe in den erstklassigsten Zirkussen gearbeitet. Auf Perserteppichen im strahlenden Rampenlicht! Ich habe bei Unternehmern gearbeitet, die bezahlen konnten, die Bombenerfolge hatten. Durch mich!! Jawohl durch mich! Nur durch mich! Ich habe den Todessprung viele hundert Male gewagt. Ich habe Eisenstangen gebogen, wie ihr Spazierstöcke knickt. Ich habe Zentnergewichte wie Federbälle in die Luft geschleudert. Citoyens!

Ich hätte reich werden können. Aber ich will nicht reich werden. Und warum will ich nicht reich werden? Weil der Reiche sein eigener Gefangener ist. Weil er sich von seinen Leidenschaften beherrschen läßt. Weil der Reiche kein Herz hat. Weil jeder Reiche ein Egoist ist. Weil Kapital immer korrumpiert. Wenn ich reich wäre, würde ich zum Montmartre gehen. Ich würde Opiumraucher! Ich würde Morphinist. Ich wäre stets besoffen. Ich wäre bald erledigt. Ich würde mir das Mark aus den Knochen huren. Ich würde die Weiber prügeln und die Schutzleute... Sie, Herr Schutzmann, würde ich zu einer Lage Bier einladen. Jawohl, Herr Schutzmann! (Gelächter). Ja, wenn ... Aber, was tue ich? Wochentags trinke ich Wasser und Sonntags Milch. Und nun seht meinen Biceps! Knorke, was? Und hier meinen Thorax! Sache! Bürger und Bürgerinnen! Ihr kommt von der Arbeit. Ich will euch nicht lange aufhalten. Ich will euch nur erzählen, was ein amerikanischer Millionär zu mir gesagt hat. Jawohl, Millionär! Was hat der zu mir gesagt? „Gib' mir deine Lungen und deine Knochen, deine Muskeln und dein Blut, dann hast du meine Millionen!" — Und was habe ich ihm geantwortet? „Behalte deinen ... Kram!" — Reichtum? He! Ich laß' ihn den Impotenten! Nicht wahr, schöne Bürgerin, den Impotenten! — Orchester!! Tusch!! — Bürger und Bürgerinnen! Tretet ein wenig näher. Heute komme ich, euch zu zeigen, was ein starker Mann ist, was Gewichte sind. Ich bin einer aus dem Volk wie ihr! Ich bin kein Ausbeuter. Ich verlange kein Eintrittsgeld, das ihr nicht bezahlen könnt. Mein Kamerad wird jetzt herumgehen, die Mütze in der Hand, die Hoffnung im Herzen. Ihr seid nicht gezwungen, was zu geben. Allez l'orchestre! Tusch! Gebe, wer kann. Gebe, wer will. Wenn man gibt, danke ich. Wenn man nicht gibt, arbeite ich trotzdem. Und der Kiebitz, der sehen will und nicht zahlen? Ich beschimpfe ihn nicht. Bürger, ich arbeite nicht des Geldes wegen. Ich arbeite für die Ehre... (Geldstücke werden auf den Teppich geworfen.) Danke, danke, danke sehr! Pierre, wieviel macht das? 10, 15, 19 und sieben macht 26 Sous, 30, 34, fünfundvierzig, fünfzig, einundfünfzig, vierundfünfzig. ... siebenundfünfzig Sous... Hungerleider, Hurenbande, Hundesöhne! Arbeitet ihr für ... siebenundfünfzig Sous? Ein Minimum! Fünf Franken ist das Minimum! Für ein Beefsteak und einen Liter Rotwein! Du Sohn einer Nachteule, arbeitest du billiger? Nennst du das klassenbewußt? Du ... !! Ihr könnt das Geld auf den Teppich werfen, dann geht es schneller, und ich brauch nicht rumzugehen... Orchester! Tusch! Nicht alle auf einmal! Na, du Kleiner, danke! Danke sehr! Seht euch den Jungen an! Zehn Sous! Ihr Alten solltet euch schämen! Wird's langsam? Das geht! Danke. Danke sehr! Pierre! Das macht? 82... 85... 89... einundneunzig Sous, fehlen neun Sous! Danke! Noch vier Sous. Fünf Franken, fünf Franken 10.. 25... 50... 75.. Fünf Franken 75! Der Ueberschuß für Zigaretten! Mein Kamerad beginnt! Bürger, ein wenig Ruhe. Mein Kamerad riskiert das Leben! Jetzt komme ich dran! So, damit Pierre nicht leer ausgeht, gehe ich für ihn rum. Noch ein wenig Courage für ein Beefsteak! Danke! Danke sehr! Danke! Die, die nichts gegeben haben, können ihre Sous behalten, aber ... merde!!

Norbert Bachrach.

SOLDATENBRIEF 1870
AUS DEM BELAGERTEN PARIS.

„Par Ballon monté" versandt, den deutschen Truppen in die Hände gefallen.

Monsieur
Brossard Louis
De murante ala
Joleteri comune
du Perrier canton
de Sain Jean de
dept. mon vandée
Le 1 Desambre
Mais cher param je vous ecris
c'eet Deux lign pour vous ferpasée
des nouvelle je meporte bein
pour le momen je Des circmalaiton
vous trouve de maime tous mais
camarade pontoizaux. et an bonne
scantée vic Louis Pajote et Jrome
Devinaux jé parlée aplusziure
de mes camarade de la garde mobile
jélapris que Pierre Martinaux
et lopitale vic Nolaux sizo
se lamapaféde plesir.
fete bein des complimen de mapar
atous su qui sain formeron de
mois mes cher paren je fini malaitre
envousanbrasan de tous mon cuoere
Brossard Louis
Brossard Louis
soledat aux 54me de Ligne
premiere Compani deusiemes
Batalion 9me régimen
De marche de Paris

Max Liebermann zu einem Mitglied des Senats der Akademie: „Wissen Se . . . Et is ja heitzetage fir den bildenden Kinstler fast obligatorisch, Päderast zu sein, aber ick wer' mer die Sache doch noch finf Jahre iberlejen . . ."

DIE FREIE TRIBÜNE VON PARIS.

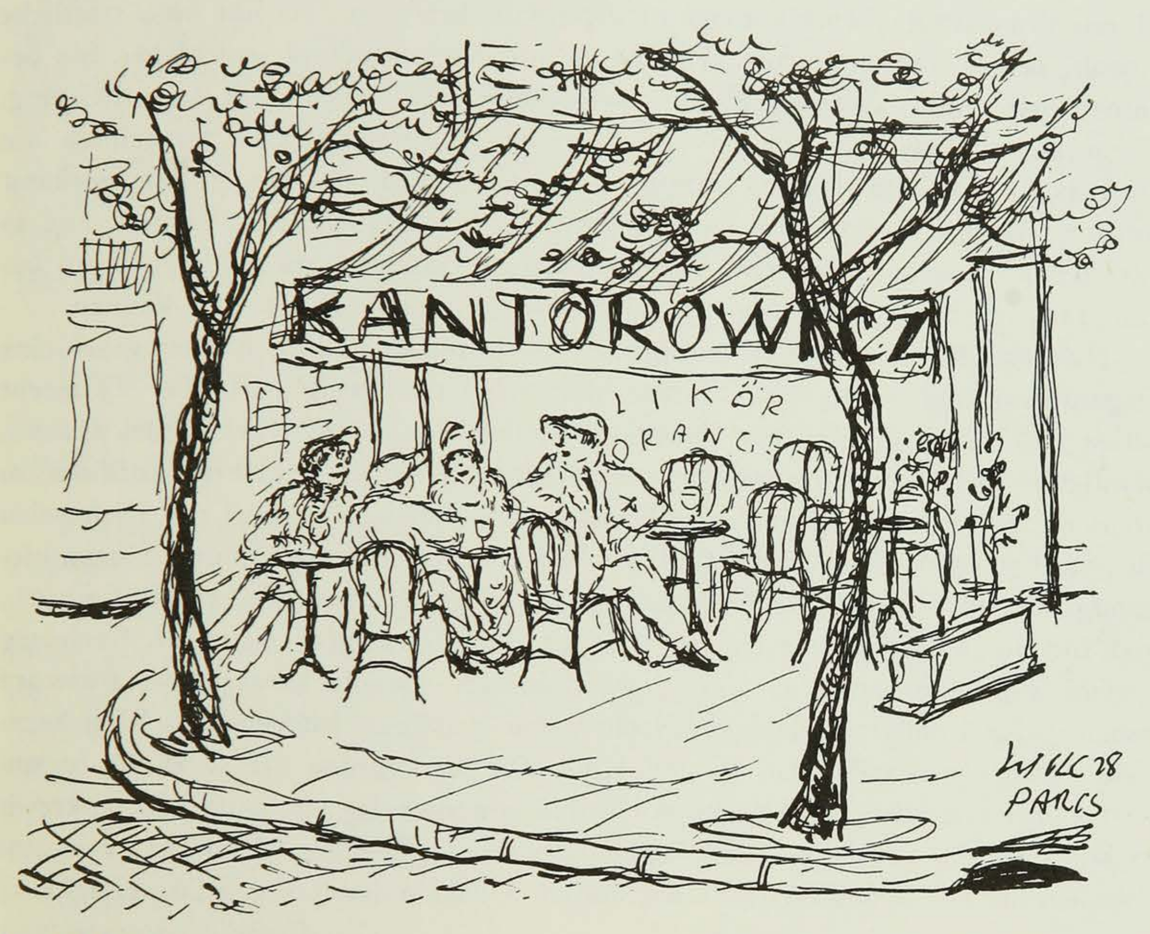
Der *„Club du Faubourg“*, die freie Tribüne von *Paris*, hat die Charaktereigenschaften der Lustspiele von Bernard Shaw. Sieht man die Fassade, so scheint's Clownerie, aber, „da steckt ein tiefer Sinn dahinter“. Der Klub Faubourg ist die *freieste Tribüne* der Welt, und die absolute Vorurteilslosigkeit jedem Sprecher und jedem Thema gegenüber ist wahrhaftig kein Minus; sie bürgt dafür, daß er immer aktuell sein wird, nie sauertöpfisch, immer amüsant, niemals langweilig. Der Klub Faubourg ist ein Spiegel höchstgegenwärtigen Lebens, er ist ein Stück Leben selbst. Seine Sitzungen sind immer ein paar Stunden „fröhliche Wissenschaft“.

Dreimal in der Woche versammeln sich Mitglieder und Gäste des Klubs. Es sind Frauen und Männer aller Schichten und Stände, vorwiegend Gelehrte, Abgeordnete, Offiziere, Journalisten, Geistliche, Anwälte, Aerzte, Schriftsteller, hohe Staatsbeamte, Politiker (von ganz rechts bis ganz links). Auf der Tribüne des Klub Faubourg darf jede Meinung geäußert werden; seine umfassende Neutralität ist absolut. Der Klub ist stolz darauf, daß er „seit zehn Jahren niemals eine Subvention angenommen hat, sich immer geweigert hat, sich unter die Schutzherrschaft einer Klasse, einer Kaste, einer Organisation oder einer Partei, welche es auch immer seien, zu begeben“. Die Stärke des Faubourg ist seine Unabhängigkeit.

Von der Buntheit der Themen macht man sich kaum eine Vorstellung. Es ist nichts zu wichtig, nichts zu unwichtig, um nicht auf der Tribüne des Faubourg diskutiert zu werden, kein Stoff zu spröde, keiner zu gewagt, nichts zu tief und nichts zu flach, um nicht freimütig ausgesprochen werden zu dürfen. Mag auch immerhin die Gründlichkeit zugunsten der Lebendigkeit hie und da zu kurz kommen; eine Versammlung von tausend Disputanten läßt sich anders wohl nicht zusammenhalten, und das geheime Motto ist: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Da referierte beispielsweise einmal der Pressechef des „Jungdeutschen Ordens“ über die Voraussetzungen der deutsch-französischen Annäherung; aber schon die nächste Versammlung hatte sich das Thema gestellt: „Ist die schwarze Frau leidenschaftlicher als die weiße? Ist es wahr, daß der Prozentsatz der gutgebauten Frauen im Sudan höher ist als in Paris?“ Dort ereiferten sich die Politiker, hier die Frauen und zwei Legationsräte der Gesandtschaft der Negerrepublik Haiti in Paris. Ist es ein Sakrileg, daß beide Male mit demselben Eifer gestritten wurde? Das Thema ist ja nur der Anlaß; die Diskussion macht sich ohnehin frei von der exakten Fragestellung. Es kam ganz von selbst, daß man bald nicht mehr allein von der Leidenschaft der schwarzen Frauen sprach, sondern von den Problemen um die schwarze Rasse überhaupt; und das ist wichtig genug, gründlichst besprochen zu werden.

Bei einem Bankett, das der Klub gegeben hat, unterhielt sich der berühmte Psychologie-Professor *Dr. Pierre Vachet* öffentlich mit anderen über die Frage: „Ist die Liebe eine Krankheit?“ Bei einem zweiten Bankett erörterte der Schriftsteller *Henry Bordeaux* das Thema: „Die Nachkriegsgesellschaft im zeitgenössischen Roman. — Gibt es einen Bruch zwischen Vorkriegs- und

Nachkriegsgeneration? Welche sind die neuen Typen: der junge Mann und das junge Mädchen? Welche sind die neuen Sitten, die unsere Romanciers beschreiben?çç — Einmal sprach man darüber, ob der Montparnasse den Montmartre getötet habe, ob das französische Lied dekadent sei, ob „für oder gegen den Walzer“; ein anderes Mal verantwortete Graf *Wladimir D’Omersson* sein auch in Deutschland bekannt gewordenes Buch „Vertrauen zu Deutschland“. Man disputierte über die wunderbaren Heilungen in den Wallfahrts-



Käte Wilczynski

orten Lourdes und Berck, über den „Sozialismus“, über „Rußland“, über „freie Liebe“, über die „hohen Wohnungspreise“, über den „Pariser Verkehr“, über „Rousseau und die Frauen“, über die „polnisch-französischen Beziehungen“. Das ist ein Querschnitt, eine Andeutung.

Der Rahmen dieser Diskussionen ist so: ein Buch oder eine These wird unter „Anklage“ gestellt, oder ein Thema wird kontradiktorisch behandelt. Zum Beispiel: *Francis Carcos* Roman „Rue Pigalle“ ist angeklagt; der Autor ist gegenwärtig. Dem Ankläger werden nach seinem Plädoyer aus dem Publikum eine Anzahl Fragen zugerufen. Dann beginnt die Diskussion. Jeder Diskussionsredner hat fünf Minuten Zeit, dann muß er dem nächsten Platz machen (übrigens wird diese Bestimmung nicht allzu brüsk gehandhabt; wenn jemand etwas Gescheites zu sagen hat, läßt man ihn auch zehn Minuten, sogar eine Viertelstunde lang sprechen). Jeder Redner bringt für die nächsten

neues Material, zwanglos-zwangsläufig ergibt sich die allgemeine Aussprache. Zwischenrufer aus dem Publikum erhalten ausnahmsweise das Recht zu präzisen Zwischenbemerkungen, auf die der Diskussionsredner sogleich eingehen kann. Bei aller Lebendigkeit und der Hitze, in die die Gemüter geraten, herrscht doch Friede. Die Saalordnung und die Klubregeln werden respektiert.

Nur einmal ist es zu Zwischenfällen gekommen. Da war eine Aussprache angesagt über die politische Tätigkeit des Herrn *Coty,* Parfumfabrikant und Besitzer der nationalistischen Zeitungen „Figaro“ und „Ami du Peuple“. Herrn Coty ist das anscheinend unangenehm gewesen. Er hat eine stattliche Anzahl seiner handfestesten Arbeiter in die Versammlung geschickt. Sie bekamen zehn oder zwanzig Francs pro Mann, und hatten die Verpflichtung, Lärm zu machen. Das haben sie so gründlich besorgt, daß tatsächlich die Diskussion nicht stattfinden konnte. Der Saal mußte von der Polizei geräumt werden. Daraufhin hat sich eine freiwillige Schutzgarde konstituiert, und so hat sich die parlamentarische Sitte, geistige Argumente durch Lärmen zu bekämpfen, im Klub Faubourg glücklicherweise nicht durchsetzen können.

Hauptverdienst an der lebendigen Entwicklung des Klubs hat der geschickte Organisator und bewegliche Führer, der Schriftsteller *Leo Poldès.* Er macht selbst den Conferencier und Diskussionsleiter, er hat den behäbigen Humor, peinliche Situationen mit einem geschickten Wort in Gelächter auflösen zu können, und er hat wohl auch die Energie, den ruhigen Verlauf der Diskussion zu gewährleisten. Mit Recht fällt ein Teil der Glückwünsche und Sympathiekundgebungen, die der Klub Faubourg aus aller Welt erhält, auf ihn zurück, und für die Kosmopolität ebenso wie für die Neutralität des Klub Faubourg spricht es, wenn zugleich der Sowjetminister *Lunatscharsky* und *Poincaré* neben vielen hundert andern politischen und geistigen Führern der Welt herzliche Glückwunschadressen an den Klub richten konnten. *H. G. Wells* formuliert es für uns alle: „Ich freue mich, daß gegenwärtig ein Klub in Frankreich existieren kann, wo man jede Frage in vollster Freiheit diskutiert, von dem Problem der Geburtenbeschränkung bis zur Doktrin der heiligen Dreieinigkeit.“

Alfred Kantorowicz.

Beschwerde eines Rundfunkabonnenten.

Gestern Abend 21.00 Uhr hat sich etwas sehr unliebsames ereignet. Es wollte um 20.20 Uhr ein gewisser Herr Karl Günther eine Novelle Leutnant Gustl v. Arthur Schnitzler vorlesen, da er scheinbar daran gehindert wurde, machte er den größten Spektakel am Mikrophon und konnte die Musik und Gesang vom Schrammelquartett nicht mehr hören und dieser Mensch hatte dreiviertel Stunden am Mikrophon geschimpft und mit Revolver gedroht und dann sagte er, er muß erst sein Revolver laden, wenn er auf der Straße gehe. Es war eben mit diesem Menschen eine ganz unheimliche Geschichte und hat mich dieser Mensch so viel geärgert, weil er mir das Schrammelquartett versaut hat zu hören, sodaß ich ihn, wenn ich ihn gehabt hätte, niedergeschlagen hätte wie einen Hund. Ueberhaupt ist es mir unbegreiflich, wie man einen solchen Menschen an das Mikrophon lassen konnte, um dreiviertel Stunden zu schimpfen, mit solchen Radiofreuden bitten wir uns zu verschonen.

Woyzek 1929. P. T. Aerzte und Forschungsinstitute! des In- und Auslandes! Intell., 39j., geistig und körperl. gesunder Mann, verh. und 2 Kinder, stellt sich als Versuchsobjekt in noch unerforschten Krankheiten, wie Krebs, Lepra, event. zu kompl. chirurgischen Operationen gegen eine einmalige Abfertigung oder kleine Rente für die hinterbliebene Familie zur Verfügung. Strengste Diskretion verlangt und geboten. Gefl. Zuschriften unter „Letzter Versuch 3993" Adm. *(Neues Wiener Journal).*

„Gebt den Kindern deutsche Namen". Der Dichter Ottokar Kernstock sagt im Vorwort: „Gerade in dieser unseligen Zeit ist es eine Ehrenpflicht, Mutter Germania, die gramgebeugt in Trauerkleidern geht, mit treuerer Liebe zu trösten und uns eifriger zu ihr zu bekennen als in den Tagen des Glücks . . . Es ist von einem volkstreuen Manne für volkstreue Volksgenossen geschrieben. Es gehört in jedes Schulhaus, in jede Pfarrbücherei, und wenn ein deutsches Mädchen Brautlauf hält, sei das kleine Büchlein als schlichter, aber kostbarer Mahlschatz in den Hochzeitsschrein gelegt."

(Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.)

Die vollkommene Ehe. Ehe! Sehr schöner junger 24jähriger Großkaufmann heiratet sehr reiche Dame, auch anomal, sofort. Sendet auch Photographie. Postfach 86, Merano (Italien). *(Hamburger Anzeiger).*

Todesstrafe für Mangel an Traditionsgefühl. Dieser Bursche, der da fortwährend versucht, die Geschichte Lügen zu strafen und ehrwürdige Traditionen umzustürzen, ist ein Hundsfott, wir sind gegen ihn. Vor einiger Zeit versuchte ein anderer Kerl das Andenken von George Washington zu diskreditieren; dann kam er und behauptete, Thomas Jefferson sei ein falscher und unehrlicher Politiker. Alles dieses hätten wir noch hingenommen, aber jetzt haben wir einen Idioten vor uns, der versucht, sogar das Andenken an Betty Roß herabzuziehen: er behauptet, nicht sie habe die amerikanische Flagge erfunden, noch hätte sie überhaupt etwas damit zu tun gehabt. Man töte ihn, er ist nicht wert zu leben!! Der Mensch, der aus Gedanken und Traditionen alle Ideale rauben will, ist nicht besser als derjenige, der seinem Nachbar mitten in der Nacht das Dach über dem Kopf in Brand steckt.

(Evening Herold, Oregon.)

DER ANAPÄST DES GAULS UND DER GALOPP DER VERSE

Von *K. L. AMMER*

Vor kurzem hat ein Feuilletonist mehr wohlwollend und „fesch" als richtig von mir erzählt, daß ich meine Verse nach Villon „zwischen Stallinspektionen, Jagdreiten und Saufereien — denn was kann schon der Mensch in Galizien anderes mit sich anfangen" — geformt hätte. Na, ganz so war es nicht. Das erste französische Gedicht, das ich übersetzte, war Verlaines Chanson d'automne in den neunziger Jahren. Und wurde sofort von einer Zeitschrift angenommen. Nämlich von der von mir selbst redigierten Klassenzeitung, die ich für meine Gymnasialkollegen herausgab und auf einem Hektographen vervielfältigte. Es war eine herrliche Zeit damals. Hofmannsthals erste Dichtungen, René Maria Rilkes scheue Verse, Dehmels „Aber die Liebe", Liliencrons „Poggfred", Przybyszewskis „Vigilien" hielten uns junge Menschen in Bann, Ibsen, Hauptmann, Peter Nansen, Nietzsche, Arno Holz, George, Bahr, Schnitzler, Schaukal, Mombert, Altenberg, hunderte Namen könnte man nennen — wie mächtig strömte in jenen Jahren der Schöpfersegen. Und ich saß in meinem dämmerigen Wienervorstadtzimmer, das in einen stillen Hof ging, und nahm alle diese Offenbarungen überwältigt in mich auf. Bis ich des kürzlich verstorbenen Verlaine „Les sanglots longs des violons de l'automne" in der erstmals erschienenen Münchner „Jugend" fand und übersetzte. Da schaffte ich mir die „Poèmes parnassiens" an und schuf weiter. Das war Schwelgen in reinster Stimmungslyrik. Richard Dehmel hat, als ich ihm meine Versuche einschickte, begeistert, hilfsbereit und grundgütig, wie er war, meine Uebertragungen in den gleichfalls neugegründeten Zeitschriften „Pan" und „Insel" veröffentlicht. Dann trat ich Maeterlinck näher, der seine Freude hatte, als ich einiges aus seinen „Serres chaudes" im „Pan" und in der von Dörmann geleiteten „Wiener Rundschau" herausbrachte. Später sind sie zur Gänze im Verein mit Oppeln-Bronikowskis „Douze chansons" bei Diederichs erschienen. Das war Aufgehen im vielverschlungenen Gewirr geheimnisvoller Traumbilder.

Nach der Matura, in den Jahren der Wiener-Neustädter Militärakademie, fand ich im Kreis der Kameraden und bei kriegswissenschaftlichem Studium weder Zeit noch innere Spannung für die preziösen französischen Poeten. Bis dann wieder die entlegenen einsamen polnischen Garnisonen kamen, Rohatyn, Brzeżany, Taropol, Stanislau, Wulka bei Lemberg, wo ich mich, durch Franz Blei angeregt und gefördert, in Rimbauds revolutionäre alchymie du verbe (et du sentiment, ergänze ich) vertiefte und dessen Dichtungen im Insel-Verlag herausgab. Schöne, schöne Abendstunden in der Leutnantsstube! Nach Morgendienst auf dem Exerzierplatz, Vormittagsdressur der Remonten auf der Reitbahn, Fußexerzieren und Kapselschießen am Nachmittag kamen dann die alleinigen Ritte durch die weiten Forste und die endlosen Galoppe über die ausgedehnten Sandflächen Galiziens, wo ich im Anapäst des Gauls unter mir schon die Verse skandierte, die ich, nach Hause gekommen, niederschrieb. Endlich Villons „Où sont les neiges d'antan", das mich zu seinem „Testament" und seinen „Balladen" drängte, die ich, durch das Reitlehrerinstitut meiner Wiener

Krishnamurti und der Bildhauer Bourdelle in Paris

Kostümgruppe von einem Maskenball des Conte de Noailles in Paris (Duc de Verdura, Princesse de Fancigny-Lucinge, M. de Gandarillas, Hans Feist, Max Jacob)

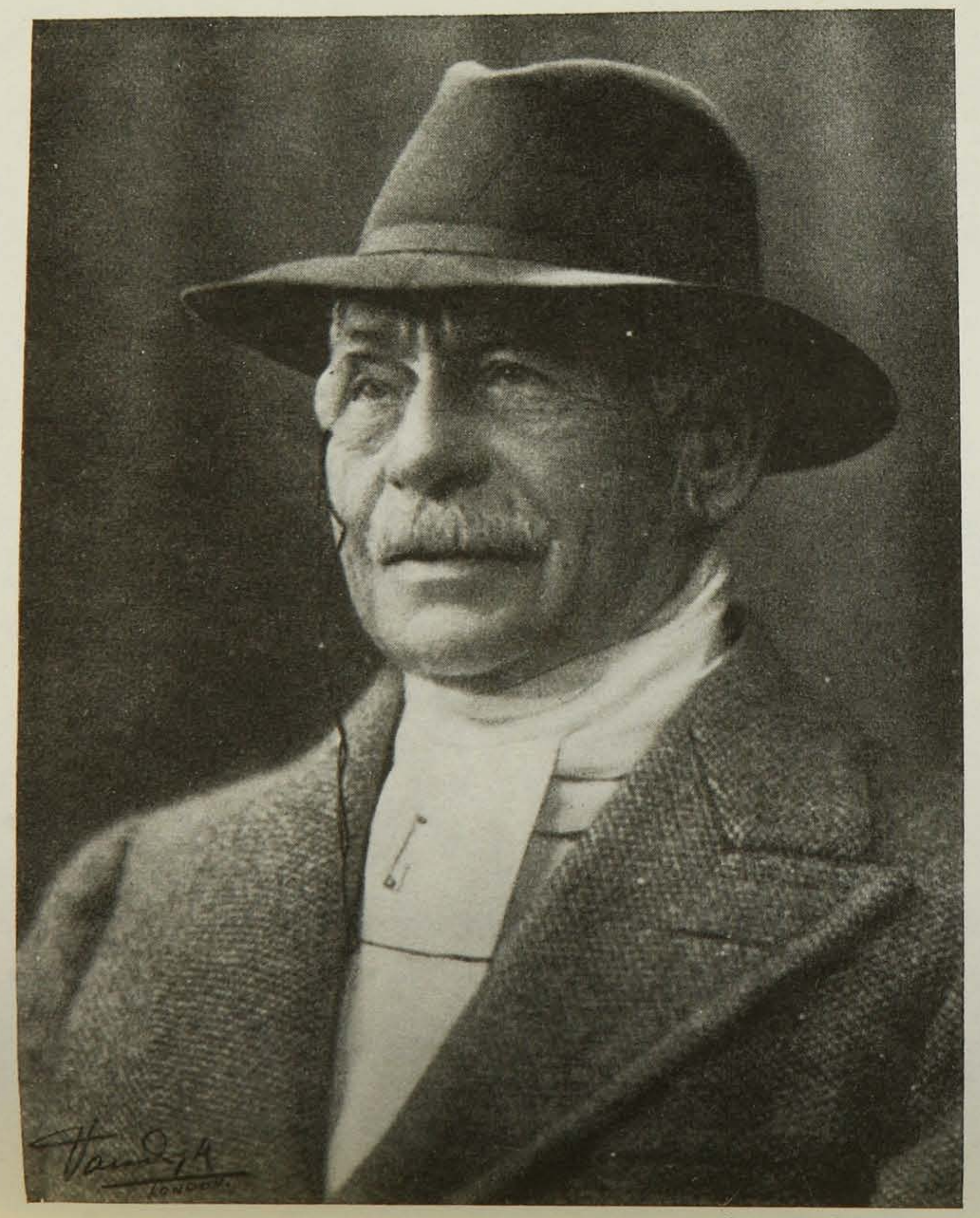


Photo Vandyk, London

Philipp Rosenthal, der Begründer
der bekannten Porzellanmanufaktur

Der Villon-Uebersetzer K. L. Ammer
(Oberstleutnant Karl Klammer)

Max Liebermann, Herr Fritz Weber



Dresden, Galerie

George Grosz, Herr Dr. Plietsch

Paul Strecker, Jünglinge am Meer. Oel

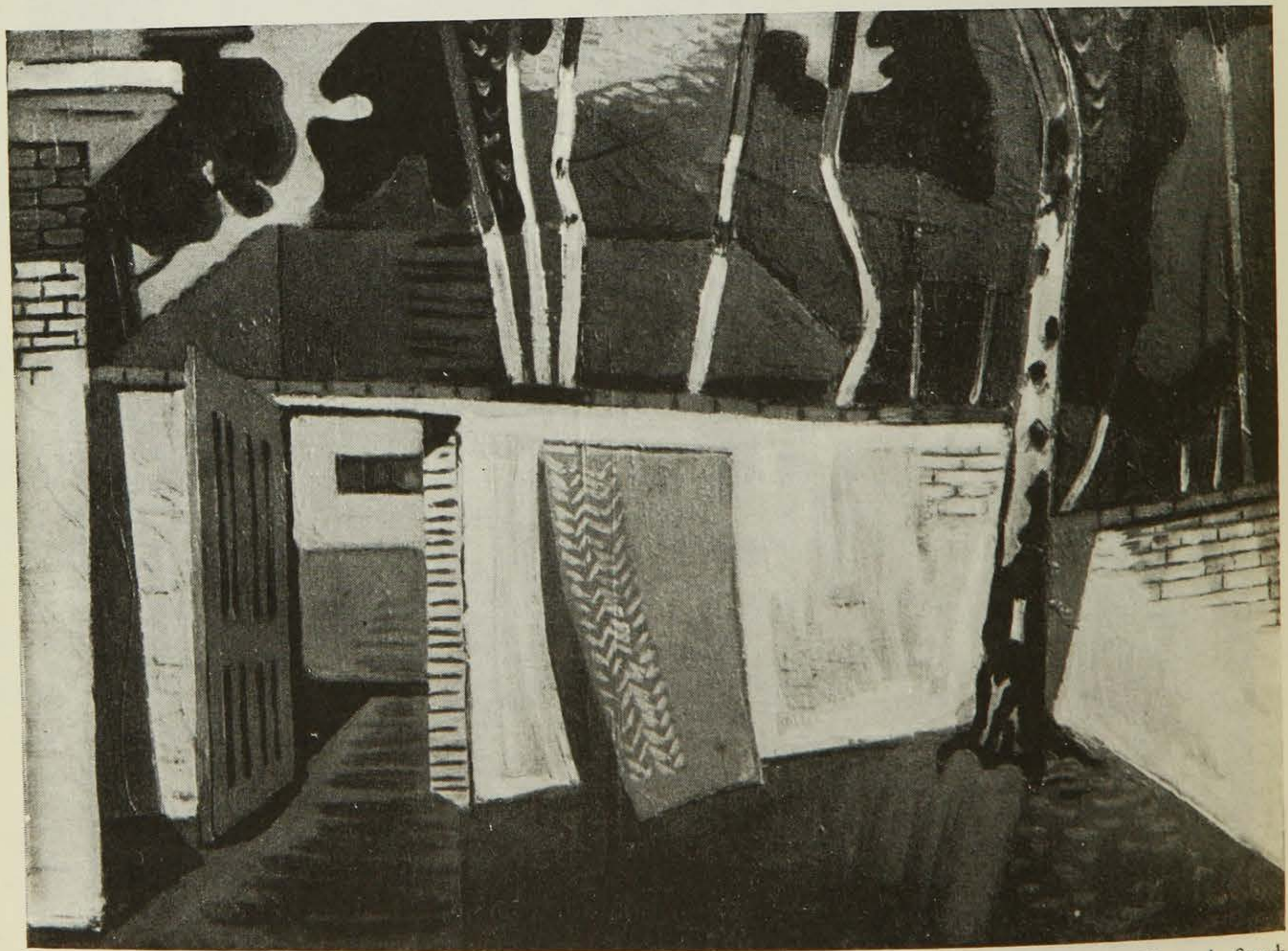


Photo A. Strack

Fritz Kronenberg, Die offene Tür. Aquarell

Heimat nähergerückt, im alten parkumrauschten Jagdschloß Maria Theresias zu Holics in deutscher Sprache wiedergab, mitten zwischen Ritten auf Hengsten und Staatsstuten und einem hie und da gegönnten Gläslein Sekt. Dr. Zeitler hat mir dann den Villon verlegt, immer voll Ungeduld auf die nächsten Manuskriptblätter wartend.



Hohen Dienst verrichtet der Uebersetzer in zweifacher Hinsicht: dem eigenen Volk gegenüber und dem andern, fremden, der eigenen Sprache und der fremden, dem fremden Dichter und der neuzuformenden Nachdichtung. Ein Werk, das ebenso begnadete Stunden heischt wie eine eigene Schöpfung. Nicht darin besteht seine Sendung, das Original, Wort für Wort in der eigenen Sprache, peinlich genau und mühsam nachzubilden, wie man ein Mosaik farbloser Steine zusammenkittet. Das tut der Pennäler mit dem Cornelius Nepos vor seinem Lateinlehrer. Die leuchtende Farbe des Vorbilds gilt es wiederzugeben, all den Gehalt an Gestaltungskraft und Stimmungsgewalt, die beschwingten Gedanken des Urbilds haben sich aneinanderzureihen, nicht leere Sätze. Mittler hat der Uebersetzer zu sein, bei jedem Dichter ein anderer.

In diesem Sommer verlor plötzlich und unerwartet eine der wenigen netten Dresdner Gaststätten ihren letzten Reiz: der Barmeister *Carlo Accetti* verließ die ruhm- und traditionsreiche Kellerbar des Palast-Hotels Weber. Herr Accetti, gebürtig aus Brescia, ein Philosoph unter den Mixern, Verfasser mehrerer geistvoller Mixturen und eines Bandes merkwürdig prophetischer, zart und dunkel glühender Gedichte in der schönen Sprache Dantes, gehörte zu den Matadoren seiner Profession. Man bestellte bei ihm nicht nach der langweiligen Karte, unter deren geheimnisvollen Bezeichnungen sich oft selbst die Eingeweihten nichts vorstellen können. Man rief: „Carlo, etwas gegen den Durst!" Dann mixte Carlo etwas Dünnes, Aromatisches, Herbes gegen den Durst. Man rief: „Carlo, ich habe den Rest meiner Konkursmasse in einem Souper angelegt und mich übernommen!" Dann mixte Carlo etwas Starkes, Scharfes, Reagierendes. Er braute Drinks gegen Husten, Melancholie, Geldnot, Zahnweh, unglückliche Liebe. Er hatte die Grandezza eines lombardischen Edelmanns und den heroischen Gleichmut des Römers, einen Cäsarenkopf und den kurzen, gedrungenen Leib eines Bürgers aus Brescia, der er im Grunde war und blieb. Wenn er gelassen, ruhig, mit großartiger Pomadigkeit im Zeitlupenschritt von Tisch zu Theke ging, dorthin lächelte, dahin einen seiner feinen, leisen, gutmütig verschmitzten Scherze machte, hierhin einen Cocktail, dahin einen Kaffee mit Benediktiner stellte, so herrschte, was unsere Kabarett-Conférenciers vertreiben, wenn sie es erzeugen wollen: Atmosphäre. In letzter Zeit setzte die neue Bewirtschaftung ihm zu, nahm ihm die geliebte Cafè-espresso-Maschine (allerdings um sie ihm, als es zu spät war, wiederzugeben), ließ es nicht zur Anschaffung des einzig berechtigten Vermouth, des Carpano, kommen, gegen den der Cinzano ein Waisenknabe ist, und so fort. Da zog es Carlo vor, ehe er sich weiter ins Handwerk pfuschen ließ, zu gehen. Still, fein, leise vollzog sich der letzte Abend wie viele andere. Im Kreis der Freunde, die ihm diesen Nachruf widmen. Jeder drückte ihm die Hand und erhielt ein „Grazie lei" zum Abschied. Carlo wird nun sein wachsblasses Römergesicht nach Westerland tragen. Gerüchte munkeln, zum Winter kehre er zurück, in den Deutschen Hof, der ihm eine Bar einrichte. Vorläufig verliert Dresden mit ihm seinen besten Mixer, einen Mixer von Kultur, Geist und Geschmack.

Zugleich mit ihm verläßt die Kapelle, in Gestalt des Herrn *Hahn*, die Bar. Herr Hahn, in vorgerückten Stunden Herr von Hahn genannt, dessen von eigenen und in jeder Beziehung recht freien Texten begleitetes Repertoire von den alten sächsischen Regimentsmärschen über die modernsten und ältesten Volkslieder und Schlager bis zum Tipperary-Song reichte, gedenkt sich ins Erbgericht von Rathen zurückzuziehen.

Die Freunde neppfreier, unlauter, in gewissem Sinne noch gut dresdnerischer Geselligkeit sehen solches mit Betrübnis.

Ossip Kalenter.

DER CHRISTUS WIDER WILLEN.

Ommen, August 1929.

Ueber die mit spärlichen und krummen Kiefern bestandenen Sandhügel weht der naßkalte Wind der Nordsee — — — Ist dies Holland? — — — Vergebens sucht der Blick nach den gewohnten holländischen Kühen, nach den fetten grünen Wiesen, den bedächtigen, etwas wackligen Windmühlen.

Auch die Menschen, die durch den Sand ziehen, sehen so unholländisch aus, so ganz anders, als die behäbigen Spießer Haarlems und Arnheims, oder die übersatten Millionäre des Haag oder Nordwijks. Einfache, oft etwas merkwürdig aufgeputzte Gestalten, meist mit negativer Haarpflege, aber mit gespannten Gesichtern und suchenden Augen. Viele Frauen. Sie scheinen meist zu wenig, einige auch zu viel geliebt zu haben.

Die weißen Zelte erinnern an den seligen Wanderzirkus von Barnum und Bayley und an den Truppenübungsplatz in Döberitz. Die Atmosphäre ist militärisch-exotisch.

Durch die Menge schreitet ein wunderschöner, schlanker Inder in der Tracht eines Liftjungen. Die Menge wird aufmerksam. Ist dies wirklich Krishnamurti? der Weltlehrer, der Heiland? Wir wollen es nicht recht glauben. Meine Freundin findet ihn zwar entzückend — „wenn er nur nicht diesen schrecklichen Liftboy-Anzug anhätte!" Krishnamurti sieht keinen Menschen. Er geht zum Opferplatz und setzt sich dem großen Holzstoß gegenüber. Ich denke an Mahadöh, an Goethe und an die verzweifelte Witwe. Heute lassen sich keine Witwen mehr verbrennen, sie sind lustig. Wozu also der Scheiterhaufen? Alle Blicke sind gespannt auf Krishnamurti gerichtet. Neben ihn tritt im weißen Gewand Mrs. Besant, Dr. Besant, wie sie hier genannt wird. Sie sieht aus wie eine versteinerte englische Bulldogge; doch spricht eine ungeheure Vitalität und Energie aus den Zügen dieser seltenen achtzigjährigen Frau. Vor Jahrzehnten stand sie in England in den wildesten politischen Kämpfen in erster Reihe. Dann wurde sie die Schülerin der großen Blavatzki, schrieb einige abstruse Bücher, übersetzte die Bavagatgit in meisterhaftes Englisch und

---

schuf damit ein Buch, das heute in England neben den Selbstgesprächen des Marc Aurel das gelesenste bedside book geworden ist.

Dann erfand sie Krishnamurti. Armer Krishnamurti! Dieses vorehm schöne Kind aus alter Brahmanen-Familie sollte nun auf einmal der Weltheiland werden. Mrs. Besant wollte es so. Mit rücksichtsloser Energie suchte sie den reich begabten, schönen Knaben für die Rolle des Messias vorzubereiten. Mit schonungsloser Härte wurde der Knabe erzogen, die ganze Organisation der theosophischen Gesellschaft ihm zur Verfügung gestellt.

Glaubt er selbst an seine Mission? Er glaubt an das Gute und er weiß, daß er ein schwacher Mensch ist. Krishnamurti sieht um sich. Etwa 3000 seiner Jünger und Jüngerinnen stehen um ihn im Halbkreis. Gemessen schreitet er mit Mrs. Besant zum Scheiterhaufen. Will sich die Alte verbrennen lassen? Die Andacht der Gemeinde steigert sich zu atemloser Spannung. Man reicht die Fackel dar. Mrs. Besant entzündet den Scheiterhaufen zu lodernder Glut — — und setzt sich wieder auf ihren Platz. Krishnamurti bleibt stehen und singt ein altes indisches Lied. Die Sonne sinkt. Ein kalter Wind weht über die sandigen Hügel, über die gekrümmten Kiefern, und rüttelt an den weißen Zelten der Gläubigen. Krishnamurti erhebt seine Stimme. Er verkündet die Auflösung seines Ordens, des Ordens des Sterns des Osten. Er will in Zukunft ohne jedes Dogma, ohne jedes äußere Band lehren. Er spricht von Ewigkeit, Selbstlosigkeit und Liebe. Seine Jünger sind ergriffen, die meisten verstehen ihn nicht. Mrs. Besant versteinert immer mehr. Die Nacht bricht an.

Am nächsten Morgen sind wir auf dem Schloß des Barons Pallandt, einem der schönsten Schlösser Hollands. Er hat das Schloß der Gemeinde Krishnamurtis geschenkt. Eine ausladende Brücke führt über den breiten Wassergraben ins feste Schloß. Unter den Tapisserien vergangener Zeiten stehen die Tische der Sekretärinnen, welche die Propagandaschriften des „Sterns" in die Welt hinaussenden. Der Baron Pallandt wohnt nicht mehr im Schloß. In einem kleinen Stallgebäude hat er für sich und seine reizende Frau eine bescheidene Wohnung eingerichtet. Er zeigt den Gästen seine einzigartige Montessori-Schule, die er gerade für die Kinder der Umgebung hat bauen lassen. Daneben erhebt sich, auch von ihm gebaut, ein kleines Musterdorf, in dem die Armen des Ortes nach modernsten Grundsätzen kostenlos untergebracht werden. Baron Pallandt in seinem gutsitzenden englischen Anzug erklärt alles selbst. Der neue Typ des Heiligen. Er wird von seinen Standesgenossen, dem Landadel der Umgebung, gemieden. Er hat sein Schloß verschenkt. Er besitzt eine der schönsten Jagden Hollands und läßt nicht mehr schießen. Ist es nicht schändlich? Man erzählt, daß die Königin ihn ob solchen Frevels nicht mehr empfangen wolle. Die dreitausend Gläubigen der Gemeinde beten ihn an.

Krishnamurti empfängt in kleinem einfachen Hause seine Anhänger. Ein merkwürdiger Zauber geht von seiner Person aus, und doch bleibt sie fremd, unfaßlich, entselbstet.

Die schöne Marchesa führt die Besucher durch den großen Park. Gewaltige große Bäume werfen ihre dunklen Schatten auf den Jahrhunderte alten Rasen. Eine merkwürdige Freudigkeit erfüllt die Besucher; sie wissen nicht warum.

HEIDELBERGER FESTTAGE.

Heidelberg, im August.

Heidelberg träumt seine letzten „Sommernachtsträume" für diese Saison. Poetisch-erotischer Hochbetrieb! Beide Neckar-Ufer von Schlierbach bis Wieblingen sind rosa von Leibern. In einem Familienbad auf der Insel Rügen fand ich eine Warnungstafel: „Die Zusammenkunft der Geschlechter ist nur im Wasser gestattet." Man ist da oben eben nicht so raffiniert wie bei uns und findet nicht bei alles was. Grade erzählt mir meine Kusine von dort, wie sie beim Baden aus dem Najadenchor eines Jungfrauenvereins eine muntre Stimme rufen hörte: „Herr Pastohr, machen Se mal die Beine breit, ich will mal eben durchschwimmen!" Honny soit qui mal y pense. — Wir jedoch sind viel zu sehr durch Bildung verseucht. Jeden Abend ist Festvorstellung im Hof des Heidelberger Schlosses. „Sommernachtstraum", „Florian Geyer", und das freche „Troilus und Cressida" — jedenfalls: Poesie und Liebe, Liebe und Poesie für alle Temperamente und Temperaturen, lyrisch, tragisch und ironisch, und drum rum vorher und nachher der schöne dunkle Wald ach so warm und weich! Für einfachere Gemüter, denen es wohler ist bei bescheidenem Kitsch als in der hohen Poesie, findet Schloßbeleuchtung mit Raketen statt. Auch vorzugsweise dunkel. Man stellt seine Fenster und Balkons, wenn sie sich dazu eignen, seinen Bekannten zur Verfügung. Bei Tag gibt es viel zu sehen. Zum Beispiel gleich anfangs konnte man unsre großen Dichter, Gerhart Hauptmann, Schickele und Zuckmayer von Angesicht erblicken, wenn man Glück oder eine Einladungskarte hatte. Bei einem feierlichen Aktus in der Stadthalle, wo bei 40 Grad C im Schatten von den höchsten Gütern der Menschheit die Reden gingen. Ich hoffe, daß die armen Dichter vorher oder nachher den Lorbeerkranz mit der Schwimmhose vertauschten und im Gemenge der gewöhnlichen Sterblichen in den Neckar gingen. — Selbst notorische Heilige — Namen darf ich ja nicht nennen — zitterten in lieblichen bis schrecklichen Anfechtungen. Schutzmänner verlieben sich wie der Blitz in die verhafteten Taschendiebinnen, Psychopathologen in ihre weiblichen Psychopättelchen, und die festangestellten Sekretärinnen schütteln bedauernde Häupter. Ein sympathischer alter Militär, fünfundachtzig Jahre alt und eben dreimal tödlich operiert, wird wieder ganz mobil und klettert munter bis an die höchste Stelle seines Berggartens, wo die Damen in ihren Voilekleidchen auf dem Philosophenweg wandeln. Er sagt, er freue sich noch zu erleben, daß sie die Taille wieder an der richtigen Stelle tragen. — Sogar in mein stilles Haus ist die Erotik eingezogen in Gesalt einer älteren, aber noch wohlerhaltenen Witwe, die in Begleitung eines flotten Jünglings mit Künstlerlocke flehentlich an meine Tür pochte und um ein Zimmer mit Bett oder Diwan bat. Oder womöglich beidem. Doch meine Witwe wird nicht lange bleiben. Sie erstrebt ersichtlich ein reelles Ergebnis ihres Sommernachtstraums, und mein bescheidenes Mansärdchen ist nicht die Folie, die man braucht, um die wohlsituierte Dame zu mimen, die einen armen jungen Künstler sanft betten würde; allein schon der Anblick des schmalen friedlichen Drahtbetts zerstört jede Suggestion von Ueppigkeit im Keim. So wird sie zuversichtlich lieber heut als morgen

die Arena ihrer Künste und Kämpfe auf einen anderen Schauplatz verlegen. Es ist auch Zeit. Die Festspiele gehen ihrem Ende entgegen, die Temperaturen fallen, Poesie und Romantik ermatten. Das Erwachen aus dem Sommernachtstraum naht, mit ein bißchen Katzenjammer, einem weisen Lächeln und viel viel Butterbrotpapieren überall. Der Lumpensammler schaufelt sie in hohe Säcke.

S...

JAPANISCHE FILMKUNST.

Während Europas und Amerikas Filmproduktion erst im Widerspruch zur Bühnenkunst und im dauernden Kampf mit den Gesetzen des literarischen Theaters ihr eigenes Gesicht zu gestalten vermochte — soweit sie ein Gesicht überhaupt besitzt —, fand der japanische Film in der traditionellen Theaterkunst des Landes von Anfang an die wertvollste Grundlage seiner Entwicklung. Die erstaunliche rhythmische Bewegtheit japanischer Filmwerke, die klingende Verhaltenheit ihrer erotischen Bilder, der tänzerische Schwung ihrer berühmten Fechtszenen, seien sie heroisch oder grotesk aufgefaßt, — das alles beweist eine Einsicht in das Wesen wahrhaft filmischer Gestaltung, eine Beherrschung der Gesetze von Filmregie und Filmschnitt, die offenbar nur aus der Schulung an einer Jahrhunderte alten, wesensähnlichen Bühnenkunst erklärbar ist. Das alt-japanische Theater ist in seiner Eigenart gerade durch das Streben nach Gestaltung des reinen, gelösten Spiels gekennzeichnet; die literarische Fabel bietet meist nur den Vorwand und Anlaß, an dem die Bewegungs- und Ausdruckskunst des Darstellers sich entfalten soll. So bleibt auch im japanischen Film die Fabel als solche häufig äußerlich und belanglos; auf der Grundlage des restlos beherrschten Körperspiels aber findet der japanische Schauspieler, von frühester Jugend an in strenger Zucht für seinen Beruf vorgebildet, die Kraft eines oft bis zum Höchstmaß gesteigerten psychologischen Ausdrucks und zeigt sich damit den großen europäischen Menschendarstellern vielfach durchaus ebenbürtig.

Auch Berlin hat nun in Kinugasas „Yoshiwara"-Film die zarte Anmut der Tschihaya, die beherrschte Eindringlichkeit Bandohs, die frappierende Charakterkunst der Ogawa kennen gelernt, und wird demnächst hoffentlich Gelegenheit haben, in der „Flucht nach Yedo" die fechterische Meisterschaft Hayashis mit ihrer in schwingende Rhythmen aufgelösten Kraft zu genießen. Diesen in ihrer Art ganz unnachahmlichen Erzeugnissen japanischen Kunstschaffens ist Verbreitung und weiteste Anteilnahme durchaus zu wünschen. Schon macht sich in Japan selbst das Vordringen des nivellierenden amerikanischen Filmgeschmacks bemerkbar: man beginnt, mit japanischen Darstellern „moderne" Gesellschaftsfilme zu produzieren, unechte Nachahmungen westlicher Magazin-Sentimentalitäten, und vielfach wendet sich das Publikum einfach der amerikanischen Produktion zu, deren unkritische Bewunderung zur Modesache wird.

Dr. Max Brenner.

Ich begab mich in die Turnstunde, denn ich hatte ein modernes Leben begonnen. Das Fräulein, bei dem ich turnte, war sehr hager und hatte einen Gong in der Hand. Im Empfangsraum, in welchem verschiedene Tiere und Teller, aus Bast geflochten, ausgestellt waren, mußte man sich entkleiden und dann in einem Schwimmhöschen den großen Turnsaal betreten. Da ich mich gefreut hatte, nach irgendeiner Musik recht herzlich hüpfen zu dürfen, suchten meine Augen vergebens nach einem Musikinstrument. Ich wagte eine schüchterne Frage an die hagere Meisterin, welche mich verachtete: Musik sei überflüssig, wir müßten sie aus uns herausholen. Nun schlug sie auf den Gong. Mein Herz schlug höher, denn ich hoffte noch immer herzlich zu hüpfen.

Am Ort stehen, sich in den Raum einfühlen!

Ernste Gesichter um mich. Ich wurde traurig. „Gut, Fräulein X.“, rief sie mir zu, „sehr gut.“ Dann schlug der Gong ein zweites Mal.

Den Arm in den Raum senden, den Körper nachschweben lassen!

Wie ein einfacher Mann, der bei feinen Leuten zu Tisch ist, schielte ich auf meine Nachbarin. Es war eine große und üppige Blondine. Sie hob einen vollen, rosigen Arm feierlich in die Luft und lief ihm (wohl nach der inneren Musik) schleunig und ernsthaft von einem Ende des Saals bis zum anderen nach. Da schlug der Gong ein drittes Mal.

Greifen Sie mit Ihrer Atmung unters Gesäß!

Ich sah jetzt, daß diese Damen, diese fremdartig gescheiten Damen, tief atmeten und sich hoch emporrichteten. Die Damen griffen mit ihrer Atmung unters Gesäß. — Vierter Gongschlag.

Mit den Füßen federn, die Arme hoch über den Kopf!

Hurra, ich hatte mich eingelebt, ich hatte verstanden. Ich federte mit den Füßen, daß es eine Lust war, und schmiß meine Arme in die Luft, so hoch ich konnte. Da kam der Eisstrahl: „Fräulein X., Fräulein X., Sie fühlen sich nicht ein. Leichter, höher, *Sie müssen über sich selbst hinauswachsen.*“ Alle außer mir waren über sich selbst hinausgewachsen. — Fünfter Gongschlag.

Die Arme seitlich diagonal!

Wieder meinte ich zu verstehen. Zögernder zwar als vorher, führte ich den Auftrag aus. Diesmal aber erhielten auch die anderen einen Tadel: „Schlecht, meine Damen, schlecht. Sie müssen tiefer fühlen, *Sie müssen die Kräfte des Weltalls einsaugen!*“ *Die* also hatte keine gesaugt, nur die hagere Meisterin mit dem Gong und den Basttieren im Empfangszimmer. Dann war die Stunde zu Ende. Bewegt hatte ich mich nicht, dagegen spürte ich eine schwere geistige Ermüdung und das Recht, mich zu stärken. Da kam schon eine Kollegin, die mich kannte und fragte, ob sie mich zum Essen führen dürfte, in ein amerikanisches Restaurant, wir könnten da noch Kalorien essen.

Es ist ein frequentiertes Lokal, und an der Tür erhält man einen Zettel. Gleich sah ich, daß die besseren Leute hoch zu Stuhl an der Theke saßen, auf dem sie Platz nahmen, als seien sie geübte Hochtouristen. Diese hochsitzenden Personen gerade hatten einen leutseligen Einschlag, denn sie plauderten eifrig mit den Angestellten hinter der Theke. Das waren etwas effeminiert aus-

sehende junge Männer und recht erfahrene, junge Frauenzimmer, alle mit denselben weißen Mützchen schief auf dem Kopf, so konsequent schief, wie sonst nur Dinge *gerade* sitzen. Wir saßen unten an kleinen, eng aneinander gereihten Tischen, die mehr zum Aufstehen als zum Sitzen einluden. Eines der Fräulein mit dem verdrießlich schiefen Mützchen legte uns eine Speisekarte vor. Die war ganz englisch gehalten und setzte außerdem einen Mindestaufenthalt von fünf Jahren in Amerika voraus. Dazu verwirrte es mich, daß eine Strafe von 6 Mark angeschlagen war für den Verlust des Bons, um den ich nicht gebeten hatte. Das hübsche Fräulein mit der verdrießlich schiefen Mütze nahm eine warnende und strenge Stellung neben mir ein. Ich wählte errötend: dry dogs (trockene Hunde). Um zu bekennen, es war Neugier dabei; denn bis jetzt war die Aufwartung mit trockenen Hunden im deutschen Vaterland auf einigen Widerstand gestoßen. Da sah ich ein Paar Frankfurter mit Kartoffelsalat vor mir stehen, aß schleunigst und ging.

Mir träumte in der Nacht, ich müßte trockene Hunde mit den Armen einsaugen und die Kalorien des Weltalls auf einem Barstuhl verspeisen.

Fränze Herzfeld.

Geburtsanzeige. *Gustav Nr. 3.* * 17. 4. 1834, * 16. 7. 57, * 24. 6. 1929, 2te verbesserte Auflage. G. A. und Frau.

Warnung vor Zeitverschwendung. „Straßenräuber und Banditen, merkt euch dieses: ich trage die Einkünfte meiner verschiedenen Theater nicht bei mir; sie sind in Safes verschlossen und befinden sich unter Sicherheitsverschluß auf meiner Bank. Ich habe es endlich satt, dauernd belästigt und aufgehalten zu werden."

(Fred Wehrenberg in „St. Louis Globe Demokrat".)

In der Akademie, Sektion für Dichtkunst, hat eine sehr ausgiebige Vorlesung stattgefunden, der Max Liebermann, in der ersten Reihe sitzend, sichtlich aufmerksam gefolgt ist. Nach Schluß tritt er an einen der anwesenden Dichter heran mit den Worten: „Heer'n Se 'mal . . . ! Na . . . wie war et denn? . . . Se missen wissen, ick bin janz objektiv . . . ick habe jar nischt verstanden . . ."

Lieber Querschnitt!

Im Anschluß an Ihre Notiz im Juliheft des Querschnitt über das Preisausschreiben der Firma Sears, Roebuck and Company, die nach allen Teilen der Welt nach Katalogen verkaufen, teile ich Ihnen einen Briefwechsel mit, den diese Firma vor einigen Monaten mit dem Farmer John Brown in Kalamazoo führte: John Brown an Sears Roebuck and Co.: Ich sende Ihnen in der Anlage Scheck für Doll. 2.30 und bitte um Uebersendung von 20 Rollen W. C.-Papier. Sear Roebuck and Co. an John Brown: Wir empfingen Ihren Scheck für Doll. 2.30 und Ihre Order für 20 Rollen W. C.-Papier. Sie werden jedoch aus unserem Katalog, Seite 1092, ersehen, daß diese Ware einschließlich Verpackung und Porto Doll. 2.47 kostet. John Brown an Sears, Roebuck and Co.: Wäre ich im Besitz Ihres Kataloges, würde ich kein W. C.-Papier bestellen.

In diesem Sinn der Ihre José Alessandro.

DAS KOMMT DAVON

Herr Zinshahn war in unserm Magistrat
Ein wohlbestallter junger Steuerrat . . .
Da trat an einem sonst bedeutungslosen Tage
Mit jenem wohlbekannten, demutvollen Gruß
In sein Büro die schöne Witwe Hasenfuß
Und hob voll Wehmut an die große Steuerklage . . .

Voll Würde schweigend, ließ er jene Hasenfüßin sprechen
Und zog für alle Fälle amtlich hoch die Augenbrauen —
Doch jeden Widerstand fühlt' er im Innern schwinden und zerbrechen,
Denn diese Stimme ließ sein Zahlenherz in Liebe tauen . . .

Errötend und verwirrt verspricht er Stundung, Prüfung und so fort,
Und bittet jene Holde, baldigst wiederherzukommen:
Mit weichem Blick verläßt die Hasenfüßin den betrübten Ort,
Bemerkenswert getröstet und erheblich weniger beklommen!

Als sie zum drittenmal erschien, sprach Zinshahn erst von Zahlen
Und Steuern, und in Schluchzen schien sein Wort zu enden . . .
Doch da erbebten alle Akten tief gerührt auf den Regalen,
Das Schicksal hielt es nämlich an der Zeit, sich umzuwenden:

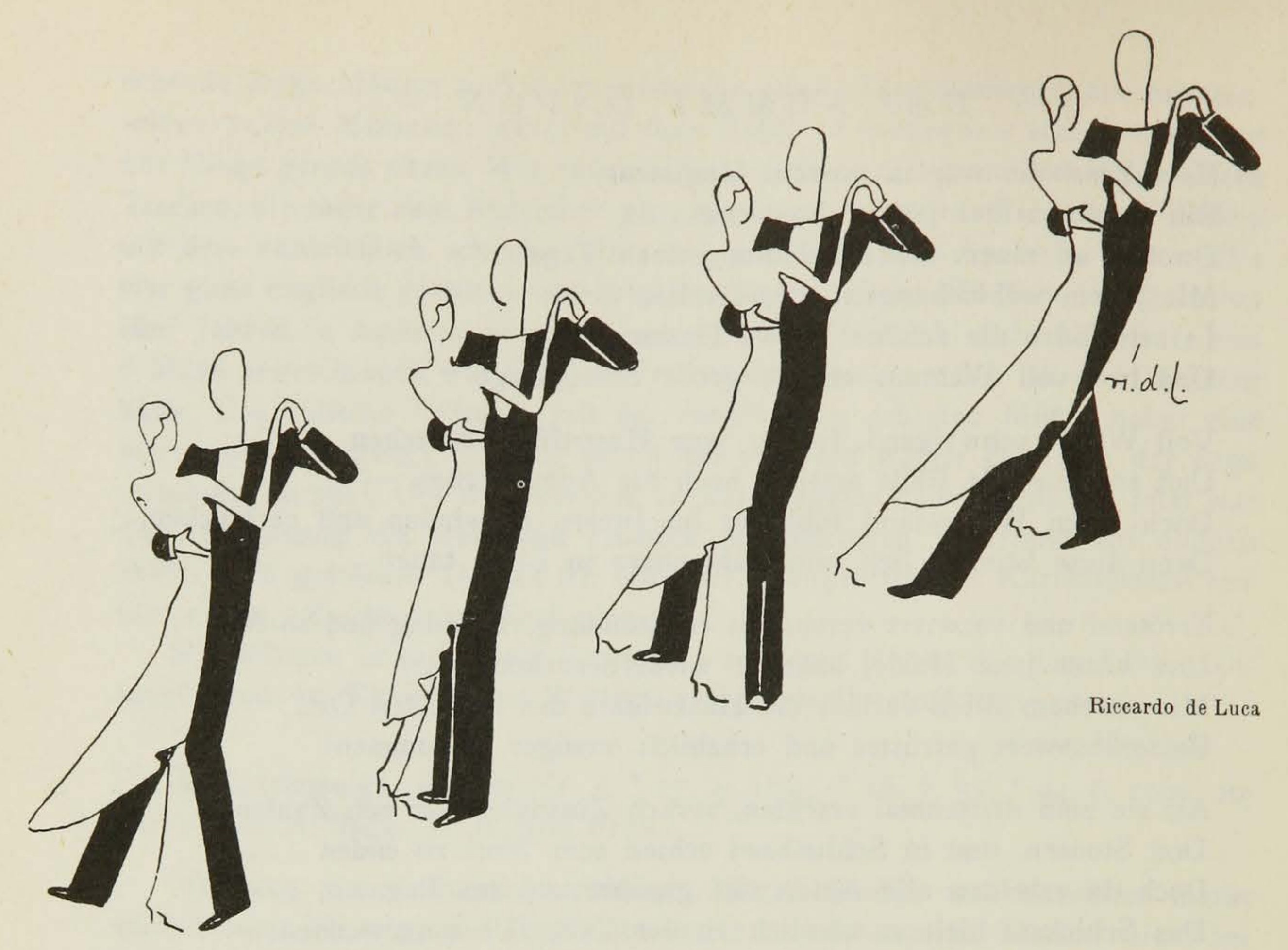
Herr Zinshahn bot der Hasenfüßin seine Hand fürs Leben,
Damit er sie von aller Steuerqual befreit —
Die Schöne schlägt, entschlossen, in die Hand und nicht daneben
Und hat es später keineswegs bereut.

Der alte Brauch ward auch in dieser Ehe nicht gebrochen,
Drum kam Frau Zinshahn-Hasenfuß ganz pünktlich in die Wochen,
Wo man von einem Knäblein sie entband,
Das nach den Eltern „Zinsfuß" ward benannt.

Der junge Zinsfuß wuchs zu seiner Eltern größter Freude
Wie zu der Zeitgenossen angenehmer Augenweide,
Und nur die Banken sahen weniger gern sein kräftig Leben,
O nein, des Zinsfuß Wachstum ließ gar manche sehr erbeben!

Kurt Pieper.

B. Z.-Karten. Querschnitt-Leser auf Auto-Reisen tun gut, außer dem Querschnitt auch B. Z.-Karten in ihrer Wagen-Tasche zu verstauen. Man bekommt sie zwar auch überall unterwegs, aber man ist so der Mühe des Besorgens enthoben. Jetzt kann es auch nicht mehr passieren, daß plötzlich die Karte irgendeiner Gegend Mitteleuropas noch nicht zu bekommen ist; denn auf 74 Einzelblättern ist ein Gebiet erschienen, das von Metz und Genf bis Königsberg und Gleiwitz, bis Flensburg, bis Lugano und Fiume reicht. Jedes Blatt kostet 1 Mark, Leinen 2 Mark.



Riccardo de Luca

„STYLE ANGLAIS" À LA MODE.

Zum viertenmal hat der Internationale Pariser Tanzkongreß getagt, und zum zweitenmal haben berufene Beine offiziell festgestellt, daß es aus ist mit den negroiden Experimenten und allen sensationellen Amerikanismen. Europa hat sich auf sich selber besonnen, und dieser Selbstbesinnung verdankt die Tanzwelt eine Stabilisierung des Gesellschaftstanzes. Tanzenthusiasten von starkem Selbstgefühl versuchten zwar im „Washington Palace" ein paar neugeborene Terpsichorekinder aus der Taufe zu heben; leider aber war der Beifall mehr ihrem heroischen Bemühen als den Tänzen selbst gezollt. Der „Ou soles" eines italienischen Paares ebenso wie die von slavischen Paaren getanzten „Polonia" und „Varsorienne" erwärmten zwar die passioniert tanzenden Erfinderbeine, nicht aber die Gemüter der sachverständigen Zuschauer. Die wahre Liebe schenkte man einmütig dem von englischer Seite meisterhaft vorgeführten *Quickstep,* einem beschleunigten Slowfox mit kleinen amüsanten Varianten. *Quickstep* und *Slowfox* werden im nächsten Winter brüderlich nebeneinander leben. Ihr angelsächsisches Vermächtnis ist Leidenschaftslosigkeit, auch „style anglais" oder von den großen Tanzpropagandisten „Internationaler Stil" genannt. Auch der Tango entpassioniert sich von Tag zu Tag mehr, und es liegt nur eine kleine gewitterliche Schwüle über manchen raffinierten Zögerschritten. Trotz dieser Baisse in Parkettleidenschaften sieht besagte Terpsichore im Herbst einem freudigen Ereignis entgegen. Dieses soll den Namen *Cocktail* tragen und wird von den Erfindern M. et Mme. Poigt eigenfüßig vorgeführt werden. Hoffen wir, daß nach reichlichem Genuß dieses Cocktails Erfinder und Proselyten nicht gris werden! *Riccardo de Luca.*

BÜCHER AUS PARIS.

ANDRÉ BRETON, Manifeste du Surréalisme. Poisson Soluble. Editions Kra Paris. — Die blödsinnige Anstrengung der Tagespresse, Sinn in den vierjährigen Krieg zu bringen, mußte bei intelligenten Leuten zur Proklamation des Un-Sinns als einzigen Sinn führen. So kam es zu Dada. Zufällig-Individuelles trat dazu, z. B. der Umstand, daß der rumänische Jude, der sich Tristan Tzara nannte, als Goldstein, der er hieß, sich erst noch sehr schlecht im Französischen ausdrücken konnte. Er setzte seinen kleinen Vokabelschatz nebeneinander und nannte das ein Gedicht. Warum nicht. Aus Dada wurde bei den Köpfen der Bewegung der Surréalisme. Er dauerte so lange, bis auch diese Köpfe draufkamen, daß das als dichterisches Grund- und Endelement betonte „Unbewußte" und „Unterbewußte" weder sehr un-, noch sehr unterbewußt war. Wenn eine gewisse solide Handwerklichkeit der Mittel in Verfall gerät, taucht ja immer das Unbewußte auf. Würdige Literaturgreise reden sich und ihre Torheit ein Leben lang auf das in ihnen mächtige Unbewußte aus als den produktiven Faktor, dem sie erliegen müßten wie Kinder, unschuldige. Die Manifeste des Surréalisme sind schon historische Angelegenheit. Die Manifestanten eroberten ihre Ausdrucksmittel: so Eluard, so Aragon, so Breton. Ueberaus famose Burschen, die sich und uns nichts vormachen. Von Zeit zu Zeit müssen die Dinge der Kunst immer wieder auf den Kopf gestellt werden, damit man sieht, wo er ist. *Franz Blei.*

ANDRÉ GIDE, L'école des femmes. Editions Gallimard, Paris. Tagebuch einer enttäuschten Frau, in zwei Teilen geführt, zwanzig Jahre vorher und zwanzig Jahre nachher, a) himmelhoch jauchzend, b) zu Tode betrübt. Sie hat sich damals in ein Muster aller männlichen Vollkommenheit verliebt (das der Leser sofort als Ekel erkennt). Heute weiß sie, daß ihre Seele durch die Uebung des Emporblickens ihre weibliche Aufgabe versäumt: herabzublicken. — Einzelfall? . . Nein, sondern in fein spezialisierter Art das Schicksal der „geheirateten" Frau; des Bürgermädchens, dem fürs ganze Leben die Wahrheit vorenthalten wurde, daß nicht der „ideale Mann" (wie sagt mein Prager Freund? . . „Lohengrin muß er sein und eine Zuckerfabrik muß er haben") zum Lieben da ist, sondern der unideale. Gide ist hier wie immer Didaktiker im Weltmannsrock; Moralist mit Freigeist-Gebärde; seine Psychologie nobel wie am ersten Tag. Aber sie kommt in so grammatikalischer Musterhaftigkeit auf die Welt, daß man, einen neuen Klassiker bewundernd, fast nicht mehr weiß, ob er noch am Leben ist. uh.

TRISTAN TZARA, De Nos Oiseaux (Gedichte). Editions Kra, Paris.

Dieser dada ist ein halber echter Dichter — wiegt also sogar im französischen Vers eine Sammlung ganzer Unechter auf (die sich dortzulande in die Ehrfurcht der Nation und der Literaturbörseaner teilen). Die Rimbaud und Mallarmé haben einst nicht umsonst das Wort terrorisiert. Dazu Musik Verlaines — Parodie gestattet! — und selbstverständlich einige Prozent Baudelaire; sogar die große Linie des Claudel-Verses macht sich bemerkbar. Wo Tzara-dada versagt — und dies ausgerechnet im Amerikanischen — ist es die Blindheit des Großmäuligen um ihn, ist Phantasie an Reklame verreckt. Dem Weichmütigern (Wahlfranzosen) blieb die metallische Sprache der sonst verwandten Marinetti-Leute versagt — dieser Tzara ist wohl irgendwie „süchtig", auch löst er das Paradoxe nicht chemisch in diskursiven Geist, wie z. B. Morgenstern. dadas Logik ist nicht durchweg solide. Der Leser kann auch nicht immer leicht entscheiden, wo eigentlich die impressionistische Auflockerung der Gestalt aufhört — die sich zu gänzlicher Freiheit nach den Interpunktionskrücken noch der konstruktiven Syntax entäußert — und wo dahinter der leise Schwindel — vertige — beginnt. Doch dadas Gefühle sind die alther bekannten; in gestaltender Freiheit an die metaphysischen Sterne geknüpft, die sich auch bei diesen Leuten nur etwas allzusehr „in dem Straßenkot von Paris spiegeln." *p. a.*

BERNHARD FAY, Littérature Française. Editions Kra, Paris.

Dieser Band von Fay, hier revidiert und vermehrt vorgelegt, eröffnete die ganz vortreffliche Serie von Monographien über die modernen Literaturen, in der Bertaux mit Kenntnis und Verständnis die deutsche beschrieb, Crémieux mit Kenntnis und Brillanz die italienische, Lalou die englische, Michaud die amerikanische, Pozner die russische. Wir besitzen derlei nicht in deutscher Sprache. Und besäßen wir es, wäre es ein Namensverzeichnis mit angehängten Etiketten wie an Medizinflaschen. Denn bis auf die eine geniale Ausnahme von Josef Nadler ist unsere Literaturgeschichtsschreibung äußerst heruntergekommen. Vielleicht mit dem gestiegenen Bedürfnis nach solchen Darstellungen, das dann ein allzu rasch fertiges fabriksmäßiges Angebot befriedigte. In diesen 260 Seiten von Fay findet der Leser sinnvolle Ordnung, kluges Urteil ohne Präpotenz und hochgewählte Gesichtspunkte. Keinerlei Fleißzettel, keinerlei Pedanterie, nur ja keinen Skribenten auszulassen, und keinerlei Pappschachteln eines Pseudosystems, in dem alles hübsch untergebracht ist. *Franz Blei.*

MARTIN MAURICE, Liebe. Terra Incognita. Roman. Deutsch von Paul Aman. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Ein Wagnis, der Roman dieses jungen Franzosen: der Einbruch in das dunkle Geheimnis der ehelichen Erotik. Aber die Sezierarbeit eines intuitiven Künstlers und eines vornehmen Psychologen. An Grenzfällen überkultivierter Geistesaristokratie wird die tiefe, fast unüberbrückbare Kluft gezeigt zwischen dem Geistesleben der Oberfläche und den verdrängten, fast abgetöteten Sehnsüchten und Trieben gesunder und starker Sinne. Aber was durch Generationen als lasterhaft und unwürdig verfemt und totgeschwiegen war, lockt in Träumen und martert in verschwiegenen Vorstellungen, bis ein Zufall die Ehegatten erschüttert, die große Revolution ihres Sinnenlebens herbeiführt und sie die bisher gemiedene „Sünde": „die Zwiesprache und das freundliche Entgegenkommen" (wie die zärtlichen Begleiterscheinungen des Zeugungsvorganges von einem duldsamen alten Kirchenmann genannt werden) als das Recht des Körpers neben dem Geiste befreit erkennen und in ihre Ehe als letzte körperliche Erfüllung aufnehmen.
Schi.



H. v. WEDDERKOP, Paris. (Was nicht im Baedeker steht.) R. Piper u. Co., München.

Das, was Wedderkop (richtig!) vom Wesen des Franzosen sagt, daß es Sachlichkeit sei, bei der das Drum und Dran mindestens so anziehend ist wie die Sache selbst, kann man auch diesem gelungenen charmanten Buch nachsagen. Es gibt mehr als der Titel verspricht; so im Vorübergehen, in hingestreuten Nebensätzen, einen ganzen Abriß einer Kultur, die Psychologie einer Stadtseele (die hat Paris — hat sie Berlin? Wird es sie je haben?) Ein Kenner mit Geschmack und Liebe zu seiner Sache. Wie ausgezeichnet sind auf dem knappen Raum die Sammlungen besprochen und differenziert, wie brillant Malerei und Literatur von hohem (pariserischem) Standpunkt ersehen, prägnante Geschichte der modernen Kunst auf ein paar Seiten. Daß die Kapitel Essen, Trinken, Mode Gesellschaft, Bars usw. nicht zu kurz kommen, ist selbstverständlich und Herr von Wedderkop ein gescheiter und angenehmer Führer in das Paris, wo es am pariserischesten ist. Ebenso selbstverständlich, daß da nicht jeder Pariskenner jede seiner prédilections bestätigt findet, aber zu eigenem Geschmack zu führen und zu verführen ist eine Hauptaufgabe dieser Stadt und dieses Buches. Man wird, je nachdem: freudig oder melancholisch, aus diesem Buche Erinnerung blättern, wie z. B. wenn einem die rue Mouffetard oder Herr André de Fouquières entgegentritt — und für Reisende ist es ökonomisierende Anbietung zu zehnfachem Vergnügen und, was bei dieser reizendsten und unmöglichsten und ewigen Stadt schwieriger ist, zum Verstehen. *E. Schw.*

M. SEUPHOR, Lecture élémentaire. Edition I. Povolozky u. Co., Paris.

Es macht diebischen Spaß, wenn ein Buch dadaistischen Gepräges Druckfehler enthält — der Zufallsunsinn führt da den programmatischen ad absurdum; aber noch diebischeren: wenn der eben noch toll vergnügte Autor (wie's hier geschieht) die Fehler in einem beigelegten Zettel „Errata" berichtigt. M. Seuphor will, daß ich „trait 27, ligne 34" statt „Amusden" — „Amundsen" lese — justament nicht! — da bin wieder ich Dadaist! . . Die Minutenfrohheit und der Uebermut des Restlichen ist trotzdem echt — Sieg der Eintagsfliege über die Ewigkeit! Oder, um mit Seuphor zu reden: „Oui, l'ephémère est éternel!" *-uh.*

CONSTANTIN-WEYER, Shakespeare. Les Editions Rieder, Paris.

Die bekannten Kunstbücher des Verlags werden für die Wort- und Bühnenkunst fortgesetzt. Mit Vernachlässigung des Shakespeareschen Persönlichkeitsproblems eine geschickte Synthese von Leben und Werk, so als ob diese beiden jedenfalls zusammenfielen. An den neueren geschichtlichen Feststellungen am Objekt: der Politik Heinrichs V. oder Richards II. z. B. dürfte aber ein sonst geschätzter Erzähler, Constantin-Weyer, doch nicht einfach vorbeigehn. Hier wird Verzicht auf Kritik an einer noch unerschütterten Brutalität der Vorzeit zur Mitschuld gegenüber einer, heute doch etwas erhöhten, politischen Sittlichkeit. Die Monographie ist ausgezeichnet durch ein reiches Dossier facsimilierter Dokumente, wie es bisher auch in der englischen und deutschen Shakespeareliteratur fehlte. *p. a.*

JEAN COCTEAU, Les enfants terribles. Editions Bernard Grasset, Paris.

Dieses Mal ein Werk Cocteaus, das auch diejenigen, denen seine anderen Bücher unverständlich sind, verstehen, jene anderen, die zwischen Traum und Wahrheit, zwischen Leben und Tod die einen abschrecken und die anderen verwirren. Dieser Roman ist ein Roman der Jugend, ein Werk, das in Cocteaus Oeuvre eine ähnliche Rolle spielt, wie der „Traum" in dem von Emile Zola. *A. F.*

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Orchester

„Il Matrimonio Segreto" (Cimarosa), Ouverture. Milan Symphony Orch. Conductor: Lorenzo Molajoli. Columbia 9695. — Im Bannkreise Mozarts, ein Jahr nach seinem Tode, komponierte Cimarosa diese frische, reizende Oper. Gute Platte!

„Polowetzer Tanz" Nr. 8 und *„Slawischer Tanz" Nr. 16 (Dvorak) aus der Oper „Fürst Igor" (A. Borodin). Staatsorch., Dirigent: Dobrowen. Parlophon 9389.* — Auch ohne Russisches Ballett rhythmisch und musikalisch genußreiche Stücke. Famos dirigiert, vorzügliche Aufnahme.

Ouverture zum „Don Juan" (Mozart) Orchester. Dirig.: Schmalstich. Electrola E. G. 1222. — Selten repräsentiert eine Ouverture den dramatischen Gehalt einer Oper so wie diese.

España (Waldteufel) und *Estudiantina (Waldteufel). Staatsorch. Dirig. Dr. Weißmann. Odeon 6698.* — Unglaublich schmissige Walzer zum Aufmöbeln.

Orientalischer Tanz op. 52, Nr. 6 (Glazounow). Philadelphia-Symph.-Orch. Dirig. Stokowski. Electrola E. V. 56. — Diese festlich-aufregenden Tanzszenen seien den Herren Kino- und Konzert-Stabführern ans Herz gelegt.

„Troubadour"-Fantasie (Verdi). Künstler-Orch. Géza Komor. Tri-Ergon 1134. — Fabelhaft schöne Klangreproduktion! O, hätte man Toscaninis „Troubadour" so aufgenommen . . .

„Der fliegende Holländer" (Wagner), Ouvertüre. Staatskapelle. Dirig.: Karl Muck. E. J. 367-368. — Prächtig unpathetische, exakte Leistung Mucks. Ia Bläser.

„Martha" (Flotow), Ouvertüre. Stadtopern-Orch. Berlin. Dirig. Hans Schlesinger. Orchestrola 5003. — Deutscher Wohllaut im sympathischsten Sinn, treffliche Platte! —

„Einzug der Gäste" aus „Tannhäuser" und *Vorspiel zu „Lohengrin" (Wagner). Pfalz.-Orch. Dirig.: E. Boehe. Tri-Ergon 10 021.* — Schwungvoll, erstklassiges Geblase, ausgezeichnete dynamische Schattierungen.

„Mignon" (Thomas), Ouvertüre. Stadtopernorch. Berlin. Dirig. H. Schlesinger. 5002. — Hübsch gedämpfte, subtile Wiedergabe. Erfreuliches Langspiel-Plättchen.

„Serenaden-Suite" (Herbert). Paul Whiteman und sein Konzert-Orch. Electrola E. H. 261. — Robuste Verjazzung polyglotter Exotik.

„Moldau" (Smetana), Staatskapelle. Dirig.: Leo Blech. Electrola E. J. 386-387. — Schöne Musik, schön gespielt. Echt böhmische Heimwehweise, herzhaft erfaßte Strom-Atmosphäre.

Diversa

„Verlassen bin i" (Koschat) und *„Maria, Marie" (Capua-Stransky). Key French and Willi Berendt. Hawai-Duett m. Orch. Orchestrola 2091.* — Die Unterschiede zwischen tyroler Almliedern und überseeischer Folklore sind minimal . . .

„Blue Shadows" (Klages-Alter) und *Dusky Stevedore (Ragat-Johnstone). The Revellers. Electrola E. G. 1217.* — Zart elegisch. Deutliche Aussprache — routinierte Klang-Differenzierung.

„Bimbambulla" (Amberg), Trott, und *„Sellerie" (Milton). Die Abels. Grammophon 22 239.* — Höchst interessante Vergleiche zwischen den weltbekannten Revellers und ihren temperamentvolleren, preußisch-präzisen Kollegen, die neue musikalische Nuancen bieten.

„Old folks at home" (Foster-Kreisler) und „Souvenir" (Drdla). Violine: Fritz Kreisler. Electrola. D. A. 975. — Das seltsam deutsch anmutende amerikanische Volkslied eignet sich für schmelzende Geigentöne ganz besonders . .

„Wien wird bei Nacht erst schön" (Stolz-Sterk) und „Da draußen in der Wachau" (Arnold-Weill). Irene Eisinger. Sopran m. Orch. Orchestrola 2078. — Angenehme Begleitung zur Sommerbowle! Kabarettkunst zuhause.

„Habanera" (Sarasate) und „Ungarischer Tanz Nr. 6" (Brahms-Joachim). Geige: Henri Marteau. Klav.: Wladigeroff. Electrola E. H. 248. — Kinderleicht läßt Marteaus virtuos-überlegenes Spiel die halsbrecherischen Paradestücke erscheinen.

„Geschichten aus dem Wiener Wald" und „An der schönen blauen Donau" (J. Strauß). Jenó-Fesca. Orch. Homocord 4—8962. — Füllige Geigen fideln unbekümmert um Gestaltungs-Probleme unsterbliche Melodien.

„Anno dazumal" (Morena), Potpourri m. Gesang. Giorgio Amato m. s. Orch. Orchestrola 5006. — Geschickte Kombination schnittig gedudelter Vorkriegsschlager. Auch eine Kulturplatte!

„Sonny Boy" und „There's a rainbow round my shoulder" aus „The Singing Fool. Al Jolson singt!" Brunswick 4033. — Ohne „Tonfilm" würde die Stimme dieses neuesten Kurfürstendammhelden nicht faszinieren.

„Sonny boy" gesungen von Noel Taylor, und „There is a Rainbow round my shoulder", gesungen von William Dutton mit Trio und Celesta. Odeon 4102. — Wieviele Sonny Boys mag es geben? Taylor gehört zu den besten —.

„Golden Gate" (Dreyer-Jolson) und „Four Walls" (Dreyer-Jolson) with Orchestra. Brunswick 3775. — Schmalzige Melodie, theatralisch-deklamierter Halbgesang.

„Kaiser-Walzer" (Joh. Strauß). Berl. Sinf.-Orch. Dirig. Dr. F. Günther. Homocord 4—8996. Entzückender, viel zu wenig bekannter Walzer, herzerfreuende Platte,

„Blaubart"-Potpourri aus J. Offenbachs Operette. Marek Weber m. s. Orch. Electrola E. H. 320/21. — Die wertvolle charmante Musik Offenbachs verdiente wohl eine Aufnahme mit wirklichen Sängern und einem erstklassigen Ensemble.

Gesang

„Ich hätte Dich so gerne noch einmal" . . . (Engel-Berger) und „Ich lieb' Dich doch". Tenor. Richard Tauber mit Dajos-Bélah-Orch. Odeon 8371. — „Wirklich schade . . . ich hätte Dich gar so gerne noch einmal — Opern singen gehört." —

„Ach, mein Sohn, Segen Dir" aus „Der Prophet" (Meyerbeer) und „Ach ich habe sie verlassen" aus „Orpheus" (Gluck.) Alt: Sigrid Onégin. Electrola F. B. 1190. — Hohes Pathos, samtne, erstaunlich umfangreiche Stimme.

„Ein Walzertraum" (Oscar Straus) und „Der liebe Augustin" (L. Fall). Tenor. Hans Heinz Bollmann mit Wiener Salonkapelle. Homocord 4—8989. — Vertrottete Ohren mögen sich an dieser weanerischen Süße erlaben.

Zwei Arien aus „Bajazzo" (Leoncavallo). Tenor. Giovanni Martinelli. Electrola D. B. 1139. — Packend als Klang und Darstellung. Vorbildliche Phrasierung und Steigerung. *Th.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Erkältet?

EMS

Emser Pastillen

EMS

Emser Pastillen

BAD EMS

Natürliches Emser Quellsalz

EMS

Si vous pouvez écrire Vous pouvez DESSINER

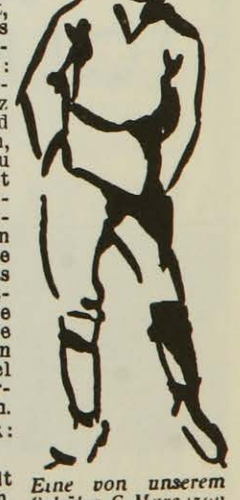
Sie haben sicher schon gehört, daß es jetzt eine neue Methode gibt, die in kürzester Zeit und mit unerhörter Leichtigkeit allen ermöglicht, das Zeichnen zu erlernen. Der Weltruf der ABC-Schulen in Berlin, Paris, London, Brüssel und Turin, die neue Kunstgruppe der Abecisten, die durch die neuartige ABC-Methode erworbenen zeichnerischen Fähigkeiten vieler Tausender von Menschen in allen Ländern, sind allgemein bekannt. Unser Werbe-Slogan ist zur Axiome geworden. Jeder, der Schreiben gelernt hat, kann auch das Zeichnen erlernen. Namhafte deutsche Künstler, die bei uns als Lehrer wirken, unterweisen Sie nach der ABC-Methode durch individuellen Briefunterricht in der von Ihnen gewünschten Art des Zeichnens: Skizze, Landschaft, Porträt, Karikatur, Illustration von Büchern, Reklamezeichnen, Plakatmalen, Mode usw. Unabhängig von Ihrem Alter, Wohnsitz und der Art Ihrer Beschäftigung können Sie dem ABC-Kursus folgen und von der ersten Stunde an ausdrucksvolle Skizzen nach der Natur entwerfen, selbst wenn Sie nie zuvor einen Zeichenstift gehalten haben. Ohne es zu wissen, haben Sie schon die für die ABC-Methode nötigen Vorübungen seit Ihrer Kindheit ausgeübt. Sie haben bereits beim Schreibenlernen eine gewisse graphische Geschicklichkeit erworben. Wir nutzen einfach diese Geschicklichkeit aus und ermöglichen Ihnen, nach unserem mnemotechnischen Verfahren das Zeichnen in kürzester Zeit zu erlernen. Das ist das ganze Geheimnis und die Erklärung für die Erfolge unserer Methode. Es fehlte das ABC des Zeichnens; aber jetzt steht dieses Unterrichtssystem jedem entsprechend seinen Anlagen und Zielen individuell zur Verfügung. Die größte Kunstschule der Welt öffnet nicht nur ihre Tore, nein, sie macht mehr, sie kommt zu Ihnen und hilft Ihnen das nachzuholen, was seit Jahrhunderten durch falschgeführten Unterricht an Ihnen gesündigt worden ist. Um wieviel schöner und reicher könnte sich Ihr Dasein gestalten, wenn Sie sich mit derselben Leichtigkeit wie beim Schreiben auch graphisch ausdrücken könnten. Versäumen Sie keine Zeit, fordern Sie das auch für Sie gedruckte Werk:

„DER NEUE WEG ZUM ERLERNEN DES ZEICHNENS."

Gutgelungene Aktskizze unserer Schülerin Frl Durand nach sechsmonatigem Studium.

Diese prachtvoll ausgestattete, von unseren Schülern reich illustrierte Broschüre enthält alles Wissenswerte über die ABC-Methode, unseren Unterricht und die Aufnahmebedingungen. Unverbindlich und kostenlos für Sie übersenden wir Ihnen dieses Werk. Lediglich für unsere Versandspesen bitten wir Ihrer Anfrage 25 Pf. für Rückporto beizufügen.

DAS ABC-STUDIO FÜR ZEICHENUNTERRICHT, Berlin SW 68/18, Markgrafenstraße 77



Eine von unserem Schüler G. Marcazon schon nach 6 Monat. mit großer Fertigkeit ausgeführte Pinselzeichnung

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang Berlin, Ende Oktober 1929 Heft 10

INHALT

Marginalien:

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Ernst Aufseeser

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner


Theo Scharf

BRIAND

Von

MARK ALDANOFF

Einer der klügsten Politiker Frankreichs hat vor anderthalb Jahren in einer Privatgesellschaft gesagt: „Briand est un homme fini. C'est un grand homme à Genève, mais pas à Paris."

Am meisten legte man dem ehemaligen Regierungsoberhaupt seine während der ernsten Finanzkrise 1926 angeblich offenbarte Hilflosigkeit zur Last. In jenen schweren Tagen ernannte Briand nacheinander die verschiedensten politischen Funktionäre zu Finanzministern, nahm selbst seinen Abschied, kehrte sofort zurück und bildete ein neues Ministerium. Als dieses der Zahl nach zehnte Kabinett Briands sein neuntes ablöste, sprach Tardieu unter allgemeinem Gelächter dem Premierminister seinen Glückwunsch aus: „Sie haben mit der Annahme der Ihnen von Ihrem Vorgänger hinterlassenen Erbschaft großen Mut bewiesen . . ."

Jener gestrenge Politiker hat hier zweifellos sehr übertrieben. Bedeutenden Staatsmännern Grabreden zu halten, ist ein sehr gewagtes Unternehmen. Vielleicht erleben wir noch ein fünfzehntes Kabinett Briand . . .

Briand macht aus seiner Vergangenheit durchaus kein Geheimnis. Im Gegenteil, er entsinnt sich ihrer mit gutmütigem Lächeln. Über sein politisches Leben

darf man völlig offen reden: er ist auch mit all seinen Fehlern selbstredend einer der hervorragendsten und anziehendsten Staatsmänner Europas.

* * *

Briand ist im Jahre 1862 in Nantes geboren, zuerst im Saint-Nazairer Collège ausgebildet worden, welches später nach ihm benannt wurde, hernach in dem heute nach seinem Gegner Clemenceau benannten Lyzeum. Auf den fähigen Knaben wurde kein Geringerer aufmerksam als dessen Landsmann Jules Verne. Diesen Umstand verzeichnen durchweg alle, die über Briand geschrieben haben, wenngleich es schwer zu begreifen ist, worin sich eigentlich Jules Vernes Einfluß auf ihn geäußert haben soll. Es sei denn, daß Briand in seiner Jugend hatte Seemann werden wollen. Der Untergang eines seiner Verwandten, eines Lotsen, machte seinen Träumen ein Ende.

Die Jugendgeschichte Briands hier bloß streifend, erwähne ich, daß sie in bitterster Armut dahinfloß. Zudem war dem zukünftigen „Liebling des Schicksals" dieses zu Beginn seines Lebens nicht hold. Ein harmloses Abenteuer, wie es jedem zwanzigjährigen Jüngling zustoßen kann, schadete ihm außerordentlich. Er wurde verbittert, — ein Zug, der Briands ganzer Natur so gar nicht entsprach.

Und dann — Paris, die juristische Fakultät, die drei klassischen Jahre im Quartier latin, die man gewöhnlich die besten seines Lebens nennt. Sie haben Briand kaum viel Freude bereitet. Sein Leben ließ sich nicht gut an, und die „Fröhlichkeit, das Bargeld des Glücks", fehlte ihm in seinen jungen Jahren vollkommen. Er erwarb sich sein Brot in irgendeinem Kontor mit Schreibarbeiten.

„En main votre lettre de ce jour . . ."

„Vous accusant réception de votre honorée . . ."

Auch heute noch geleitet Briand mit wehmütigem Lächeln alle diejenigen in jenes Kontor, welche sein Autogramm erhalten wollen: „Es müssen da eine ganze Menge meiner Autogramme liegen . . ."

Ich weiß nicht, ob Briand ein eifriger Besucher der Vorlesungen war. Dafür besuchte er beständig Versammlungen anderer Art. Er stand der literarischen Gruppe der „Hydropathen" nahe und jenem Kreise, den Chat noir (Salice, Brouilland et autres) gegründet hatte. Ein Freund Briands war der Maler André Gill; die Werke dieses Künstlers sind fast vergessen, jedoch die mit dem Namen jenes Künstlers auf unsinnige Weise verknüpfte Kneipe („Lapin agile": Là peint A. Gill) besuchen die Amerikaner auch heute noch ebenso pünktlich des Nachts wie den Eiffelturm und den Invalidendom am Tage. Altersgenossen von Briand waren auch Mirabeau, Jeffroy, Huysmans; letzterem, auf dem Totenbett, verlieh er noch den Orden der Ehrenlegion, — eine ziemlich unerwartete Gabe zum Lebensabschluß des Verfassers von „Là bas" und „A rebours". Jedoch Briands Hauptverbindungen und Bekanntschaften waren natürlich nicht in der literarischen und Künstlerwelt zu suchen.

* * *

Der „Temps" hat unlängst den heutigen Premierminister mit Talleyrand verglichen. Ein Vergleich, gleichzeitig schmeichelhaft und beleidigend. Als Talleyrand gestorben war, erwiderte einer seiner Gegner auf die naive Frage nach dem Ursprung seines Reichtums: „Er hat nacheinander alle verraten, die ihn gekauft

hatten." Briand ist im Endresultat seiner unerhörten staatsmännischen Karriere arm wie eine Kirchenmaus geblieben. Außer seinem „Landgut" (d.h. einem winzigen Stückchen Erde) in Cocherelle hat er nichts erarbeitet: als er den Friedens-Nobelpreis erhielt, stellte es sich heraus, daß Briand in keiner einzigen Bank ein laufendes Konto hatte. Ein Mann, der zehnmal Regierungsoberhaupt gewesen ist und über kein laufendes Bankkonto verfügt, ist wohl eine in der Welt einzig dastehende Erscheinung. Staatsmänner mit bedeutender Vergangenheit und Zukunft haben es nicht nötig, unredlich zu sein, um materielle Unabhängigkeit zu erwerben: ihnen stehen andere Wege offen, legale Wege, die nichts Anstößiges an sich haben. Sehr viele durchaus solide Unternehmungen wären natürlich glücklich, Ämter oder Sinekuren einem Politiker von derartigem Format zuzuweisen. In dieser Beziehung ist Aristide Briand eine absolut einwandfreie, ja pedantische Persönlichkeit.



Erich Mühsam

Natürlich, außer dem Geld gibt es noch die Macht. Es ist sehr wohl möglich, daß die „herrschenden Klassen" in Frankreich, nachdem sie vor zwanzig Jahren alle möglichen Komplimente an den aus dem revolutionären Lager hervorgegangenen jungen Minister verschwendet hatten, sich von der Deduktion jenes scharfsinnigen Schriftstellers hatten leiten lassen: „Die besten Feuerwehrmänner stellen die Brandstifter". Poincaré sagt irgendwo: „Die Bourgeoisie vergibt gern den Leuten, welche sie bedrohen, wenn sie zur Überzeugung kommt, daß sie imstande sind, sie zu schützen . . ." All dies ist vollkommen richtig. Aber nicht weniger richtig ist auch das, daß sich vor Briand seinerzeit ein weit geraderer, leichterer und bequemerer Weg zur Macht eröffnet hatte. Die Bourgeoisie trägt

weit lieber solche Männer zur Macht empor, denen nichts zu vergeben ist. Briand ist der beste Redner Frankreichs, ist einer seiner klügsten Politiker. Diese Eigenschaften wären vollkommen genügend gewesen, um ihm eine glänzende staatsmännische Karriere zu gewährleisten. Auf dem Wege zu den Ministerpalästen hätte er nicht nötig gehabt, bei irgendeiner Internationale einzukehren.

Ich glaube, Briand hat vollkommen aufrichtig all das geglaubt, was er einstmals auf den Meetings vorgebracht hatte, geglaubt auch seine Theorie des Generalstreiks. Ich meine, er hatte der Sache der Enterbten völlig ehrlich gedient. Man kann sich darüber wundern, daß ein Mann, der elfmal an der Spitze der Regierung gestanden hat (ein Rekord in der Weltgeschichte) seinen Glauben und seine Illusionen allmählich verliert. Jedoch nichts Zynisches habe ich in seinem Leben finden können.

* * *

Vor etwa einem Vierteljahrhundert erschien der Schriftsteller Paul Acker zu einem Interview bei Briand, der gerade damals begann, bekannt zu werden. Ackers Bericht kann man nur schwer ohne ein Lächeln lesen. Er schildert Briand als einen finstern Fanatiker des Kollektivismus, einen begeisterten Prediger einer neuen Religionslehre. In entsprechenden Tönen war auch das Äußere des „Fanatikers“ beschrieben, seine winzige Zelle auf dem Montmartre mit dem Bilde streikender Arbeiter an der Wand.

Einige Jahre später hatte man aufgehört, Briand als Fanatiker zu schildern. Aber fast das ganze linke Frankreich sah in ihm einen nach der Diktatur strebenden Ehrgeizigen. Aus einem Savonarola hatte er sich in einen Bonaparte verwandelt. Vielleicht noch amüsanter als die Aufsätze Ackers wirken heute die politischen Reden des Jahres 1910, in denen die Redner (Cruppis z. B.) mit prophetischer Stimme das französische Volk vor der herannahenden Polizei- und Militärdiktatur des verzweifelten und gefährlichen Mannes warnen.

Briand war ebensowenig Diktator wie Fanatiker.

„Die Treue zur Doktrin“, sagt Emerson, „ist der übliche Punkt der Geisteskrankheit kleiner Leute.“ Man kann sich mit diesem sonderbaren Gedanken keineswegs einverstanden erklären. Man braucht aber auch nicht in das entgegengesetzte Extrem zu fallen. Briand hat „vom Leben vieles gelernt“. Ob er seinen Unterricht gut angewandt hat, ist eine andere und sehr komplizierte Frage. Er ist augenscheinlich zu der Überzeugung gelangt, daß man in der Politik ein Meer nicht austrocknen, wohl aber unendlich viel zu Nutz und Frommen der Menschen tun kann: tun kann sowohl in der Opposition wie vom Regierungstisch aus, jedoch vom Regierungstisch aus weit eher als in der Opposition.

Von diesem Gedankengang ausgehend, hat er zuzeiten anfechtbare persönliche Schlüsse gezogen. Talleyrand konnte mit vollem Recht sagen: „Alle politischen Regimes, denen ich gedient habe, haben von mir weit mehr erhalten, als sie mir gegeben haben.“ Briand hat nur dem republikanischen Regime gedient, jedoch in verschiedenen sozialen Gruppen — und jeder von ihnen hat er natürlich mehr gegeben, als er von ihnen erhalten hat. Seine Verdienste um Frankreich sind zweifellos bedeutend.

Eine negative Seite seiner Tätigkeit liegt vielleicht darin, daß er wie viele



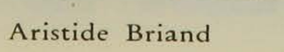
Photo Hein Gorny

Boote mit Netzen



Skulptur von Goursat

Photo A-B-C



Aristide Briand

Sammlung Oskar Reinhart, Winterthur

Lucas Cranach, Porträt des Wiener Humanisten Cuspinian

Auguste Renoir, Porträt der Mme. Hanriot

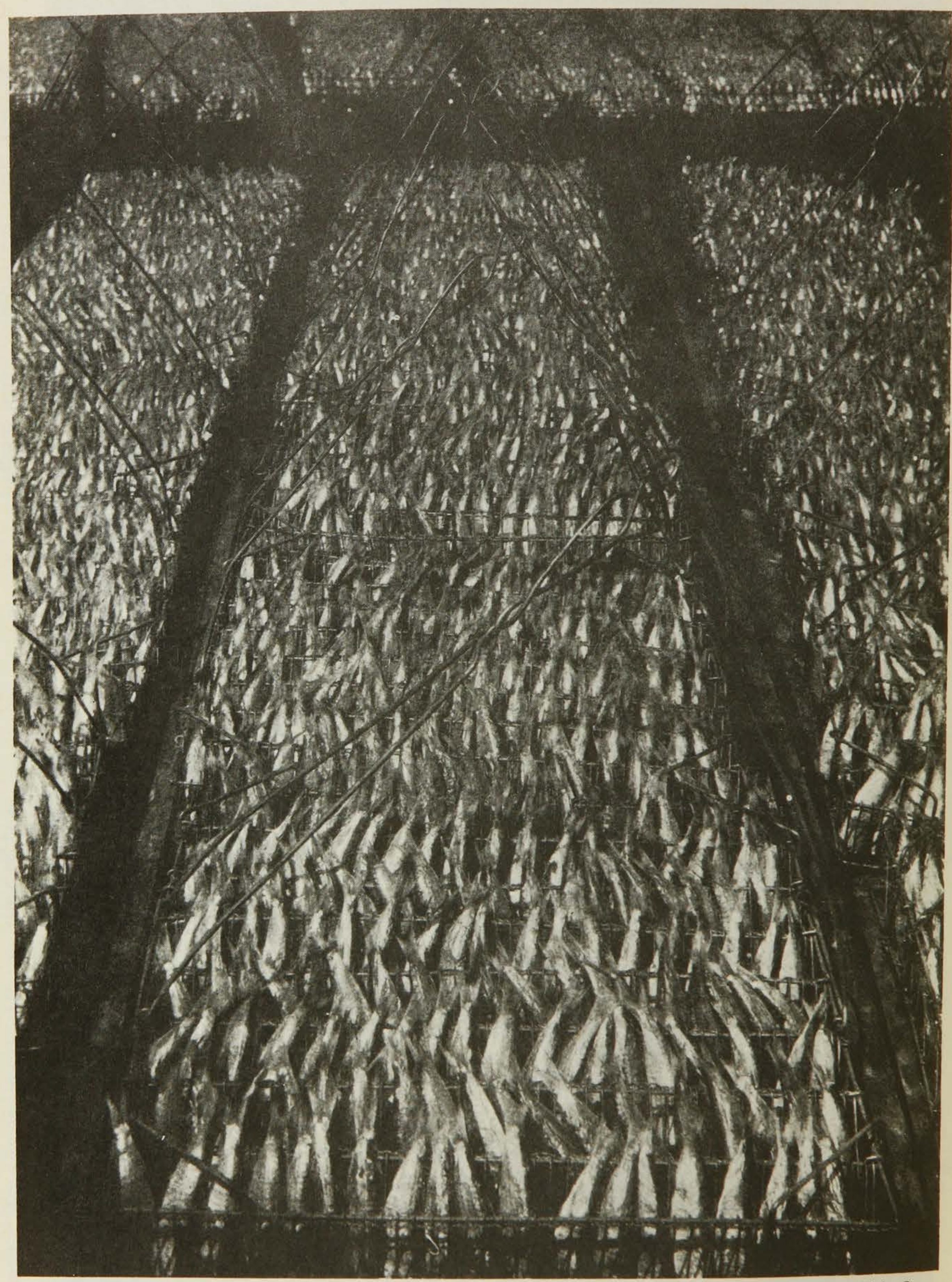


Photo Hein Gorny

Sardinen

Staatsmänner in Europa bis zu einem gewissen Grade *Sportsmann* ist. Die Methoden, welche er anwendet und denen er zum Teil seine Erfolge verdankt, gehören nun einmal zum politischen Kampf und sind von diesem in allen Ländern, bei jeder beliebigen Staatsordnung, unzertrennlich. Jedoch je mehr diese Methoden einen auf Kosten des ideellen Gehalts des Kampfes gehenden selbständigen Wert erhalten, um so mehr verwandelt sich die Politik in eine verfeinerte Form des Sports. Man braucht viel Verstand, Geschick, Energie, um elf Ministerien zu stürzen. Man braucht noch hervorragendere Gaben, um elf Ministerien zu bilden. Jedoch die Ersetzung der einen Regierung durch die andere mit annähernd demselben Programm ist eine rein sportliche Handlung — allerdings, eine sehr interessante. Der verstorbene Giolitti war in der Politik hauptsächlich Sportsmann. Gladstone, Jaurès, Poincaré (ich nenne Männer aus verschiedenen Parteien) haben sich davon völlig frei gehalten, und im Endresultat, im historischen Endresultat, erweist es sich, daß gerade sie das Rennen gemacht haben. Bei Briand gehen der hervorragende Sportsmann und der ideelle Politiker mehr ineinander über als bei irgendeinem andern der großen Staatsmänner. Der Grundgedanke seiner Regierungstätigkeit läuft auf die Befestigung des Friedens hinaus. Aber vielleicht genügt diese Idee allein nicht.

Dafür kennen wir in rein professionaler Hinsicht heute kaum einen begabteren Mann als Briand. In seiner Person hat die Geschichte ein vollkommenes Muster der politischen Sirene geliefert. Über seinen Verstand, Takt, sein diplomatisches Geschick ist alles gesagt worden. Als Redner hat er in heutiger Zeit nicht seinesgleichen. Es ist eine wahre Freude, die ausdrucksvollen Modulationen dieses vollen Baritons zu hören, diese wunderbar flüssige Sprechweise, diese Imparfaits du subjonctif, diese langen fehlerlosen Perioden mit Haupt-, Einschalt- und Nebensätzen. Wer Briand nicht gehört hat, der wird das nicht verstehen: beim Lesen seiner Reden verlieren diese ebenso, wie die Reden Poincarés beim Lesen gewinnen. Den Reichtum der Deduktionen, die glänzende Form, den Stil hätte Briand gar nicht nötig. Er kann jeden beliebigen Gemeinplatz sagen und verblüfft damit sein Auditorium, als hätte er ihm eine Offenbarung mitgeteilt. Um sein Organ und seine Diktion können ihn die besten europäischen Schauspieler beneiden. Am merkwürdigsten ist es, daß er es nicht liebt zu sprechen, — ein äußerst seltener Fall unter den echten Rednern. Jedenfalls schildern Briands Freunde ihn als einen ziemlich schweigsamen Menschen. Der Grund dafür ist natürlich nicht Stolz oder Geringschätzung gegenüber dem Auditorium; wenn es nötig ist, wirft er seine Perlen jedem zu, ganz gleich, wer er sei. Aber eben nur, wenn es wirklich nötig ist.

Er hat sehr viel gesehen, und nichts setzt ihn mehr in Erstaunen. Es ist schon richtig, daß die Politik die Menschen hart macht. Eine reiche Lebenserfahrung modelt die Menschen auf ihre Weise zurecht. Im Gegensatz zu Clemenceau ist Briand ein leutseliger und wohlwollender Mensch geblieben. Ihm sind Misanthropie und übermäßiger Hochmut gleichfremd. Er selbst hat einst von sich gesagt:

„Oh, j'ai tellement et de si près été mêlé à la vie, j'ai tant et de si près connu les hommes, du haut de l'échelle jusqu'en bas, que je ne crois avoir aucun parti-pris.."

Deutsch von R. *Frhr. v. Campenhausen.*



Suzanne Roger

NAPOLEON UND LANDRU

Von

WALTER HASENCLEVER

Ein Saal im Musée Grevin in Paris. Wachsfiguren in Lebensgröße stellen bekannte Persönlichkeiten dar. Politiker, Könige, Präsidenten, Verbrecher. Eine Cooksche Reisegesellschaft betritt den Saal.

Reiseführer: Meine Damen und Herren, treten Sie näher! Das Musée Grevin, eins der interessantesten Museen in Paris, wird jährlich von vielen hunderttausend Menschen besucht. Es besitzt die größte Sammlung aller Wachsfiguren. In diesem Saal befinden sich die bekanntesten Persönlichkeiten der Geschichte. Dies ist Napoleon der Erste, Kaiser der Franzosen, mit seiner Gattin Josephine. Die Gruppe zeigt ihn als ersten Konsul, umgeben von seinem Gefolge, in Malmaison. Beachten Sie die charakteristische Haltung des rechten Armes . . . Hier haben Sie den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Dort hebt Mussolini die Hand zum fascistischen Gruß. Bitte, meine Damen, die Figuren nicht zu berühren! — In dieser Nische mit der Inschrift „Pax“ sehen wir drei berühmte Politiker von heute: Kellogg, Briand und Stresemann. Die Szene stellt einen historischen Augenblick dar. — Darf ich bitten, meine Herrschaften, weiterzugehen. Wir kommen zu einem der größten Verbrecher unserer Zeit. Landru, der Frauenmörder, steht vor dem Untersuchungsrichter. Sie werden sich erinnern, daß dieser Prozeß ein ungeheures Aufsehen erregte. Landru, den man beschuldigte, elf Frauen auf geheimnisvolle Weise beseitigt zu haben, wurde, obwohl er kein Geständnis ablegte, zum Tode verurteilt und hingerichtet. — Wir verlassen jetzt diesen Saal und kommen zum Leben Jesu und den Schreckensszenen der französischen Revolution . . .

(Die Gesellschaft verläßt den Saal. Zwei junge Mädchen, Lola und Birgit, bleiben zurück und betrachten Napoleon.)

Lola: So sah Napoleon aus!

Birgit: Wie gefällt er dir?

Lola: Ein kleiner Mann, dick und ungepflegt. Ich bin enttäuscht.

Birgit: Glaubst du, er hat Josephine geliebt?

Lola: Sie hat sich nicht viel aus ihm gemacht.

Birgit: Er war sicher sehr eingebildet.

Lola: Was hat man nicht alles in der Schule gelernt! Ein Mann, von dem man so viel weiß, hat kein Glück bei Frauen.

Birgit: Ich finde, Geschichte ist eine Beschäftigung für alte Herren. Die Gegenwart ist viel interessanter. (Sie betrachtet Landru.)

Lola: So sieht ein Mörder aus!

Birgit: Er hat elf Frauen umgebracht.

Lola: Man hat ihm nichts bewiesen.

Birgit: Stell dir vor, du würdest ihm begegnen. Was würdest du sagen?

Lola: Ich würde sagen: Herr Landru, ich weiß nicht, ob Sie ein großer Verbrecher oder ein großer Liebhaber sind. Jedenfalls sind Sie ein mutiger Mann. Sie haben geschwiegen. Sie haben sich, ohne zu zittern, hinrichten lassen. Sie haben keine Kriege geführt und keine Schlachten gewonnen. Man kann trotzdem ein Held sein.

Birgit: Mich stört sein Vollbart. Napoleon ist wenigstens glattrasiert.

Lola: Man muß die Männer nehmen, wie sie sind.

Birgit: Hättest du keine Angst?

Lola: Wovor?

Birgit: Man sagt, er habe die Frauen verbrannt.

Lola: Das beweist, daß er sich mit ihnen beschäftigt hat.

Birgit: Je mehr ich ihn ansehe, desto besser gefällt er mir. Ich glaube, ich könnte mich in ihn verlieben.

Lola: Wir haben kein Glück. Wir sind zum Zusehen verurteilt. Ich wüßte keinen Mann, der imstande wäre, etwas Außerordentliches zu tun. Man muß ins Museum gehen, wenn man etwas erleben will. (Eine Glocke ertönt.)

Stimme: Fünf Uhr, meine Herrschaften! Das Museum wird geschlossen.

Birgit: Komm. Wir müssen fort. (Sie gehen.)

Napoleon (zieht die Hand aus dem Rock): Gott sei Dank! Endlich kann ich meinen Arm ausstrecken. Es ist kein Vergnügen, ewig in einer Pose zu stehen, bloß weil die Geschichte es will.

Landru: Sire, Sie können sich nicht beklagen. Ihr Arm und mein Vollbart sind das einzig Sehenswerte in diesem Museum.

Napoleon: Ich bin erstaunt, daß Sie uns in einem Atem nennen.

Landru: Sire, wir sind Nachbarn.

Napoleon: Kommen Sie heraus aus Ihrem Käfig. Wir wollen die Unterhaltung fortsetzen. Wenn ich mir die Köpfe all der Idioten ansehe, mit denen wir hier versammelt sind, ist Ihre Gesellschaft noch immer die beste. Nehmen Sie Platz.

Landru: Nach Ihnen, Sire.

Napoleon: Keine Förmlichkeit. Wir sind historische Figuren. Die Nachwelt

zwingt uns, den Ruhm zu teilen. Wir müssen uns wohl oder übel vertragen. (Sie setzen sich auf ein Sofa.)

Landru: Ich habe mir immer gewünscht, ein paar Worte mit Ihnen zu wechseln. Zwar kann ich meine Leistungen nicht mit Ihren vergleichen, aber jeder hat ein Recht auf Persönlichkeit. Weshalb sollen wir nicht einen Augenblick die Tradition verlassen und uns menschlich näherkommen?

Napoleon: Sie haben Geist. Hätten Sie hundert Jahre früher gelebt, hätte ich Sie zum König von Neapel gemacht.

Landru: Das Schicksal, Sire, hat mir einen besseren Platz angewiesen. Als König wäre ich nie berühmt geworden.

Napoleon: Ich hätte Sie an die richtige Stelle gesetzt. Unter meiner Leitung hätten Sie mehr für die Unsterblichkeit getan, als ein paar dumme Richter düpiert.

Landru: Sie irren. Jeder bleibt, was er ist. Ich bin ein kleiner Mörder geworden, während Sie . . .

Napoleon: Schweigen Sie!

Landru: Sire, die Zensur ist aufgehoben. Erlauben Sie mir ein offenes Wort. Was ist der Unterschied zwischen uns beiden? Sie haben Männer, ich habe Frauen umgebracht. Wir wollen die Motive nicht untersuchen. Ich bin entschlossen, mein Geheimnis zu wahren. Diesen Vorteil habe ich vor Ihnen voraus. Sie haben, um Ihr Machtbedürfnis zu rechtfertigen, das Wohl der Völker ins Auge gefaßt. Ich bin nicht soweit gegangen. Was ist geschehen? Man hat uns beide unschädlich gemacht.

Napoleon: Schließlich habe ich noch etwas mehr getan, als Menschen getötet.

Landru: Sie haben Straßen gebaut, die längst nicht mehr dem Verkehr genügen, und ein Gesetzbuch geschaffen, das überholt ist.

Napoleon: Wollen Sie mich belehren?

Landru: Wovon sollen wir reden? Von Politik? Sehen Sie sich um. Das sind die Leute, die Ihr Erbe verwalten. Die Welt ist keinen Schritt weitergekommen. Es werden immer noch Kriege geführt und Reden gehalten. Sprechen wir lieber von Frauen.

Napoleon: Auf diesem Gebiet haben Sie ja Erfahrung.

Landru: Ich habe getan, was ich konnte.

Napoleon: Haben Sie das Geschwätz der beiden Mädchen gehört? Man macht sich über mich lustig. Ich bin das Ideal einer spießbürgerlichen Gesellschaft geworden. Bald werde ich nur noch in Geschichtsbüchern zu finden sein. Keiner hat mehr Respekt vor mir.

Landru: Ihre Schuld, Sire.

Napoleon: Wieso?

Landru: Ihnen fehlt der Zauber des großen Verbrechers, der auf die Frauen wirkt. Ihr Genie ist mit Ihnen begraben.

Napoleon: Des großen Verbrechers?

Landru: Sie hatten nie den Mut, ein wirkliches Verbrechen zu begehen.

Napoleon: Sie irren, ich war General.

Landru: Und wenn Ihre Zeit für Siege weniger empfänglich gewesen wäre?

Napoleon: Ich hätte in jeder Zeit meinen Willen durchgesetzt.



Erna Frank

Landru: Vielleicht hätten Sie dann nicht in Fontainebleau regiert, sondern im Zuchthaus.

Napoleon: Sie haben, als Ihnen das Todesurteil verkündet wurde, etwas Merkwürdiges gesagt: „In jeder Schlacht gibt es Tote." Der Satz könnte von mir sein.

Landru: Ich schenke Ihnen das Zitat.

Napoleon (geht mit großen Schritten herum): Ich halte es nicht mehr aus. Der Kasten wird mir zu eng. Ich habe mir die Unsterblichkeit anders vorgestellt. Dieser Jahrmarkt ist entwürdigend.

Landru: Sie werden ungerecht, Sire.

Napoleon: Ich gebe zu, mein Stolz ist verletzt. Eine Welt, die von meinen Ideen lebt, wagt es, mit meiner Person Schindluder zu treiben. Schließlich bin ich nicht Herrscher eines Erdteils gewesen, damit mich zwei dumme Mädchen auslachen.

Landru: Unter uns, Sire: die Mädchen haben recht. Das Interesse für große Männer ist vorbei. Man will keine Genies mehr. Heutzutage regiert der Rekord, die Sensation, die Freude am Sinnlosen. Die Zeit war nie so günstig für Verbrecher. Nehmen Sie sich an mir ein Beispiel.

Napoleon: Sie bringen mich auf einen Gedanken. Ich habe es satt, hier herumzustehen. Ich werde etwas tun.

Landru: Was werden Sie tun?

Napoleon: Ich will mir die Welt ansehen, in der es keine Genies mehr gibt.

Landru: Sie wollen das Museum verlassen?

Napoleon: Ich bin schon einmal von Elba aufgebrochen. Das wäre nicht das schlimmste.

Landru: Ist das Ihr Ernst?

Napoleon: Ich habe Sehnsucht, Paris wiederzusehen.

Landru: Sie werden Unannehmlichkeiten haben.

Napoleon: Keine Angst. Ich reise incognito. Ich setze mich in mein altes Stammcafé am Palais Royal, wo ich als Leutnant verkehrt habe, und trinke einen Wermut. Das Weitere findet sich.

Landru: Sire, wovon wollen Sie den Wermut bezahlen?

Napoleon: Seien Sie unbesorgt. Ich weiß, wie man Geld macht. Ich habe nicht umsonst fünfzehn Jahre regiert.

Landru: Sire, überlegen Sie sich die Sache. Hier haben Sie ein schönes, sicheres Auskommen. Weshalb wollen Sie Ihren Ruhm leichtsinnig aufs Spiel setzen? Dazu ist es zu spät.

Napoleon: Es ist nie zu spät.

Landru: Das habe ich auch gedacht, als ich verhaftet wurde.

Napoleon: Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Kommen Sie mit.

Landru: Gott behüte! Ich will nichts mehr mit Frauen zu tun haben.

Napoleon: Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen. Sollte ich wieder im öffentlichen Leben eine Rolle spielen, werde ich dafür sorgen, daß Sie einen besseren Platz bekommen als diesen hier.

Landru: Tun Sie das nicht, Sire. Ich bitte Sie darum. Ich stehe hier zwischen Monarchen. Die Ebenbürtigkeit mit Fürsten, die Sie sich schwer erkämpft haben, ist mir in den Schoß gefallen. Wenn Sie fort sind, werde ich in mein eisiges Schweigen zurückkehren, das ich nur einmal verlassen habe, aus Bewunderung für Sie.

Napoleon: Haben Sie gar keinen Ehrgeiz?

Landru: Nicht den geringsten. Ich verachte die Menschen. Hätten Sie gesehen, wie sich das Publikum in meinem Prozeß benommen hat, würde Ihnen die Lust vergehen, noch einmal Vorsehung zu spielen.

Napoleon: Es muß etwas geschehen. Europa hat seinen größten Krieg verloren. Die Völker sind unfähig, eine Form zu finden, die ihre gegenseitige Freiheit garantiert. Europa wird zum Sklaven Amerikas. Ich werde es retten. Ich bin der einzige, der es retten kann.

Landru: Sie reden wie ein Politiker.

Napoleon: Ich bin Politiker. Ich war nie etwas anderes. Meine Schlachten waren nur Mittel zum Zweck. Ich kann nicht still in diesem Winkel sitzen, während draußen die letzten Entscheidungen fallen. Die Welt ist reif für meine Ideen. Ich bin entschlossen, etwas zu tun.

Landru: Sie werden sich wundern.

Napoleon: Sie sind der erste, dem ich meine Flucht anvertraue. Sie können mit Stolz sagen: Sie sind dabei gewesen.

Landru: Darf ich Ihnen einen Rat geben? Nehmen Sie sich in acht vor der Presse.

Napoleon: Ich lasse die Journalisten einsperren.

Landru: Das wird schwierig sein.

Napoleon: Mein Stern geht auf. Mein Name tut nichts zur Sache. Ich marschiere an der Spitze unsichtbarer Armeen. Ich eile nach Paris.

Landru: Halt! Dieser Aufzug ist unmöglich. Man wird Sie sofort verhaften.

Napoleon: Wieso?

Landru: Sie brauchen einen Schneider, Sire. Darf ich meine Dienste anbieten?

Napoleon: Was? Das haben Sie auch gelernt?

Landru: Gelernt ist nicht das richtige Wort. Das bringt der Beruf mit sich. Wollen wir wetten, daß ich in fünf Minuten einen vollkommenen Gentleman aus Ihnen mache?

Napoleon: Ich bin neugierig!

Landru: Sehr einfach. Man muß einen dieser Herren entkleiden. Wir werden schon etwas Passendes finden.

Napoleon: Ich soll meine Laufbahn mit einem Diebstahl beginnen?

Landru: Das wäre nicht das erstemal. Erlauben Sie, daß ich Maß nehme.

Napoleon: Am 18. Brumaire habe ich Kanonen auffahren lassen.

Landru: Die Zeiten ändern sich. Heute brauchen Sie einen guten Cut.

Napoleon: Was drücken Sie denn da an meinem Bauch herum?

Landru: Ihr Bauch ist ein Problem.

Napoleon: Ich habe als Kaiser etwas Fett angesetzt.

Landru: Das sind die Folgen der Monarchie.

Napoleon: Anstatt mir gute Ratschläge zu geben, sollten Sie sich lieber beeilen.

Landru: Wir beginnen sofort mit der Anprobe. Kommen Sie. Wir wollen uns die Garderobe dieser Herren ansehen. Wen wollen wir opfern?

Napoleon: Den König von Spanien.

Landru: Das ist billige Konfektion. Sie brauchen einen englischen Stoff.

Napoleon: Ausgeschlossen. Von England nehme ich nicht einmal eine Hose. Ich hasse die Nation.

Landru: Dann bleibt uns nur Mussolini übrig.

Napoleon: Vorwärts! Ziehen Sie ihm die Hosen aus.

Landru (tut es): Sie sitzen auffallend locker.

Napoleon: Wie der ganze Mann. So soll er sich der Nachwelt präsentieren. Das ist die richtige Haltung für ihn.

Landru: Haben Sie die Güte, sich umzukleiden. Ich hoffe, die Hose paßt.

Napoleon (kleidet sich um): Jede Minute ist kostbar. Während ich hier eine dumme Maskerade vornehme, geschehen vielleicht Ereignisse von entscheidender Bedeutung.

Landru: Sie ziehen die Hose verkehrt an. Sie müssen die Knöpfe zumachen, Sire.

Napoleon: Ich sehe die Karte Europas vor mir. Der Ruhm meiner ersten Siege begleitet mich. Arcole und Rivoli reichen mir ihre Trophäen.

Landru: Hier sind die Hosenträger.

Napoleon: Was soll ich damit?

Landru: Das ist der Notbehelf des modernen Mannes.

Napoleon: Geben Sie mir einen Gürtel.

Landru: Unmöglich, Sire. Sie können zum Cut keinen Gürtel tragen. (Er befestigt die Hosenträger.)

Napoleon: Wollen Sie ein Reitpferd aus mir machen?

Landru: Ihre Toilette ist eine Prestigefrage. Darf ich bitten, den Kragen umzunehmen. Hier ist die Krawatte. Beides stammt vom Präsidenten der Vereinigten Staaten. (Er knüpft Kragen und Krawatte auf einem Plastron fest.)

Napoleon: So sieht es auch aus.

Landru: Ihre unteren Partien sind bedeckt. Der Fascismus hat seine Schuldigkeit getan. Jetzt kommen wir zu den edleren Teilen.

Napoleon: Geben Sie mir den Frack des französischen Präsidenten.

Landru: Keine Übereilung! Diesen Staatsstreich können Sie später machen. Sie brauchen den Rock eines bedeutenden Politikers, eines wirklichen Diplomaten.

Napoleon: Ich sehe keinen.

Landru: Briand und Kellogg haben nicht Ihre Größe. Wie wäre es mit Stresemann?

Napoleon: Verschonen Sie mich!

Landru: Sire, die Persönlichkeit dieses Politikers bürgt Ihnen dafür, in jeder Situation einen Ausweg zu finden.

Napoleon: Ich kann den Preußen ihre zweideutige Haltung nicht verzeihen.

Landru: Sie bestrafen sie, indem Sie ihren größten Politiker in Hemdsärmeln zurücklassen. (Er hat Stresemann Rock und Weste ausgezogen und Napoleon angezogen.) Der Rock paßt Ihnen ausgezeichnet. Halb Mussolini, halb Stresemann, das ist die Politik der Zukunft. Wie fühlen Sie sich, Sire?

Napoleon: Wie in einer Zwangsjacke. (Er geht ein paar Schritte.)

Landru: Halt! Wir haben das Wichtigste vergessen. (Er nimmt Stresemann die Mappe aus der Hand und reicht sie Napoleon.) Nehmen Sie die Mappe.

Napoleon: Wozu?

Landru: Eine Mappe öffnet Ihnen alle Türen. So macht man heute Politik.

Napoleon: Ein paar Pistolen wären mir lieber.

Landru: Grüßen Sie Paris von mir. Grüßen Sie den Sonnenuntergang über der Seine, die Lichter auf den Champs Elysées. Grüßen Sie Montmartre, wo ich meine glücklichsten Stunden verlebte. Und sollten Sie zufällig am Justizpalast vorbeikommen, grüßen Sie auch dieses stolze Gebäude.

Napoleon: Kann ich nichts für Sie tun?

Landru: Nichts. Ich bin mit meinem Los zufrieden. Wenn die Welt von Ihren Taten widerhallt, denken Sie daran, daß Sie ein kleiner Verbrecher gewarnt hat.

Napoleon: Leben Sie wohl! (Sie schütteln sich die Hände. Napoleon geht. Landru stellt sich wieder an seinen Platz und steht unbeweglich als Wachsfigur da.)

(Aus der Komödie „Napoleon greift ein", die demnächst im Propyläen-Verlag erscheint)



Wien, Moderne Galerie

Franz Wiegele, Im Walde

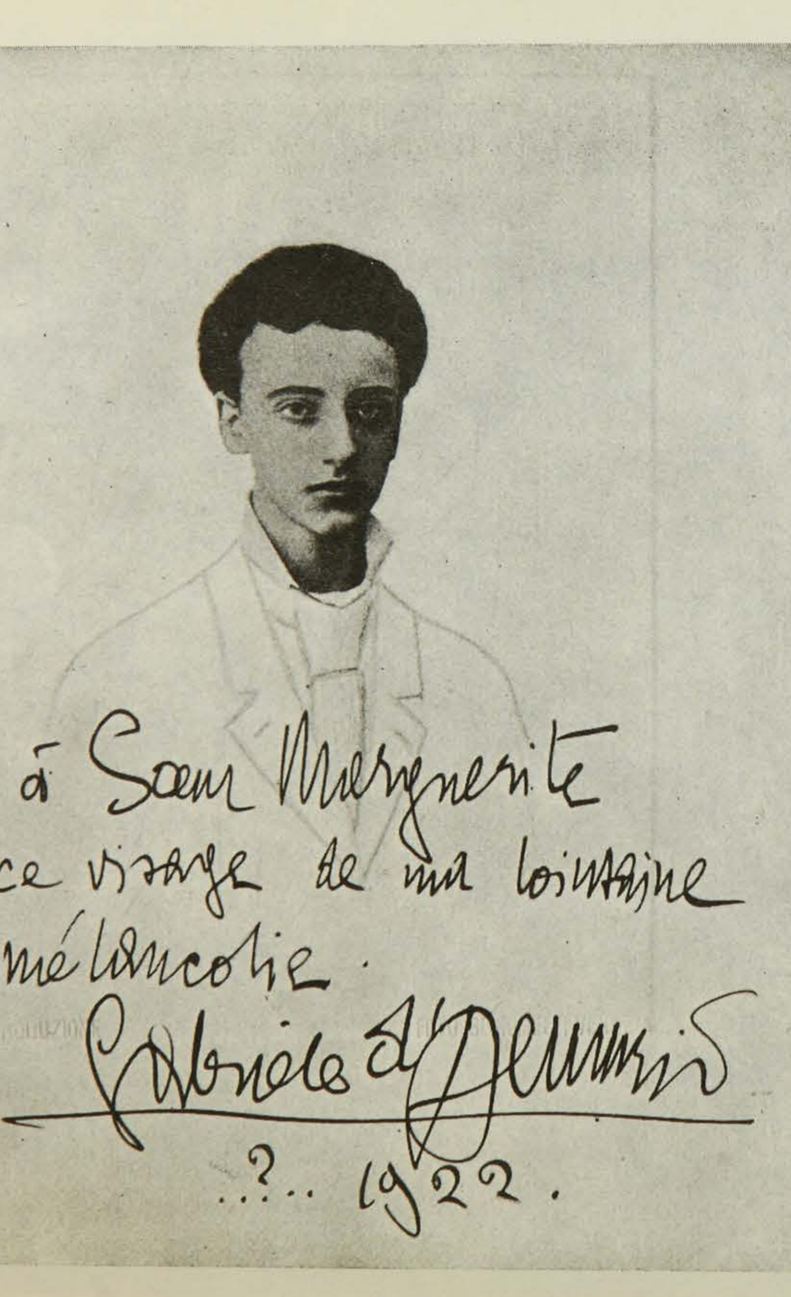


Aus Jean Renoirs Nana-Film

Die Galerie

Photo Dr. Erich Salomon

Sitzung im Deutschen Reichstag



Der junge d'Annunzio

d'Annunzio und Tschitscherin

BESUCH BEI D'ANNUNZIO

Von

PAUL REBOUX

d'Annunzio ist in seinem Alter Einsiedler geworden. „Alter" ist zu viel gesagt. Man kann sich bei der überraschenden Vitalität dieses Künstlers kaum vorstellen, daß die Jahre ihn berühren, es sei denn, daß sie ein neues und fruchtbares Stadium seiner Entwicklung herbeiführen.

Warum machte er sich zum Einsiedler, er, der poetino mit dem dichten blonden Haar, den grünen Augen, dem die romanischen Frauen so viel Gunst erwiesen? Einen ganzen Schrank voll ungeöffneter Liebesbriefe ließ dieser unwiderstehliche Verführer in seinem Hause am Marais zurück. Warum wurde er Einsiedler?

Vielleicht, weil er einäugig geworden ist. Ich glaube, daß sein Wunsch nach fast mönchischer Zurückgezogenheit, der Verzicht auf sein Jahrhundert und alles, was es bietet, zurückzuführen ist auf diese körperliche Einbuße — die Folge einer Kriegsverletzung. Gabriele d'Annunzio wurde beim Vorgehen zum Bombardement der österreichischen Linien an den Augen verletzt, daß er fast blind, ja in Lebensgefahr war. Auf dem Krankenlager im Lazarett hatte er, wenn er den Kopf hob, die Empfindung, daß er mit der Stirn den Deckel seines Sarges berührte. Er wurde geheilt und ging zurück in den Kampf. Und heute, wo er nicht mehr Fiume regiert, nicht mehr die Kanzleien aller Länder der Welt gegen sich in Bewegung setzt, heute ist er nur noch König einer kleinen Behausung, zu der fast niemand Zutritt hat.

Was tut er? Woran denkt er? Welchen Schmuck gab er seiner Einsamkeit?

Am Ufer des Gardasees, im Lande Catulls, lebt der Dichter ganz allein in einem altertümlichen Presbyterium, unter Olivenbäumen, Lorbeer und Blumen. Sein Haus schützt eine Mauer von blauem und rosa Granit; es ist von einer Terrasse umgeben, die einem Festungswall gleicht; aufgestellte Trophäen erinnern an große Taten. Zwischen zwei Zypressen öffnet eine kleine Kanone das schwarze Maul. Hier führt der Dichter, wie man sagt, ein seltsames Leben. Er schläft bisweilen den ganzen Tag, erhebt sich dann um Mitternacht und arbeitet bis zum Morgen. Oder er besteigt sein großes Motorboot, dasselbe, in dem er die österreichischen Panzerboote in der Bucht von Cattaro mit Torpedos angriff, und wirft ein ungeheures Kielwasser durch die mondbeschienene Fläche des Sees.

*

Beim Eintritt erscheint uns seine alte und ärmliche Behausung in goldigem Schimmer, denn die Safranfarbe ihrer Kirchenfenster gibt ein gedämpftes, blondes Licht. Man könnte sich im Innern eines Bienenstockes glauben. Welche Stille! Auf Filzschuhen kommt eine Magd, gleitet durch den Raum, verschwindet. Der Dichter lebt in der Umgebung von Frauen. Sein Diener, der den Vornamen Dante hat, und sein Gärtner, der Virgii heißt, nähern sich ihm nur selten. Die Soldaten, die er mit Erlaubnis der italienischen Regierung in seiner Umgebung halten darf, sind weiter fort. In der Nähe der innersten Zelle werden nur Frauen für fähig

gehalten, die innere Sammlung zu besitzen, die der Wohnstätte des großen Einsamen entspricht.

Sprüche an den Wänden. Sprüche an der Decke, in den Gängen. In einer Fülle von Sentenzen hat d'Annunzio sich darin gefallen, Weisheit zu sieben oder seine Seele reden zu lassen. Hier einer der auffallenden Sätze: „Mein Verschenken ist mein Besitz."

Der Speisesaal, besser, das Refektorium, ist mit roter Seide bespannt; die Stores geben ihr einen orangefarbenen Schimmer. Der Tisch ist dicht besetzt mit Götterbildern, chinesischen, ägyptischen, indischen, mit mittelalterlichen Christusfiguren, mit Negergötzen, großen, mittleren, kleinen. Es bleibt kaum Raum für zwei Gedecke. Die Mahlzeiten werden übrigens bald hier, bald auf der Terrasse, die zum Gardasee hinausgeht, bald in irgendeinem anderen Raum des Hauses serviert, und jedes Mal mit anderem Gedeck, anderen Gläsern, je nachdem es der Umgebung entspricht. Das Menü? Es überrascht: Salate von unbekannten Gräsern, Gerichte, die als Ehrengaben aus allen Städten Italiens kommen: Fische aus Neapel, sizilianische Früchte, Salzfleisch aus den Abruzzen. Man könnte sich im Heiligtum eines Tempels glauben, wo die Opfergaben eines ganzen gläubigen Volkes zusammenströmen. d'Annunzio nimmt selten an den Mahlzeiten seiner Gäste teil; er hält sich im oberen Stock des Hauses auf; geheimnisvoll, unsichtbar, fastet er dort bisweilen fünfzig Stunden, oder er nährt sich von Eiern und Kaviar.

In diesem Reich lebt d'Annunzio mit dem Gepränge eines Lyrikers, ohne über seine Ausgaben Rechnung zu führen. Die italienische Regierung, die Sinn hat für Dichtkunst, eröffnete ihm ein unbeschränktes Bankkonto. Allerdings kommt es auch vor, daß man zögert, die Launen des großen Mannes zu verwirklichen. So wollte er einmal zwei Berggipfel durch eine vollkommen unnütze Brücke verbinden, die nie ein Mensch benutzen würde. Gewiß, hat man ihm geantwortet, das Projekt würde geprüft werden. Man prüft es immer noch.

Rings um das Haus d'Annunzios erheben sich allerhand Gebäude; d'Annunzio hat dort die verschiedensten Handwerker angesiedelt: Holzbildhauer, Weber, Töpfer, Silberschmiede; sie führen Arbeiten aus nach seinen Zeichnungen, seinen Farbenangaben. Sein Arbeitszimmer ist, im Gegensatz zum Hause, das goldener Halbschatten erfüllt, von hellem Licht durchflutet: frei dringt die Sonne ein und der Widerschein des Sees. Nachts geben Lampen dem Studio Tageshelle. An den Wänden stehen niedrige Bücherschränke mit Wörterbüchern, Grammatiken, Arbeitsmaterial. Hier versucht d'Annunzio seinen erstaunlichen Wortschatz noch zu bereichern; mit der Virtuosität eines Orgelspielers, der mehrere Klaviaturen beherrscht — denn er kann gleichzeitig und in gleicher Vollkommenheit französisch und italienisch schreiben —, erreicht sein schmiegsames Genie den traditionellsten wie den differenziertesten modernen Ausdruck. Er liest alle Neuerscheinungen, arbeitet an den „Etincelles du Marteau" — einer Sammlung von Notizen — und an den Korrekturbogen der „Pisanelle".

Noch haben wir d'Annunzio nicht gesehen, aber wir fühlen seine Nähe, er kommt. Er hat sein Zimmer mit dem kleinen eisernen Bett verlassen, das ihn wahrscheinlich an Napoleon erinnert . . . Daß er erscheinen will, ist eine große

Ausnahme; er pflegt sonst nur seine Kriegskameraden zu empfangen oder Militärs; niemals Schriftsteller.

*

Da ist er: klein, blaß, ganz in Weiß gekleidet, ohne den berühmten kleinen Spitzbart; kahlköpfig; in einer seltsamen Uniform, die die Mitte hält zwischen einem Gralsritter und einem Flieger. Er ist ohne alle Feierlichkeit, er gibt sich noch mit jener Geste der Jugendlichkeit, die immer sein Charme war. Nie setzt er sich auf einen Stuhl, nur auf Teppiche oder Kissen. Ab und zu unterbricht er das Gespräch, um einen Brief zu schreiben; in allen Zimmern liegen große Bogen bereit, die er mit seiner fliegenden spitzen Schrift bedeckt; sie sieht aus wie eine Reihe von Bajonetten.

d'Annunzio führt uns zum „Schiff". Einer seiner Freunde ist auf einem Torpedozerstörer gefallen. d'Annunzio hat sich den Vorderteil des Schiffes ausgebeten und es mit vieler Mühe auf den Berg schaffen lassen. Ein felsiger Fußweg führt hinauf. d'Annunzio geht schnell voran. Gesänge erheben sich. Wo kommen sie her? Ist ein Chor dort aufgestellt oder einfach nur ein Grammophon? Geheimnis der Inszenierung . . .!

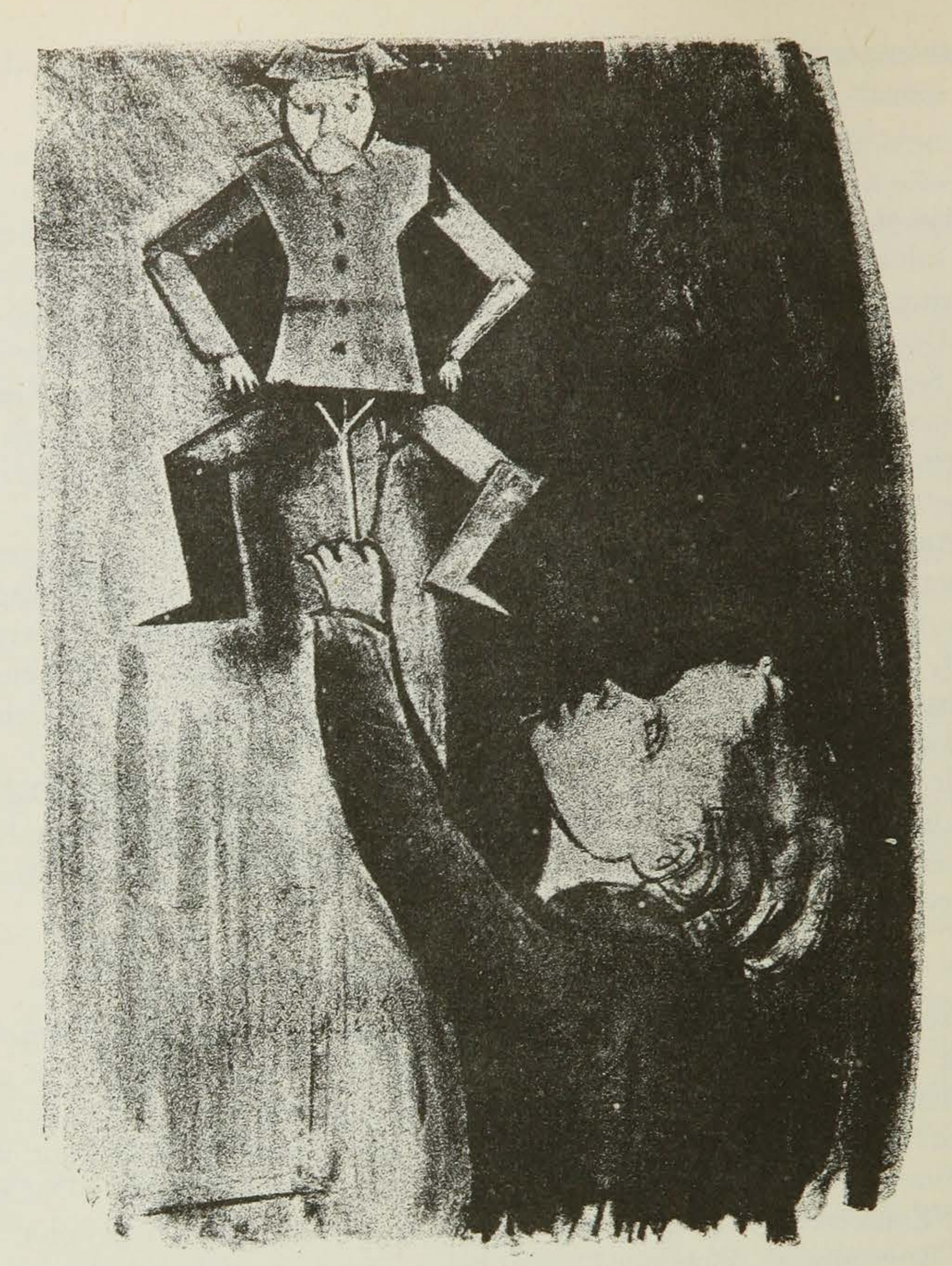
Wir besteigen dieses kleine Bergschiff, es scheint zur Abfahrt bereit. Die Mannschaft ist auf dem Posten. Zu Ehren seiner Gäste feuert d'Annunzio die Kanone ab. Jeder Schuß kostet die italienische Regierung 500 Lire. Aber d'Annunzio knausert nicht.

*

In seinem Hause hat uns d'Annunzio noch etwas zu zeigen: sein Totenzimmer. Es hat nichts Grausiges. Nicht mit Schwarz und Silber, sondern mit grauem Damhirschleder sind die Wände bespannt, Vierecke, die durch Goldschnüre verbunden sind. Erhöht, in einer Ecke, steht das Bett, auf dem er aufgebahrt werden will. Eine Goldmaske liegt auf dem Kopfkissen, neben ihr sind zwei Dolche. Die andere Zimmerecke füllt ein riesiger Schrank. Schnell, mit den gewohnten lebhaften Bewegungen, öffnet der Dichter beide Türen und zieht ein Durcheinander von Schals, Damenhemden, Abendkleidern, Pelzwerk und spitzenbesetzten Beinkleidern hervor; brodiert, bestickt, beperlt, in eine Wolke von Parfüm gehüllt, eine Dichtung von Luxus . . . Was symbolisiert dieser Schrank? Wollte d'Annunzio, daß ihm während seines letzten Schlafes die Dinge nahe sind, denen er so viele Freuden verdankt? Wollte er, daß weibliche Schönheit und Grazie die letzte Wacht bei seinem erkalteten Körper halten? Wenn man ihn fragen wollte, wäre seine Antwort eine jener sibyllinischen Phrasen, in denen er exzelliert; oder auch nur ein Lächeln.

Und im übrigen: wird er sich dazu verstehen, so zu sterben wie ein gewöhnlicher Mensch? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß er sich, wenn sein letzter Augenblick naht, in den Bergen verliert, um unter duftenden Büschen und aromatischen Gräsern seinen letzten Atemzug mit dem Hauch der heimatlichen Erde zu vermischen? Oder wird er um die Mittagszeit im Flugzeug aufsteigen, höher und höher, in die Jungfräulichkeit des Raumes, bis er im Glast sich verliert . . .

(*Deutsch von Sent M'ahesa*)



Otto Herbig (Litho)

DEUTSCHER REICHSTAG FÜR UNBEFANGENE

Von

HANS FLESCH

Zutiefst im Menschen ist der Trieb verankert, mit dem lieben Gott persönlich zu verkehren. Irgendwo *muß* doch einer sitzen, der alles weiß, kann und tut — der wird's schon schaffen. Es mag dann der Fall eintreten, daß man herren- und hoffnungslos durch die Straßen irrt, in den Zeiten dieser ersten deutschen Republik, und in seiner Verzweiflung Lust bekommt, Hindenburg Aug in Aug gegenüberzutreten. Wer ist da, den ich für die Pechsträhne des Lebens, die sich quer durch Europa bis in mein Herz zieht, verantwortlich machen darf? Verant-

wortliche her! Führer des Volkes! Und so bin ich zum erstenmal in meinem Leben in den deutschen Reichstag geraten.

Es fängt nicht gut an. Bei Portal 5 ist gleich ein Schupo postiert, der wahrscheinlich achtgibt, daß man Berlin nicht um den goldenen Gugelhupf der Reichstagskuppel ärmer macht. „Ouvertes à tous" waren schon die Sitzungen der französischen Nationalversammlung, 1789, und so gehe ich hinein. Ich werde sanft abgewiesen. Ob ich einen bekannten Abgeordneten „drin" hätte? Ich lächle wissend. Tribünenplätze ausverkauft — aber sie kosten doch nichts! Schließlich steckt mir ein Pförtner eine Karte zu, aus Protektion. Drin spricht ein älterer Herr, und mich empfangen die Worte „parlamentarische Würde". Sehen wir uns um.

Als Kurzsichtiger beschäftige ich mich vor allem mit meiner näheren Umgebung. Sehr bald unterscheide ich auf der Tribüne neben mir drei Kategorien von Lauschern: Habitués, Gefolgsmannen und Parsifals, wie ich einer bin. Die Habitués imitieren die Abgeordneten, lesen Zeitung, bohren in der Nase und kennen sich aus. Die Gefolgsmannen stehen im Windjackenalter und treten nur jeweils bei den Reden ihrer Parteigottheiten in Erscheinung, dann blitzt das Auge, und die Köpfe nicken. Und ein Parsifal neben mir fragt an, wo denn Curtius bleibt. Eine Frau starrt vor sich hin und harrt unerschütterlich — auch sie erwartet aus dem Munde der vielköpfigen Pythia die Lösung der Welträtsel. Alle lachen.

Unten spricht Severing. Das fällt weiter nicht auf. Was mir vor allem in die Augen sticht, ist das viele Zeitungspapier, das den Boden bedeckt wie den Waldboden im Grunewald. Wo Menschen sind, sind Zeitungen. Viele Menschen sind es ja nicht, ich habe es mir massenhafter, lebhafter, fabelhafter vorgestellt. Leer wie im Theater. Irgendeiner ruft: „Bluthund." Severing winkt ab, es handelt sich um die Mai-Unruhen; er winkt, als wolle er grüßen, so ein Abschiedswinken ist das. Dann klatschen einige, und einige schreien „Pfui". Die Herren gehen ins Büfett, wahrscheinlich gibt es des deutschen Volkes Kalbsbraten oder Hühnchen. Bei der Severing-Rede waren es noch fünfzig. Jetzt sind es zehn. Denn es spricht Goebbels, Mitglied der Nationalsozialistischen Partei. Wer spricht, das sieht man aus bedruckten Tafeln, die ein Saaldiener auswechselt und die mich an die Tafeln in den Konditoreien erinnern, auf denen das Gefrorene angezeigt wird: Erdbeer, Vanille, Drewitz, Goebbels.

Goebbels leugnet den Staat, Goebbels leugnet die Republik, Goebbels leugnet die Revolution. Eigentlich ist es eine revolutionäre Rede, die jener in Assessorenpose hält — aber es sind nur noch ihrer fünf unten, und drei von ihnen bilden eine Gruppe um eine hübsche Abgeordnete mit einer Schleife an einem farbigen Sommerkleid. Ich werde mir die Partei merken, der diese Dame angehört. Der Herr auf dem höchsten Stuhl schwingt die Bahnhofsglocke, als Goebbels dem leeren, gähnenden Nichts mitteilt, daß die Republik die Beamten systematisch zu Heuchlern mache.

Immer neue Herren besteigen die Rostra. Am eifrigsten sind die Stenographen, die leisten etwas für ihr und unser Geld. Und die Saaldiener erschöpfen sich im Auf- und Abgehn, sie bringen einem Schläfer in der S. P. D. einen Brief und einem B. Z.-Leser der äußersten Rechten einen Zettel, den jener paraphieren

muß. Wenn Herr Siegfried spricht, lachen alle. Das ist einer von der Wirtschaftspartei, im grauen Anzug, eigentlich tut er mir leid. Doch dem Reichstag ist solche Menschlichkeit fremd; Herr Siegfried sagt: „Wir sind noch lange nicht am Rande der Entwicklung angelangt —" und alle halten sich die Bäuche. Köstlich — nöch? Herr Siegfried bricht für die Kinobesitzer eine Bresche, mit erhobenem Zeigefinger tritt er in die Lanze und erzählt allen, die es hören wollen, daß eine ganz neue, ja epochale Erfindung bevorstehe, die Erfindung des Tonfilms! „Darum nieder mit der Lustbarkeitssteuer!" Ich habe schon herausbekommen, daß alle Redner, bevor es mit ihnen zu Ende geht, Melodie und Text mit einem kleinen schwungvollen Schnörkel verzieren.

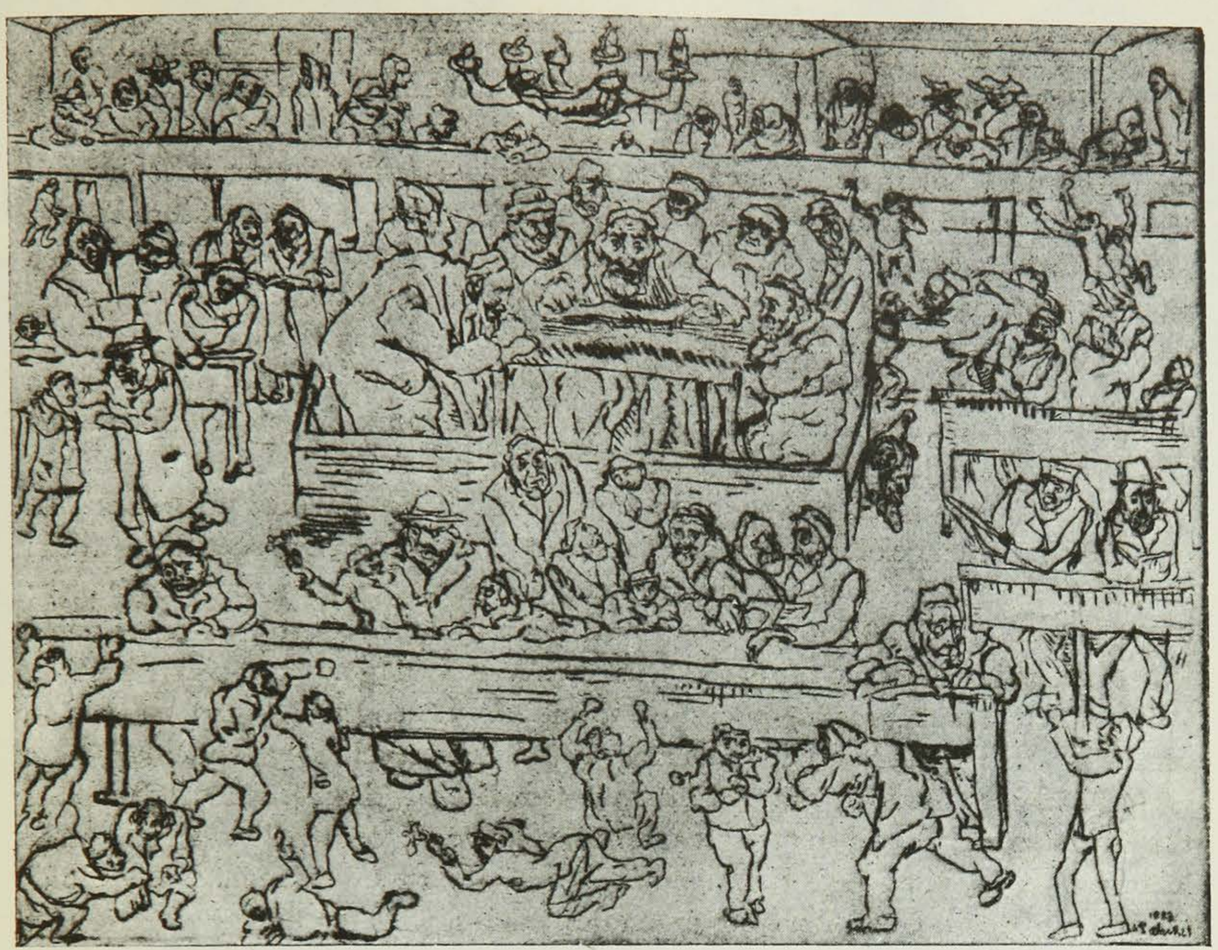
Schließlich und endlich gibt es aber wirklich wichtigere Dinge. Eins tut not: das ist die stetige, niemals rastende, ewig glühende Polemik zwischen S.P.D. und K.P.D. Da leuchten die Gesichter im Saal und auf der Tribüne, da schwirren die Zwischen- und Pfui-Rufe, da knallen die Invektiven. Herr Künstler spricht aus Haß seine Gegner mit „Koisten" an, und Herr Maslowski wendet sich persönlich an einen Herrn Löwenstein, an dem er kein gutes Haar läßt. Was geht das alles mich an? Der Herr neben mir, Rothaut mit Nackenschur und Schmissen, nickt beifällig, sind Kerle, die „Koisten", die zeigen es ihnen, sind Kerle, raunt es in der Runde und raunt es im Reich.

Spaß beiseite. 60 Millionen sind viel — stellte man sie auf den Straßen Berlins auf zwischen Wedding und Neukölln und Erkner und Grunewald, keine Stecknadel könnte zwischen ihnen zu Boden fallen. 50 Mann sind wenig, da ist noch viel Platz in den Zwischenräumen für Zeitungspapier. Jeder hat seine eigenen Sorgen, aber die Repräsentanten des Volkes sollten doch neben ihrem Bierulk auch noch unsere Sorgen dazu haben. „Herr Siegfried, wir verstehen nicht, was Sie von hinten sagen", ruft einer, und der Redner auf der Bühne, der sein Gesicht der Ministerbank zugekehrt hat, erwidert: „Das glaube ich!" (Schallende Heiterkeit.)

Es ist eine Gratisvorstellung für alle, die nicht die Möglichkeit besitzen, andere Veranstaltungen zu besuchen. Worte, Worte, Worte, sagt Hamlet. Hier im Reichstag erlebt der Laie die handgreifliche und augenscheinliche Petrifizierung und Mumifizierung aller jener Worte und Begriffe, von deren Vollgültigkeit ihn zwölf Jahre Schulbildung und zwölf Jahre Idealismus zu überzeugen versuchten. Ist er vielleicht unpolitisch?

Man versuche noch ein letztes Mittel: Reklame. Man kläre auf. Man informiere das Volk über seine Führer. Was den Museen recht ist, sei den Parlamenten billig. „Berliner, besucht den Reichstag! Er wartet auf euch!" Auf den Tribünen hat rund das Zehnfache der heutigen Besucherzahl Platz. Man erhebe einen bescheidenen Unkostenbeitrag, und von dem Überschuß erhöhe man die Präsenzgelder. Wenn man erst an allen Litfaßsäulen liest: „Heute 10—5 Innen-Etat! Redner Goebbels bis Pieck!!" Großer Zuspruch, ich garantiere.

Ich für meine Person beschließe den Abend mit einem Spaziergang durch den Tiergarten, wo das grüne Gras steht und quicklebendige Enten reizend unter Wasser tauchen, um sich in anmutigem Schwumm Würmer und Fische zum Abendessen zu holen. Unentgeltlich, alles unentgeltlich.



Talukst (Radierung)

TOURISTEN IN JERUSALEM

Von

JOHANNES V. JENSEN

Wendet man sich vom Gipfel des Ölberges nach Osten, den Rücken gegen Jerusalem, blickt man in eine ungeheure Erdspalte, das Jordantal, wo das Tote Meer liegt, tief unterm Meeresspiegel, die tiefste Senkung der Erdoberfläche, die man kennt.

Die Aussicht ist ungeheuer, vom Gipfel des Ölberges aus stürzt das Land stufenweise abwärts, kahle Kalksteinkuppeln und Klippen, in den Tälern spärliche Wüstensträucher, Tamarisken und Ginster, sonst alles öde, und in der Ferne, viele Meilen unten, sieht man einen Schimmer des Toten Meeres, wie ein Auge mit einer Haut darüber; dahinter erhebt sich das Land wieder wie eine Barriere in den Himmel, unwahrscheinlich, man meint, es sei eine Luftspiegelung oder eine Wolke, es sind aber die Berge von Transjordanien. Dort drüben liegt der Berg Nebo, von wo aus Moses in das gelobte Land blickte. Wenige Gegenden in der Welt machen einen so strengen Eindruck.

Die Aussicht vom Ölberg ist lauter Luft und Raum. Ich sah zwei Adler über den Gipfel kommen, langsam kreisten sie umeinander, indem sie talwärts flogen und die steinigen Schluchten, Gärten und Kirchhöfe am Fuße des Berges absuchten; sie machten den Raum noch tiefer.

Über eine neu angelegte Autostraße rutscht man ins Jordantal hinab, halsbrecherische Serpentinen auf der Rückseite des Ölberges, die einen Pilger wohl in Atem halten können; in den steilen Kurven hing der Motor buchstäblich über dem Abgrund, bevor der Wagen, eine alte verdienstvolle Tourenmaschine mit Kräften wie eine Lokomotive, die Biegung gemacht hatte, aber sie tat ihre Pflicht. Der Chauffeur, ein junger Jude mit großen öligen Händen, hißte den Wagen gänzlich unangefochten hinunter, fuhr die ganze Zeit entschlossen und vorsichtig, ohne ein Wort zu sagen. Er wollte nur Hebräisch sprechen.

Das ist das junge Palästina, die Zionisten, die körperliche Arbeit verrichten wollen, sie dienen einer heiligen Sache; der schweigsame Chauffeur erinnerte an viele verfeinerte Juden, die man aus Europa und Amerika kennt, Bankiers, Journalisten, Schauspieler, war ihnen zum Verwechseln ähnlich; in Palästina ist er zur Erde zurückgekehrt, macht Feldarbeit oder jede andere körperliche Arbeit; er will wieder Mensch sein. Ich bilde mir ein, daß König David so ausgesehen hat; es war also kein gewöhnlicher Chauffeur, der uns fuhr. Nach beendigter Fahrt bekam er, außer der Taxe für eine Tagesfahrt, sein Trinkgeld, und nickte höflich, während er, etwas zusammengesunken, mit angestrengten Augen an seinem Steuer saß und an andere Dinge dachte, woran eben so ein Zionist denken mag.

Nach einigen Stunden Fahrt ist man auf dem Grunde des Jordantals, dann hört die Autostraße auf, und man fährt quer über unwegsames Flachland, folgt einer lehmigen Spur, zwischen niedrigen, seltsam geformten Hügeln, Lehm und Schlamm, die von Überschwemmungen des Jordans gebildet und wieder zerstört worden sind. Der Wagen macht Sprünge, so daß die Passagiere einen Meter hoch fliegen, mein Nachbar brummt, die Augen treten ihm aus dem Kopf; nach und nach sind wir ganz gut miteinander bekannt geworden. Namen verstehe ich nie bei Vorstellungen; später erfahre ich, daß es ein Herr Hüttel ist. Morgens hatte mich der Wirt im St.-Johns-Hotel in Jerusalem gefragt, ob ich einen Platz in einem Auto zusammen mit vier Deutschen haben wollte; die Sache wurde arrangiert, und ich bekam den Sitz neben Reinhold Hüttel. Obgleich er viel jünger war als ich, hatte ich dennoch die ganze Zeit die Vorstellung, daß er der Ältere sei, wahrscheinlich weil er mir physisch überlegen war. Er war aus Sachsen.

Unten am Jordan gerät man plötzlich in dicke, schwüle Luft, die nach der hohen, eisgekühlten oben in Jerusalem verstimmend wirkt; man meint, man hätte Fieber, oder sollte es die innere Hitze der Erde sein, die man hier unten, so tief wie auf dem Grunde einer Mine, spürt? Denn die *Hölle* kann doch nicht in der Nähe sein? Die Traditionen des Ortes, das Tote Meer, Sodom und Gomorrha, bringen die Vorstellung eines Regens von Asche und Pech mit sich, man meint wirklich, daß man den Hauch einer Feuerstelle spürt. Erst wenn man die Vegetation am Ufer des Jordans sieht, begreift man, daß das Klima hier halb tropisch ist; das Schilf in den Sümpfen hat den Charakter von Bambus, man fühlt sich mehrere Breitengrade weiter südlich nach Afrika versetzt. Wo das Gehölz an der alten Watstelle zurücktritt, stehen mehrere Schilfhütten, Pfahlbauten, und eine Art Wirtshaus, wo man Erfrischungen bekommen kann und wo ich eine ausgestopfte Hyäne und einen Höhlen-Igel sah, Exemplare von der Fauna der Gegend; in den weiten Dschungeln längs des Flusses leben Wildschweine. Zur Zeit des Alten Testamentes hat es hier Löwen gegeben, und das Flußpferd, *Behemoth*, ist

Jerusalem



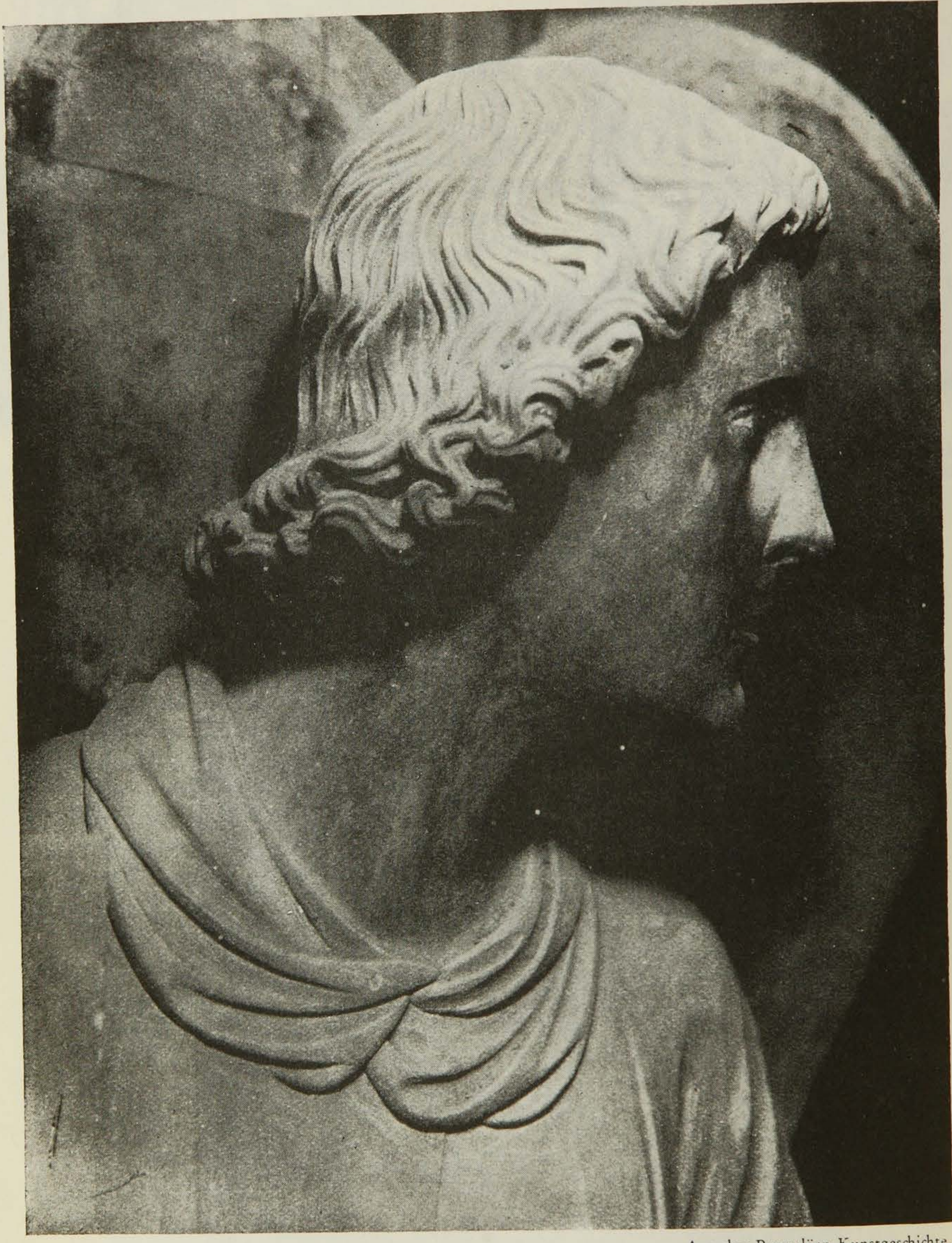
Bucharische Jüdin



Jude und Araber



Die Klagemauer



Aus der Propyläen-Kunstgeschichte
„Die Kunst des frühen Mittelalters“

Engelskopf
im Straßburger Münster



Thronender Christus (Regensburg, St. Emmeran)

Aus der Propyläen-Kunstgeschichte „Die Kunst des frühen Mittelalters" von Max Hauttmann



Jaffa, Boostros Street

Photo Delius

Tel-Aviv, Demonstration

mit Behagen bis an die Nasenlöcher im Jordan untergetaucht. Die Watstelle, an der die Frommen so viele Jahrhunderte gebadet haben, ist lehmiger Strand, und der Fluß fließt unter tiefhängenden, zerfetzten Tamarisken und Schilf vorbei; das Wasser ist ganz dick; ein lehmiger, hastig fließender Strom, der so viel Schlamm mit sich führt, daß das Wasser sich nicht kräuselt; in diesem Rinnstein baden die Pilger.

Den arabischen Kaffee, den man in der Hütte bestellt hatte, ließ ich stehen und photographierte inzwischen ein zahmes Ferkel, das bei der Küche herumschnüffelte; Hüttel trank seinen Kaffee und ließ eine Bemerkung fallen, daß man die Eingeborenen nicht kränken dürfe, indem man ihren Kaffee verschmähte.

Von einer bestimmten Touristenstelle in der Nähe eines arabischen Fischerdorfes, nicht weit von der Mündung des Jordans, bekommt man einen Blick auf das Tote Meer. Am Strand stehen einige Hütten aus Schilf und Treibholz, und einige alte Benzintanks, die elendesten Wohnstätten, die ich je gesehen habe. Ein Schwarm von bakschisch-begehrlichen Kindern und einige Frauen kamen aus den Hütten, die Männer ließen sich nicht sehen; es war eine minderwertig aussehende Rasse, offenbar eine Mischung von Arabern und Negern, so armselig, daß sie ganz dumm waren vor Armut, sie boten Pech und kleine Kristalle aus verdampftem Wasser des Toten Meeres zum Kauf dar, ein stummes Volk, das von dem Fluch geprägt zu sein schien, der auf dieser Gegend liegt. Die Engländer, die ja jetzt Herren in Palästina sind, sollen die Absicht haben, die Mineralsalze im Toten Meer, die einen Wert von ungezählten Millionen darstellen, auszunutzen — ja, nur heran mit einigen Faktoreien und einer Arbeiterstadt, das Tote Meer ist lange genug tot gewesen!

*

Während der nächsten Tage machte es sich, daß Reinhold Hüttel und ich die Sehenswürdigkeiten von Jerusalem zusammen sahen. Er schlug vor, daß wir zusammen einen Führer nehmen sollten, wobei ich die Hälfte sparen würde; dagegen ließ sich an und für sich nichts sagen, nur hatte ich überhaupt nicht die Absicht gehabt, einen Führer zu nehmen. St.-Johns-Hotel liegt gleich neben der Kirche des heiligen Grabes, vom Fenster aus hatte ich das Gebäude nach Abbildungen wiedererkannt, ohne bisher die Initiative gehabt zu haben, es mir von innen anzusehen. Überhaupt hatte ich mir noch keine Sehenswürdigkeiten von Jerusalem angesehen, sondern mich bisher über die stillen Nächte und die Frühlingsflora in der Stadt gefreut, die wilden Blumen in Jerusalem, die eine stille, entzückende Welt für sich sind.

Reinhold Hüttel akkordierte inzwischen für uns beide mit einem Führer, einem Deutsch sprechenden Griechen, akkordierte so, daß der alte lederne Grieche, der ebenso lang und hohl war wie die schwanken Ähren, von denen die Heilige Schrift spricht, mit hohen Fisteltönen weinte; Hüttel aber blieb fest, und die Verabredung kam zustande. Das Deutsch des Griechen war zum Erbarmen, erst als er in der Kirche losgelassen wurde, floß ihm die auswendig gelernte Leier automatisch von den Lippen.

Und so hörten wir denn von all diesen blödsinnig einfältigen und frommen Fälschungen, die man seit zwei Jahrhunderten an diesen historischen Stätten zusammengetragen hat und die in einer Beziehung geradezu genial sind: in der Zuversichtlichkeit, mit der man sie anderen aufbindet. Und sie *werden* geglaubt! Man

kann sie im Baedeker lesen. Es dauerte nicht lange, da wurde ich unaufmerksam, es waren so viele Menschen in der Kirche, Amerikaner, Nonnen, andere Führer mit ihren Opfern, alte, bildschöne Mönche und Popen, die aus den Ecken kamen, mit den vor heiligem Müßiggang blanken Zügen, wie kostbares, prämiiertes Vieh, die indessen über Bettelei nicht erhaben waren. Hüttel aber hörte aufmerksam zu, er merkte sich die Worte des Führers genau: wo Abraham gestanden hatte, wo der Engel Gabriel herabgeschwebt war; er fragte den Führer aus und nickte, memorierte, versenkte das Gehörte tief in sich, man begriff, daß er alles, was er hörte und sah, mit nach Hause nehmen wollte. Das heilige Grab ist ein so kleiner Raum, daß nur einer zur Zeit durch einen Vorhang hineinkommen kann; wir sahen die Stiefelsohlen eines knienden Amerikaners herausstecken. Hüttel ging hinein und blieb einige Zeit drinnen, dann ging ich hinein und schämte mich, und damit hatten wir ja das Wichtigste gesehen. Aber es gab noch eine Menge kleinerer Sehenswürdigkeiten, oben und unten, in Krypten und Gängen, Altare und Heiligenbilder, wo das Kreuz gestanden hatte und die Klippe gespalten war, nichts als rohe Gotteslästerung in meinen Augen; Hüttel aber nahm es wie ein Evangelium aus dem Munde des Griechen entgegen und memorierte, bewegte die Lippen wie ein Schulkind, das lernt. Er war hergekommen, um alles zu sehen, es sollte ihm nichts entgehen.

Irgendwo unter der Erde, tief unten in einer Krypte, war ein kleiner erleuchteter Altar, der von einem Priester bewacht wurde, und auf der Altardecke waren mehrere große und kleine Silbermünzen ausgelegt. Zum erstenmal wurde uns etwas angeboten, sonst hatten wir ja die ganze Zeit herausrücken müssen. Ich nahm eine von den Münzen, nicht die größte — da aber hätte man den Mann Gottes sehen sollen, ich fürchtete einen Überfall und legte eilig die Münze wieder hin. „Sie irren", sagte Hüttel behutsam, mit Takt, er wollte meine Dummheit nicht schlimmer machen als sie war, aber er wollte mich doch belehren: „Sie irren, man soll hier auch wie andere eine Gabe spenden . . ." Während wir uns entfernten, ging der Bauch des Priesters wie ein Blasebalg auf und nieder, so empört war er über das, was hier versucht worden war. Hüttel blieb eine Zeitlang schweigsam, doch kam er freundlicherweise nicht wieder auf diesen meinen Fehlgriff zurück.

Später besuchten wir die Via Dolorosa und die Klagemauer. Es ist den heiligen Überlieferungen gelungen, fast das ganze alte und neue Testament auf dem Gebiet des heiligen Grabes zusammenzudrängen; hier wird die Stelle gezeigt, wo Abraham den Bock fing, den er statt Isaak opferte, und der Stein, auf dem Jesu Leichnam von Nikodemus gesalbt wurde. Den Rest der Passionsgeschichte zeigt die Via Dolorosa in vierzehn Stationen, Christi Gang von Pilatus nach Golgatha. *Hier hat Jesus den Kreuz getragen*, krächzte der Grieche; dort war das Schweißtuch der heiligen Veronica, und hier hatte Jerusalems Schuhmacher gestanden. Es dauerte mehrere Stunden, Hüttel wollte sich keine Station entgehen lassen, er ließ seine festen, blauen Augen von den Sehenswürdigkeiten zum Führer wandern, memorierte, wurde durch nichts überrascht; ich glaube sogar, daß der Inhalt der ganzen Gaukelei ihm ziemlich gleichgültig war; für ihn waren es nur berühmte Dinge, von denen man hinterher reden konnte; und folgte er damit nicht im Grunde einer vernünftigen Mittellinie?

Die Klagemauer fanden wir, so wie man sie aus Beschreibungen und von Vereschtschagin her kennt. Und hier geschah es, daß ich in den Besitz eines Bildes von Hüttel gelangte. Als er meinen fotografischen Apparat sah, stellte er sich vor die Klagemauer und bat mich, ihn so zu fotografieren.

Als wir abends im Hotel aßen, stellte sich der Grieche an der Türe auf und verfolgte uns mit stummem Vorwurf, ein übervorteilter Heiliger; er hatte sich zu sehr im Preis drücken lassen, und das Trinkgeld war knapp gewesen. Ich schlug vor, daß wir ihn, um ihn loszuwerden, auf der Stelle mit unseren Messern und Gabeln umbringen sollten, da wir gerade etwas Scharfes in den Händen hielten. Wenn Hüttel eine Bemerkung mißbilligte, hatte er die Gewohnheit, überhaupt nicht darauf zu antworten. Statt dessen sagte er: „Wollen wir ihm jeder noch drei Schillinge geben? Er hat wirklich zu wenig bekommen.“ Und er stand auf und gab dem Griechen das Geld. Auf solche Weise kann man zurechtgewiesen werden. Jetzt war *ich* es, der dem Griechen die Haut über die Ohren gezogen hatte!



Rachelle Szalit — Die Disputation

Bei unserem Besuch in Bethlehem kam es zu einer leichten Verstimmung zwischen mir und Herrn Hüttel, als er eigensinnig darauf bestand, die Kinder zu sehen, *die unter Herodes getötet worden waren!* Zu dem Zweck hielt er auf der Straße einen geistlichen Herrn an, der indessen nur französisch sprach, und darum verlangte er von mir, einem studierten Menschen, daß ich den Prälaten ausfragen sollte. Das lehnte ich rund heraus ab. Darum versuchte er es eigensinnig selbst, mit Gesten und einzelnen Worten: *enfants — tués —*. Der höfliche Priester lächelte, verstand ihn nicht; und da ging ich meines Weges, ließ ihn einfach im Stich, ich genierte mich in seinem Namen. Was hätte ich tun sollen: erklären, was er mit den toten Kindern meinte? Hätte ich sie zur Stelle schaffen sollen? Glaubte er, daß sie noch lebten? Sie müssen zugeben, Herr Hüttel, wenn Sie diese Zeilen lesen, daß es eine starke Zumutung war!

Auf eigene Faust begab ich mich in die Stadt, horchte auf den Puls, das Tempo dieses stillen Städtchens. Die Frauen in Bethlehem gehen mit einem hohen Kopfputz, wie die Frauen des Mittelalters in Europa, sie sind eine eigene Rasse, weder

arabisch noch jüdisch im Aussehen, sie erinnerten mich an Basken oder an das in der Hongkong-Gegend eingeschachtelte, isolierte Hakkavolk, das nicht chinesisch ist; die Frauen in Bethlehem haben braune, rotbäckige Gesichter, wie die Grönländerin, apfelgesund und appetitlich. Irgendwo in einer ganz leeren Straße hörte ich etwas über meinem Kopf zwitschern, und als ich aufblickte, sah ich in einem Fenster zwei junge Mädchen mit braunen und roten Backen, die mir auf das freundlichste zuwinkten und mir durch Zeichen zu verstehen gaben, wie ich um die Ecke gehen sollte, um in ihr Haus zu gelangen; das war wirklich reizend gastfrei von ihnen, sie zwitscherten wie zwei Schwalbenjunge oben in ihrem Nest.

Einige Stunden später trafen Hüttel und ich uns wieder beim Wagen und stiegen ohne Kommentar ein. Auf der Rückfahrt sprachen wir nicht miteinander. Hüttel sollte am nächsten Tage abreisen. Abends aber kam er unerwartet auf mein Zimmer und forderte mich auf, einen Augenblick zu ihm zu kommen, doch sollte ich noch zehn Minuten warten. Es war wirklich sehr liebenswürdig von ihm, daß er mir mein Benehmen nicht nachtrug; er war ein großer Mensch, von dem, wie von Pferden, Gesundheit ausstrahlte; nachdem zehn Minuten vergangen waren, begab ich mich auf sein Zimmer.

Er war nicht da. Auf seinem Bett aber saß ein hübscher, furchtbarer Araber ... Reinhold Hüttel in Verkleidung! Ja, er war in Burnus, Turban und allem, was dazu gehört, und erhob sich glückstrahlend, als er sah, welchen Eindruck er auf mich machte, drehte sich rundum, damit ich ihn von allen Seiten bewundern konnte. Er hatte diesen Anzug gekauft, furchtbar billig, um ihn als Erinnerung aus Jerusalem mitzubringen! Und diese Wasserpfeife hier, ein Wunder an Farben und Glasperlen, mit einer scharlachroten Schlange, auch spottbillig. Und dort auf dem Bett lag ausgebreitet noch ein Kostüm, für seine Frau! Wenn er nach Hause kam, wollte er sie überraschen und als Scheik in die Tür treten ... so ... und Hüttel ging aus der Tür, schloß sie, öffnete sie wieder, und stand auf der Schwelle, ein echter Scheik bis auf ein paar blaue Augen und ein blondes Aussehen, unten guckten Hosen und Stiefel heraus, sonst aber von einer Hoheit in Farben und Faltenwurf, der ganze Orient!

Lieber Reinhold Hüttel, falls diese Zeilen Ihnen zu Gesicht kommen sollten, dann empfangen Sie einen kameradschaftlichen Gruß von mir. Ich bin die ganze Zeit aufrichtig gegen Sie gewesen, eines aber konnte ich Ihnen nicht sagen, als Sie mir das arabische Kostüm und die Wasserpfeife zeigten, denn warum sollte ich Ihnen die Freude verderben, an der Sie mich so freundlich teilnehmen ließen? Aber es war ja kein Zweifel, daß der ganze Staat Arabien nie gesehen hatte, es waren Waren aus Ihrem Heimatlande, Herr Hüttel, wahrscheinlich aus Nürnberg, die man zur Levante exportiert und die Sie in gutem Glauben wieder zu ihrem Ursprung zurücktransportiert haben.

Die Kirche des heiligen Grabes, die Via Dolorosa und was wir sonst in Jerusalem sahen, wird aber stets in treuer Erinnerung mit Ihnen verknüpft bleiben.

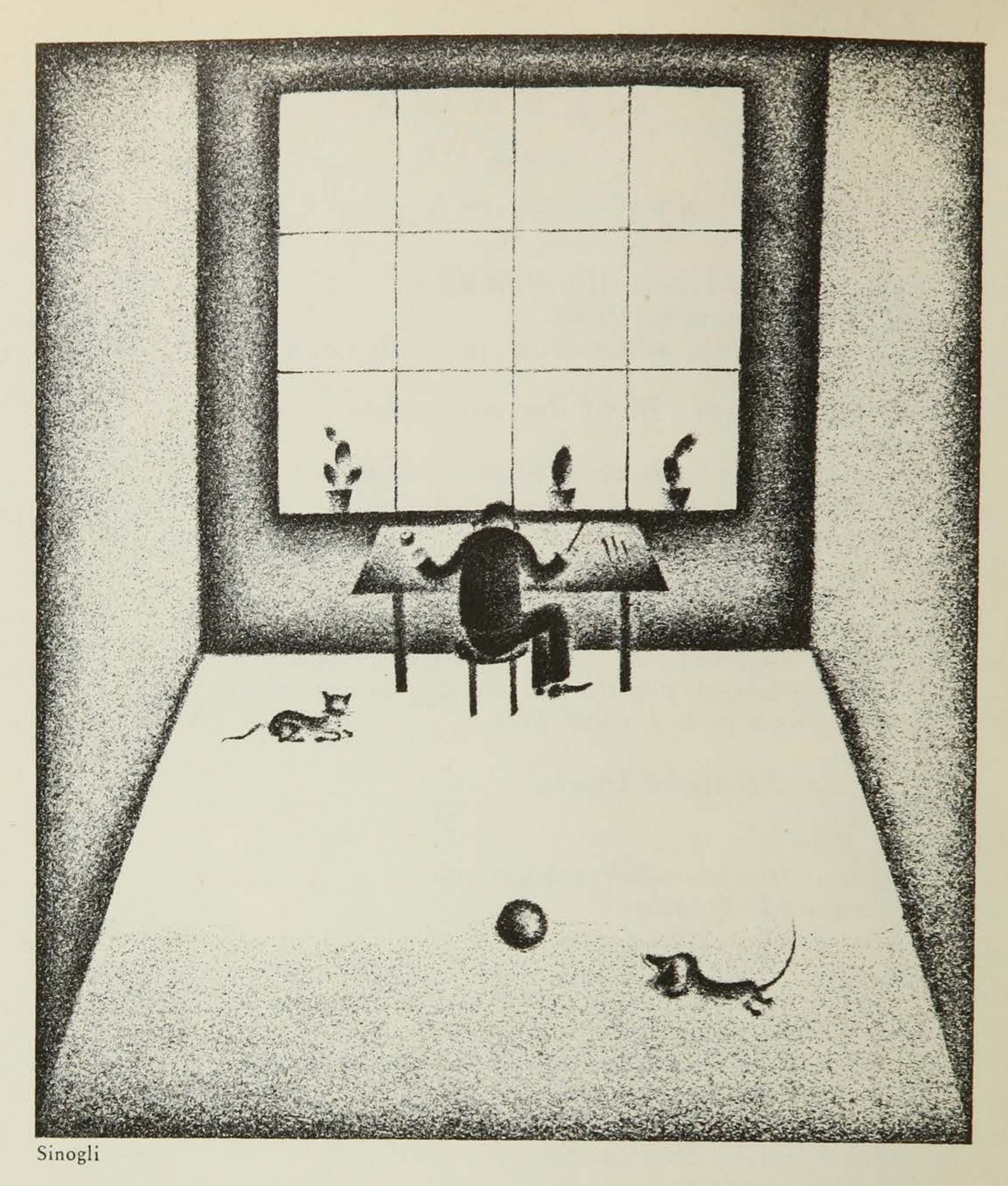
(Deutsch von Julia Koppel.)

KYPROS

Von

ALBERT EHRENSTEIN

Als uns Fortunati Wunschhütlein
Nach Famagusta trug,
Saßen wir fleißig schon früh um halb neun
Beim Cyperwein
Und tranken aufs Wohl der schwanken
Palmenkamele,
Deren Vorbeimarsch an Moscheenbazaren
Der rundreisedeutsche Kreuzpharaone
Orient nennt.
Wir berauschten uns tief.
Denn als mit geborstener Stimme
Persephoneia entwich
Vor den Goalstangen am türkischen Friedhof,
Waren vorlängst verschwunden die anderen Götter.
Auch Kypris vom Eiland floh,
Als roh
Die erste christliche Glocke
Klang.
Kartoffeln
Sind der Hauptausfuhrartikel von
Paphos und Amathunt.
In den Lüften kein Geturtel
Tief unter dem Turm und Kirchenruinen umschwirrenden
Kreischen der Dohlen, Falken und Raben
Liegt Othello begraben.
In den Lüften Windmühlen der eisernen Zeit —
Ohne die liebe Windmüllerin;
Flug auch wunderlich nordwärts ziehender Schwalben —
Soviel Fliegen kriegen sie nirgends!
Auf den Landstraßen
Die vor Sonne, Staub, Männern und Mücken
Verschleierten Weiber der lautlos grinsenden
Venerischen Göttin;
Pluderhosig, Elefantenhintern im Gange kopierend
Türken und Kyprioten;
Schotten mit exhibitioniertem Knie
Vertreten die schaumgestorbene Nacktheit hie,
Stürmen im Auto den prähistorischen
Tennisgrund und
Schmauchen Produkte der
Späthellenistischen Tabakindustrie,
Einer vielleicht Zigaretten mit Goldmundstück —
Der goldenen Aphrodite zu Ehren.
Aus dem Museum schreit eine archaische Eselin
Nach ihrem sehnsüchtig saugenden Eselchen;
Aber es antwortet nur ihres Stils Entdecker:
Einsam — eine Diasporade —
Dionyselt die betreffende
Großberliner Kunstschnauze
Pseudominoisch im stoischen Meer.



Sinogli

WIE SCHREIBT MAN EINEN ROMAN?

Von *KONSTANTIN FEDIN*

Sehr einfach. Vor allem versieht sich der Schriftsteller mit guter Tinte. Ich zum Beispiel benutze nach alter Gewohnheit mit Vorliebe Alizarintinte der Dresdner Firma Leonhard. Aber es ist mir bekannt, daß einige durchaus anständige Romane mit der Hannoverschen Tinte von Günter Wagner geschrieben wurden. Ich mußte auch schon mit unseren russischen Tinten arbeiten. Und zwei bis drei Kapitel meines letzten Romans sind ganz brauchbar geworden, obwohl ich sie mit selbstverfertigter Tinte geschrieben habe, die aus den Galläpfeln, gesammelt von den Blättern junger Eichen, hergestellt wird. Manche Schriftsteller schreiben ihre Romane auf der Schreibmaschine. Dieses Verfahren unserer Zeitgenossen muß aber als veraltet bezeichnet werden, da auf der Jagd nach Schnelligkeit und Produktivität der Schriftsteller heute beginnt, seine Werke direkt in die Setzmaschine zu diktieren.

Die zweite wichtige Frage ist die des Papiers. Es muß ein tadelloses

Fabrikat und von möglichst geringem Gewicht sein. Auffallend ist aber, daß trotz der Vielfältigkeit und der ungeheuren Menge der Leidenschaften, die heute von Romanciers auf Papier zur Darstellung gebracht werden, dessen Format gewöhnlich von einer trostlosen Gleichförmigkeit ist.

Wünschenswert ist ferner, daß der Schriftsteller über einen Schreibtisch und außerdem das verfügt, was wir heute „Wohnraum" nennen. Auch sollte alles in der Familie des Schriftstellers in Ordnung sein: die Kinder zur Schule gehen, die Gattin nicht gerade im Begriffe sein, sich von ihm scheiden zu lassen, und die Dienstboten nicht vorhaben, ihn wegen unmenschlicher Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zu verklagen.

Wenn all diese Voraussetzungen gegeben sind (Tinte, Schreibpapier usw. vorhanden), kann er sich mit Zuversicht an seinen Roman machen.

Es wäre natürlich nicht hinderlich, daß er den Gegenstand, über den er schreiben möchte, kennt. Zu diesem Zwecke braucht der Schriftsteller einen gewissen Vorrat an Beobachtungen, mit anderen Worten: er muß eine Biographie besitzen. Elemente einer Schriftsteller-Biographie können sein: eine glückliche oder eine unglückliche Kindheit, gute oder schlechte Eltern, eine Menge in der Jugend erlebter Romane oder ihr Nichtvorhandensein usw. Wünschenswert ist auch eine gewisse oberflächliche Bekanntschaft mit der Armut, zum Beispiel zweimonatiges Hungern, nicht übel ist auch das Erlebnis des Krieges, der Verlust eines Armes oder Beines. Sehr zweckmäßig mag auch zeitweises Abhandengekommensein der Zurechnungsfähigkeit infolge des berühmten Interesses an den soziologischen Erscheinungen im Geburtslande u. ä. sein. In den letzten Jahren gilt als unerläßlich für einen anständigen Romancier ein Bummel durch die Welt und eine nicht seinem Fach entsprechende Betätigung. Und ein Schriftsteller, der sich zum Tanzlehrer ausgebildet hatte, geht in der Literatur nicht als solcher direkt ein, sondern etwa auf dem Umweg über Missionartum in China oder in seiner Eigenschaft als Elektromonteur.

Auch ist die Ansicht verbreitet, der Romancier müsse außer seiner Biographie noch einige Kenntnisse haben, wie zum Beispiel gute Kenntnis der Sprache, in der er schreibt. Ich leugne nicht, daß die Bekanntschaft mit der Grammatik ab und zu von Nutzen sein kann.

Das ist eigentlich alles, was der Schriftsteller braucht, um einen Roman zu machen. Dann ein bis zwei Jahre Arbeit, eine leichte Neurasthenie, und der Roman ist fertig.

Ach ja! Das hatte ich ganz vergessen! Begabung, Talent... oder wie man das nennen will. Natürlich kann auch das dem Romancier zu Hilfe kommen, und manche neigen zu der Behauptung, daß Talent sogar alles sei. Aber das glaube ich nicht. Diese Ansicht scheint mir veraltet, wie ein Volksaberglaube.

Wie Sie sehen, ist es also sehr leicht, Romane zu schreiben!

N. B. Was die Tinte betrifft, möchte ich beginnende Schriftsteller nicht irremachen: meinen ersten Roman schrieb ich vor dreizehn Jahren, in Deutschland, mit Tinte von Leonhard und auf gutem Papier. Der Roman war nicht besonders, und ich mußte ihn verbrennen.

WIE MAN KEINEN ROMAN SCHREIBT

Von

ACHILLE CAMPANILE

Vor allem will ich Ihnen mitteilen, daß ich auf eine furchtbar komische Art arbeite. Raten Sie —

Den Kopf nach unten und die Beine in der Luft?

Schlimmer.

An die Tischbeine gebunden?

Noch schlimmer, Sie werden es kaum für möglich halten: ich nehme Papier, Feder, Tintenfaß, und fange an zu schreiben.

Und wieviel Stunden arbeiten Sie täglich?

Ich arbeite so lange es mir mein Diener erlaubt.

Vielleicht machen Sie es wie Vittorio Alfieri, der sich von seinem Diener an den Schreibtisch fesseln ließ?

Weit gefehlt!

Ich arbeite also so lange, bis mein Diener kommt, um mir zu sagen, das Essen sei angerichtet, was regelmäßig geschieht, sobald ich zu arbeiten beginne. Dieses Phänomen habe ich nie begriffen. Aber ich habe den getreuen Alten im Verdacht, daß er mich durch das Schlüsselloch belauert. Kaum merkt er, daß ich aufhöre, auf dem Löschpapier Männchen zu zeichnen, daß mir also die Inspiration gekommen ist und ich im besten Zuge bin, so klopft er an die Tür und ruft: „Es ist angerichtet". Adieu Arbeit!

Nun werden Sie fragen: Wie stellen Sie es dann aber an, so viele Romane zu schreiben?

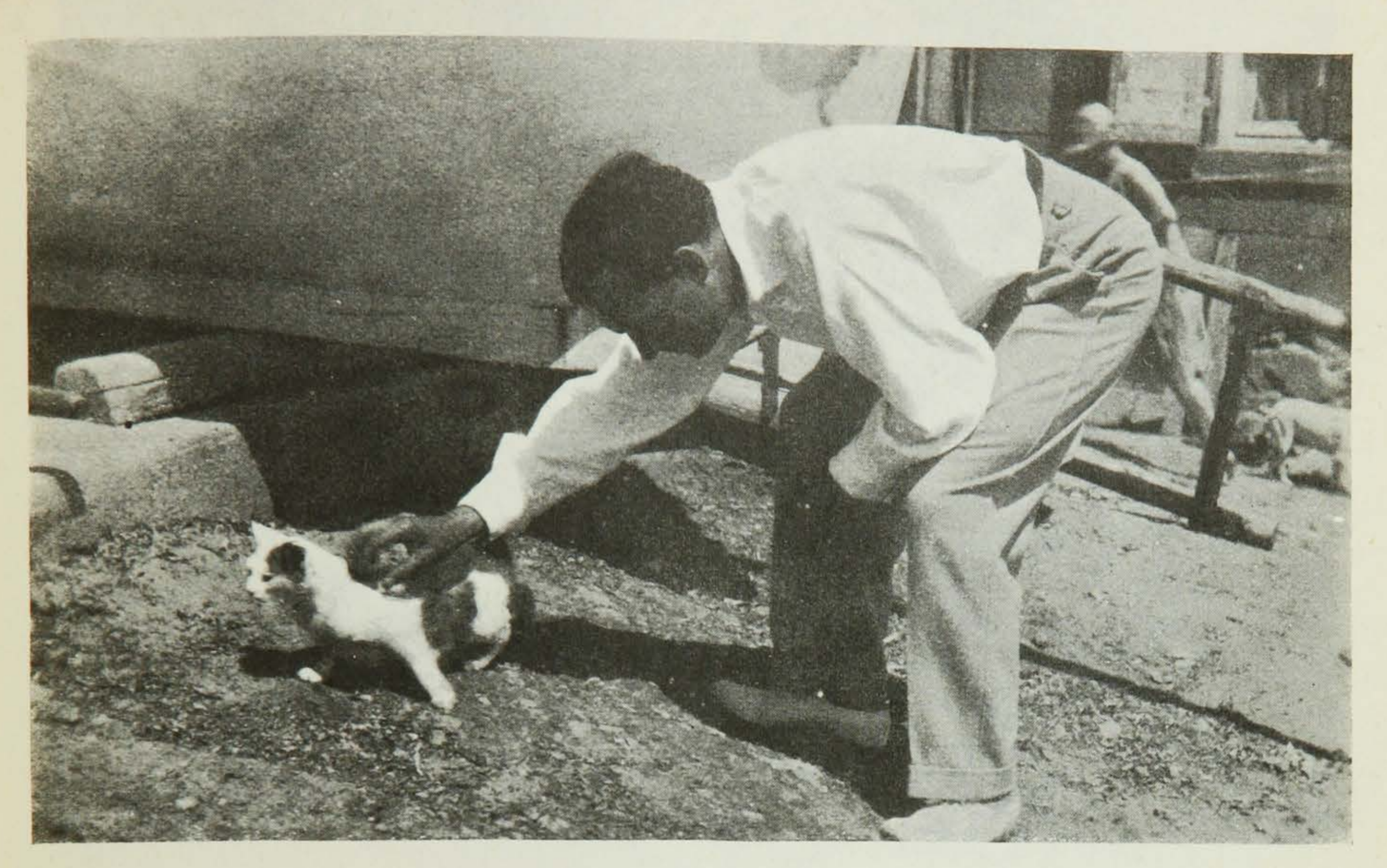
Das mache ich folgendermaßen: Ich bestelle bei der Köchin ungeheuer komplizierte und viel Zeit beanspruchende Leckerbissen. Außerdem lasse ich sagen, daß ich vornehmen Besuch erwarte und Punkt acht Uhr zu speisen wünsche.

Auf diese Weise wird das Abendessen gegen Mitternacht serviert, und ich verbinde das Angenehme mit dem Nützlichen: Ich kann arbeiten und esse gleichzeitig vorzüglich.

Jetzt zum Beispiel schreibe ich, weil ich die Abwesenheit meines Dieners benutze. Ich will Ihnen jedoch nicht verhehlen, daß ich etwas unruhig bin. Der Kerl ist imstande, plötzlich nach Hause zu kommen und mir zu verkünden, daß das Essen auf dem Tisch steht.

Hier muß ich Ihnen gestehen, daß ich niemals einen Roman verfaßt habe. Hat dies irgend jemand geglaubt, so hat er sich eben geirrt. Meine ganze Arbeit ist nur eine Frage von Notizbüchern. Ich besitze tatsächlich mehrere Notizbücher, in denen ich alles das aufzuzeichnen pflege, was mir tagsüber so durch den Kopf geht. Allmählich füllt sich das Büchlein. Ich kann auch nicht mehr als ein Notizbuch in der Tasche tragen, weil meine Taschen schon genug an Papier und kleineren Gegenständen beherbergen.

Selbstverständlich trenne ich mich nicht einen Augenblick von meinem kostbaren Notizbuch. Ich trage es immer bei mir, stets bereit, im Fluge die Inspirationen



Walter Hasenclever



Hedwig Courths-Mahler (mit ihren Töchtern)

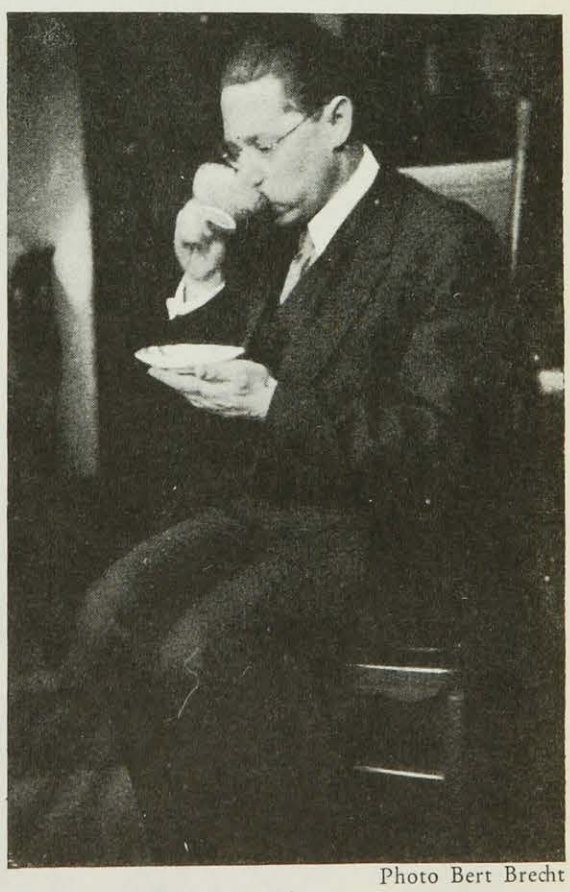


Photo Bert Brecht

Lion Feuchtwanger

Im Bois de Boulogne (1895)

Photo Wide World

Ein Paar dänischer Doggen

Mistinguett als Filmstar (1900)

Erich v. Stroheim (als Gardeoffizier in seinem „Hochzeitsmarsch“) mit Frau und Kind

Aus der Breslauer Werkbundausstellung

Heinrich Lauterbach, Schreibtisch

Klette-Photos

Heinrich Lauterbach, Flügel

zu notieren, die mir von einem Augenblick zum anderen kommen können, oder um die flüchtigen Gedanken festzuhalten, die dieses oder jenes Ereignis in mir anregen. Wenn ich zu Bett gehe, pflege ich es auf den Nachttisch zu legen und zwar in Reichweite, für den Fall, daß ich mit einer guten Idee aufwache. Öfter noch stecke ich es in die Tasche des Pyjamas, wo ich es regelmäßig vergesse, sobald ich mich ankleide.

Sie würden sich in solchem Fall das Hirn zermartern, um sich zu erinnern, wo Sie den unentbehrlichen Gegenstand vergessen haben — ich nicht! Da ich ihn ein für allemal in der Tasche des Pyjamas lasse, habe ich ein unfehlbares System erfunden, um zu wissen, wo ich das Notizbuch zu suchen habe: ein von mir komponiertes Gedicht! Das singe ich, und sofort fällt mir ein, wo ich das Taschenbuch gelassen habe. Allerdings ähnelt mein Lied ein bißchen der Norma von Bellini, aber das macht ja nichts. Es lautet folgendermaßen:

Hab vergessen das Notizbuch
In der Tasche des Pyjamas,
Ist hier jemand, der mich liebet,
Eil er schnell, es mir zu bringen,
mir zu bringen,
mir zu bringen.

Aus diesem Grunde beginne ich mein Romanschreiben immer damit, daß ich singe. Ich kann meine Einfälle vergessen: darum sind sie im Notizbuch vermerkt. Ich kann das Notizbuch vergessen: darum singe ich. Alles ist vorausgesehen, sogar der Fall, daß ich vergessen sollte, wo sich der Pyjama befindet: dann singe ich ein anderes Lied. In einem einzigen Falle wäre ich verloren: wenn ich auch dieses Lied vergäße.

Da fällt mir gerade ein, was ich tat, als mir einmal nichts einfiel. Ich hatte soeben gebadet, wie Sie feststellen könnten, indem Sie Figur I betrachten — wenn selbige vorhanden wäre —, ich zerbrach mir den Kopf, ein Thema zu finden, über das ich mich 2000 Seiten lang verbreiten könnte. Mir fiel nichts ein oder, besser gesagt, ich hatte wohl eine Idee, aber sie war nicht ergiebig genug. Es handelte sich um eine Episode aus meinem Leben, und zwar folgende: als ich mich eines Tages bei einer Dame befand, sagte ich zu ihr: „Sage mir, daß du mich liebst.“ Sie antwortete: „Ich liebe dich.“

Wie Sie sehen, war dies ein Ereignis von einer gewissen Tragweite, aber nicht genügend weitschweifig, um den Raum zu füllen. Was sollte ich tun? Mittels angestrengten Denkens kam mir folgender Gedanke: Ich werde so tun, als ob ich stotterte! rief ich aus. Es entsprach zwar nicht der Wahrheit, war dafür aber um so bequemer. Hastig griff ich zur Feder und schrieb:

Als ich eines Tages bei einer Dame war, sagte ich zu ihr: „Sa . . . sa . . . sa . . . gge . . . ge . . . daß . . . daß . . . du mm . . . . mmich . . . liebst . . .“

Sie antwortete: „Ich liebe dich.“

Aber auch so wurde die Sache zu kurz. Auf welche Weise sollte ich zweitausend Seiten vollschreiben? Da kam mir ein noch genialerer Einfall als der erste. Wie man an Figur I sehen könnte, wenn sie vorhanden wäre, und wenn Sie sie noch einmal betrachten wollten. Ich werde, frohlockte ich innerlich, so tun, als ob meine Geliebte etwas schwerhörig ist.

Dies war unfreundlich gegen die Dame, die, unter uns gesagt, tatsächlich an Schwerhörigkeit litt. Aber was tut man nicht alles für die Kunst!

Ich nahm Papier, tunkte die Feder ins Tintenfaß und entwarf folgende leidenschaftliche Erzählung:

Eines Tages, als ich mich bei einer Dame befand, sagte ich zu ihr: „Sa ... Sa ... Sa ... —"

„Wie?" fragte sie.

„Sa ... sa ... sa ..."

„Das letzte Wort habe ich nicht gut verstanden. Bitte wiederhole es."

„Sa ... sa ... sa ... mmir ... daß ... du ... mmich ... liebst!"

„Daß du mich betrügst?"

„Nein ... d ... doch! Sa ... sa ... mmir ... daß du mich liebst!" schrie ich.

„Aber warum gestikulierst du so viel?" fragte sie.

„Sa ... sa ... mmir ..."

„Was?"

„da ... daß ..."

„Wie ...??"

„Sa ... sa ..."

„Lauter!"

„Sa ... sa ... sa ...."

Auf diese Weise bedeckte ich weitere hundert Seiten mit meiner Schrift. Es war aber noch immer zu wenig. Fünfzig Seiten fügte ich hinzu, indem ich die Dame hartnäckig sein ließ, so daß ich sie lange bitten mußte, bis sie ihr „Ich liebe dich" sagte.

Nun blieben immer noch 1800 Seiten! Da kam mir eine Erleuchtung, wie Sie der Figur II ansehen würden, wenn sie existierte: Irgendwo in der Erzählung fügte ich folgende Worte ein: „Wiederhole mir diesen Satz tausendmal".

Mit den tausend „Ich liebe dich" der Dame vermochte ich 1700 Seiten zu füllen.

Übrigens vergaß ich zu sagen, daß diese dramatische Szene für das Theater verfaßt war und daß ich während der Vorstellung mehrere Male an die Rampe gerufen wurde von einem Publikum, das „Autor, Autor" brüllte und dicke Stöcke schwenkte. *(Deutsch von Thurneiser)*

ROMAN-REZEPT

Von

LION FEUCHTWANGER

Man mische 90 Prozent Begabung (= Persönlichkeit, Ausdrucksvermögen = Anschauung, + Konstruktionskraft, + Sprachkraft, + Assoziationsfähigkeit) mit 10 Prozent Stoff (= objektiven Tatsachen, sogenannter Wirklichkeit, Sachlichkeit). Wenn man dann sehr viel Glück hat, kommt ein Roman zustande. Das Verfahren, 50 Prozent Stoff (= Unpersönlichkeit, Sachlichkeit, Sensationsanekdoten) mit 50 Prozent Reklame zu mischen, führt zuweilen auch zum Ziel; aber die auf diese Art erzeugten Produkte haben sich als wenig durabel erwiesen, sie pflegen nach ein bis zwei Jahren einzugehen.

MEIN SYSTEM

Von

HEDWIG COURTHS-MAHLER

Jeder Arbeiter schafft sich in seiner Praxis ein System — auch der geistige Arbeiter. Der Schriftsteller muß immer bereit sein, für ihn gibt es keinen Achtstundentag. Tag und Nacht muß er sich seinen Gedanken zur Verfügung stellen. Mir kommen immer die besten Gedanken, wenn ich mich zum Schlafen niedergelegt habe. An Schlafen ist dann meist nicht zu denken. Der Schlaf löscht die Gedanken, die man beim Einschlafen hat, gewöhnlich aus. Man muß sich also Notizen machen. Darüber wird man so hellwach, daß man am liebsten gleich wieder aufstehen würde, um weiterarbeiten zu können. Auf diese Weise käme man nie zum Schlafen, deshalb muß man auf manchen guten Gedanken verzichten. Jeder Geistesarbeiter weiß, daß seine Arbeit der Gesundheit nicht zuträglich ist. Aber wer würde die Geistesarbeiter für Schwerarbeiter ansehen? Es ist ja so sehr leicht, sich an den Schreibtisch zu setzen und Bücher zu schreiben — sieht wenigstens so leicht aus.

Ich ersinne meine Stoffe in meinen sogenannten Ferien, in denen ich also eigentlich die schwerste Arbeit verrichte. Stenographisch notiere ich mir in kurzen Umrissen die erdachten Stoffe und habe sie dann vorläufig aus meiner Gedankenwelt ausgeschaltet. Komme ich dann aus den Ferien nach Hause — auf meinen Reisen sammle ich fleißig neue Eindrücke —, dann nehme ich mir einen so kurz zusammengefaßten Stoff vor und beginne mit der Ausarbeitung. Ich lebe mich dann so intensiv in diesen Stoff hinein, daß ich nichts anderes hören und sehen mag. So arbeite ich — auch stenographisch — das Konzept in aller Ausführlichkeit. Bis dies Konzept fertig ist, bin ich in einer Art Arbeitsfieber, ich lasse mich dann durch nichts stören. Ist das Konzept fertig, dann kommt die Ausarbeitung der einzelnen Szenen. Das ist dann meist ein Vergnügen; da der Stoff ausführlich im Konzept fertig vorliegt, hetzt mich nichts mehr. Und da ist die Arbeit ein Genuß. Ich arbeite jeden Tag vierzehn Stunden, Sonntag und Woche, wenn mich nicht einmal eine Theatervorstellung oder eine gesellige Verpflichtung abhält.

Von Stimmungen bin ich nicht abhängig, wenn ich gesund bin, bin ich auch in Stimmung. Nur dann nicht, wenn meine Kinder krank sind oder wenn ihnen ein Leid widerfahren ist. Dann kann ich nicht arbeiten. Meine Sonntage sammle ich mir für die Ferien auf, denn wenn ich in der Arbeit bin, kann ich den Sonntag nicht aussetzen. Habe ich in meinen Ferien meine Stoffe für das künftige Arbeitsjahr festgelegt, dann kommt der größte Genuß für mich an die Reihe — dann lese ich — lese von früh bis spät, alles, was mir meine Kinder im Laufe des Jahres als besonders gut und wertvoll empfohlen haben. Dann türmen sich die Bücher neben mir auf, auch wissenschaftliche, da ich noch viel zu lernen habe. Ich bin dann für kurze Wochen nur Lesepublikum und freue mich an allem Schönen, was andere Schriftsteller geschaffen haben.

SEELENFORSCHER AM ZÜRICH-SEE

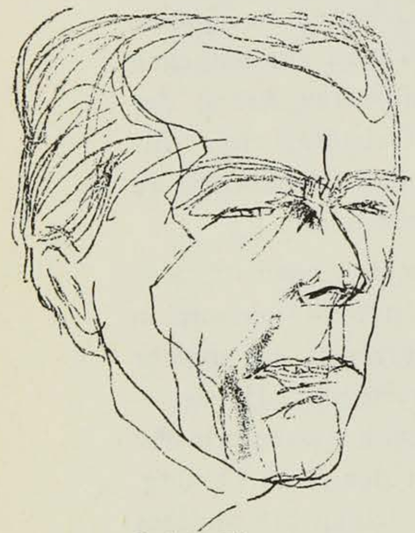
SCHWEIZER PORTRÄTS

Von

RUDOLF GROSSMANN

(Mit eigenen Zeichnungen)

Enge, hohe Luft und eingeschlossenes, in sich geschobenes Taldasein, das sind die landschaftlichen Signaturen der Schweiz. Es sind auch die seelischen Grundelemente des Schweizers von altersher. Selbständiger Mannestrotz und bürgerliche Verbundenheit und unbeugsames Haften am Boden, Gerechtsamen, Herkommen und allem Eigentum haben diese Menschen immer wieder auf sich selbst gerichtet, ihr Wesen nach innen gedrängt, die Gewissen geschärft. Romanisches und Germanisches treffen einander hier in gleicher Landschaft, in gleicher Seelenart. Die besondere Form der politischen wie der religiösen Befreiungsgeschichte, der Kalvinismus wie der Kantönligeist, geistiges Tiefbohren und landsmannschaftlich Stiermäßiges („Stier von Uri") sind des gleichen Ursprungs.



Ludwig Klages

Steht nicht Jean Jacques Rousseau an der Schwelle heutiger Seelenkunde fast schon als ihr, das Wichtigste vorwegnehmender, Verkünder? Sind die Confessions nicht das ewige Beispiel europäischer Selbstanalyse? So ist es fast selbstverständlich, was auf den ersten Blick befremden mag, daß heute die Schweiz ein Vorland der neuen Wissenschaft von der Seele geworden ist, daß sich aus Zähheit, Abgrenzung und Innenschau hier Erkenntnisse herausgerungen haben, die zu tieferen, allgemein gültigeren Erlebnissen führen als die gleichlaufenden, in Auflösung und Verknüpfung, in Gleichnis und Metapher sich erschöpfenden Bestrebungen anderer Schulen.

Für mich Außenstehenden hat Psychoanalyse schon immer einen besonderen Reiz gehabt. Das Wegdenken von allzu gewohnten Denkbahnen, das Auflösen des Begrifflichen in Anschauliches, das Herausdeuten einfachster, greifbarer Symbolik, die nicht in Fernekstasen, sondern im eigenen Körper verankerte Freude und das Behagen dieser gänzlich unvoreingenommenen Seelenwühler hatte es mir angetan. Die tausende von analytischen Fällen, die in der einschlägigen Literatur vorkommen, gehen immer schön auf und runden sich einfach, wie kompliziert und verknotet sie auch immer zuerst erscheinen. Es ist schließlich so, wie wenn ein Kind das vielfach eingewickelte geschenkte Spielzeug oder Naschwerk langsam auspackt und endlich beim Anblick der aus dem Hüllenberg herauskommenden Wunschmaus vor Freude strahlt.

An den fünf hauptsächlichsten Forschern und Einfahrern in diese erst durch sie erhellte Tiefen (jeder von ihnen eigenwuchtig streng auf sich gestellt, einer davon kein Geburtsschweizer, aber wie durch die magische Gewalt verwandter

Seelenluft herübergezogen), an fünf Seelenkündern, Anwohnern des Zürich-Sees, wollen wir auf einige Wesenszüge dieser echt schweizerischen Wissenschaft hinweisen.

Ludwig Klages:

Der doch so naturwüchsig, so eingeboren in seinen Adlerhorst am Kilchberg paßt, von wo er seit Jahren ausschaut, der die deutsche Seele aufrüttelt, befruchtet und befremdet, Klages, dessen Lehre von den Ausdrucksbewegungen, von den Erscheinungsformen des Seelenlebens die Grundlage heutiger Charakterkunde geworden ist, der über dieses Gewebe hinaus und tief durch es hindurch zu den letzten Lebenstatsachen selber dringen will, dessen Scheidung von „Seele und Geist" die Menschengeschichte in einen lebensschwangeren und lebenzerlösenden Dualismus aufteilt, ist noch am Beginn seiner Flugbahn. Sturm und Firne, kalt kristallisches Leuchten und rasender Wirbel formen das Bild dieses nordländischen Schweizers, und wer weiß, welche Blitze noch vom Höhenhaus ausgehen.

Pfister:

Ich steige ein paar steile Stufen zu dem kleinen Hügel hinauf, auf dem in Zürich die „Uni" steht, wie die Züricher ihre Hochschule nennen. In einem kleinen Häuschen rechter Hand von der Treppe wohnt Pfister. Von Beruf ist er protestantischer Pfarrer. Zwischen überall verstreuten Akten und Schriften fegt er tastend, suchend, gestikulierend, zensierend wie ein abenteuerlicher Schulmeister hin und her. Ein philologischer Deuter von erzieherischer Absicht. Ein typischer Eidgenosse nach Antlitz und Haltung. Keine Spur von der verstehenden Milde, von der Salbung des Berufsgeistlichen. Ausgesprochene Diabolik.



Pfister

Hörnchen aller Orten möchte ich ihm anzeichnen. Die Seele nimmt er nicht mehr kirchlich-metaphysisch, sondern sehr diesseitig und bodenständig. Er hat sich mit den modernen Geistesströmungen sehr befaßt, steht mitten und stramm im heutigen Lebensproblem.

Einen Buchdeckel, den ihm ein befreundeter Expressionist zu seinem Buch gemacht hat, deutet er mir analytisch. Man sieht darauf nichts als ein Gewirr von Farbflecken und Strichgezack, mit Angst und Absicht um Gottes willen jedes Gegenständliche vermeidend. Dreht man den Deckel anders herum — er hielt ihn mir so hin — und sieht man näher zu, dann sind dem Künstler ungewollt und unbewußt trotzdem greifbare Gesichte wie ein Koboldspuk hineingeraten. Das Todessymbol als Sensenmann, eine rettende Kirche mit drohendem Spitzturm, unheimliches Gevögel, kurz vielfaltige Angstverdrängungen werden aus dem abstrakten Linien- und Farbenrhythmus heraus sichtbar, Tücke des Objekts! Gerade weil man während der sog. expressionistischen Epoche von ihm los wollte, hielt er einen erst recht in den Klauen. Bis ins Einzelne erkennt er das alles, deutet es, findet unheimliche Zusammenhänge zwischen Leben und Motiv und linearer Abstraktion.

Belehrt und beklemmt zugleich verlasse ich den Diaboliker.

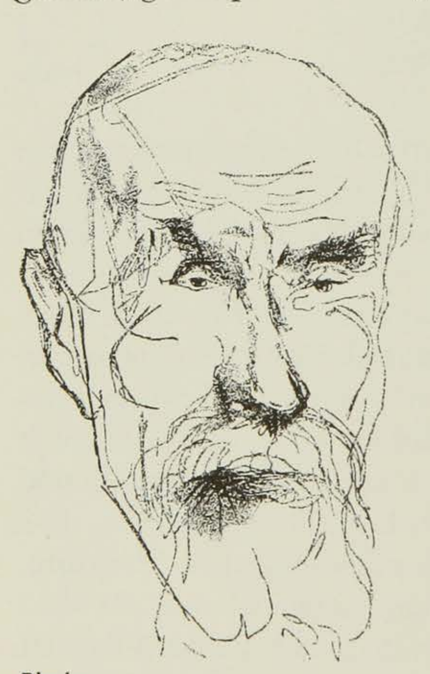
Jung:

Er wohnt in einer schönen Villa an der Seestraße, eine halbe Stunde von Küßnacht, in behäbig schweizerischem Wohlstand. Sind doch auch seine Patienten vorwiegend Amerikaner. Wohlgeordnet abgezirkelt ist ein ganzes Tagwerk wie nach der Uhr. Wieder wie bei Pfister erstaune ich über Maske und Außenbild. Wo verbirgt sich hinter diesen breiten gebrauchstüchtigen Kinnladen, hinter dieser schweizerischen Gedrungenheit und sporthaften Derbe, hinter diesem Gesicht eines helvetischen braven Beamten die Geistesschärfe und ahnungsschwangere angeborene Tiefe des Mystikers? Wie vereint sich Innen und Außen des berühmten „Typen-Jung"?

Im Zeichnen gerät mir die Stirne immer wieder zu kurz, die Kiefer dominieren, führen irr. Mit psychiatrischer Aalglätte — er arbeitete lange zusammen mit Bleuler an der Züricher Irrenanstalt — spielt er über Denk- und Gefühlsinhalte hinweg, mit Augurenlächeln. Wenn er behandelt, wertet er in jedem Moment aus den Augen des Patienten die Bedeutung des durch Geistessonde zutage geförderten Materials und läßt sich vom Patienten weiterführen. Einmal verlor er den Kontakt mit einer Kranken, kam plötzlich nicht weiter, er hatte die Patientin geistig zu nieder eingeschätzt. Nachts korrigiert ihn sein eigenes Unterbewußtes. Er träumt, er sehe sie auf einem Berg, und mußte von unten aufblicken zu ihr. Tags darauf ging die Behandlung gut weiter.

Bleuler:

Spät abends empfängt er mich in der Anstalt. Burghölzli liegt in einem schönen Park, der Ruhe atmet und Sammlung. In dem Irrenhaus sind alle Lichter kleingedreht, gedämpftes Schweigen, hinter dem sich Grauen versteckt wie in einem Raubtierhaus, wo hinter den Gittern eingefangene Wildheit schlummert. Da tritt er ein, der Lenker so vieler trauriger Geschicke, nicht Bändiger, sondern Begütiger, Zusprecher, Freund der Unglücklichen, weiser Deuter ihres Wehs. Bleuler ist klein, ein milder Weißbart, der das Haupt leicht zurückbiegt. Durchbrechende, scharfe Augen stechen hervor.



Bleuler

Durch das Halbdunkel unendlicher Korridore folge ich ihm in sein Arbeitszimmer. Sein Schritt schleift wie nach schwerer Tagesarbeit. Ein lebhaftes Gespräch entspinnt sich, während er mir sitzt. Bleuler ist eine der feinsten Antennen für alle psychischen Wellen um ihn, ein Zeitfühler ersten Ranges. Alle Phänomene werden angerührt, von Schermann und Aub geht's zu Schrenck und Willy, seinem berühmten Medium. Bleuler hat Sitzungen beigewohnt, ist von der Echtheit der Ergebnisse durchdrungen. Auch die Irrtümer, Fehlerscheinungen und Nieten sind wichtig, weisen auf die hier waltenden Gesetze.

Inzwischen hat es angefangen zu regnen. Unbedeckten Hauptes geleitet mich Bleuler zurück durch den dunklen Garten. Nie habe ich einen Menschen getroffen, der so viel Ehrfurcht vor allem Seienden besessen hätte, auch wo es krankhaft ist oder abgemindert. Alles muß sich selbst wieder herstellen, das ist sein Grundsatz.

Max Pulver:

Der Zauberer der Graphologie ist ein richtiger Berner Magus, hat auch etwas Altdeutsches in Form und Gestalt, holzgeschnitzt, mit gut abgetönter Fassung. Kopf und Züge von spätgotischem Engeltyp, in etwas altbäuerlicher Handwerklichkeit geschnitten. Um den Mund grausam verzerrte Linie, der Engel ist aus der blauen Sicherheit seines Kinderhimmels herabgestürzt, ist beim Fahren durch den Weltenraum eingefroren, kristallisiert, beardsleyhaft vereinfacht, fühlt sich nun fremd und erhaben, hat Mühe, sich zu bewahren, lehnt ab und erkennt und . . . erkennt. Dem Kopf ist es unbehaglich auf diesem stämmigen Erdenleib, er fährt immer zur Seite, als wolle er sich durch raschen Messerschnitt davon befreien.



Max Pulver

*

Mögen sich diese Seelenkünder auch noch so deutlich, ja hochmütig voneinander abgrenzen, gemeinsam ist diesen Erforschern der seelischen Hinterwelt und ihres Aufbaues die Verehrung alles echt Triebhaften, als des Urdaseienden, Urgegebenen. Die abgeleiteten Lebenserscheinungen werden entweder auf die wenigen Grundtriebe zurückgeführt oder, wie von Klages, als feindliche Eindringlinge diesen entgegengesetzt und bekämpft. Vereinfachung und Harmonisierung der Grunderlebnisse, Aufhebung der Stauungen, strömendes ungehemmtes Waltenlassen von Drang und Strebung, das ist das Ziel.

Wäre ich bösartig, so schaltete ich ein: der etwa bajuwarische, primitive Hausknecht, der im Sonntagsbehagen mit frisch gewaschener Hemdärmeligkeit den Maßkrug zwischen den Knien und eine vielleicht überstandesgemäße Zigarre in der breiten Lippe preßt und erfolgsgewiß ans schwellende Hügelland der Hausmagd tastet, ist er nicht für die kurze Dauer von ein paar brütenden Sommerstunden restlose Erfüllung, gewissermaßen Idealbild dieses Lebensmittags? Aber vielleicht sehe ich nicht tief genug. Gewiß ist eines: Bei welchen dieser Analytiker ich auch war, Ergebnis aller Darlegungen, Eindrücke, Theorien, bedeutenden Ab- und Einsichten war immer eine deutliche, fast körperlich penible Verschrumpfung meines Eigen-Ichs; so daß ich eine Zeitlang, wie mit einem Säuferleberweh behaftet, keinen Tropfen Geist mehr vertrug, zwischen Trieb und Verdrängung harmvoll zappelte und mich als echtes Symbol empfand — als gerade noch knapp artikulierendes Beispiel der galoppierenden Entichung, von der, nach der Persönlichkeitshypertrophie der klassizistischen und impressionistischen Generation, Europa, wie es scheint, unheilbar befallen ist.

ASCONA, LAUSANNE, WINTERTHUR

Von

ALFRED FLECHTHEIM

Wer allein reist, ist des Teufels.
Mohammed.

August 1928 die Masurischen Seen, Reise in die Einsamkeit. August 1929 der Genfer See, der Langensee, am Vierwaldstätter See vorbei zum Zürichsee, die Reise in die Vielsamkeit.

Genf: Die Stadt des Völkerbundes, Hodlers, des Denkmals eines Herzogs von Braunschweig, der Conrad Witz [1]) und Corots. *Rolle* mit dem Château du Rosey, in welchem ich vor 35 Jahren die Schulbank drückte, auf die ich mich jetzt wieder setzte. „Ich träum' als Kind mich zurücke und schüttle mein gebräuntes Haupt." — *Lausanne*, die Stadt der Jugend. Was vor dem Krieg Pellerin mit seinen hundert Cézannes für uns war, die wir begriffen hatten, was die lebende Kunst bedeutet und die Kunst überhaupt, ein Wallfahrtsort, das ist heute Reber, der in Lausanne ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes Schlößchen, das Hôtel Béthusy, gefunden hat und seine Sammlungen aus Lugano hierher brachte, seine Cézannes — sie hingen damals noch im Wuppertal — über die André Salmon im „L'Homme libre" im Juli 1914 — als Georges Clemenceau Chefredakteur war — unter dem Titel „La Captivité de Cézanne" berichtet hatte: den jungen Philosophen, den Jungen mit der roten Weste[2]), einige Landschaften und Stilleben und den Liebeskampf, seine Picassos — „die entscheidende Sammlung für die Erkenntnis des heutigen Picasso", sagt Dr. Schürer in seiner Monographie —, seine Braques und Légers und Gris, sumerische, ägyptische, mittelalterliche Skulpturen und solche aus Kreta und China. Von den Cézannes, die in Barmen hingen, fehlen einige. Reber hat sie getauscht gegen die Kunst der Lebenden und sein Vertrauen zur lebenden Kunst bewiesen. — *Vevey:* Mit dem modernsten Strandbad der Schweiz, das der in Saarbrücken lebende Zürcher Architekt Zollinger schuf, mit zwei furchtbaren Denkmälern von Courbet, der „Liberté" und der „Helvetia", die auf dem Brunnen bei der Kirche von La Tour aufgestellt sind, Zeichen der Dankbarkeit Courbets für die Gastfreundschaft, die er am Genfer See während seiner Verbannung genoß. Hier schuf er auch seine „falschen" Bilder. — Montreux, Chillon, das Rhônetal, *Leysin:* ein Zauberberg, auf dem, angesichts der Dent du Midi, René Crevel auf Heilung hofft und über Renée Sintenis schreibt — so wie er über zwei andere deutsche Künstler, Paul Klee und Max Ernst, geschrieben hat, sie besser be-

---

[1]) Vergl. Dr. Hans Wendland: Konrad Witz (Benno Schwabe Verlag, Basel)

[2]) Als dieses Bild in der Nemes-Sammlung 1912 in Düsseldorf ausgestellt war, besahen es sich Eduard v. Gebhardt und Max Liebermann; dieser voller Begeisterung; jener aber in seinem rheinischen Baltisch: „Aber der Arm ist doch viel zu lang!" Darauf Liebermann in seinem schönsten Berlinisch: „Wissen Se, wissen Se, der Arm ist so jut jemalt, der kann jarnich lang jenug sein!" Bode nannte Cézanne französischen Kunsthändler-Schwindel und weigerte sich, sich die Cassirersche Cézanne-Ausstellung anzusehen, da er Horror vor unreifem Obst habe. — Friedländer, Bodes Nachfolger, schreibt in seinem vorzüglichen Buche „Echt und Unecht" (Verlag Bruno Cassirer, 1929): „Picasso zeigt für mein Auge die Merkmale der Manier in Reinkultur und begeistert mich nicht in dem Grade, daß ich zu dem Versuch ansetzte, die Merkmale umzudeuten, oder gar um seinetwillen die Kunstlehre zu ändern!"



August Freiherr v. d. Heydt mit seinen Söhnen
August und Eduard

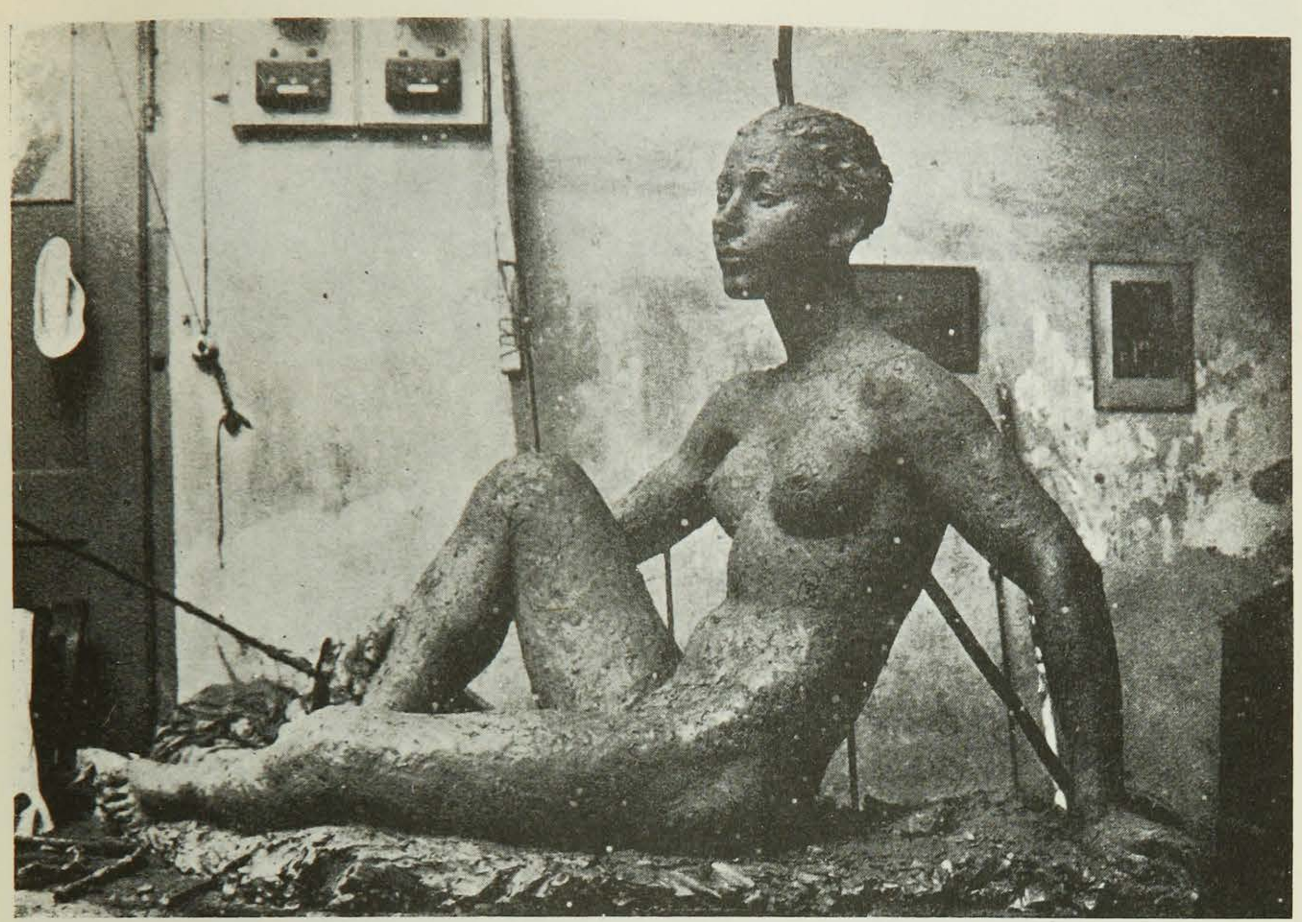
Die „Insel der Seligen" bei Ascona

Sammlung Hahnloser, Winterthur

Pierre Bonnard, Promenade am Meer

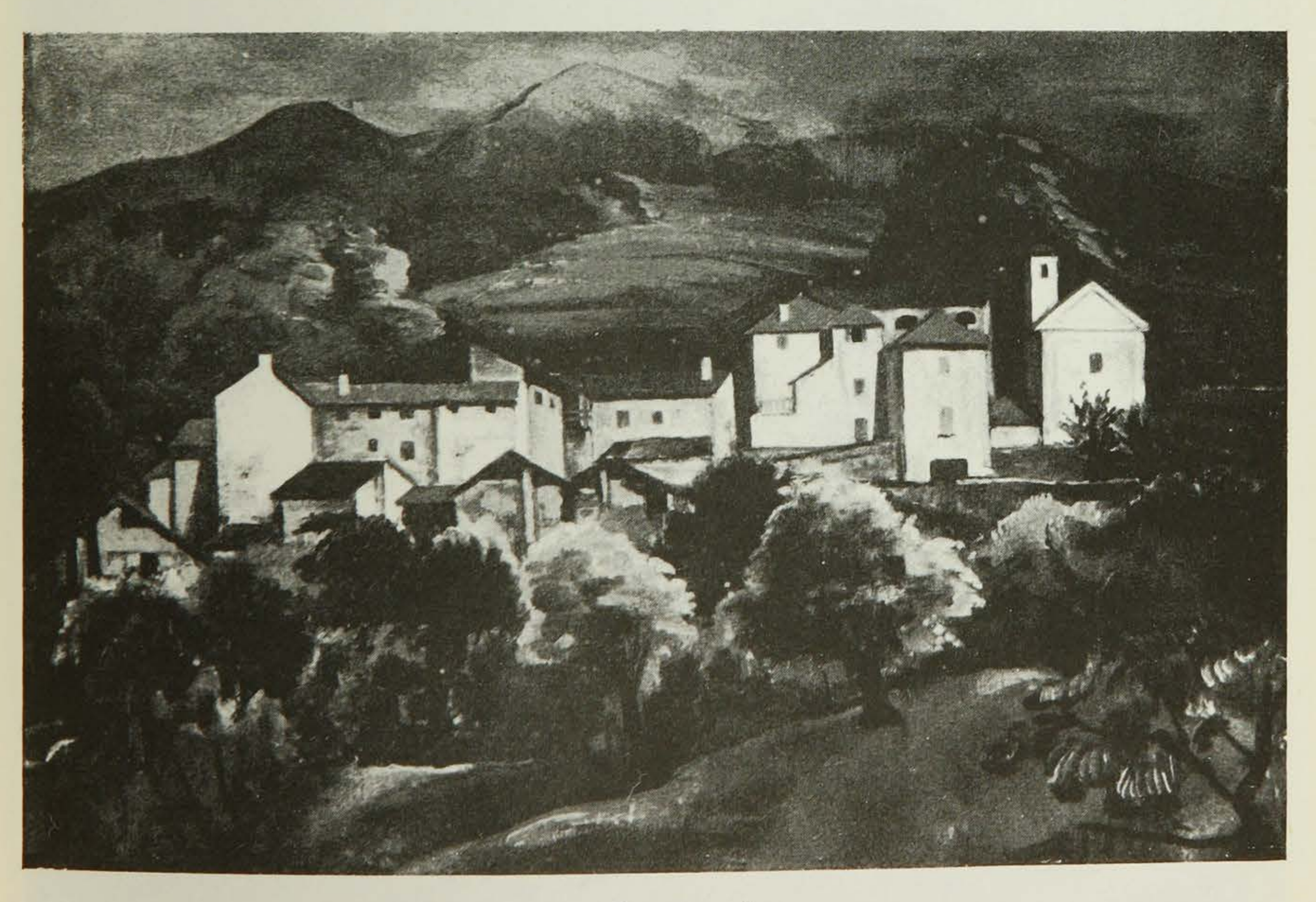


Die Maler Carl Hofer und Werner Heuser am Lido von Ascona

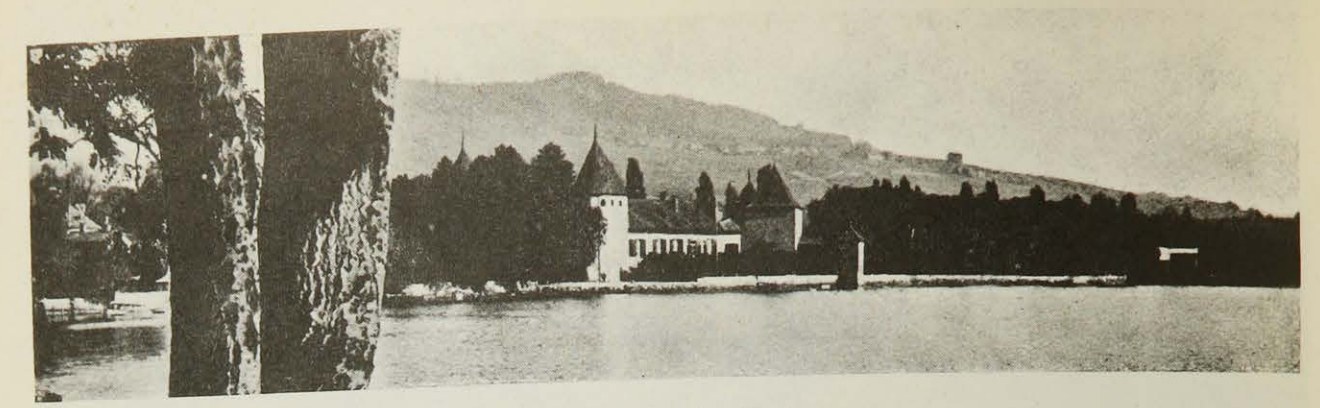


Für Oskar Reinhart, Winterthur

Hermann Haller, Gartenfigur



Carl Hofer, Caratietta



Rolle (Genfer See)

Photo A. Kern, Lausanne

Das neue Strandbad in Vevey (Architekt Otto Zollinger)

greifend als mancher Deutsche. Der Simplon, ein bißchen Italien, Locarno mit seinem Geist und *Ascona.* Über das Paradies Ascona ist schon soviel geschrieben worden, daß es sich erübrigt, Käse in die Schweiz zu tragen[1]). Was da alles kreucht und fleucht, oben auf dem Monte Verità, auf dem einmal Gustav Nagel residiert hat, unten im Café Verbano und im Café Centrale, dem Dôme und der Rotonde von Ascona, auf dem Lido und in den Villen am Ufer des Sees und in den Bergen — man lese die Fremdenzeitung für Locarno und den Langensee; ich nenne nur die drei Matadoren: den Baron v. d. Heydt, der in seinem schönen (vor 25 Jahren für den Belgier Henry van Oedekoven erbauten) Haus seine Götter und Göttinnen aus China, Indien und Afrika aufgestellt hat[2]), Dr. Max Emden, den Neptun des Lago Maggiore, der aus den Brissago-Inseln die Inseln der Seligen gemacht hat, Charlotte Bara, die gotische Tänzerin, und Marianne v. Werewkin, die von Epheben begleitet, durch die engen Straßen von Ascona, den Lido, über die Piazza und durch die Tanzlokale schreitet. *Nordwärts:* der Gotthard, Luzern, Rapperswyl am Zürichsee, das gerade seinen 700. Geburtstag feierte (die Stadt hat ihre Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer verte vieillesse freuen), Erlenbach, wo inmitten lieblicher Weinberge Corays Landhaus angefüllt ist mit den herrlichsten und seltensten Negerskulpturen, *Zürich* und endlich *Winterthur.* Diese Stadt hat 50 000 Einwohner, genau soviel Menschen waren neulich im Berliner Poststadion zum Boxkampf um die Europameisterschaft versammelt. In Deutschland gibt es kaum so kleine Städte, die eine so große Rolle in der Weltwirtschaft, in der Musik und der bildenden Kunst spielen. Das Winterthurer Museum enthält außer Werken Schweizer Maler Meisterwerke des französischen 19. und 20. Jahrhunderts und einen Hofer-Saal mit einer Reihe der schönsten Bilder dieses deutschen Malers; man könnte es das Hofer-Museum nennen. Und dann die Privatsammler. Da sind die Hahnlosers, die außer Bildern von Cézanne, Renoir und van Gogh in der Hauptsache Werke gesammelt haben von Künstlern, mit denen sie durch Freundschaft verbunden sind, von Maillol und Bonnard vor allem, Vuillard, Valloton und ihrem Kreise. Oben an den Tannenwäldern hausen die Reinharts. Der eine, der Musikfreund, hat in seinem Rosengarten die Venus von Renoir aufgestellt und Hallers abessinischen Jungen (von dem ein anderer Abguß im Belvederegarten in Wien steht), und für die Mauern seiner Garage hat Kogan überlebensgroße Reliefs geschaffen. Der andere, Oskar Reinhart, ist einer der kultiviertesten Sammler der Erde. Er besitzt alte und neue Kunst und hat Cranach, Greco, Chardin und andere helle einwandfreie Bilder alter Meister, bei denen Expertisen nicht vonnöten sind, vereinigt mit den besten Werken des französischen 19. Jahrhunderts und lebender Kunst, von Haller und Hofer besonders, mit welchen Künstlern ihn enge Freundschaft verbindet.

Lausanne, Ascona, Zürich, Winterthur, eine Schweiz, die nicht im Baedeker steht und dieser Schweiz mit ihrem ewigen Schnee, ihren blauen Seen, ihrer ganzen Großartigkeit nicht nachsteht.[3])

---

[1]) Siehe Querschnitt 1927, Heft 11, und 1928, Heft 10.

[2]) Vergl. Otto Fischer: Die Sammlung v. d. Heydt in Ascona (Pantheon 1929).

[3]) Vergl. L'Art Français dans les Collections privées en Suisse (Oskar und Georg Reinhart, Brown-Boveri, Staub, Emil und Artur Hahnloser, Schmid und Bühler). L'amour de l'Art 1926.



Lo Beyer

LEBENSLUST IN ZÜRICH

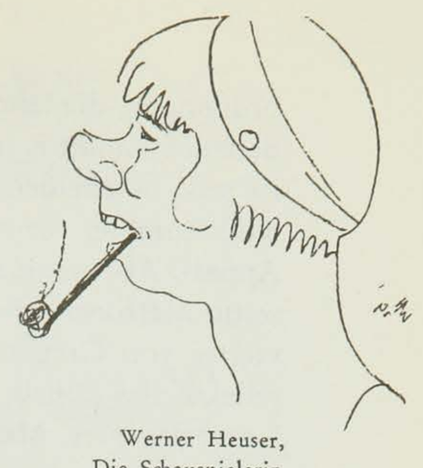
Von

BICHE

Zürich hat eine ganze Anzahl von Bars und Dancings, die aber darunter leiden, daß um 11 Uhr alle Musik von Polizei wegen verstummt und um 12 sämtliche Lokale geschlossen sein müssen. In Zürich wird eben viel und ernsthaft gearbeitet, die Lebenslust soll nicht in den Himmel wachsen, sie ist überhaupt hierorts etwas suspekt, und so wird die Einwohnerschaft gegen Mitternacht schlafen gelegt.

Viel mehr auf Ertüchtigung als auf Vergnügungssucht ist auch das großangelegte Strandbad gerichtet. Kein Thé Dansant, keine Cocktails, keine Blumenparterre, keine Jazzbands, wie in den entsprechenden Etablissements zu Luzern, Montreux usw., die den Fremden zur Verlustierung dienen. Das Strandbad Zürich gehört den Zürchern und ist in ihrem Sinn und Geist organisiert: weite, sonnige Grasflächen, ohne Bäume oder Sträucher, denn da gibt es nichts zu verstecken, schöne offene Turnplätze, ein geradliniges, honettes Ufer, und ein alkoholfreies Restaurant mit guter Milch, großen Obstkuchen und einem weiblichen Personal, das sich weniger durch kriecherische Freundlichkeit als durch solide, innere Werte auszeichnet. Das Strandbad existiert seit mehreren Jahren und wurde lange Zeit nur von den minder guten Schichten frequentiert. Die gute Gesellschaft verhielt sich abwartend, wenn nicht ablehnend. Dann aber tat sich eines Tages das, was sich am 4. August 1789 in Paris getan hat, nur à rebours, und seit diesem Augenblick gehört das Publikum vorwiegend den besseren Ständen an. Sie sehen ein,

daß sie sich lange Zeit um einen wirklichen Genuß gebracht haben. So blüht und gedeiht in Zürich alles zum besten, und der Wohlstand ist größer und evidenter als anderswo. Ich habe es schon gesagt: es wird viel und tüchtig gearbeitet. Jeder nimmt sein Tun sehr ernst und seinen Nächsten wie sich selbst. Darin unterscheidet sich Zürich von *Bern.* Zwischen Zürich und Bern liegt überhaupt eine Welt. Bern ist westlich, Bern ist „welsch", Bern hat eine verlotterte Aristokratie (das weiß Zürich nicht einmal, denn man kennt einander kaum), eine Aristokratie, die sich und den andern nicht ernst nimmt, die keine Eignung hat zum Arbeiten und Geldverdienen, deren Vorfahren fast ausnahmslos in Versailles erzogen wurden und dort nichts, gar nichts gelernt haben, was sich heute verwenden ließe. Das rächt sich nun ausgiebig an den Nachkommen. Ihre Stadthäuser und Landsitze gehen, eines nach dem andern, in die Hände des coming man über, was sie aber nicht aus ihrer gänzlich unangebrachten Anmut und spöttischen Gelassenheit aufzurütteln vermag. Denn in Bern hat man Zeit, in Bern ist noch viel Leichtfertigkeit und Grazie — aber davon soll hier nicht die Rede sein, sondern von *Zürich* und seiner viel solideren Gesellschaft, dem guten Bürgertum, das sich aus dem Zunftregime entwickelt hat. Die Zahl der ansehnlichen und großen Vermögen ist Legion. Diese Vermögen sind in vielen Familien durch Generationen stetig gewachsen, ohne erhebliche Krisen und Erschütterungen; die Vorfahren haben gearbeitet und gespart, die Väter arbeiten, die Söhne arbeiten — zum Teil noch. Sollten sich die Dekadenzanzeichen geltend machen? Ich glaube: doch nicht. Auch diese whiskytrinkende, jachtende, tanzende, tennisspielende, heiratsfeindliche Generation wird eines Tages, wenn auch in vorgerückterem Alter als die frühere, Einkehr halten und ihren Platz in den Fabrikkontoren, an der Börse, in den Anwaltsbüros und den Aufsichtsräten einnehmen, denn es ist ein gesunder Schlag.


Werner Heuser, Die Schauspielerin Ursula v. Wiese

Freilich gibt es auch in Zürich ein paar alte Familien, die sich nicht recht in den herrschenden Wirtschaftsrhythmus einzufügen vermögen. Sie leben in alten Häusern, die die Familie dreihundert Jahre bewohnt hat, leben in Frömmigkeit und puritanischer Einfachheit, leise und unauffällig. Es muß sehr gespart werden, denn es sind viele Kinder da. Sie sprechen über abseitige Dinge, über Zwingli und Rengger; sie zeigen dem Besucher, wenn einer da ist, der nicht zur Familie gehört, eine Ecke, wo Gottfried Keller oder Conrad Ferdinand Meyer einmal in der Woche ihren Kaffee getrunken haben, bei den Großeltern oder den Urgroßeltern. Das Biedermeierkanapee ist dasselbe, es hat ja auch vorher schon unverändert dort gestanden. Die Söhne studieren Theologie, die Mädchen lernen Haushalten und haben lange, dicke Zöpfe. Alles fügt sich restlos den elterlichen An-


Werner Heuser, Marianne v. Werewkin

ordnungen, die leise und ohne Autoritätsaufwand vorgebracht werden. Jahrhundert des Kindes? Jahrhundert der Auflehnung? Wozu? Die Herrin des Hauses ist sehr bescheiden, fast ärmlich gekleidet. Derbe Schuhe und schwarze Baumwollstrümpfe. Sie spricht sachlich über Gegenständliches. Sie hat keinen Sex-Appeal. Aber einmal lächelt sie, und hinter der verfetteten Rundlichkeit des vorzeitig Matronenhaften lächelt eine der frischen, hübschen Herzliebsten des Landvogtes von Greifensee. Hier ist gut sein. Zürich hat auch ein geistiges, ein intellektuelles Milieu, wie alle kleinen und mittleren Städte. Es hat bemerkenswerte Leute darunter. Männer. Denn Frauen haben keinen Zutritt.

Quo ad Frauen: Ich lese in einer „Geschichte der Aufklärung in Zürich" folgende Stelle: „Dem Deutschen Meiners fiel es direkt auf, wie wenig namentlich die Frauen an französischen Sitten aufnahmen, und daß er in Gesellschaft nie französisch sprechen hörte. Die Frauenkleidung, dieser getreue Exponent der sittlichen Verfassung, blieb einfach. Die Weiblichkeit wurde überhaupt sehr kurz gehalten und spielte sozusagen gar keine Rolle." Dies war im 18. Jahrhundert. Heute trifft es nur noch teilweise zu. Im öffentlichen Leben Zürichs spielen die Frauen eine wesentliche Rolle, nämlich in Gestalt des Frauenvereins. *Er* hat, wenn ich richtig informiert bin, die frühe Polizeistunde durchgesetzt; auf einen Wink seiner Hand sanken die hohen Barstühle, die zu Exhibitionszwecken für Seidenstrümpfe mißbraucht worden waren, vor Scham in die Erde und wurden nicht mehr gesehen, *er* führt den Kampf gegen den Alkoholismus in den unbemittelten Schichten durch, indem er in zahlreichen Gaststätten dem kleinen Manne eine unaufreizende Kost vorsetzt, *er* fordert in flammenden Protesten auf zur Frontmachung gegen kurze Röcke, kurze Haare, Schminke und andere Attribute der Liederlichkeit. Er läßt sich durch zahlreiche Mißerfolge und vielfachen Mangel an Verständnis nicht entmutigen. Sein Glauben an den guten Kern in der zürcherischen Weiblichkeit ist mit Recht unerschütterlich.

Habe ich vorhin behauptet, Lebenslust sei in Zürich ein wenig anrüchig? Da muß ich doch eine Ausnahme machen. Einmal im Jahr schlägt hier die Lebensfreude muntere Wellen: am Sechseläuten. Das ist ein Frühlingsfest, bei dem schlechthin jeder mitmacht. Da ziehen die Zünfte zu Fuß und hoch zu Pferd in prächtigen Gewändern durch die Stadt bis an den Platz am See, wo heidnischerweise der Winter in Gestalt eines Schneemannes auf hohem Reisighaufen verbrannt wird, und um die lodernden Flammen galoppieren im Kreis die Reiter, mit nickenden Federn, flatterndem Burnus und wehenden Schärpen. In der Nacht aber suchen die Zünfte einander in ihren Zunfthäusern auf, jeder einzelne trägt eine kleine Laterne, und der Outsider verfällt in stummes Entzücken, wenn er diese leuchtenden Züge durch die dunklen Gassen sich winden sieht, und über die alten und neuen Brücken, wo das schwarze Wasser der Limmat die Lichter bunt und glitzernd zurückwirft. Auf den Zünften werden Reden gehalten, und da wird überdies viel und gut getrunken. Outsider aber sind einmal sämtliche Frauen (denn das Sechseläuten ist ein Männerfest) und außerdem alle männlichen Wesen, so keiner Zunft angehören. Sie trösten sich in diesen Stunden der capitis deminutio auf den Bällen der Restaurants und Cafés, die an diesem großen Tag bis zum Morgen offenbleiben.

HOTELLO UND ISBEN

AMERIKANISCHE ERFAHRUNGEN

Von

OSSIP DYMOW

Ein sehr begabter Schauspieler von großem Ruf, Inhaber eines eigenen Theaters, zugleich befähigter Regisseur, der einige hundert Stücke gespielt und inszeniert hat, schrieb mir neulich aus Amerika: „Ich träume davon, endlich ‚Hotello' zu spielen."

Er ist fest davon überzeugt, daß der Name des unglücklichen Shakespeare-Helden so und nicht anders geschrieben und ausgesprochen wird. Vielleicht verbindet sich bei ihm die Gestalt des berühmten Mohren mit der Vorstellung von einem Hotel, oder er glaubt ihn irgendwie mit Hamlet verwandt, dessen Name ja ebenfalls mit einem H anfängt.



Schäfer-Ast

Wenn ich von diesem „Hotello" in den Theaterkreisen Amerikas erzählen würde, sei es in den Büros der Direktoren, der Entrepreneure und selbst der Regisseure, sei es hinter den Kulissen und in den Klubs, so würde ein großer Teil meiner Zuhörer nicht einmal lächeln. Denn es gibt genug „Hotellos" unter ihnen. Alla Nasimowa, eine bekannte russisch-amerikanische Schauspielerin, trat vor einigen Jahren am Broadway in New York als Nora und Hedda Gabler auf. Wie zu erwarten war, hatte sie wenig Erfolg. Das Publikum besuchte die Aufführungen nicht, da es sich vor der „Schwerverständlichkeit" und dem „Ernst" (high brow) Ibsens scheute. Den Bedingungen des Vertrags gemäß mußte sie jedoch die Hälfte ihres Gewinns dem Besitzer, zugleich Direktor des Theaters, abführen. Dieser ist ein in Amerika außerordentlich bekannter und populärer Theatermann, der gegen vierzig eigene Bühnen sein eigen nennt. Sein Anteil fiel diesmal also recht mager aus; er war unzufrieden und sagte abends, hinter den Kulissen, ärgerlich zur Nasimowa: „Warum geben Sie sich überhaupt mit diesem *Isben* ab? Wer ist denn das? Wer hat jemals von diesem Autor gehört? Kein Mensch kennt Ihren Isben!"

Er hatte recht. Niemand kennt diesen Autor. Von jenem anderen aber, von Ibsen, hat er wiederum, in den zwanzig Jahren seiner Tätigkeit, anscheinend ebensowenig vernommen.

Ist Ibsen unbekannt, so hat man dafür gewisse, mehr oder weniger bestimmte Vorstellungen von Gutzkow. Unter den Theaterleitern Amerikas ist die Überzeugung verbreitet, daß dieser Dichter erstens lebt, zweitens sich in New York aufhält, drittens schlechte Stücke schreibt. Nach der Aufführung von „Uriel Acosta“ entdeckte der Direktor, daß die Kasseneinnahmen bedeutend niedriger ausgefallen waren, als er erwartet hatte. Er war so enttäuscht, daß er den Portier rufen ließ und ihm kategorisch erklärte: „Wenn der Autor dieses blöden Stückes ins Theater kommen sollte, so darf er auf keinen Fall hereingelassen werden!...“

Aber der Autor kam nicht, und der Direktor nahm mit Befriedigung zur Kenntnis, daß er wenigstens noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe hatte.

Shakespeare ist beliebter. Von Zeit zu Zeit wird er bald in der einen, bald in der anderen Stadt nach Schluß der Vorstellung hervorgerufen. Aber, wenn Gutzkow Ehrgefühl besitzt, so zeichnet sich Shakespeare durch Bescheidenheit aus, denn auch er erscheint niemals vor dem Vorhang.

Manchmal bekommen die Direktoren, noch häufiger aber die Dramatiker, Anfälle einer eigenartigen Vergeßlichkeit in bezug auf die Namen der lebenden europäischen Autoren. So wird als Verfasser des Stückes „Zaza“ unweigerlich Belasco genannt. Belasco ist ein bekannter Theaterdirektor und Regisseur, Schwiegervater von Maurice Gest. Solcher „Zazas“ besitzt er eine ganze Menge, und er inszeniert sie selbst.

Molnars „Märchen vom Wolf“ war mit dem Namen „Leo Dietrichstein“ (dem Autor der Komödie „Der große Bariton“) signiert. Im übrigen wurde der Titel in „Phantastische Nebenbuhler“ geändert. Und unter einem meiner eigenen Stücke habe ich eines Tages voll Erstaunen die Unterschrift „Guy Bolton“ erblickt.

Ein Theaterdirektor sagte einst zu einem Dichter, dessen Werke er aufführte: „Mein Lieber! Warum schreiben Sie mir nicht ein einfaches Drama aus dem Familienleben?“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, aus dem Milieu des amerikanischen Mittelstandes. Schildern Sie eine gewöhnliche amerikanische Familie, aber so, daß es alle interessiert und die Massen anlockt.“

„Ich verstehe nicht recht. Wie soll das sein?“

„Familienleben!“ wiederholte jener mit Nachdruck. „Das ist es, was das Publikum braucht! Die Tochter — eine Prostituierte. Der Sohn — ein Dieb. Der Vater — Bankier. Die Mutter — Kokainistin...“

Ein anderer Theaterleiter sah einmal eine Komödie, in der der Regisseur den Einfall hatte, eine Anzahl Schauspieler in die Logen des Zuschauerraums zu setzen. Von dort aus nahmen sie an den Dialogen ihrer Kollegen auf der Bühne teil. Das Stück hatte Erfolg, und der besagte Direktor pflegte sich darüber zu äußern: „Ich war stets ein überzeugter Realist. Wenn aber auch der Symbolismus Geld einbringt, so erkläre ich mich für geschlagen!“

„Wie lange haben Sie an Ihrem Stück geschrieben?“ fragte mich wieder einer, in dessen Theater meine Komödie schon mehrere Wochen hintereinander gegeben wurde.

„Fünf Wochen“, antwortete ich.



Steffie Kohl

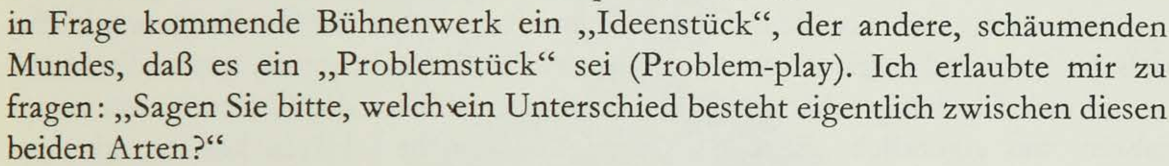
„Mein Gott!“ rief er aus, erstaunt und bekümmert zugleich. „Sie geht nun schon die zehnte Woche bei mir, und Sie holen sich jeden Sonnabend den Scheck ab. Ist das gerecht?“

Ich hörte einmal, wie ein Direktor dem Autor, dessen Stück er angenommen hatte, unaufhörlich zusetzte: „Zu wenig Rollen! Warum haben Sie nicht mehr Rollen geschrieben?“

„Wozu? Es ist doch sehr gut so!“

„Schreiben Sie mir mindestens noch zwei schöne Rollen hinein. Ich habe zwei gute Schauspieler für die ganze Saison engagiert und zahle ihnen hohe Gagen. Sie können doch nicht unbeschäftigt auf meine Kosten spazierengehen! Stecken Sie jedem eine Rolle zu! (Shift them a part).“

Ein andermal war ich Zeuge eines gewichtigen Disputs zwischen zwei sehr ausschlaggebenden, betagten Theaterunternehmern. Der eine behauptete, daß das



in Frage kommende Bühnenwerk ein „Ideenstück“, der andere, schäumenden Mundes, daß es ein „Problemstück“ sei (Problem-play). Ich erlaubte mir zu fragen: „Sagen Sie bitte, welch ein Unterschied besteht eigentlich zwischen diesen beiden Arten?“

Einer der Debattanten begann mir allen Ernstes den Unterschied zu erläutern, und da der andre nicht widersprach, so muß ich annehmen, daß auch er den Ausführungen seines Gegners zustimmte.

„Sehen Sie“, sagte jener, „unter einem Ideenstück versteht man ein solches, mit dessen Grundgedanken nur der Autor und allenfalls noch der Rezensent einverstanden sind. Das ist *nicht* gut. In einem Problemstück dagegen werden Gedanken bewiesen, mit denen alle einverstanden sind.“

„Wozu aber etwas beweisen, womit das ganze Publikum ohnehin schon einverstanden ist?“ warf ich ein.

„Wieso denn? Das ist es ja gerade, was Geld einbringt!“

Dieser Theatermann, der früher Kassierer war und heute Besitzer von vielen Bühnen ist, die Millionendividenden verteilen, gestand mir eines Tages: „Ich könnte auch Dramen schreiben. Aber ich tue es nicht. Wissen Sie, warum?“

„Nun?“

„Ich habe keine Geduld. Ich kann mich nicht entschließen, einen Brief zu schreiben. Hätte ich etwas mehr Geduld, so wäre ich nicht gezwungen, Ihnen und den anderen Autoren Prozente zu bezahlen.“

Man erzählt, nicht als Anekdote, sondern als verbürgte Tatsache, folgendes: Ein in Amerika sehr bekannter Dramatiker, dessen Stücke eine Zeitlang auch in Europa mit großem Erfolg aufgeführt wurden, begegnete einem der Passagiere jenes Dampfers, auf dem er die Überfahrt aus der Alten in die Neue Welt gemacht hatte. Als dieser erfreut den Schiffsbruder in ihm erkannt hatte, erkundigte er sich, wie es ihm ginge und was er treibe.

„Ich schreibe Theaterstücke“, antwortete der Dichter.

„Theaterstücke!? Hör ich zum erstenmal! Nun, und? Ist es einträglich?“

„Ich kann nicht klagen. Besitze bereits eine eigene Villa.“

„Lieber Gott!“ rief jener aus. „Hätte ich früher gewußt, daß das so einträglich ist, so hätte ich auch angefangen, Theaterstücke zu schreiben! Dann brauchte ich mich heute nicht mit Obsthandel en gros abzuplagen. Die Früchte verderben ja so leicht! . . .“

Nach dem laufenden Repertoire zu schließen, hat dieser Obsthändler bereits umgesattelt und schreibt Theaterstücke in Amerika.

Einst war ich bei einer Feier zugegen, die zu Ehren eines beliebten Schauspielers anläßlich irgendeines Jubiläums veranstaltet wurde. Der Vertreter der Truppe betrat die Bühne, hielt vor dem überfüllten Saal eine warme Ansprache und verkündete, daß die Truppe dem Jubilar ein gemeinsames Geschenk mache: „Von ganzem Herzen schenken wir, seine Kollegen, ihm das, was er sich schon lange gewünscht hat. Doch da es ein massiver Gegenstand ist, kann ich ihn hier leider nicht zeigen.“

„Ein Automobil!“ rief man im Publikum. „Bravo!“

„Nein, kein Automobil, aber ein — — ‚Exrej‘ (X-ray).“

Und er fuhr fort, von dem „Exrej“ zu sprechen, lobte das Geschenk und hoffte, daß der Kamerad zufrieden sein würde. Das Publikum hörte zu, applaudierte und freute sich für den geschätzten Jubilar. Ich ging hinter die Kulissen, um zu erfahren, was eigentlich „Exrej“ sei, da ich mir nicht erklären konnte, wie man jemandem X-ray (X-Strahlen) schenken könne, zumal in Form eines massiven Gegenstands. Es stellte sich heraus, daß es ein Radio-Apparat war.

„Ist denn das nicht dasselbe?“ staunte der Redner. „Radio funktioniert doch durch die X-Strahlen. Jedenfalls“, fügte er tröstend hinzu, „weiß das Publikum, was ich gemeint habe.“

Ich sah eine Aufführung, in der die Schauspielerin, eine Gräfin darstellend, den Helden mit dem Vortrag eines Klavierstückes zu empfangen hatte. Als Gräfin hielt sie es für unumgänglich notwendig, die ganze Zeit das Taschentuch in der Hand zu halten. Da sie nicht Klavier spielen konnte, wurde für sie hinter den Kulissen gespielt. Als ihr Partner eintrat, trug sie höchst virtuos den Tannhäuser-Marsch vor, ohne das Taschentuch auch nur für einen Augenblick aus der Hand zu lassen. Und das Publikum hatte weder protestiert, noch gelacht, es fand anscheinend nichts Besonderes daran.

Zum Schluß:

Ich komme in das Büro eines Direktors und sage zu ihm, recht friedlich: „Ich mahne Sie bereits zum drittenmal, mir die Autoren-Prozente auszuzahlen. Bitte tun Sie es, ich brauche Geld! . . .“

Zu meinem größten Erstaunen zieht er einen Revolver aus der Tasche, hält ihn gegen meine Brust und sagt: „Ich werde Sie auf der Stelle töten! . . .“

Er tat es jedoch nicht. Ich bot ihm eine Zigarre an und bekam das Geld. Später erklärte man mir den Vorfall: „Dieser Mann kann das Wort ‚Autoren-Prozente‘ nicht hören. Es bringt ihn in Rage.“

Dies ist nun ein echter „Hotello“! *(Deutsch von O. Gabrielli.)*



Neger-Jazzband

Photo Alton A. Adams, Jamaica

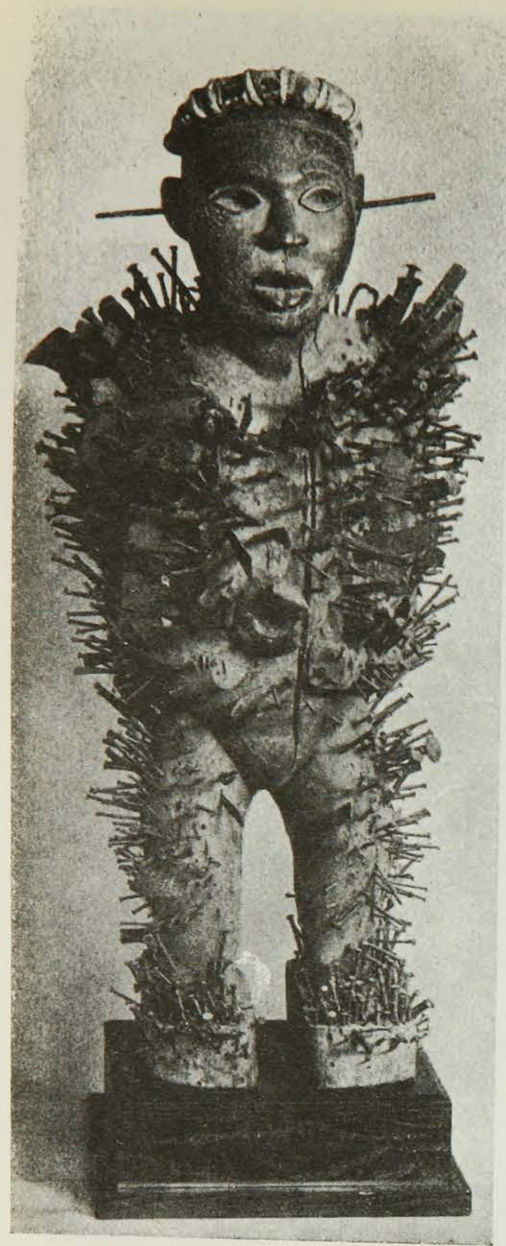
Photo Robertson

Der springende Neger Bill



Wien, Moderne Galerie
Gustav Klimt, Die Schwestern

Winterthur, Museum
Aristide Maillol, Baigneuse accoudée



Sammlung Coray, Erlenbach

Kongo

Picasso, Am Meer (1924)

Sammlung Reber, Lausanne

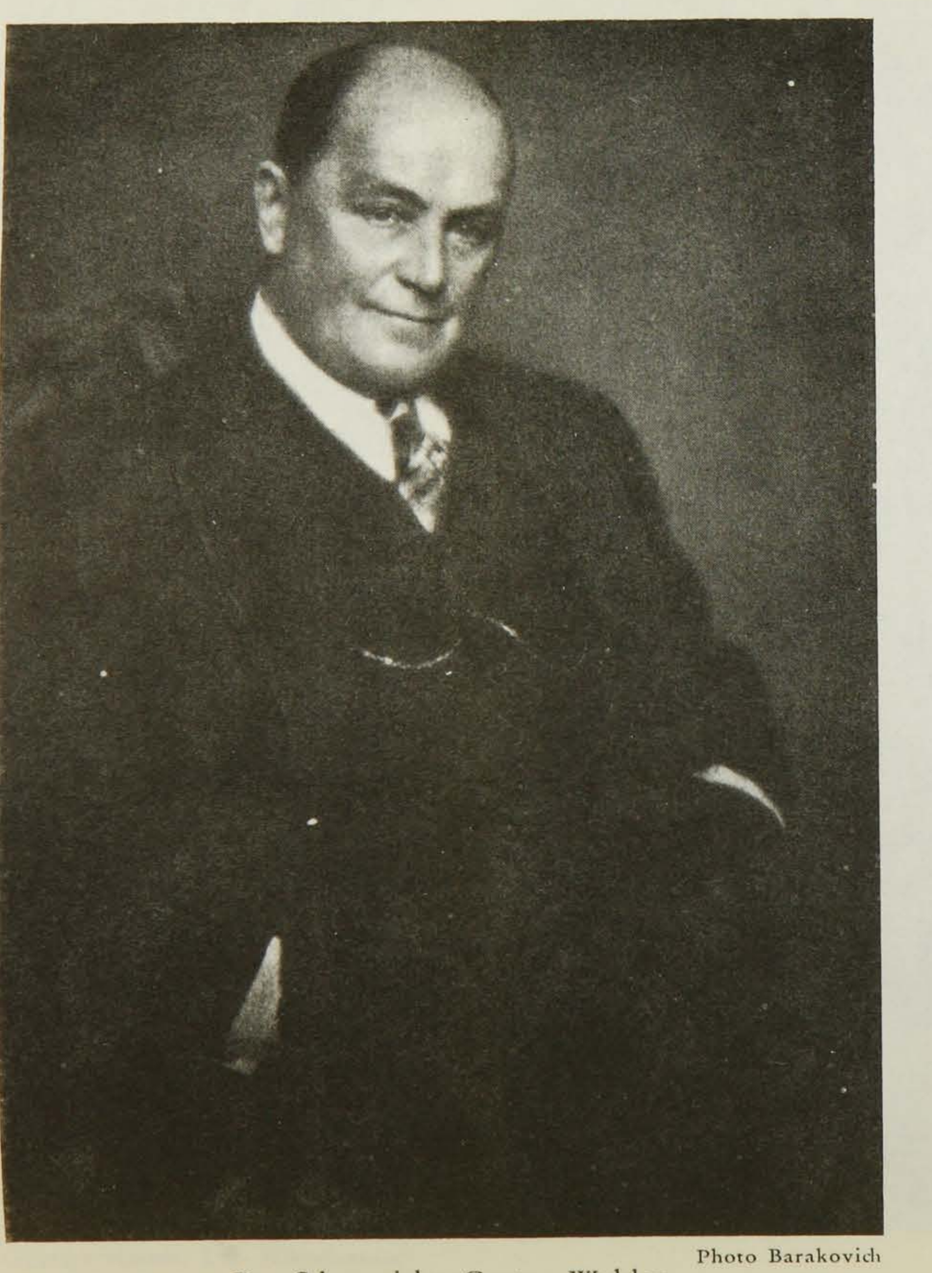


Photo Barakovich

Der Schauspieler Gustav Waldau

Der Komponist Mischa Spoliansky

MARGINALIEN

100 JAHRE VERLAGSBUCHHANDLUNG FRIEDRICH COHEN IN BONN

Kommt man nach Bonn, der „Musenstadt“ — die sich von Köln unter anderem im Dialekt dadurch unterscheidet, daß sie gern in einer sozusagen faulen und lieblichen Art die Endbuchstaben wegläßt —, mit der Uferbahn oder aber, wenn man besonders unmodern ist, auch mit der Stadtbahn, wendet man sich nolens volens in Richtung Universität, der alten kurfürstlichen Residenz, dieser wunderbaren, weiträumigen, barocken Pracht, die nicht nur die eigentlichen Gebäude und den herrlichen Park begreift, sondern hinübergreift in die anliegenden Straßen, die frei und schön geschwungen sind.

Und plötzlich, viel mehr als durch die Universität, die so wenig Universität ist, sondern immer noch einzig und allein die freie und üppige Residenz der damaligen Zeit, ein Charakter, den ihr nur eine banausenhafte Verbesserungsbestrebung nehmen könnte, viel mehr also, als durch diese neue Nutzanwendung eines alten Bauprinzips, wird man durch riesenhafte Buchläden darauf aufmerksam gemacht, daß man tatsächlich in der „Musenstadt“ ist.

Das ist die große Auslage der *Friedrich Cohen'schen Buchhandlung*, die nicht nur Sortiment ist, sondern auch ein berühmter Verlag, eine Kunsthandlung und ein Antiquariat. Da gibt es folgendes zu beachten an merkwürdigen Fakten:

daß sich vor 100 Jahren Herr *Maximilian Cohen* aus Köln mit Herrn *Aimé Fidèle Constant* (dreifach hält besser) *Henry* aus Poppelsdorf zu gemeinsamer Arbeit als Gründer der Firma zusammentat;

daß der erstere immer an einem langen Pult mit einer langen Pfeife saß, mitten im Laden, und sich durch keine Kunden darin stören ließ, seine Pfeife weiter zu rauchen; daß sein Sohn Friedrich Cohen mit seiner Ehefrau zwölf Kinder zeugte;

daß die Firma zuerst ein Haus am Markt hatte, und daß sie dann später die berühmte „Lese“ (alle besseren rheinischen Städte haben eine „Lese“) kaufte, die ihrerseits weiter hinauszog, eben dies prächtige Haus „Am Hof“, wo die Firma noch heute darin ist, ohne mit Trockenheit und Staub die alte feuchte Atmosphäre vertrieben zu haben;

daß, wie „Johann Maria Farina gegenüber“ sein Rezept bewahrt, so Friedrich Cohen in einem besonderen Gelaß seinen Kellerschen *Kupferstich der Sixtinischen Madonna* bewahrte, das populärste Blatt des gesamten Kunsthandels, an dem Keller zwölf Jahre gearbeitet hat;

daß der alte Friedrich Cohen seinen 70. Geburtstag im Jahre 1906 mit 31 Nachkommen durch eine Fahrt auf einem eigens zu diesem Zweck gemieteten Rheindampfer feierte;

daß sein Sohn Fritz, seit 1912 alleiniger Inhaber der Firma, zur größten

Trauer aller, die ihn kannten, im Jahre 1927 starb, und daß seine Witwe, geb. Bouvier, zurzeit die Inhaberin der großen Firma ist, bei der so bedeutende und grundlegende Publikationen, wie z. B. Justis Velasquez, erschienen sind — und endlich, last not least:

daß ein Bruder des verstorbenen Inhabers einer unserer besten Freunde ist: *Walther Cohen*, dessen kunsthistorischem Genie es sogar gelang, der Düsseldorfer Schule begründete Reize abzugewinnen, indem er — sein fast alleiniges Verdienst — sie neu einrichtete, ordnete und sichtete, wie er es auf allen kunsthistorischen Gebieten tut, ein leuchtendes Vorbild des Wissens, Geschmacks, der Klugheit, des Humors, der Lebensart und zahlreicher anderer Tugenden und Untugenden.

Der Querschnitt wünscht der ausgezeichneten Verlagsbuchhandlung weitere erfolgreiche Jahrhunderte. *H. v. W.*

Eingesandt. Das Eutiner Postgebäude ist keine Zierde der Stadt, einfach und schmucklos, ohne irgendein hervortretendes Merkmal, ein Mietshaus wie die andern Häuser in der Bahnhofstraße. Das wäre an sich weiter kein großer Fehler, es wäre eher ein Zeichen der Sparsamkeit der Postverwaltung. Aber hier ist die Sparsamkeit wohl zu sehr ausgebildet, das Gebäude ist für seinen Zweck zu klein und unpraktisch, geradezu gefährlich. Ist der Briefeinwurf vor dem Hause wohl ein Ideal? Mit welcher Furcht ist wohl schon mancher auf den Stein gestiegen, um seinen Brief in den Kasten stecken zu können, und wie oft mußte wohl mancher zum Schalter gehen oder bei geschlossenem Schalter unverrichteter Sache umkehren, wenn er einen etwas größeren Brief hatte. Der Aufgang zum Schaltervorraum, die fünf Stufen, wie gefahrvoll bei Glätte, und dann die Stufe im Schaltervorraum, wie mancher ist da gestolpert und auch gefallen. Die armen Rentenempfänger, diese alten Frauen und Männer, die oft schon recht stümperhaft sind, müssen jeden Ersten diesen gefährlichen Aufgang benutzen ... Wer es irgend einrichten kann, meidet zu diesen Zeiten die Post. Was soll die Zelle da? Wahrscheinlich ist sie dort errichtet, weil die inneren Räume der Post keinen Platz hierfür haben. Die Telegrafie usw. ist vor Jahren schon eine Etage höher gelegt. Wie mag man sich da wohl in den inneren Diensträumen behelfen? Hat die Post es nötig, so sparsam — nein, sparsam ist nicht der richtige Ausdruck, so knickerig zu sein? Wie lange schon hört man davon, die Post will bauen, hier und dort sind Bauplätze angeboten, aber niemand weiß etwas. Fragt man einen Postbeamten, zuckt er die Achsel. Hat die Stadt Eutin nicht auch ein Interesse daran, ein, sagen wir, anständiges Postgebäude zu haben? Wir meinen, ja. Wir mühen uns, Fremde nach Eutin zu ziehen, wir wollen eine Rosenstadt, also schöne Stadt haben, so wollen wir uns auch bemühen, nicht nur ein modernes, hübsches Regierungsgebäude, sondern auch ein modernes, praktisches Postgebäude zu bekommen. Ist es auch noch zeitgemäß, daß die Briefträger die Pakete mit dem schwerfälligen Handwagen ausfahren, die armen Menschen, schade, daß kein Tierschutzverein tätig ist. Hochgetürmt kommen die Wagen von der Bahn, so manches Paket fällt herunter. Ist das eine Mustereinrichtung?

Mehrere Bürger. (Eutiner Anzeiger.)



Die 3

Matheus Müller

Kupferberg

Henkell

In lebhaftem gegenseitigen Wettbewerb ringen „die 3" um höchste Vollendung ihrer Marken zum Vorteil des anspruchsvollen Sekttrinkers

Einbrecher-Universität. Chicago erfreut sich, wie Chestertons Zeitschrift H. K's Weekly berichtet, einer vorzüglich geleiteten Schule für Einbrecher, wozu folgendes bemerkt wird: Wir sind gar nicht erstaunt darüber, daß Einbrechen per Korrespondent-Kursus gelehrt werden kann, da es uns ja bekannt ist, daß Dinge wie Kunst, und wie man ein Gentleman wird oder Trunksucht überwindet, auf dieselbe Weise übertragbar sind. Aber jedenfalls ist es interessant, zu erfahren, daß die Einbrecherei nicht mehr nachlässig und planlos gehandhabt werden soll, sondern auf eine solide und methodische Basis gestellt. Zunächst hat der Gedanke nichts, was einem modernen aufgeklärten Menschen unsympathisch sein sollte. Die Erziehung ist unreligiös und im besten Sinne des Wortes modern. Eltern, die ihre lieben Kleinen dieser Schule anvertrauen, brauchen nicht zu befürchten, daß diese ihre Zeit mit den toten Sprachen Griechenlands und Roms und all dem pedantischen Kram verschwenden werden, der mit den sogenannten Klassikern zusammenhängt. Diebe sollen sich zwar einer besonderen Sprache bedienen, aber diese hat nur wenige lateinische Wurzeln und ist in ihrer urwüchsigen Kraft zweifellos nordisch. Wenn je eine Erziehung den stolzen Namen technische Erziehung verdiente, so ist es diese. Sie hat nichts mit mittelalterlichem Handwerk zu tun und kann wahrhaft wissenschaftlich genannt werden. Die Wissenschaft hat fast ebensoviel für die Entwicklung der Einbrecherei getan wie für die der Schwesterberufe: Brauerei und Bäckerei. Ein moderner Einbrecher würde ebensowenig daran denken, das altmodische Einbrechereisen zu benutzen, wie ein moderner Brauer Hopfen. — Trotzdem halten wir es für unsere traurige Pflicht, den Leser vor dieser scheinbar harmlosen Idee zu warnen. Der Einbrecher ist schließlich doch eine traditionelle und selbst sentimentale Erscheinung, der in bedenklicher Weise an die alten romantischen Tugenden persönlichen Mutes und Unabhängigkeitsgefühles appelliert. Der ganze Beruf hat das dekadente Aroma des Individualismus an sich. Vor allem ist er in einem wesentlichen Punkte ein Ueberbleibsel einer verschwundenen Gesellschaftsordnung. Die Schwäche des Einbrechers ist, daß sein bloßes Dasein ein Zeichen von Privatbesitz ist. Nichts ist absurder als das Bild des Einbrechers, der aus einem Vororthause die Möbel stiehlt, die auf Abschlagszahlung angeschafft sind. Es ist heutzutage so viel einfacher Leuten ihre Möbel wegzunehmen, indem man zu viel Leihgebühr fordert, und sie abholt, wenn sie fast bezahlt sind, daß kein intelligenter Mann unter den neuen Wucherern des Ratenzahlungssystems im Traume daran denken würde, je wieder auf die alte Einbrechermethode mit all ihrem ernsten körperlichen Risiko zurückzugreifen.

Die lange Straße einer amerikanischen Kleinstadt. Ein Fremder sagt vertraulich zum Polizisten: „Sagen Sie einmal, wo bekommt man hier einen guten Tropfen Whisky?" Der Polizist zeigt die Straße hinunter: „Sehen Sie dort ganz weit unten das kleine grüne Haus? Dort ist ein Modistengeschäft, das zwei uralte Jungfern betreiben. Dort also bekommt man *keinen* Alkohol!"

Elb.

Prohibition. Ein Deutscher ist eben frisch in Amerika angekommen. Tagelang versucht er, sich an den Mangel an Bier zu gewöhnen. Eines Tages hält er es nicht mehr aus. Er tritt in eine Apotheke und sagt zu dem Magister: „Lieber Herr, ich verschmachte nach einem Schluck Wein. Können Sie mir nicht ein Glas Medizinalwein geben? Ich habe doch gehört, daß man in der Apotheke Wein bekommt!" Der Apotheker bedauert: Wein gebe es nur gegen Schlangenbiß ohne Rezept. Der Deutsche verzweifelt. Da sagt der Magister: „Wissen Sie was? Dort drüben in dem Blockhaus wohnt ein Mann, der hat eine Giftschlange, lassen Sie sich beißen und kommen Sie dann rasch her. Der Wein steht bereit." Herrliche Idee! Der Deutsche rennt hinüber. Vor seiner kleinen Villa steht der Mann und streckt ihm abwehrend die Hände entgegen: „Nichts, nichts! Acht Tage vergeben!"

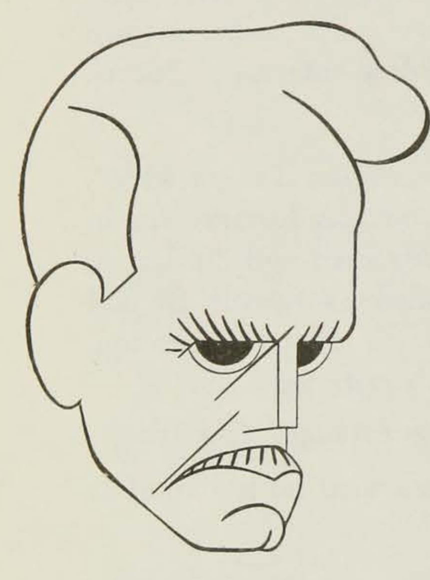
Christus als Klubmitglied. „Wenn Christus ein Bürger von Tampa wäre", sprach Dr. Walt Holcomb, der Festredner bei einem Lunch des Rotaryclubs in dieser Stadt, „so würde ein Komitee unseres Klubs ihn aufsuchen und ihn bitten, unser Mitglied zu werden; weil unser Klub auf Nächstenliebe aufgebaut ist und weil Christus das Vorbild der Nächstenliebe ist, würden wir diesen Schritt tun, und Christus würde aus demselben Grunde unserem Klub beitreten."

„Morning Tribune" (Tampa).

Der Christus wider Willen. Der Aufsatz über Krishnamurti im letzten Heft ist von *Eduard Freiherrn v. d. Heydt.*

EUGENE O'NEILL, DER AUTOR VON „STRANGE INTERLUDE"

Er ist der Sohn eines Schauspielers namens James O'Neill, der kreuz und quer im Lande den „Monte Christo" zu spielen pflegte. Der Name seiner Mutter war Ella Quinlan. Sie war eine stille Frau, und O'Neill erinnert sich, daß sie sehr schön Klavier spielte. Sein voller Name war Eugene Gladstone O'Neill, er ließ aber den mittleren Namen schon vor langer Zeit fallen. In seiner ruhmreichen Laufbahn als Bühnenautor hat er viele Stücke geschrieben. Die erfolgreichsten davon waren: „Strange Interlude", „Marco Millions", „Der haarige Affe", „Kaiser Jones", „Anna Christie", „Jenseits des Horizonts", „Gier unter Ulmen", „Die Quelle" und „Der große Gott Brown". Seine Stücke sind in Deutschland, Oesterreich, Schweden, Dänemark und sogar in Japan gespielt worden. Er ist der erste amerikanische Dramatiker, der einen großen internationalen Erfolg errungen hat. Heute ist er einer der größten lebenden Dramatiker, nur Shaws Ruhm soll dem seinen gleichkommen. Shaw wird alt; O'Neill ist noch nicht vierzig und hat gerade begonnen, an einer großen Trilogie zu arbeiten, deren Vollendung, wie er sagt, fünf bis sechs Jahre beanspruchen wird. Er träumt wilde Träume; aber er bringt sie zu Papier, und sie werden ausgeführt.



Eva Herrmann O'Neill

O'Neill wurde in dem Haus geboren, an dessen Stelle jetzt das Cadillac-Hotel steht, Ecke 43. Straße und Broadway. Seine ersten sieben Jahre verbrachte er hauptsächlich in größeren Städten der Vereinigten Staaten auf der Reise mit seines Vaters Truppe. Seine Mutter war mit dabei, obgleich sie niemals Schauspielerin gewesen ist. Während der folgenden sechs Jahre war er in Pensionaten und trat 1902 in Betts Academy in Stamford ein. 1906 ließ er sich für Princetown immatrikulieren, wo er bis zum folgenden Juni blieb, aber vor der Abschlußprüfung wurde er wegen irgendeines Streiches suspendiert. Er nahm bei einer Speditionsfirma in New York eine Stellung als Sekretär an und hatte sich hauptsächlich mit der Korrespondenz zu beschäftigen. Es heißt, daß sein Interesse daran unendlich gering gewesen sein soll.

Jetzt folgen die Episoden, die man heute als romantisch bewundert. 1909 ging er als Goldsucher nach Honduras. 1910 machte er seine erste Seereise, 65 Tage auf einer norwegischen Barke, und landete in Buenos Aires. Dort hatte er einen Posten bei der Westinghouse-Company; dann bei der Swift Packing-Company in La Plata, und zuletzt wieder in Buenos Aires bei der Singer-Company. Das alles waren nur Lückenbüßer. Entweder verließ er die Firmen oder er wurde entlassen. Er zog es vor, am Kai herumzulungern und sich mit Packern und Matrosen zu befreunden, deren Geschichten er sich anhörte. Und, man sagt's, er trank auch gern. Nicht etwa, daß er lasterhaft oder eine verbummelte Existenz gewesen wäre; er war wohl eine unruhige

Seele, die sich auf der Suche nach sich selbst befand. Aber er war gewiß kein Schriftsteller auf der Suche nach Modellen und Vorlagen; er war kein Reporter, der in einem Armenasyl übernachtet, um eine gute Geschichte zu schreiben. Er lebte mit diesen Leuten, denn er war, zu jener Zeit, selbst einer von ihnen. Er arbeitete, wenn er mußte, denn Wohnung und Unterhalt mußten bezahlt werden.

Er ging wieder auf die See und bewachte die Maultiere auf einem Vieh-



transport. Diesmal ging die Reise nach Durban in Süd-Afrika und wieder zurück. Auf seine Rückkehr nach Buenos Aires folgte eine lange Periode voll Not und Entbehrungen... 1911 führt er immer noch das Leben eines Seemanns, diesmal auf einem Tramp Steamer. Dann kam er heim und spielte mit seinem Vater in einem Vaudeville. 1912 wurde er Reporter bei der Zeitung „Telegraph" in New-London, Connecticut, und es begann eine große Freundschaft zwischen ihm und seinem Chef, Frederick P. Latimer, der ihn sehr gern hatte und an ihn glaubte. Sie sprachen miteinander; sie stritten; sie setzten

sich ihre philosophischen Theorien auseinander, waren unweigerlich verschiedener Meinung, blieben aber Freunde. Im Dezember dieses Jahres zeigte es sich, daß O'Neills Gesundheitszustand sehr schlecht war. Die Gefahr einer Tuberkulose bestand. Im darauffolgenden Frühling begann er die Dinge durchzudenken. Sein Geist hatte Gelegenheit zur Sammlung. Bald wurde er entlassen; der Arzt sagte, es fehle ihm fast gar nichts. Aber er mußte sich noch über ein Jahr Ruhe gönnen, und nun schrieb er in fünfzehn oder sechzehn Monaten elf Einakter, zwei Theaterstücke und einige Gedichte. Das war sein neues Regime.

Und nun haben wir den Dramatiker Eugene O'Neill. Er kam jetzt zur Ruhe. Auf seinen Wanderfahrten hatte er Menschen kennengelernt, nicht ihre Masken, nein: sie selbst. Er hatte sich entschlossen, Stücke zu schreiben. Aber er war ein Revolutionär. Ihm bot das Theater nicht das, was er verlangte. Er verabscheute das blutlose Zeug, das er immer zu sehen bekam. Nach seinen eigenen Ideen zu schreiben, das war sein Wunsch, und dazu mußte er die Technik des dramatischen Aufbaus kennenlernen; er ging, mit einem Wort, zu Professor Baker, wo er, wie man sagt, kein besonders hervorragender Schüler gewesen ist. Aber er arbeitete, und Professor Baker ermutigte ihn sehr.

Dann ging er nach Greenwich Village. Das Provincetown Theatre sollte gerade eröffnet werden. Man begann dort, seine Stücke zu spielen. Zuerst „Bound East for Cardiff" und andere Einakter. Das war im Sommer 1916, ungefähr vor dreizehn Jahren. Vier Jahre später wurde sein erstes richtiges Stück, „Hinter dem Horizont", von John D. Williams auf dem Broadway aufgeführt. Er schrieb „Kaiser Jones", einen Monolog für einen einzigen Schauspieler, einen Neger. Dieses Stück gehört jetzt zu den klassischen Dramen unserer Literatur. Ein Jahr später führte Arthur Hopkins O'Neills „Anna Christie" auf. Wieder ein Triumph. Zwei Jahre später wurde der „Haarige Affe" in Greenwich Village gespielt, und Mr. Hopkins brachte es auf dem Broadway heraus, wo es ebenfalls ein großer Triumph wurde. Dann „Alle Kinder Gottes haben Flügel", „Gier unter Ulmen", „Die Quelle", „Der große Gott Brown", „Marco Millions" bei der Theatre Guild, und nun sein epochales, sensationelles Stück „Strange Interlude" bei derselben Gesellschaft.

(Aus einem Prospekt der Theatre Guild, New York.)



Totemsäule in Kanada

Die Oelquelle Wainwell in Wainright, Kanada

Der Kotahena-Tempel in Colombo, Ceylon



Photo Paramount
Der Filmschauspieler George Bancroft

Photo Pinchot, New York
Der Dramatiker Eugene O'Neill



„Rohesser-Schwarzfuß", Indianer aus Kanada

Karl May und der lederne Brief. Eduard Fuchs erzählte mir einmal folgende Geschichte, für deren Wahrheit der berühmte Sittengeschichtler sich verbürgte: Er saß, es war 1910 oder 1911, in Dresden an einem Stammtisch mit mehreren Künstlern, gruppiert um Karl May, der ja bekanntlich in Radebeul seine berühmte Villa Shatterhand besaß, wo er nicht nur seine Gattin, sondern auch den Bärentöter und die Silberbüchse Winnetous aufbewahrte. Old Shatterhand, es war schon lange nach Mitternacht, erzählte soeben in seinem interessanten Sächsisch-Englisch eines seiner nervenverbrennenden Abenteuer bei einer Bärenjagd in den Rocky Mountains, da trat der Kellner näher und meldete, ein Mädchen wünsche Herrn May zu sprechen. Das Stubenmädchen überreichte einen Brief und wartete auf Bescheid. May reißt den Umschlag auf, entnimmt ihm ein Stück grünes Leder, in das merkwürdige Zeichen eingegraben sind, und liest laut: „An Old Shatterhand Grüße von Tekotacho, dem Häuptling der Schwarzfüße. Wir sind, ich und drei Edle unseres Stammes, gekommen, um Dich zu besuchen, und warten auf Dich in Deinem Hause bei Deiner Squaw. Unsere Augen werden aufleuchten, wenn sie Dich sehen." Old Shatterhand nickte dem Mädchen zu, stand auf und verabschiedete sich mit Rührung: „Mein alter Freund Tekotacho", sagte er zu Fuchs, der vor Verblüffung kein Wort herausbrachte, „ich muß sofort zu ihm!" Und ging. Kaum war er draußen, schrie Fuchs den Herren, zitternd vor Neugier, zu: „Um des Himmels willen, was bedeutet das? Dieser Karl May hat doch sein ganzes Leben keinen Indianerhäuptling gesehen!!! Indianer haben doch überhaupt heutzutage Grammophonladen in Chikago!" — Der Stammtisch erzitterte vor Lachen: „Das Ganze war nur Ihretwegen, lieber Fuchs," erklärte endlich einer der Herren. „Sonst kommt Frau May selbst und macht Krach, ist aber ein Fremder da, wird der lederne Brief geschickt, wenn der große Old Shatterhand nach zwölf nicht daheim ist." *P. E.*

Ein Psychophon zu verkaufen. Halber Preis. Vollkommen intakt. Ueberträgt kosmische Weisheit. Vermittelt dem Unterbewußtsein im Schlaf Eingebunden. Wissenschaftliches Genie. Chas. Powell, 129 Amity Street. Brooklyn.

(Aus „Occult Digest" mitgeteilt vom „American Mercury".)

Indianer als Oelmagnaten. Vor zweieinhalb Jahren wurde auf dem Seminole-field in Oklahoma das erste Oel entdeckt. Zu der Zeit war dieses Land Prärie und gehörte einer spärlichen Bevölkerung von Indianern. In der Zwischenzeit hat sich Seminole als eins der reichsten amerikanischen Oelfelder entwickelt, und auf einem Umkreis von ungefähr 30 Kilometer sind viele Tausende von ertragreichen Quellen eingebracht worden. Die Indianer, denen das Land ursprünglich gehörte, verpachteten es an die Oelgesellschaften und bekommen heute als Royalty von diesen einen gewissen Betrag pro „barrel" Oeles, das produziert wird. Einige von ihnen sind nicht nur wohlhabend, sondern Multimillionäre geworden. Viele von ihnen haben wenig Sinn für Geld und vergeuden es für die teuersten Automobile, Feuerwasser und good times.

Im folgenden ein original - indianischer Beitrag aus dem „Americain Indian":

The Oil Driller.

White man comes and make up rig
Up on hill and start to dig
Injun watches white man toil
Thinkum mebby get sum oil
Thinkum driller heap big fool
Sets all day on ol' pine stool
Toolie swingum heap big wrench
Then goes sleep on greasy bench
Night time come — no go to bed
'other outfit come instead
Never stoppum — work like hell
That's the way they drillum well
Driller gettum big pay
Cashum checks and go away
Oil still flows in big steel tank
Me got money in the bank
Buy a car and break him quick
Lef' the dam' thing in the crick
Buy two more and mebby three
One for squaw and two for me
Buy papoose a pair of shoes
Spend what's lef' for wildcat booze
Have good time but go to jail
Good friend comes and goesum bail
Banker says my money gone
Bye and bye some more come on
That's the way the oil game goes
White man getsum — injun blows
Me think driller heap dam' fool
Sets all day on ol' pine stool.

Mitgeteilt von R. M. Schaefer.

ICH

Carl Krone, Direktor und Besitzer von Europas größtem Zirkus, von 800 Tieren, 285 Wagen, Dampfmaschinen, Raupenschleppern und Autos, der ich gesonnen und bestrebt bin, gauklerhaftem, amerikanischem Bluff solide deutsche Qualitätsleistungen entgegenzustellen, wirkliche zirzensische Darbietungen, keine revueartige Einstellung,

KOMME

an der Spitze der mir ergebenen Sonderwelt, nach Absolvierung unbeschreiblich glanzvoller mehrjähriger Tourneen durch das ehemals feindliche Italien und das gesamte Spanien, wo mein Werk und meine Arbeit für den guten deutschen Ruf in ungeahnter Weise warben, nach Magdeburg, um auch hier erneut zu zeigen, welch Höchstresultate sich trotz der angeblich bereits immer schon erreichten Unüberbietbarkeit dennoch erzielen lassen, wenn ein gediegener Fachmann ganz und gar nur seiner Aufgabe lebt. So sende ich keine allzu überschwenglichen Lobeshymnen voraus, denn allenthalben klingt der ehrlich erworbene Ruf mir

NACH

und die großen Triumphe, die ich auf vaterländischem Boden erst unlängst wieder in Berlin, Leipzig, Hamburg usw. feiern durfte, sie werden mir ohne Zweifel auch treu bleiben, wenn ich in Kürze mich wiederum dem hiesigen Publikum vorstelle, um vor Antritt neuer längerer Auslandsreisen die Kette meiner seitherigen Erfolge abzuschließen mit dem Wertzeichen

MAGDEBURG

(Magdeburgische Zeitung)

Schwäbisches Martel.

Hier ruht in Gott
der Gechinger Bot,
durch eines Ochsen Stoß
kam er in Gottes Schoß,
sei ihm gnädig, o Herr,
wie er dir wär,
wenn er wär Gott
und du der Gechinger Bot!

(Mitgeteilt von Rudolf Schlichter.)

Schwarze Seelen. Ein Herr engagiert einen schwarzen Boy.

„What's your name?"

„People call me Bismarck-Hering."

„Why that?"

„Very good name, Sir, Bismarck-Hering be king of Germany."

*

Mary, die schwarze Zofe, hatte geheiratet. Man glaubte sie auf der Hochzeitsreise und war sehr verwundert, als sie am Tage nach ihrer Vermählung wie gewöhnlich erschien und das Frühstück servierte. Befragt, warum sie nicht weggefahren sei, erwiderte sie: „Mein Mann wollte unbedingt nach Atlantic-City und da ich schon dort gewesen bin, habe ich meine Schwester mit ihm geschickt."

Eine eigentümliche Erscheinung ist der Berliner Spießbürger, ein Mann von ehrbarem bartlosen Aussehen, welcher täglich zur selben Stunde in einer bestimmten Kneipe sich einfindet, um daselbst sein Weißbier zu trinken, seine Pfeife zu rauchen und gewisse stehende Redensarten oder Witze anzubringen. Handelt es sich um Politik, so bläst er ins große Horn der öffentlichen Meinung. Macht er seine Landpartie, so geht solche nach den Kühelsbergen bei Spandau, besucht er ein Theater, so geschieht es nur, wenn er ein Freibillett bekommt.

(Biffart: Deutschland, sein Volk und seine Sitten. Stuttgart 1860.)

Sündenbock und Prügelknabe. Dazu kommt noch, daß die Kulturmenschheit langsam aber sicher mit beiden Füßen ins Plattfußzeitalter eintritt; natürlich sind auch dafür mit mehr oder weniger Recht die neuzeitlichen Schuhe der Sündenbock ... Bei dieser Einstellung wird auch beim Laien sehr leicht der Schuh der Prügelknabe für alles. *Juvenal im Wiener „Tag".*

Nacktkultur. Als in München seinerzeit die Nacktkultur-Bewegung aufkam, wollte der Schriftsteller R. einem ihrer Vereine beitreten. Der Vorsitzende klärte ihn in einer langen Rede über die edlen Ziele der Lichtmenschen auf und sagte zum Schluß: „Nun hoffe ich, daß Sie uns nicht mit gewissen sogenannten Nackt-Klubs verwechseln, bei denen unter dem Deckmantel der Nacktkultur leichtsinnige Damen und Herren ... Sie verstehen?" — „Danke ja, ich verstehe", antwortete R., seinen Hut nehmend, „können Sie mir eine Adresse angeben?" *Omega.*



Beim Winzer erworbene
und selbstgekelterte Trauben
bedeuten denkbar besten
Einkauf.

Diese bei HENKELL
überlieferte Methode
lückenloser Überwachung
von der Traube zur Flasche
bedingt starke Organisa-
tion, bindet große Betriebs-
mittel und verbürgt Güte.



Ruhm ab München pflegt in Berlin mit großer Verspätung anzukommen. Er konsumiert sich daher gern „am Platz“, weshalb München die Stadt künstlerischer Inzucht geworden ist. Das Münchner Maß ist, wie die Münchner „Maß“, kein Exportartikel . . .

Drum ist es kein Wunder, daß Gustav Waldau, neben Karl Valentin der einzige Münchener Bühnenkünstler von ureigenem Gesicht und Format, dort schon jahrzehntelang berühmt ist, ohne es zugleich auch in Berlin zu sein. Wien hat er schon vor Jahren erobert, seine Wiener Popularität reicht an die von Girardi heran.

Wie dieser ist Waldau der stille und zarte oder aber der sorglos drastische Darsteller süddeutscher — und das heißt fast immer: humoriger Prägung, und ebenso gehört, wie bei Girardi, zu seiner Persönlichkeit die völlige Übereinstimmung von Bühnen- und Lebensart. München und Wien produzieren ja nicht so sehr das Originelle der Gestaltung als vielmehr das Original als Gestalt, die im Leben und auf der Bühne fesselnde menschliche Figur.

Als solche ist Waldau heute die Apotheose des Bayerntums, die höchste seelische Möglichkeit eines sonst im Provinziellen verkapselten Stammes. Ein leiser Sprecher und Spieler, lebt er sich, fern vom Krach und Krampf des rekordbayrischen Naturburschentums, in lustige, niemals lästige Menschenbilder hinein, die wie bescheiden gemeinte Aquarelle wirken. Er ist, sozusagen, ein Komiker, so wie er vorher, auch nur sozusagen, ein Bonvivant war. Er war und ist immer mehr, als im Umkreis der meisten seiner Rollen verzeichnet steht. Die entbundene gute Laune, die er dem Parkett wie einer ihm gleichgearteten guten Gesellschaft übermittelt, trägt Melancholie genug in sich, um auch das Tragikomische als etwas Selbstverständliches zu umfassen. Eine helle Figur auf dunklem Grund, wirkt dieser ewig junge, ewig rede- und spielfreudige Mensch immer improvisatorisch — aus einem zweckunbewußten freundlichen, fast freundschaftlichen Mitteilungsbedürfnis heraus, das sich „an alle“ wendet.

Ein Glück wurde es für Waldau, daß sich Max Reinhardt künstlerisch in ihn verliebte. Reinhardt erst lockte ihn — in Wien — zu Rollen und Möglichkeiten (von Hofmannsthals „Schwierigem“ bis zu Tolstois „Fedja“), in denen das Mühelose und förmlich Verschwiegene der Kunstübung zugleich auch den großen menschlichen Reichtum seiner edlen Passivität offenbarte. Waldau ist auch heute noch ohne Routine, ein nichts als Getriebener — getrieben zur heiteren und einfallsreichen Selbstdarstellung, die, jenseits eines geschriebenen und vorgeschriebenen Textes, sich unaufdringlich in den mutigsten und übermütigsten Stegreifwirkungen auslebt. Es gibt keinen Lustspieldialog, den Waldau an Witz nicht weit übertrifft und daher, an guten Abenden, verschwenderisch bereichert. Bereichern *muß* — denn seine Kunst lebt vom Einfall, der im mühelos strömenden Plural den ausgelassenen und überzeugenden Rhythmus eines zum Lachen und Lachenmachen vorbestimmten Menschen ergibt.

Waldau hört jenseits der Bühne nicht auf, die Komödie des Lebens zu vollenden — mit jener überlegenen menschlichen Würde, die sich dadurch erfüllt, daß sie alle äußere Würdigkeit fast jungenhaft von sich abtut. Ein Beispiel für

viele: Waldau kann nicht Italienisch, aber er kennt eine ziemliche Anzahl italienischer Worte. Seine italienischen Reden ab Mitternacht sind in München und Wien berühmt. Eines Morgens nun ging er in Florenz, allwo man das feine Toskanisch spricht, von einem Gelage nach Hause, und er begann vor dem florentinischen Volk eine Rede zu halten. Man hörte ihm sogleich aufmerksam zu, verstand aber



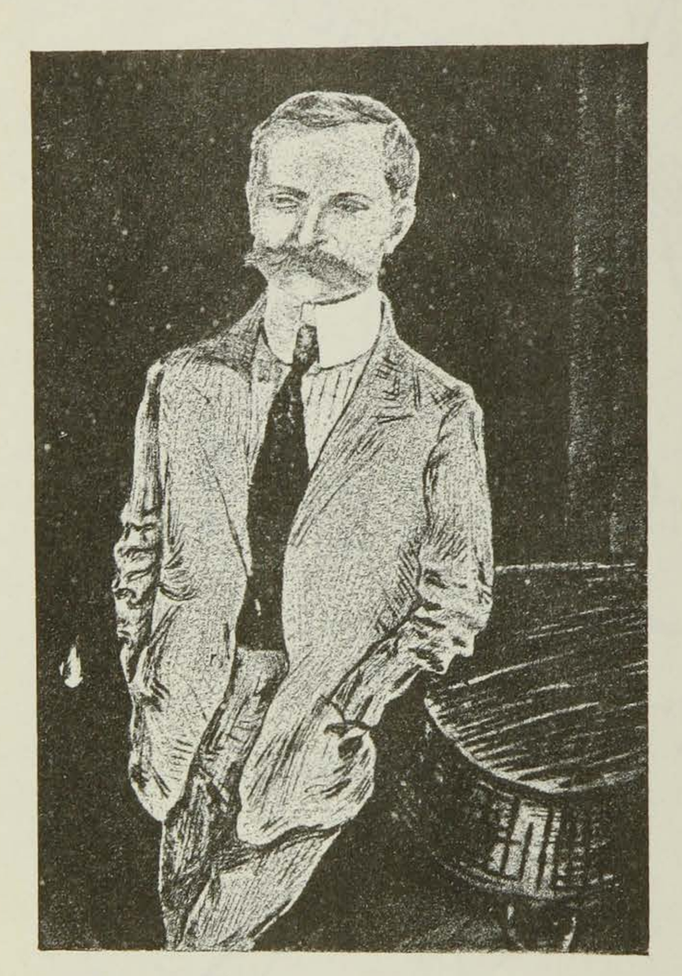
Tatjana v. Kursell

natürlich von seinem Italienisch-Deutsch herzlich wenig. Dies klärte einer so aut: „. . . è un Napolitano!“ Ein linguistisch-mimischer Triumph — der Landsmann aus Florenz glaubte, Waldau sei deshalb so schwer verständlich, weil er neapolitanischen Dialekt spreche! Kann ein Schauspieler die Internationalität seiner Wirkungsmöglichkeiten drastischer beweisen? So wird Waldau, der demnächst nach Berlin kommt, gewiß auch hier sein, man verzeihe das harte Wort, Florenz finden.

Hermann Sinsheimer.

Schon am Bahnhof stößt man auf Schweizer. Der orientalische Typus des Zürchers fällt stark ins Auge, doch wird man belehrt, daß es Mitglieder des zionistischen Kongresses sind, die augenblicklich die Zürcher Hotels bevölkern.

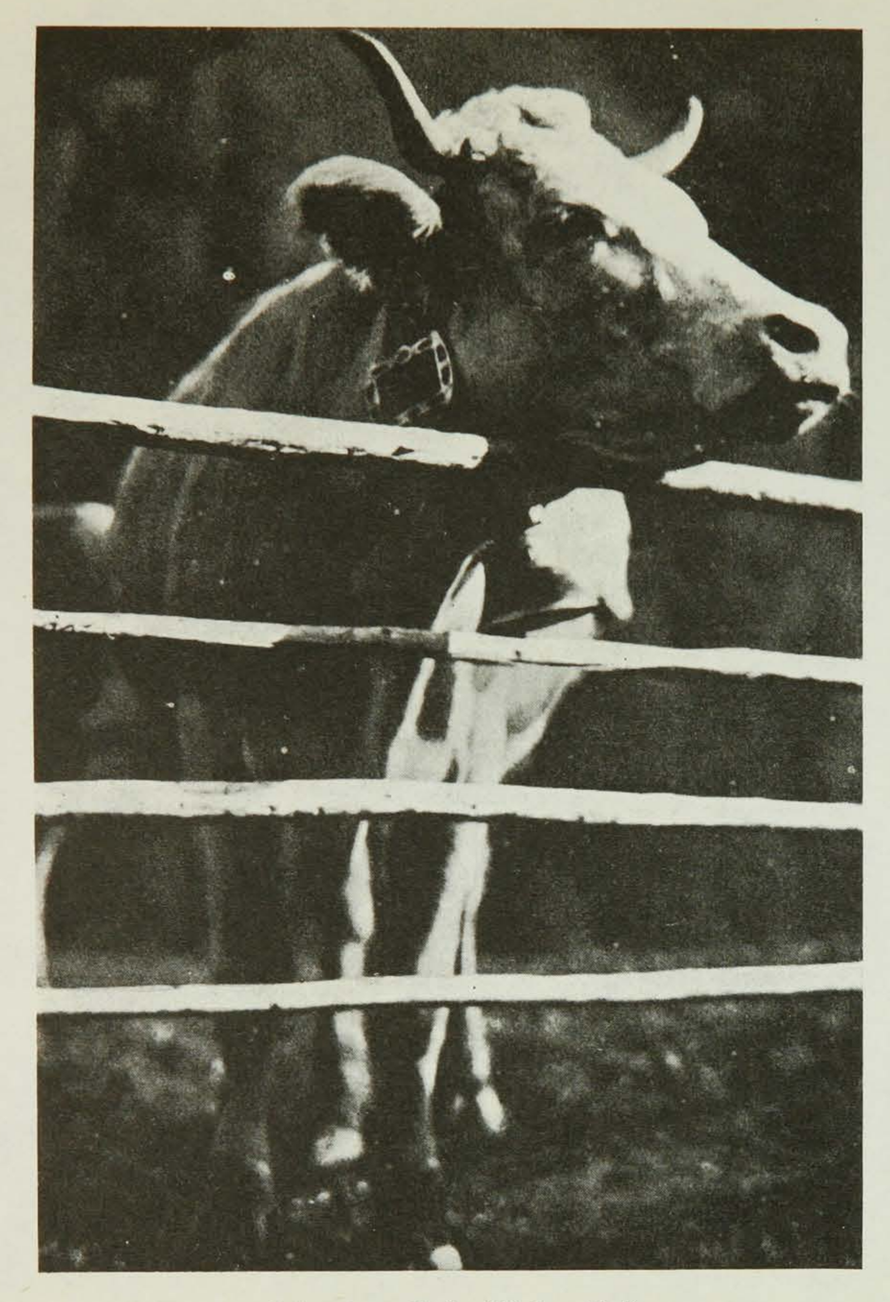
Da man uns von dem großen Reichtum Zürichs erzählt hatte, waren wir nicht erstaunt, die vielen prunkvollen Banken auf der Bahnhofstraße zu sehen, die ihren Bürgern das Geld verwahren, um der hiesigen Sitte zu frönen, seinen Erben das Doppelte zu hinterlassen, was man geerbt hat. Selbst als wir freudig der einladenden Geste zweier nackter Mädchengestalten folgten, befanden wir uns unerwartet in einer Großbank. Neben dieser Sparsamkeit gehört es zu den rühmenswertesten Eigenschaften des Zürchers, daß er seine Steuern auf Heller und Pfennig bezahlt, weshalb in der Schweiz das „Zürcher Steuergewissen" zum geflügelten Wort wurde.



Fritz Pauli — Dr. Wartmann-Zürich

Früher besuchte man Gottfried Keller — heute ist es Hermann Haller. Die Audienz war kurz, denn schon nach fünf Minuten hatte er uns in wohlgesetzter würziger Rede belehrt, daß es nur einen Bildhauer gäbe, aber viele Leute, die von Plastik nichts verstünden. Beschämt zogen wir von dannen. Da wir gerade im vornehmen Stadtteil Hottingen waren, suchten wir ein Restaurant auf, dessen Entrecôte - Böcklin mit Recht internationalen Ruf genießt. Es ist das Gasthaus des Herrn Fischler am Zeltweg, das für die Zürcher Küche einnimmt.

Auf unserem Weg durch die Altstadt fielen uns die schönen alten Zunfthäuser auf, die den Gilden der Bäcker, Schneider, Gerber und vielen anderen Berufen angehören. Die Zünfte bilden das Klub- und Vereinsleben des Zürchers, doch wäre es ein Irrtum anzunehmen, man fände unter ihren Mitgliedern wirkliche Bäcker und Schneider. Ihre Beschäftigung besteht hauptsächlich darin, das große bürgerliche Fest Zürichs, das „Sechseläuten", vorzubereiten und zu feiern. Ist nun der Tag gekommen, an dem der Winter als „Bögg" verbrannt wird, so vergnügen sich die Herren damit, hoch zu Roß, bunt gekleidet als Beduinen oder Biedermeier durch die Stadt zu reiten. Man muß es erlebt haben, um das kernige Wesen und den beschaulichen Humor des Zürchers recht zu würdigen. (Die



Schweizer Kuh (Rhône-Tal)



Der Bildhauer Hermann Haller und sein Wirt Fischler (Zürich)

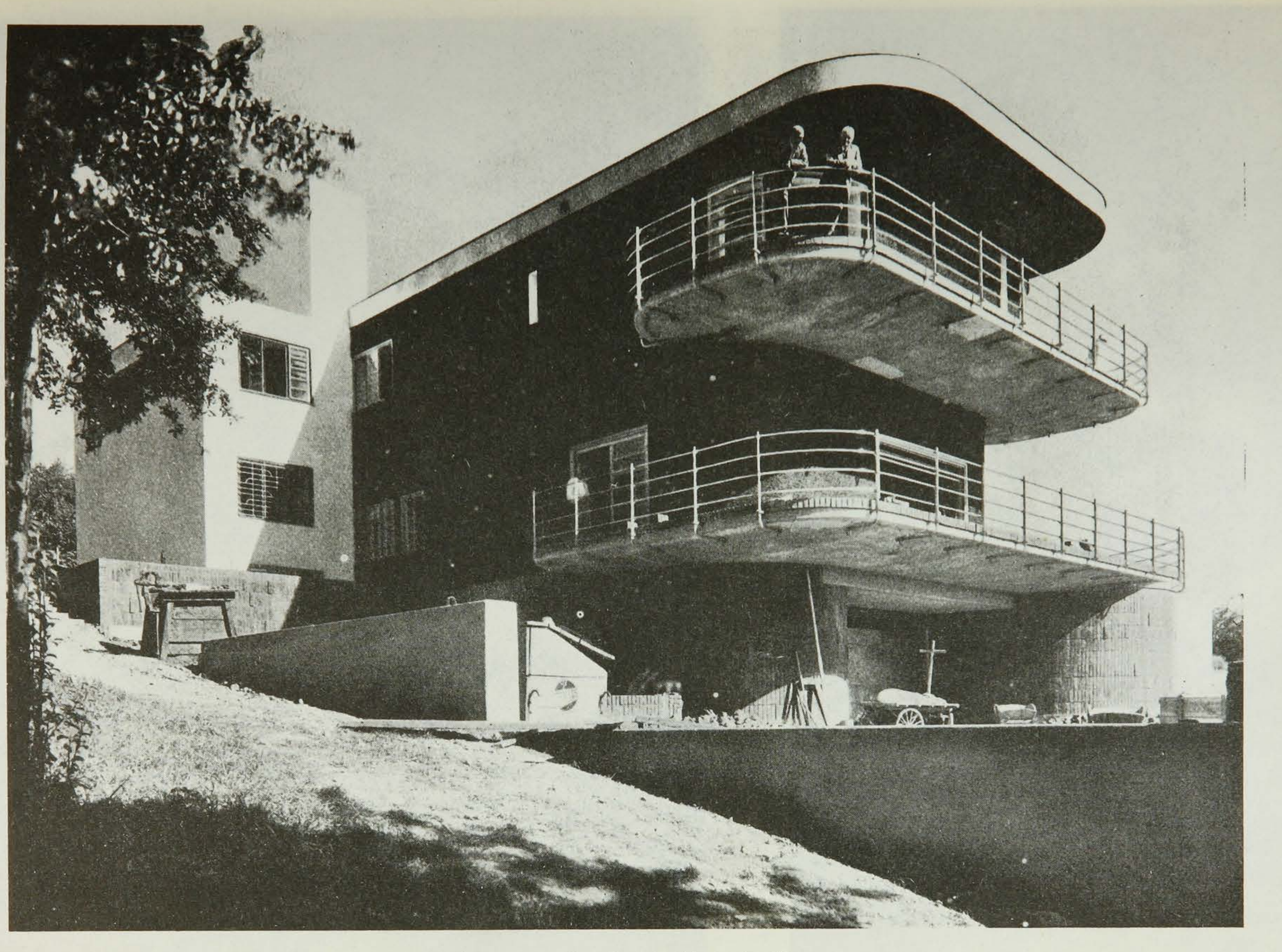
Aus „Kunst und Künstler"

Karl Walser, Wandbild auf dem Muraltengut

Photo Emil Hermann

Sammlung v. d. Heydt, Ascona

Göttin aus Kambodja



Landhaus in Küßnacht (Architekt Zollinger)



Zirkus Juhu, Puppenspiel von Traugott Vogel (Schweizerisches Marionettentheater in Zürich)

Sammlung Bruno Streiff, Aarthal

Paul Klee, Narr der Tiefe (1927)

blühende Praxis bedeutender Psychiater in Zürich läßt gleichzeitig auf ein tiefes Seelenleben schließen.)

Dies ist der Augenblick, die zahllosen alkoholfreienWirtschaften zu erwähnen, die eine Schöpfung des Frauenvereins sind und die in merkwürdigem Gegensatz zu den üppig mit Wein bewachsenen Bergen rings des Sees stehen. Ein Besuch dieser traulichen Stätten mit nachfolgender Erholung in den in friedlicher Nachbarschaft gelegenen Wein- und Bierstuben ermöglicht dem Fremden einen Einblick in das heimelige Nachtleben des Zürichstädters. Hier werden letzte Probleme gewälzt, die Schwinger- und Schützenkönige hitzig besprochen, und der Krieg der roten und blauen Armee, der gerade bei Rapperswil tobt, mit feurigem Eifer verfolgt, ohne daß böse Kriegsfolgen oder Entwertung des Frankens zu befürchten wären. Pünktlich um Mitternacht macht ein Polizist dem nächtlichen Treiben ein Ende, und bereitwillig verlassen die Bürger ihren Stammtisch, um ohne weiteren Zwischenfall ins eigene Bett zu finden. An dieser Stelle sei auch der oft zitierten Äußerung vom Militarismus der Schweiz energisch entgegengetreten. Schein trügt! Fast alle Soldaten, denen wir begegneten, stellten sich als Heilsarmeesoldaten heraus, die im gastfreien Zürich eine größere Filiale unterhalten. Hier kommen wir auf das rege Musikleben der Stadt Othmar Schoecks zu sprechen, auf das die Einwohner mit Recht so stolz sind und das seinen höchsten Ausdruck und seine reinsten Töne eben in den Liedern der Heilsarmee findet. Der Reichtum Zürichs bringt auch den anderen Künsten Entfaltungsmöglichkeiten. Vor allem fallen viele Neubauten am Hang des Zürichberges auf. Noch ist die Zahl der modernen Bauten gering (die auch hier dem Jugendstil recht nahe stehen); doch lassen die glücklichen Ergebnisse und Entwürfe der Architekten Zollinger, Dunkel und Abegg auf dynamische Veränderungen im Züricher Aspekt bestens hoffen. *Max V. Tier*

Die neue „Moderne Galerie" in Wien. In der Orangerie des Belvedere in Wien wurde vor kurzem eine neue österreichische Staatsgalerie eröffnet, die „Moderne Galerie", eine Sammlung von 143 Objekten, Malereien und Plastiken neuerer und neuester Meister. Der Katalog nennt die besten Namen der heute mit Pinsel und Meißel tätigen Internationale und verzeichnet neben Werken von Klimt auch solche von Kokoschka, Schiele, Kolig, Wiegele, Faistauer, Böckl und anderen Oesterreichern. Der Zweck der neuen Wiener Galerie ist ja vor allem auch der, die österreichische Kunst im Rahmen der europäischen zu zeigen. Das Herrlichste aber, das sie zu zeigen hat, ist der Klimt-Saal. *Max Hayek.*

WARUM ZEICHNEN SIE EIGENTLICH NICHT?

Warum zeichnen Sie nicht? Was andere können, können Sie auch. Wenden Sie nicht ein, daß Sie kein Talent haben, wenn Sie einmal mit ein paar Bleistiftstrichen eine schöne Landschaft festhalten wollen oder die Züge eines Menschen, der Ihnen gefällt, und es Ihnen nicht gleich auf Anhieb gelingt.

Nein, erzählen Sie mir nicht, daß Sie das nicht können! Oder stehen Sie immer noch unter dem traurigen Einfluß des mageren Zeichenlehrers, der Ihnen in der Schule das Zeichnen beibringen wollte und Sie vor einen Gipskopf setzte? „Zeichne, was du siehst!" sagte der brave Mann und überließ Sie dem Schicksal. Er hatte nur bei seinem kategorischen Befehl das Wichtigste vergessen, nämlich, dem Schüler beizubringen, zuerst einmal *zu sehen*. Kann er das, gibt es nämlich gar keine Schwierigkeiten mehr für den Menschen, der einen Bleistift in der Hand halten kann.

Kurzum: der Zeichenunterricht, wie er seit Jahrzehnten ausgeübt wird, ist nie ein Unterricht gewesen, denn ihm fehlte das Hauptelement: die Methode. Wer käme auf die Idee, dem Schüler musikalische Exerzitien beizubringen, ohne ihm zuerst einmal zu sagen, was eine Tonleiter und ein Akkord ist? Was würde aus dem Mathematikschüler, der den Wert der Zahlen nicht kennt? Zeichenunterricht ohne Kenntnis der elementarsten Prinzipien ist eine ebensolche Sinnlosigkeit. Was nützt es dem Schüler, wenn ihm seine Hand einexerziert wird, ohne gleichzeitige Uebung des Auges, ohne Herstellung der Verbindung zwischen Hirn und Hand.

Vollkommen lächerlich ist es, von dem Anfänger zu verlangen, das zu zeichnen, was er sieht. Er sieht nämlich gar nichts und klammert sich nur verzweifelt an kleine Details. Licht und Schatten, die dem Gegenstand sein Volumen geben, werden ihn verwirren: mit einem Wort, er wird seine Zeit verplempern und mutlos auf die Klexographie starren, die seinem Bleistift entwischt ist. Aber es ist nicht die Aufgabe des Lehrers, Sadismus zu treiben und vor dem Schüler unüberwindliche Berge aufzubauen, um sich zu freuen, daß der angeblich unbegabte Trottel nicht weiterkommt. Er soll im Gegenteil die Aufgabe bis zum Aeußersten klären und vereinfachen. Ist es auch Kunstunterricht, so muß es doch Methode haben.

Gerade die Vereinfachung am frühesten Anfang gibt Selbstbewußtsein und ermöglicht, die Entwicklung der persönlichen Eigenart. Wer einfach sieht, sieht schnell und lernt dann leicht, das, was er gesehen hat, mit klaren und sauberen Strichen wiedergeben. — Früher einmal gab es auf der Welt nur wenige Schreibkünstler. Heute kann jeder Mensch schreiben. Warum soll nicht auch jeder Mensch zeichnen können?

(Aus einem Gespräch mit dem Direktor der Pariser „L'école ABC".)

FAHRT AUF DEM SOLIMÕES.

In einer Lancha fahrn den Solimões
(sprich: so-li-mo-engs) wir bei Regengüssen
stromab mit einer Fracht von Paranüssen
und mit Indianern niedersten Niveaues.

Wie aus Erzählungen von Kapitänen
man sich entsinnt, ersetzt in dieser Fremde
sowohl den Sportanzug als wie das Hemde
ein Amulett aus Guarabi-Zähnen.

Auch fressen sie, was uns ganz unerträglich,
die Affen roh und samt den Eingeweiden.
Ob nur im Sonderfalle, ob alltäglich,
vermag ich heute noch nicht zu entscheiden.

Fest steht, daß alle hier in unsrer Lancha
ihr Haar als Bubikopf von Haus aus tragen.
Da wundert sich beim ersten Anblick mancha.
Herrn Baumann hörte ich „Nee, soh was!" sagen.

Flappy Flipp.

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Gesang.

„Nemico della Patria“ aus „Andréa Chénier“ (Giordano) und Rezitativ aus „La Gioconda“ (Ponchielli). Bariton: Umberto Urbano m. Orch. unter Dr. Weißmann. Parlophon 9416. — Prächtig als gesangliche Leistung und mechanische Reproduktion.

„Hallelujah“ (Ferd. Hummel) und „Ave Maria“ (Bach-Gounod). Sopran: Marcella Roeseler m. Harmonium: Dwrenski. Tri-Ergon 5640. — Glockenklare Stimme in morosen Stücken. Im Nebenraum Illusion, die lebendige Person zu hören . . .

„Gralserzählung“ und „Abschied“ aus „Lohengrin“ (Wagner). Tenor: Heinrich Knote m. Staatsorch. Dirig.: Dr. Weißmann. Odeon 6708. — Teutscher Stimmrecke! Wagnerischem Riesenformat glücklich angepaßt. Aeußerst instruktive Platte.

„Eri tu!“ aus „Un Ballo in Maschera“ und „Di Provenza il Mar“ aus „La Traviata“ (Verdi). Bariton: Riccardo Stracciari m. Orch. Columbia L 2131. — Gute Platte, bezeichnend dafür, daß in Italien auch der Durchschnittssänger respektables Niveau besitzt.

„Vesti la Giubba“ und „No Pagliaccio . . .“ aus „I Pagliacci“ (Leoncavallo). Tenor: Salvatore Salvati m. Orch. Tri-Ergon 10019. — Hinter diesem waschechten Tenor sehen wir förmlich das Beifallsrasen des ewig hypnotisierten Publikums!

„Un bel di“ aus „Madame Butterfly“ und „In quelle trine morbide“ aus „Manon Lescaut“ (Puccini). Sopran: Dusolina Giannini m. Staatsorch. unter Clemens Schmalstich. Electrola D. B. 1264. — Dusolina hat stets schöne Momente, aber sie scheint hier nicht ganz in ihrer Assiette zu sein.

Zwei Tenorarien aus „André Chénier“ (Giordano), gesungen von Giovanni Martinelli m. Orch. Electrola D. B. 1143. — Die Wagnerlosigkeit dieser sympathischen Revolutionsoper kann dem Komponisten aus schlechter Zeit nicht hoch genug angerechnet werden.

Langoper.

„La Bohême“ von Giacomo Puccini. Vollständige Oper. Ensemble der Mailänder Scala. Dirig.: Lorenzo Molajoli. Chor: V. Veneziani. Columbia C. D. 14515—14527. — Durch die ungekürzte Wiedergabe wichtiger Opern in der Ursprache ist Studierenden und Musikfreunden unentbehrliches Lehr- und Genußmaterial erschlossen, zumal wenn die Scala-Truppe, noch getrieben von Toscaninis feuriger Strenge, am Werk ist. Dreizehn Platten! Technisch und klanglich ausgezeichnet.

„Aida“ von Verdi. Vollständige Oper. Ensemble der Mailänder Scala mit Dusolina Giannini und Aureliano Pertile. Dirig.: Carlo Sabajno. Electrola E. J. 388—406. — Bei den zu überwindenden Schwierigkeiten solcher Massenaufnahmen kann nicht alles vollkommen sein. Gerade deshalb liegen auf diesem Gebiet unendliche Zukunftsmöglichkeiten. Sicherlich gibt es strahlendere Tenöre, doch niemand unter den Lebenden besitzt dies geistige und seelische Volumen, das Pertile eignet. Aida-Giannini: vorzüglich.

Kurzdrama.

„Wilhelm Tell“ von Schiller, bearbeitet von Dr. H. Maeder und H. Weigert, gespielt von Mitgliedern des Staatstheaters. Grammophon 95264—95266. — Schillers mehr als abendfüllender Fünfakter in einer halben Stunde! 600 Verse statt 3300! Den Philologen schauderts! Aber wenn es gelänge, mit Hilfe dieser sorgsam besprochenen und die wichtigsten Szenen darbietenden Platten Jugend zum „Mitspielen“ anzuregen, so daß das Marionettentheater auf der Hausbühne wiedererstände — dann hätten die Kürzer eine gute Tat getan. *Th.*

BÜCHER-QUERSCHNITT

F. T. HILL, Der Schöpfer einer Nation. (Abraham Lincoln.) Paul List Verlag, Leipzig.

Nationen und ihre Schöpfer gehören zusammen — wie Mahlprodukte und Mühlenbesitzer. Ist der Mann des „Blut und Eisen" noch zugleich ein guter Mann des Gesetzbuches und Gesangbuches, so wird ihm von seiner Schöpfung gewiß die Ewigkeit gesichert. Der Verfasser reinigt das Bild von „honeste Abe" (Abraham) von den ehrwürdigen Spinnweben und den Papierrosenkränzen einer gut geleiteten Andacht, beläßt es aber bei der Grundlegende. Lincoln, ein rechtschaffener Cicero des Bürgerkrieges dort drüben, hat eine Nation und hat überhaupt Geschichte so wenig gemacht wie irgend ein anderer gemalter politischer Heiliger. Zuletzt, als eine Art Zufallsmärtyrer ganz unschädlich gemacht, waren und bleiben seine Reliquien den vielen hochwillkommen, die klugerweise ihre politischen Geschäfte im Schatten und Düster einer großen Zeit abzuwickeln lieben. Der Verfasser, amerikanischer Jurist, glaubt dem Andenken des „Ersten Amerikaners" noch durch den — einwandfrei geführten — Nachweis zu dienen, daß sein weltgerühmter „Sklavenerlaß" von 1862 nur eine schäbige Kriegsmaßnahme darstellte, beinhaltend Wegnahme feindlichen Eigentums. Der Uebersetzer erweitert diese Spur in einer — reichlich unwissenden — Einleitung. Ich verzeichne: „Der überspannte (sic) Sklavenbefreier Brown . . ." „Die Sklavenbesitzer sahen sich" (nebbich) „in ihrem Recht und ihrem Besitz bedroht . . ." „Die Partei begünstigte durch mancherlei Geheimschliche (sic) das Durchbrennen der Neger auf freies Gebiet. Sie arbeitete hauptsächlich mit sittlicher Entrüstung". Mehr kann man von einem freien Deutschen und Republikaner, siebzig Jahre nach Lincoln, gewiß nicht verlangen! Ob aber auf diese Art wirklich Geschichte geschrieben wird? Man wünscht dem amerikanischen Bismarck zu dem bereits angekündigten Emil Ludwig noch seinen Hegemann. Wir raten diesem aber, sich nicht „in Person nach U. S. A." zu begeben. *P. A.*

VICKI BAUM, Menschen im Hotel. Verlag Ullstein, Berlin.

Die packende und knappe, aber alle Tiefen und Untiefen menschlicher Gefühle bloßlegende Kunst des Erzählens, mit der dieser moderne Roman geschrieben ist, hält große Vergleiche aus. Sie meistert den unruhigen Stoff, das Kommen und Gehen, den äußeren Betrieb und die Geheimnisse des „Grand-Hotels", das es in jeder Stadt gibt. So viele Zimmer, so viele Schicksale. Der Herr Generaldirektor, die alternde Sängerin, der entgleiste Baron, der kriegsverstümmelte Doktor, der Buchhalter, der die Ersparnisse seiner Lebensarbeit in wenigen Tagen ausgibt, weil er weiß, daß er krank zum Sterben ist, das schöne Aktmodell, der Portier, die Boys, die Stubenmädchen, die Musiker und die Kellner . . ., die großen Rollen und Chargen dieses aufregenden Buches, die der Leser nicht vergessen wird, weil er sie mit der Dichterin erlebt und ihnen jeden Tag im Leben wieder begegnen wird. Möge er dann so weltklug, unsentimental und gerecht zu ihnen sein, wie Vicki Baum. *H—g.*

HEINZ HULL, Mortelli. Verlag Ullstein, Berlin.

Das Unheimliche, Grausige, das, aus dem Verbrechen geboren, langsam ins Leben sickert, ruhige Existenzen vergiftet und allmählich zerstört, ist hier mit Hellsichtigkeit und Erlebnistiefe erfaßt. Wie diese dunkeln Strömungen alle seelischen Schwächen zu erreichen wissen, wie alles Gesunde dagegen trotz größter Nähe von ihnen verschont bleibt, das macht die Wirksamkeit und die ethische Bedeutung des Romans aus. Das Außerordentliche der Geschehnisse verbindet sich einer so starken fatalistischen Logik, daß es unentrinnbar, erschütternd und schließlich erlösend wirkt. *Schi.*

BALDER OLDEN, Das Herz mit einem Traum genährt. Universitas-Verlag, Berlin.

Der deutsche Roman, einst das miese Stiefkind unserer Literatur, wird europafähig. Neben französischen und englischen gibt es nun auch deutsche Romanschreiber, die die Form heraus haben, schreiben können, Geist haben ohne verschwommenen Tiefsinn-Dilettantismus. Zu den besten und mit Recht erfolgreichsten dieser Art gehört Balder Olden. Kenntnis der Welt, Weite, eine heftige und strahlende Sinnenhaftigkeit, Blick für den Menschen, Geschmack ist auch in diesem bravourös geschriebenen Buch, das mehr als gute Unterhaltung bietet. Hat's aber Olden nötig, einen geschmacklosen Titel (in der Zeitungsausgabe war er stiller), sei's auch mit Rücksicht auf den Verleger, zu wählen, oder ist er bloß musikalisch, und der Rhythmus von „Ich küsse Ihre Hand, Madame" sitzt ihm im Ohr? *E. Schw.*

HERMYNIA ZUR MÜHLEN. Heute und morgen. S. Fischer Verlag, Berlin.

Diese Memoiren einer österreichischen Diplomatentochter, die sich vor dem Krieg mit einem baltischen Edelmann vermählte, um dann, vom Evangelium des Sozialismus erleuchtet, über Nacht Reißaus zu nehmen, erinnern an die Bücher einer anderen Balten-Gattin: der Gräfin Reventlow. Sie schreibt ebenso frisch, lichtvoll und ehrlich. Man spürt, daß ihre Ueberzeugungen aus dem Blut und nicht aus einer Fexerei kommen. Um so mehr möge sie ein gütiges Geschick vor dem Umgang mit Literatur-Kommunisten bewahren! *-uh.*

Die Roman-Rundschau. Der Strom Verlag, Wien IV.

Von Oskar Maurus Fontana geleitet, einem der wertvollsten Schriftsteller Wiens, erscheint seit kurzem halbmonatlich die Roman-Rundschau, ein sehr verdienstvolles Unternehmen, das interessante und literarisch bemerkenswerte Romane der heutigen Weltliteratur in abgeschlossenen Heften bringt, dabei aber den gefälligen Charakter einer Zeitschrift wahrt und neben künstlerischen Holzschnitten orientierende Aufsätze und Bücherbesprechungen enthält. Die Romane wollen in ihrer Gesamtheit ein zusammenhängendes Bild des gegenwärtigen literarischen Schaffens geben. Das ist zweifellos ein glückliches Unternehmen, dem auch (beim Einheitspreis von 1,— Mark für das Heft) der Erfolg nicht fehlen wird. *Wtt.*

DIE ABGESCHLOSSENE PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE.

Nun stehen sie wirklich in Reih' und Glied: sechzehn wohlbeleibte, inhaltschwere, bilderreiche Bände. Nie ist ein solcher Schatz kunstgeschichtlichen Wissens, nie ein solches Archiv lebendiger Anschauung mit so viel Anmut dargeboten worden. Der letzte Band, der soeben erscheint (in die Reihe einzuordnen als Nr. 6), repräsentiert noch eine besondere Kostbarkeit: die Darstellung des frühen Mittelalters, will sagen der wunderbar vielspältigen, an Geheimnissen unausschöpflichen Epoche, die sich von der Auflösung der Antike bis zur ersten Festigung eines nordischen Stilausdrucks in der Gotik zieht. Es öffnen sich die Rätsel der altchristlichen, der byzantinischen, der Völkerwanderungs-, Karolinger- und Ottonenkunst, um uns in die Würde und Gehaltenheit der romanischen Aera zu geleiten. Diesen Ablauf in seinen gewundenen, vielfach ins Dunkel sich verlierenden Linien darzustellen, ist ein unsäglich schwieriges Amt. Daß es in diesem Schlußfolianten des Propyläenwerks so ausgezeichnet, nicht nur gründlich, sondern in so edler, den Leser bestechender Formung gelang, fordert doppelten Respekt. Denn Max *Hauttmann*, der als Nachfolger Wölfflins in München saß, hatte den Plan des Ganzen entworfen und die „Einleitung" (die aber ein Buch für sich ist) begonnen, als er, im Frühjahr 1926, aus dem Leben schied. Nun hat Hans *Karlinger*, Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen, das Fragment abgerundet —, und es entrollt sich eine prachtvoll einheitliche und geschlossene Schilderung; kein Uneingeweihter könnte die Grenze bestimmen. Dann marschiert das Korpus der Abbildungen heran: 500 Seiten, die zahllosen Einschalttafeln nicht gerechnet. Peter *Halm*, Assistent am Dresdener Kupferstichkabinett, arbeitete das kritische Katalogverzeichnis dazu — ein wissenschaftliches Kompendium für sich. Aber nicht vergessen sei nun auch beim Abschluß des Riesenwerkes, was die Redaktion des Verlages hier wie bei allen Bänden an hingebungsvoller und lautloser Mitarbeit geleistet hat: ihr kluger Führer Dr. K. F. *Reinhold*, neben ihm Bruno *Jacoby*, Hermann *Wiemann*, Dr. Alfred *Löwenberg*. —*rn.*

Grieben Reiseführer. Grieben-Verlag Albert Goldschmidt, 1929.

Deutschland scheint das klassische Land der Reisebücher und Reiseführer zu sein. Das hängt damit zusammen, daß der Deutsche seit alten Zeiten den Drang in die Welt hat, und ebenso, wie er sich fremde Literaturen aneignet, sammelt er auf jährlichen Reisen ferne Städte und Landschaften. — Der Grieben-Verlag hat auch in diesem Jahr neue Auflagen seiner bekannten Reisebücher herausgegeben, die in der Hauptsache nach praktischen Gesichtspunkten verfaßt sind. Der Führer durch *London* bringt neben verbesserten und vergrößerten Stadtplänen lebendige Charakteristiken der einzelnen Bezirke, und im Führer durch *Berlin* fällt vor allem ein interessanter Abschnitt über das neue Berlin auf. Auch hier ist alles auf den neuesten Stand gebracht worden, und die Erfindung des sogenannten Suchers erleichtert die Auffindung entlegener Straßen auf der großen Karte. — Neu aufgelegt sind ferner die Bände über Hamburg und Umgebung und Triest mit Abbazzia.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26



HAPAG MITTELMEER FAHRTEN 1930

mit dem
Vergnügungsreisen-Dampfer

„OCEANA"

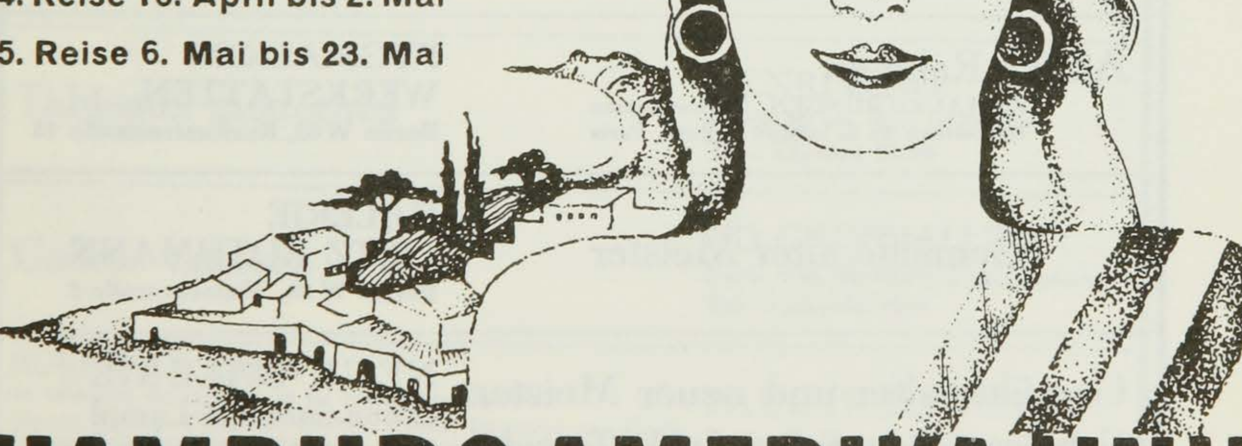
Vom 25. Januar bis 13. Feb.
von Hamburg über Southampton nach Lissabon, Cadiz, Ceuta, Malaga, Algier, Tunis, Palermo, Neapel und Genua
Fahrpr. von RM 575.- aufwärts

(Orientfahrt)
Vom 19. Feb. bis 15. März
von Genua über Neapel, Messina, Catania, Piräus, Rhodos, Haifa, Port Said, Korfu, Cattaro-Bucht, Gravosa nach Venedig
Fahrpr. von RM 750.- aufwärts

(Große Orientfahrt)
Vom 16. März bis 14. April
von Venedig über Gravosa, Cattaro-Bucht, Korfu, Piräus, Konstantinopel, Rhodos, Beirut, Haifa, Jaffa, Port Said, Catania, Messina, Neapel nach Genua
Fahrpr. von RM 950.- aufwärts

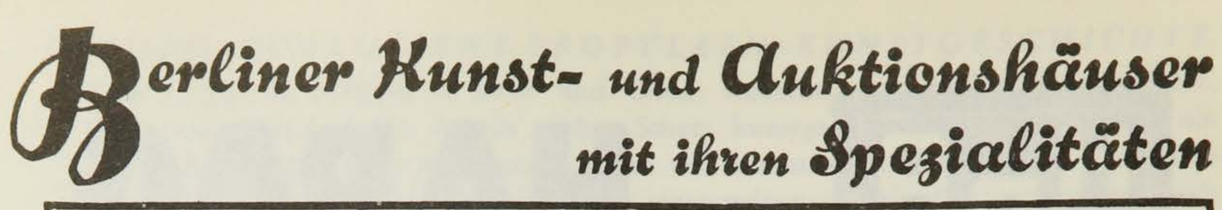
(Ostern in Rom)
4. Reise 16. April bis 2. Mai

5. Reise 6. Mai bis 23. Mai



HAMBURG-AMERIKA LINIE

Auskünfte und Prospekte kostenlos durch die Vertretungen an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.



Spezialität	Firma
Holländische, deutsche, italienische, französ. Meister des 15.-18. Jahrh.	DR. BENEDICT & CO. Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Str. 5
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	DR. BURG & CO., G.M.B.H. Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Str. 5
RENOIR und lebende Meister	Galerien FLECHTHEIM Berlin W 10, Lützowufer 13 Düsseldorf, Königsallee 34
Antiquitäten / Alte Gemälde	J. & S. GOLDSCHMIDT Berlin W 10, Victoriastraße 3-4
Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche	PAUL GRAUPE Berlin W 10, Tiergartenstraße 4
Gemälde alter u. moderner Meister	Galerie HABERSTOCK Berlin W 9, Bellevuestraße 15
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W 9, Bellevuestraße 14
Antike Rahmen RESTAURIERUNGEN, Rahmenkopien Dépositaire de la maison J. Rotil, Paris	PYGMALION-WERKSTÄTTEN Berlin W 62, Kurfürstenstraße 75
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Victoriastraße 2
Gemälde alter und neuer Meister Gobelins / Aubussons / Antike Teppiche	NEUE GALERIE Schönemann & Lampl Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Str. 4
Fragonard / Chardin verkaufen preiswert	RUD. SCHMIDT U. CO. ANTIQUITÄTEN G. M. B. H. Berlin W 8, Wilhelmstraße 46-47

DIE KÖLNER WERKSCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwendbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. • Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. • Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. • Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

KUNST-
UND GEWERBE-SCHULE

Mainz

VERLANGEN SIE
BITTE DRUCKSACHEN

LIBROS

en español y portugués
de venta en la Librería Española de Otto Salomon (única en Alemania).
VENTA DE REVISTAS ESPAÑOLAS Y SUDAMERICANAS
Berlin N 24, Oranienburger Str. 58, 1º-der.
Teléfono D 1 Norden 0133

Pídase el catálogo Q

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt
für die Galerien Flechtheim, Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

WIE WOHNEN?

WER IMMER FREUDE
an den Dingen hat, die unser Heim schön und geschmackvoll gestalten, findet reiche Anregungen in Bruckmanns Monatsheften

DAS SCHÖNE HEIM

Monatshefte für Haus, Wohnung, Garten und Kunsthandwerk. Vierteljährlich 4.80 RM. Einzelheft 1.60 RM. Verlangen Sie unsere illustrierten Prospekte oder ein reichhaltig. Probeheft für 1.60 RM

F. Bruckmann AG., Verlag
München 2 NW, Nymphenburger Str. 86

HÄNDE

Eine Sammlung von Handabbildungen großer Toter und Lebender

Mit einer Einführung in die Handkunde von Rolf Voigt und einem kunsthistorischen Geleitwort von Kurt Pfister

98 Abbildungen / Leinen 15 RM / Quartformat

Zum ersten Male wird durch dieses Buch weitesten Kreisen die physiognomische Bedeutung der Hand offenbart. Den Forschungen von d'Arpentigny und Carus folgend, führt Rolf Voigt in der Einleitung in die Einzelheiten der Handkunde (Chirognomik) als Grundlage praktischer Menschenkunde ein und ermöglicht so interessante Vergleiche zwischen diesen Lehren und dem reichen Anschauungsmaterial des Buches anzustellen. Kurt Pfister zeigt und belegt durch markante Bilder, wie selbst die großen Epochen der Kunstgeschichte ihren Ausdruck in der Wiedergabe der Hand finden. Der von hervorragenden Künstlerfotografen wie Renger-Patzsch, E. O. Hoppé u. a. geschaffene Bilderteil zeigt eine umfassende Auswahl interessanter und charakteristischer Handformen historischer und zeitgenössischer Persönlichkeiten

Ein unvergleichliches Geschenkbuch

Gebrüder Enoch Verlag / Hamburg

Kupferstich- und Handzeichnungs-Versteigerungen. Die bevorstehende Herbstauktion bei C. G. Boerner, auf der eine umfangreiche Kupferstich-Sammlung des 15. bis 19. Jahrhunderts aus altem deutschen Fürsten-Kunstbesitz zur Versteigerung gelangt, wird wieder zahlreiche Interessenten aus aller Welt nach Leipzig locken. Außerdem bringt der Versteigerungskatalog noch den zweiten Teil der Kupferstichsammlung des vor Jahren in Brüssel verstorbenen Architekten Alfred Kuhnen und weitere in- und ausländische Beiträge. Die Abteilung der alten Meister enthält Dürers „Ritter Tod und Teufel", „Die Melancholie" und „Hieronymus in der Zelle" in ungewöhnlich frühen Drucken. Unter den Holzschnitten seien serienweise Probedrucke der bekannten Holzschnitt-Folgen und ein herrlicher Clair-obscur-Druck des Varnbühler-Porträts in Grün erwähnt. Ferner unter den Rembrandt-Radierungen mehrere Abdrucke der prachtvollen Kompositionen der „drei Kreuze". Aus dem 15. Jahrhundert sind zwei Madonnen-Stiche Schongauers, ein großes Ornament-Blatt von Meckenem besonders hervorzuheben. Das bedeutendste Blatt dürfte jedoch eine „Geburt Christi" von Mair von Landshut sein. Die zweite Abteilung beschreibt eine Sammlung von englischen und französischen Kupferstichen und Farbdrucken des 18. Jahrhunderts mit vielen Kostbarkeiten ersten Ranges, in Sonderheit Werke von Debucourt, Blätter von Bonnet, Demarteau und Chardin. Den Abschluß der Herbstauktion bildet die Versteigerung der Handzeichnungs-Sammlung des kürzlich verstorbenen Sammlers niederländischer Handzeichnungen des 17. Jahrhunderts Dr. Curt Otto, Inhaber des Verlages B. Tauchnitz, Leipzig.





Der seit altersher als haarstärkend und belebend anerkannte Natursaft der Birken bildet die Grundlage für das nach wissenschaftlicher Erkenntnis zusammengestellte Dr. Dralle's Birken-Haarwasser. Weltbekannt als unerreichtes Mittel gegen Kopfschuppen und Haarausfall.

Preis: R.M. 2,40 und R.M. 4,20 ½ Liter R.M. 6,80 ¼ Liter R.M. 12,–

Erkältet?

Emser Pastillen

EMS

Emser Pastillen

BAD EMS

KRANCHEN

Da Sie Schreiben können können Sie auch ZEICHNEN

Wissen Sie schon, daß es jetzt eine neue Methode gibt, die allen ermö licht, in kürzester Zeit und mit unerhörter Leichtigkeit sehr gute Zeichner zu werden? Alle Schwierigkeiten, die Sie vielleicht bei früheren Versuchen schnell entmutigten, sind jetzt durch die Eigenart unseres Zeichenunterrichtes vollständig behoben.

Nichts ist geheimnisvoll. Die ABC-Methode benutzt ganz einfach Ihre beim Schreibenlernen bereits erworbene graphische Geschickli hkeit und ermöglicht Ihnen dadurch von der ersten Stunde an, sehr ausdrucksvolle Skizzen nach der Natur zu entwerfen. Selbst wenn Sie nie als einen Zeichenstift gehalten haben, können Sie dem ABC-Kursus folgen, unabhängig von Ihrem Alter, Wohnsitz und der Art Ihrer Beschäftigung.

Gut gelungene Skizze eines unserer Schüler nach fünfmonatigem Studium.

Bedeutende Lehrkräfte unterweisen Sie durch individuellen Briefunterricht, in der von Ihnen gewünschten Art des Zeichnens: **Skizze, Landschaft, Porträt, Karikatur, Jllustration von Büchern, Reklamezeichnen, Plakatmalen, Dekoration, Mode usw.** Über 20 aussichtsreiche Berufe öffnen sich jedem, der zeichnen kann.

Fordern Sie noch heute unsere Aufklärungs-Broschüre:

„Der neue Weg zum Erlernen des Zeichnens"

Dieses Prachtwerk, von unseren Schülern reich illustriert und alles nähere über die ABC-Methode und Aufnahmebedingungen enthaltend, wird Ihnen auf Wunsch kostenlos und unverbindlich geliefert.



Reizende Federskizze uns. Schülers J. Bouchu, ausgeführt nach 6 Monaten seines Studiums.

DAS ABC-STUDIO für Zeichenunterricht, Berlin SW 68/17, Markgrafenstr. 26

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang Berlin, Ende November 1929 Heft 11

INHALT

Marginalien:

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Peter Anton Gekle

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

nun gerade der einzige Gegenstand, von dem Sie als Hagestolz keine Ahnung haben. Und wenn Sie versuchen wollen, sich da hineinzumischen, so wird daraus nur eine liederliche, unheilige Messe!"



Evamarie Schlenzig

Die Priester Europas erheben mächtig ihre Stimme zu dem Thema: sex appeal. Mir würde es selbstverständlich nicht im Traum einfallen, die Oberpriester von Europa anzurufen, aber wenn es eine Oberprostituierte von Europa gäbe — zu ihr ginge ich auf der Stelle und erklärte laut: „Seht her, diese Person beschäftigt sich professionell mit sex appeal. Sie verliert ihren Lebensunterhalt, wenn ihre Methode falsch ist und sie die Kunst nicht wirklich beherrscht."

Unglücklicherweise oder glücklicherweise, wie man's nimmt, gibt es so etwas wie eine Oberprostituierte nicht, und dies ist wahrscheinlich der Grund, warum man nach der Ansicht des Priesters, nicht nach der der Prostituierten fragt. Daher schlage ich mich selbst als Nächstbesten nach der Prostituierten vor, d. h. natürlich mich, den Bühnenautor.

Ich stehe in Opposition gegen zwei Sorten von Menschen. Die einen wollen den sex appeal durch ein Höchstquantum an Kleidung verringern, die andern durch ein Mindestquantum steigern. Ich komme nun als Sachverständiger und erkläre, daß beide Parteien hoffnungslos falsche Methoden anwenden. Sie haben keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt. Um den sex appeal bis zum Äußersten zu steigern, gibt es nur einen Weg: durch Kleidung.

* * *

Ich erinnere mich an das 19. Jahrhundert. Menschen, die sich dessen erinnern, sind jetzt verhältnismäßig rar. Aber mir steht es noch deutlich vor Augen, denn ich war wirklich in einem sehr eindrucksfähigen Alter. Als Künstler war ich besonders empfänglich in Bezug auf Sexualität. Meine ersten Eindrücke stammen aus der victorianischen Zeit, die victorianische Frau war ein Meisterstück des sex appeal. Sie war sex appeal vom Scheitel bis zur Sohle. Zum Staunen war es, wie sie es machte. Natürlich bestand sie aus Kleidern vom Kopf bis zu den Zehen. Alles an ihr, außer Wangen und Nase, war ein gefährliches Geheimnis, das man

erraten mußte. Sämtlichen jungen Männern, Jünglingen usw. jagte nur ein Gedanke Schauer über den Rücken: einen Schimmer von den Dingen unter den Kleidern zu erwischen.

Man kleidete nicht die victorianische Frau — man polsterte sie aus. Das ist das einzig passende Wort. Jede Kontur, um nur die hauptsächlichsten zu nennen: alle vier wurden stark betont. Und wenn eine Frau aus eigenen Mitteln nicht genügend herausstellen konnte, so gebrauchte sie künstliche Hilfsmittel. So trug sie z. B. winzig kleine Wülste zur Verstärkung der Brüste, die man „Palpitator" nannte, und trug natürlich Korsetts und dergleichen mehr. Ich glaube wirklich, wenn ich hier irgendein Porträt oder Bild der Frau von damals zeigte, Sie wären sicher entsetzt. Doch Sie würden stutzig werden und überlegen: Womit hat die Frau Ähnlichkeit? Und dann würden Sie entdecken, daß hier diese Idee zugrunde liegt: über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß die Frau ein menschliches Wesen ist, und sie einem verlockenden, luxuriösen Sofa ähnlich zu machen. Das war die Idee, und durch die Kleidung wurde sie verwirklicht. Und jede Frau wußte das, jede Schauspielerin wußte das. Die Schauspielerinnen der französischen Bühne, besonders die, die aus dem sex appeal eine Spezialität machten, entkleideten sich niemals. Sie trugen — ich weiß nicht wieviel — Unterröcke, aber auf jeden Fall ließen sie — anstatt sich zu entblößen — nur einen Schimmer von der Unmenge rosa Unterröcke sehen, die um ihre Knöchel wehten; und die Wirkung war ungeheuer.

Das Ergebnis war, daß das victorianische Zeitalter außergewöhnlich unmoralisch war und eine besondere Krankheit hervorbrachte, die von den modernen Psychiatern, wie ich glaube, Exhibitionismus genannt wird. Es war eine Art Reaktion. Plötzlich zeigte sich bei manchen Frauen die Neigung zu schrecklichen Dingen, z. B.: ihre Knöchel zur Schau zu stellen. Aber selbst die Verwegenste oder Verdorbenste von ihnen dachte nicht einmal im Traum daran, ihre Knie zu zeigen oder Derartiges.

Auf der einen Seite gab es also den durch Kleidung erzeugten enormen sex appeal und auf der anderen die Sucht, eben dem Trotz zu bieten oder die Situation durch irgendeine kleine Enthüllung auszunützen.

*

Wir haben das alles satt bekommen. Der Nudismus hat sich auf erschreckende Weise verbreitet, wenn er auch nicht gerade so auf die Spitze getrieben ist wie in Österreich, wo es Vereinigungen und Klubs für solche Leute gibt, die dem seltsamen Brauch frönen, ihre Zusammenkünfte völlig unbekleidet abzuhalten. Die Unpopularität dieser Bestrebungen rührt tatsächlich daher, daß die Menschheit am sex appeal hängt. Sie will ihn gar nicht satt bekommen. Der Nudist behauptet folgendes: Der Augenblick, wo man sich dem anderen nackt zeigt, würde natürlich höchst peinlich sein, wenn man nur mit einem einzigen Menschen, der auch nackt ist, zusammen wäre; aber unter hundert nackten Menschen wäre das absolut nicht der Fall. Man fühle dann gar nicht mehr, daß man unbekleidet ist, und findet auch nichts dabei. Aber wenn man einem normalen Mann sagt, daß nichts dabei ist, antwortet er sofort: „Dann wollen wir das gar nicht erst einführen. Ich ziehe sex appeal vor, ich bin lieber in einer Atmosphäre von sex appeal."

Photo Mahrenholz

Die Knäbin (Jack v. Reppert-Bismarck)



Zwei Mädchen

Zwei Fräulein

Sammlung Raoul Korty



Sammlung Korty

Die Tänzerin Saharet

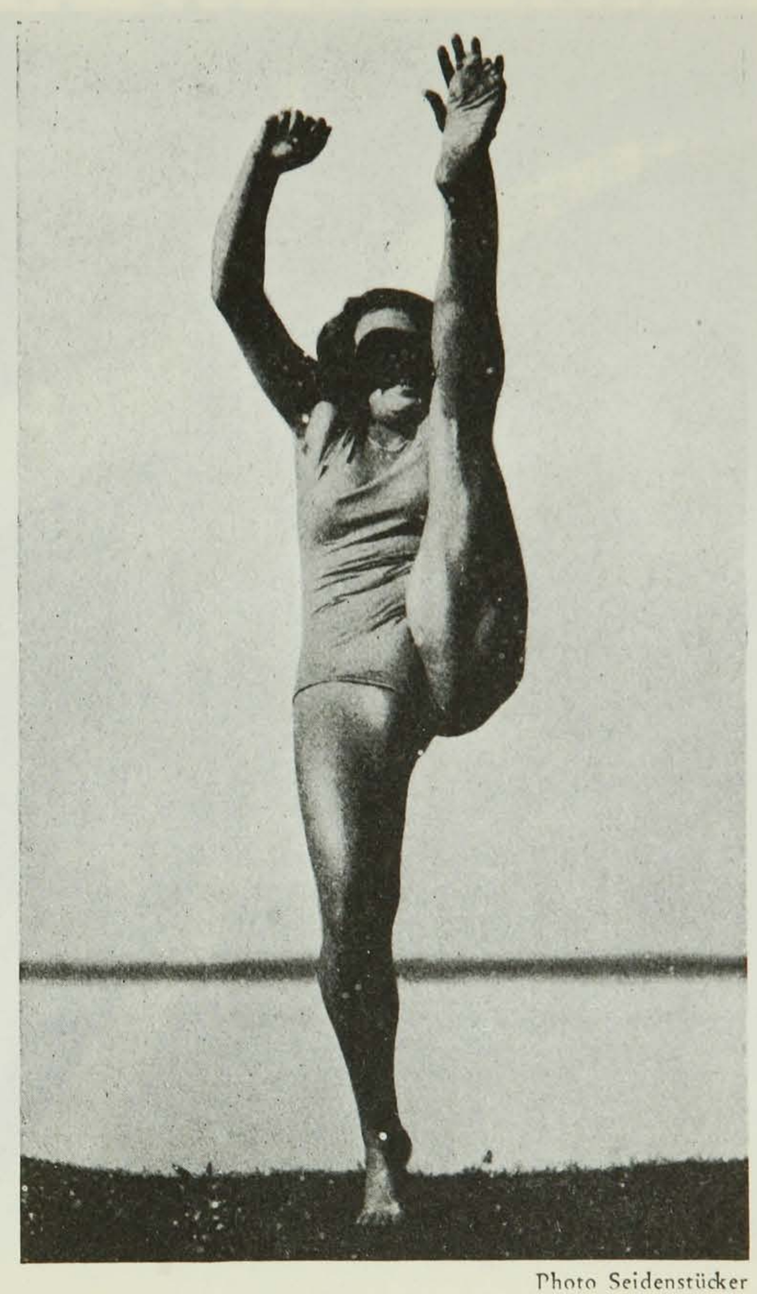


Photo Seidenstücker

Gymnastik

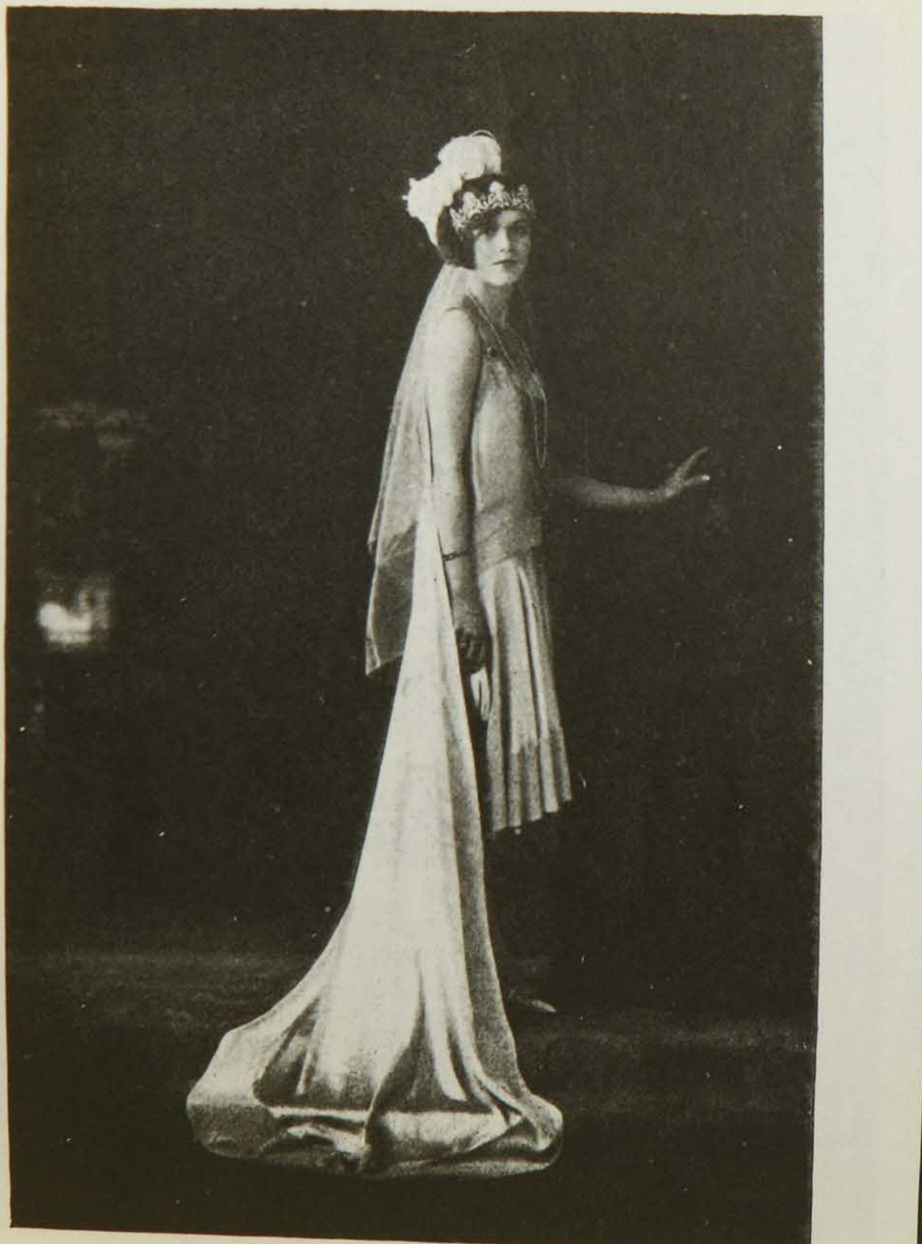


Photo Federmeyer

Fürstin Otto v. Bismarck (London)

Pierre Imans, Paris

Schaufensterfigur

Ich will gar kein Urteil darüber fällen, ob es wünschenswert ist, so zu leben wie im 19. Jahrhundert, wo die ganze Atmosphäre mit sex appeal gesättigt war, oder unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die Frauen einen großen Schritt der Nacktheit nähergekommen sind und der sex appeal in erstaunlichem Maße verschwunden ist, in einem Maße, das sich der Mensch des 19. Jahrhunderts kaum vorstellen kann. Es ist nicht meine Sache, festzustellen, welches die wünschenswertere Erscheinung ist, ich teile Ihnen nur die Ansicht eines Experten mit. Wenn Sie sex appeal wollen — Kleider! Wenn Sie den sex appeal loswerden wollen, werfen Sie soviel Kleider wie möglich ab.

* * *

Ich hoffe, daß sich ein anderer Redner mit der politischen Wirkung beschäftigen wird, die ich leider übergehen mußte. Auf folgendes müssen Sie sehr dringend Ihr Augenmerk richten: Die moderne Demokratie ist mit dem Freiheitsgedanken verbunden, weil sie gewisse Methoden politischer Unterdrückung abgeschafft hat. Da wir uns alle viel zu sehr von Gedankenassoziationen beeinflussen lassen, neigen wir zu der Annahme, daß Freiheit auf einem Gebiet Freiheit auf allen Gebieten bedeutet.

Machen Sie um Gottes Willen nicht diesen Fehler in Bezug auf moderne Demokratie und Volksregierung. Je mehr das Volk im großen und ganzen mit der Regierung zu tun hat — ich spreche jetzt zu den Mitgliedern der Gesellschaft —, desto heftiger ist der Lebenskampf, d. h. der Kampf um unsere Ideale.

Ich will Ihnen ganz kurz eine Anekdote erzählen, die diese Situation beleuchtet. Ein Freund von mir war der verstorbene Cecil Sharp, der unendlich viele Lieder gesammelt hat, speziell in Somersetshire, wo er damit begann. Es fing an im Pfarrhaus des Rev. C. L. Sarson, einem anderen alten Freund von mir. Beide sind nun schon tot. Eines Tages gingen sie im Garten spazieren, und innerhalb dieses Gartens befand sich ein abgeschlossener Obstgarten. Cecil Sharp hörte einen Mann jenseits der Mauer ein Lied singen, dessen Melodie ihm besonders schön erschien. Er schrieb es sofort nieder und fragte Sarson: „Wer ist der Mann, der da singt?“ — „Mein Gärtner“, war die Antwort. Sharp sagte: „Wir wollen zu ihm gehn und sehn, ob er noch mehr Lieder kennt.“ Mit der Begeisterung des Kunstliebhabers, der etwas Schönes entdeckt hat, ging er hinein, und sie erzählten dem Mann, daß sie ihn hätten singen hören. Der Mann warf seinen Spaten fort und rief Gott zum Zeugen an, daß er ein ehrenhafter, anständiger Mensch wäre, der noch nie in seinem Leben ein Lied gesungen hätte, und daß er sich solche Ausschweifung und Sünde nicht vorwerfen lassen könnte. Sie waren verwundert, weil sie — wie viele Leute unserer kultivierten Stände — nicht wußten, daß für die Maße des Volks Kunst und Schönheit nur Formen von Ausschweifung sind. Sie konnten den Gärtner nur mit größter Mühe davon überzeugen, daß sie beide genau solche Lumpen wären, bis er ihnen schließlich allerlei Interessantes über Lieder erzählte, und wo sie noch andere auftreiben könnten.

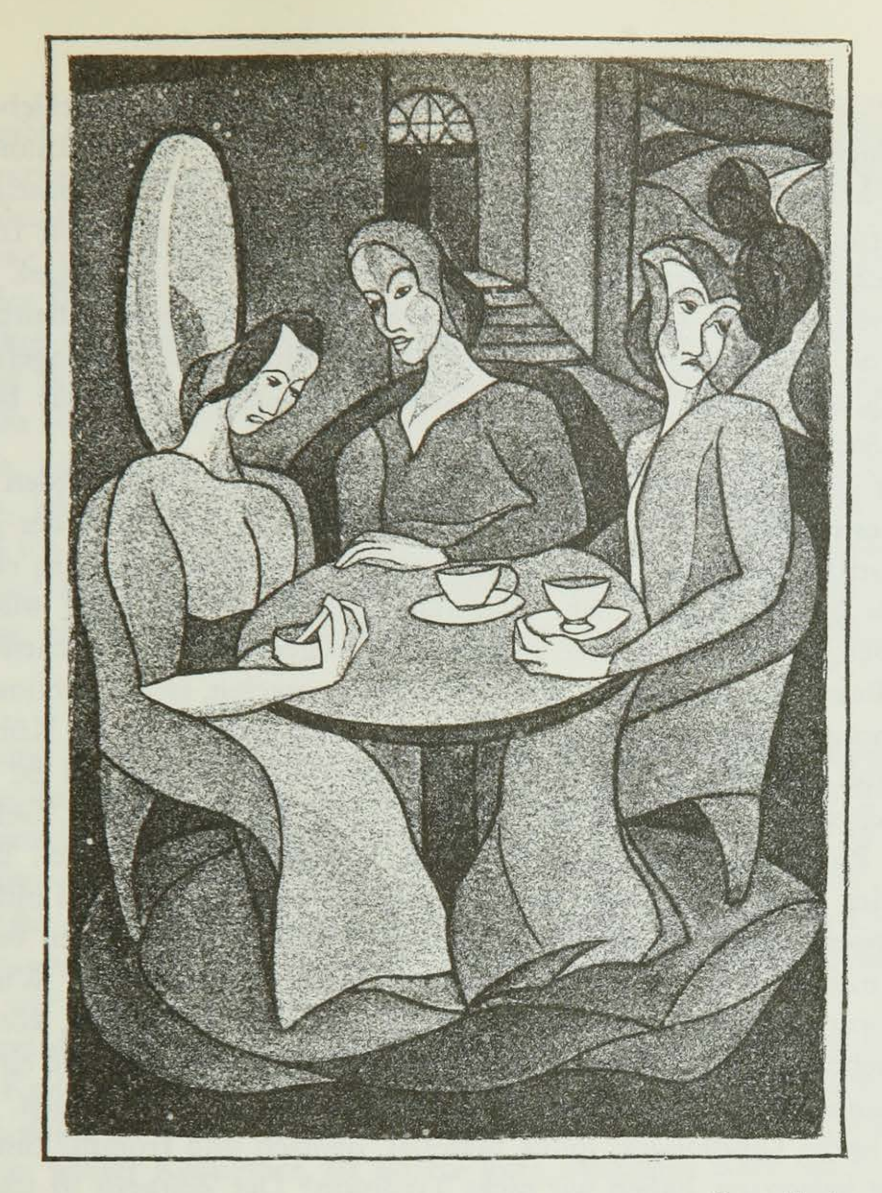
Machen Sie sich nur einmal die Moral dieses Erlebnisses klar. Diesen Dingen muß man begegnen. Die große Masse hat — weil sie in Unwissenheit aufgewachsen ist — keine Vorstellung von der Freiheit in dieser Richtung. Im Gegenteil, das Volk ist ihr wildester Feind, und Sie werden kämpfen müssen, nicht für eine

sogenannte Über-Moral, weil es denen ja wie eine Unter-Moral erscheinen wird, sondern für eine ausgesprochene Klassen-Moral. Dieser Begriff scheint unvereinbar mit Demokratie, aber verschiedene Volkskreise mit verschiedenen Graden geistiger Entwicklung werden ihre speziellen Grundsätze haben und die der anderen mit anderer Moral dulden müssen. Das ist das Äußerste, was wir erhoffen können. Glauben Sie nur nicht, daß Ihre besondere Moral der ganzen Nation aufgezwungen werden kann, und träumen Sie um Himmelswillen nicht davon, daß die Demokratie das bewerkstelligen könnte. Das ist der schlimmste Irrtum, der Ihnen passieren kann.



Jules Maçon

Stresemann



Tosca Taesler

WALLENSTEIN IM KLOSTER

Von

THISA v. SCHULENBURG

Ich war im Kloster. Lacht nicht, es ist wirklich wahr, es war sogar sehr schön. Man ist als Backfisch entweder Landsknecht oder feines Püppchen, wir waren Landsknechte. Ist es nicht ein Experiment, Kinder, die in den Jahren jungen Tieren gleichen, zusammenzusperren auf einen Haufen, wo sie hocken, gehemmt von innen, gebunden von außen. Da muß es doch platzen gleich einer Bombe, dies Temperament, dies Unreife, Ungare, in bizarrsten Formen muß es sich verspritzen. Verstecke gibt es und Heimlichkeiten, in die sich solch Stück Mensch zurückzieht. Mag das Leben noch so geregelt und geordnet sein, kraft der Natur, die stärker ist als alle Regeln, bricht das Eigenleben sich einen Weg; ist es kein breiter Weg, kein Strom, nun, so sind es viele kleine Kanäle.

Da gibt es Schlupfwinkel, die kein anderer kennt, tausend Möglichkeiten, die Gesetze zu umgehen. Man muß geschickt sein, wie ein Fuchs, wie ein wildes Tier Instinkt haben, heimlich sein wie ein Indianer. Nur schweigen. Mauern sind um uns herum, richtige Mauern, ohne „Erlaubnis" darf keiner hinaus. Das Wort

„Erlaubnis“ hat heute noch diesen merkwürdigen Klang, dies Innenleben. Na ja gut, aber zugleich ist an der Mauer ein Faulbaum, wer klettern kann und geschickt ist, kommt vom Faulbaum auf die Mauer, von dort ins Haselgestrüpp, und er ist frei. Die große Tanne, auf die man klettern kann, steht freilich im Garten, doch bin ich oben, überseh' ich die Weite, bin wie ein Vogel. Daneben ist ein Graben, fast vier Meter breit, auch eine Grenze, mit Stabweitsprung kommen drei von uns hinüber, doch, als der Stab brach, bin ich hineingefallen und mußte mich und meine schlammigen Kleider unbesehen ins Haus befördern, schwierige Sache.

Im Dorf gibt es Bonbons zu kaufen und Kuchen, im Dorf werden heimlich Briefe eingesteckt, die nicht zensiert werden sollen, freilich muß der geschickt sein, der dorthin auskratzt. Ja, und dann machen wir doch jeden Tag einen Spaziergang, da ist viel zu erreichen. Man kann „anführen“ und tolle, wilde, weite Wege machen, so schnell, daß die andern nicht folgen können. Auskneifen, wenn hinten am Bums die Dame geht, wir alle voran zu zweien, ist der schönste Sport. Das Unterholz ist dick genug, uns zu bergen, noch sicherer ist die Köhlerhütte, die Sache soll sich aber lohnen. Der Rückweg soll schön sein, sei es, daß man sich heimlich wieder anschließt oder allein ins Stift zurückschleicht. Gefahr muß dabei sein, Rausschmiß muß man riskieren, zumindest einen Tadel. Wenn ich verborgen im Wald liege, laure, daß die andern vorbeigehen, mich nicht sehen, mich vergessen, als kleine graublaue Schlange am Weg dann hinten verschwinden, da ist mir, als hätt' ich die Welt erobert, gehört sie nicht mir? Wir machen solch' Ausbruch zu zweien, zu dreien, zuviel sind nicht beweglich, können sich nicht bei Sichtung eines Feindes ins Gras werfen, platt, daß niemand einen sieht.

Wilder und ernster sind schon die anderen Revolten, die geistigen. Sind wir nicht alles brave Landkinder, gutes Material, deutsch und fromm? Sind unsere Eltern nicht kaisertreu, haben wir nicht Tradition? Der Zeitgeist ist stärker, der sickert durch. Da mögen die Mauern noch so dick sein, Bücher und Briefe mag man uns zensieren, das geht auf geheimen Wegen, unwahrscheinlich, doch unaufhaltsam. In solch' zusammengeballtem Häuflein werdender Energien und Intelligenzen freilich genügt ein Wort, ein Satz von draußen, der wirkt wie ein Funke, wird zur Flamme. Wißt ihr denn nicht, daß der Kaiser längst hätte abdanken sollen? Der Kaiser übrigens hat Ähnlichkeit mit Frau Äbtissin, beide pathologisch. Sie müßte auch abdanken. Ist draußen nicht Revolution? Warum also sollen wir Knickse machen vor allen Damen. Eventuell, als Konzession, vor Frau Äbtissin, vor den Damen ab heute nicht mehr. Nun, und die hohen Kragen an der Tracht haben uns lange schon gestört, weg damit. Die eingenähten Falten an den Blusen sind auch beengend, sind wir doch aufgeschwemmt, bißchen dick, 1919 kennt man noch nicht viel Sport; man mag mich bestrafen, wie man will, die Näherin mag jeden Tag die Falten wieder einnähen, ich trenne sie doch auf. Ja, und natürlich stammen wir vom Affen ab, ist doch ganz klar. Unser Stück Seele freilich, an das wir stets glauben, ist zugewandert, eingehaucht, Wunder. Außerdem lache ich, lache ich, wenn Sie vom Teufel sprechen, Frau Äbtissin. Und warum soll der Expressionismus nicht schön sein, nicht recht haben? Marcs Turm der blauen Pferde ist so tollblau. Von heute ab suchen wir leuchtende Farben, leuchtende Kleckse machen wir beim Malen. Wir binden Bücher ein, und

welche gibt es, die können feine Umschläge machen, ganz abstrakt. Übrigens warum nicht Dadaismus? Worte, die gestammelt werden, stolpern, auftürmen und wieder stürzen, warum soll das alles nicht gelten?

Ich trag' auch keine Unterröcke mehr, wozu? Und wenn Sie meinen, der Ausschnitt der Bluse sei zu tief, lasse zuviel sehen, uns ist's gleich, wir wollen Luft und dünken uns gleich etwas freier. Später, wenn wir frei sind, was wird später? Ich werd' Bildhauer, Ursel Schauspielerin, die Else muß Musik studieren, und Betty geht zur Oper. Heute gehen wir den Weg, den wir suchten. Will man mir verbieten, Silhouetten zu schneiden, damit die andern Arbeiten nicht zu kurz kommen, ich finde schon Möglichkeiten, jeden Tag schneid' ich solche, und lernen tu ich doch nur, was mir paßt, mir gefällt. Ich bin stärker als ihr. Das sind die Kanäle, die geheimen, tausendfältigen. Es gibt aber auch anderes. Dann bricht das Wehr, und der Damm und der Fluß stürzt vor, überstürzt sich, sprudelt.

* * *

Wir sind in der ersten Klasse, unsere Lehrerin hat eben den Wallenstein hingeworfen, hat verzichtet, ihn mit uns zu lesen, läsen wir doch wie Waschweiber, wie Jammerlappen. Sind wir nicht Landsknechte? Merkwürdige Wesen, eckig, in den Bewegungen gehemmt noch und blöd, doch zitternd vor Leben. Wir wollen's ihr zeigen. Wir führen zu ihrem Geburtstag Wallensteins Lager auf, wir 22 Leute, und sagen dürfen wir nichts davon, sind ja noch acht Wochen Zeit, da schaffen wir's geheim, nebenbei.

Ich erzähle nicht um der Leistung willen, die diese Aufführung war, sondern um der Kraft willen, der Explosivkraft, die in solch Kindern steckt, die keiner hemmen, dämmen kann. Da ist eine Idee, und kraft dieser Idee ist selbst die zarte Renate ein wilder Kapuziner, ist unsere gute, langsame Käte ein flotter Soldat, ist Elsbeth ein toller Jäger. Da sind welche, die lernen sonst ungern, diesmal können sie ihr Pensum. Übrigens steigt die Sache in drei Wochen. Da kommt der Kampf. Eines Tages ruft eine Dame mich zu sich, vertraut mir an, da am fünfundzwanzigsten Jubiläum der Äbtissin (hatten wir vergessen) gedenke sie etwas aufzuführen, eventuell zwei Akte aus Iphigenie. Nur habe sie ein Bedenken, sie brauche die Inge zur Iphigenie, und die Inge sei doch Konfirmandin. Sind wir das nicht auch? Und spielt die Inge nicht die Marketenderin? Sie ist sogar kokett dabei, worauf wir andern sehr stolz sind, wir können das noch nicht, wir eckigen Mißgebilde.

Am nächsten Tag, nach eingehender Beratung, gestehen wir: Wir üben schon an einem Stück, d. h. wir haben schon eins eingeübt.

— Ja welches denn?

— Also Wallensteins Lager.

— Was, dies burleske Stück! (Wüßt ich doch, was burlesk ist, Gudelins weiß es auch nicht.) Ihr als Konfirmandinnen! Unmöglich!

— Ja, aber wir haben es schon eingeübt, ganz fertig eingeübt.

— Geht zur Äbtissin, die mag entscheiden.

Entsetzen dort und Schweigen.

— Geht zum Pastor, ihr seid Konfirmandinnen.

Der brummelt vor sich hin, ihm sei's gleich.

— Frau Äbtissin, dürfen wir?

— Ja gut, aber in Stiftskleidern.

— Nein, das tun wir nicht. Dann können wir's nicht aufführen, und dann ist Arbeitskraft von fünf Wochen weggeworfen. (Arbeitskraft von fünf Wochen, darauf liegt das Hauptgewicht).

— Frau Äbtissin, Arbeitskraft von 22 Kindern von fünf Wochen, wir haben gelernt, geprobt, gefeilt. Wie darf man Kraft wegwerfen um 20 Paar Hosen willen, tragen wir nicht dieselben langen, blauen, weiten Pumphosen auf dem Turnplatz?

— Fragt den Pastor.

Der ist nun schon ärgerlich, „meinetwegen tun Sie's, aber ich seh' nicht zu". Wir haben unser Recht, uns ist alles gleich. Soll er wegbleiben. Wir haben uns durchgesetzt, und nicht zu vergessen, vierzehn Tage nach der Aufführung sind wir draußen in der Welt, frei. Jetzt steigert sich alles. Jetzt sind wir besessen, toll. Da brüllt, stampft, schreit etwas in uns, das macht uns trunken. Wir vergessen den Tag, den Zwang, die Pflicht, wir vergessen alles. Wir sind freie Wallensteiner und sind für kurz nur hier eingekehrt im Stift. Kameraden sind wir. Was die Feinde machen, schert uns 'nen Dreck, solang wir „wir" sein können. Zufällig nur haben wir heut dies Gewand gewählt, diese Zeit, diesen Ort, diese bunte, farbenklecksige „Stilbühne" im märkischen Stift, eine Stilbühne, gemacht aus Decken, die nebeneinander, über- und voreinander hängen. Ebenso zufällig, daß wir Kinder sind, Mädchen, halb erwacht, das ist alles äußerlich. Wir sind ja besessen. Wahrheit ist die Idee. Wahrheit ist die alte Hellebarde und der Morgenstern, sind die drei Paar Stiefel aus dem „Museum". Die andern Stiefel sind aus dem Dorf. Wir liegen am Vorabend breit auf dem Stroh bei Kerzenlicht und fressen den Honig mit der Hand aus dem Topf, schlecken ihn von allen Fingern. Die Stimme soll doch klingen — „Frei will ich leben und frei will ich sterben, niemand berauben und niemand beerben" — wer jung war, weiß, daß die Worte allein schon trunken machen. Zumal haben wir im Stall gestanden, gut gepflegt und gefüttert, doch im Stall, und wir haben den Hufschlag der andern draußen gehört, haben gewiehert, an den Ketten gezerrt, gestampft, ausgeschlagen, in vierzehn Tagen läßt man uns heraus, macht das nicht toll? Frei will ich leben, denn wir jungen, blöden Pferde glauben an die Freiheit, an das Leben, glauben, daß der Stall nur auf sein muß, um uns frei zu machen. Das Leben ist unendlich weit und offen, alles und nichts ist zu gewinnen, zu verlieren. Nochmal — wir sind besessen.

Der Pastor erscheint nicht zur Aufführung, die Äbtissin schüttelt den Kopf hinterher. Ganz nett — aber die Hosen, die Lehrerin schließt uns in die Arme, sie und paar andere haben gespürt, was los war, was da tobte. Also es klappte. Was gilt danach die Einsegnung? Zumal, wenn Kapp-Putsch ist, wenn gestern abend Nordlicht war, eine große rote flammende Krone am Himmel, dann strömen Wittenberger Spartakisten im Land herum, das ist das Leben. Das Leben ruft. Wir wiehern.

Kaum ist der Riegel offen, stoßen wir selbst die Türe auf, übersteigen uns, hasten, galoppieren los, ohne rückwärts zu schauen. Rasen hinaus in Frühling und Sonne. Vielleicht sitzt Wallenstein uns noch in den Gliedern, alles andere jedoch ist vergessen.

DIE LIEBE IN SCHWEDEN

Von

STINA LINDBLAD

Alles ist relativ in der Welt außer der schwedischen Liebe! 70 Prozent von der Liebe dieses Nordlands ist furchtbar langweilig und so kompliziert, daß man die Verhältnisse genau kennen muß oder wenigstens ein berühmter Diplomat sein um zu einem Resultat in der Liebesache zu kommen oder Erfolg zu haben. Nicht nur bei Männern, sondern mein armes Geschlecht muß auch darunter leiden. Und alle diese „Leidereien" stammen nur aus blöder Fremdheit. Was heißt denn Fremdheit für einander? Ja, das ist z. B. wenn ein schwedischer Mann eine Frau nach seinem Geschmack gefunden hat und sie zu lieben angefangen, will er ihr natürlich seine flammende Liebe gestehen, aber raten Sie, was er in solchen Fällen tut? Im allgemeinen gesteht er ihr alles ohne das, was er mit sich selbst jedesmal vor einer Verabredung gewettet hat, nämlich: „Diesmal muß ich ihr meine Liebe unbedingt ‚ausspucken'." Das erste Jahr verliert er bestimmt, und das hat er wirklich verdient, weil time is wohl nie so viel Money wie in unserer Tempo-Zeit!



H. Helmsing

Wenn man dort früh reif ist, fängt man mit 13 Jahren an „Augen zu werfen", und sieht der Ausgesuchte dieses Auge voll geglaubter Liebe, fliegt der Absender vor Freude und Stolz in die Luft und wird es geantwortet ist man schon im Himmel vor Triumph und Hoffnung. So wirft man ungefähr bis 15 Jahre, da man von einem Ball oder von einem anderen Zufall die Eltern eines Abends später wie 9 oder 10 h. vermeiden kann. Dieser ersten Heimkehr mit „Ihm" oder „Ihr" allein in der dunklen Nacht (in Schweden hat man trotz alle Wasserfälle und Kraftreichtum sehr schlechtes Straßenlicht) hat zur Folge Hand- und Armdruck und im besten Falle einen seelichen Kuß. Nächster Abend: lauter Küsse, und man ist verliebt wie ein Spatz. Aber — auch in Schweden nimmt die Liebe dauernd zu oder ab, und das bedeutet mit der Zeit Konflikte. Dann schwärmt man bis 19 oder 20, und da ist man heiratsfähig (wenn man natürlich nicht zu proletariatisch und „amerikan-imitiert" ist, und sich in irgendein Büro hinsetzen will um to make Money und Komplimente von der Umgebung wegen Tüchtigkeit hören will). Hat man den Heirat nicht vermeiden wollen, ist man hingewiesen, in der Ehe glücklich zu sein (oder sich das

wenigstens einbilden), denn dann gibt es kaum einen Zurückkehr mehr. Die Scheidungsprozesse in Schweden sind nämlich ganz im Gegenteil von denen Amerikas. Und ich glaube man lebt darum lieber in einer kleinen Hölle-Ehe statt sich scheiden zu lassen, wenn die Hölle natürlich nicht zu heiß ist, das kommt aber manchmal auch in den besten Familien vor, zum Vergnügung der Presse, die nie was dagegen hat herrliche Familienskandalen zu verbreiten (dort ist es ja ein besonderes Vergnügen, da sich in dem Volksarmen Land beinahme jeder kennt). Anderswo staunt man selbstverständlich, wenn man hört, daß man in Schweden ohne weiters allein zu jemanden hinaufgehen kann um ein Buch auszuborgen usw., ohne das es per Eilbote durch die Stadt läuft, und man den guten Ruf verliert. Man verläßt sich auf die Nordpolnähe, das heißt auf den kühlen Charakter; aber man soll sich bestimmt nicht zu viel auf das Eis verlassen, weil manchmal kann die Sonne auch anfangen zu scheinen und es wird wärmer.

Warum ist man in Schweden in der Liebesangelegenheit so unaufrichtig gegen sich selbst, also zum anderen? Man macht als ob: „was geht mich ‚den stora kärleken' (die große Liebe) an?" Man ist wohl doch nicht auf der Erde um Theater mit sich selbst zu spielen! Aber ich muß sagen, man hat sich doch sicher gut entwickelt, so ein Optimist würde sagen: „Bald gibt's in Schweden eine 100 Prozent ‚kultivierte' Liebe."

Im Allgemeinen haben die über die Liebe ihrer Kinder bestimmenden Eltern schon ihre Vernunft zurückbekommen. Das war auch höchste Zeit, weil so eine gezwungene, ja ich möchte sagen, frisierte Liebe war unerträglich für die armen Kinder. Man durfte nur nach Familienwunsch lieben. Man könnte Kaufmannstochter oder Bankiersohn sein, das spielte keine Rolle, Erlaubnis mußte man „in der Tasche" mitnehmen. Jetzt ist man Gott sei dank, ja sogar nach dem Gesetz, ein bischen freier, so man darf mit eigenen Gedanken und eigener Seele (wenn man eine hat) herumlaufen.

Aber es gibt eine Liebe die, glaube ich, nur in Schweden vorkommt, und die versöhnt einen mit allem, was man sonst tragen muß, nämlich die „Waldliebe". Oh, das ist eine süße, altmodische Liebe! Die erregt sich dort, wo ein nicht auf dem Platz geborener Mensch sich vor Weltverlassenheit mindestens aufhängen würde; dort, wo die nähesten Baustätten viele Kilometer von einander liegen. Trotzdem findet man sich immer. Und diese Verhältnisse kann kein Paradiesschlange stören, da kein Mensch so ein Steinherz hat, um diese heilige Sache zu verderben. Ja sogar, wenn jemand sich in den einen von den beiden leidenschaftlich verlieben würde, könnte man es nicht einmal auf einer Wimper merken. Denn sowas zu zeigen verbietet das schwedische Urwaldgesetz und das liegt für jeden in der Luft.

Auf diese heilige Waldliebe trifft das Lied, das man in den Großstädten singt, nicht zu:

Om jag vore kär i henne
och hon vore kär i mej
då slapp man att alltid va trenne
när man skulle ut på galej.

(Wenn ich in sie verliebt wäre und sie genau dasselbe in mich, dann brauchten wir nicht immer zu dritt bummeln gehen.)



Klosterschule

Sammlung Korty

Grisetten aus der „Lustigen Witwe“



Dr. Karl With (Köln), Jack Vecht (Amsterdam),
Prof. Dr. Erich Leschke (Berlin)



Photo Nierendorf

Der Bildhauer Kogan und Frl. Speyer

Fritz und Thisa Heß

Museumsdirektoren in Köln (Angoulvent-Paris, Capart-Brüssel, Destiée-Brüssel, Adenauer-Köln, Graul-Leipzig, Oprescu-Bukarest, Dupierreux-Genf, Foundoukidis-Athen, Brinckmann-Köln)

Photo Karin Lund

Harry Domela vor seinem Berliner Kinotheater



Photo Marga Lutteroth

Kathi Kobus †



Harry Domela als Karlheinz („Alt-Heidelberg“ in Bad Kudowa)

EINEN MONAT KINOBESITZER

Von

HARRY DOMELA

Also es ist unbestreitbar, die Bäume sind noch ganz grün, die Sonne scheint noch ganz warm — aber es ist unwiderruflich Herbst, was dir Berlin weniger durch das Aussehen der Natur als durch den Beginn der Saison beweist. Premièren, Premièren! Ich startete die Première meines Berliner Volkskinos — Außenseiter, der ich nun mal bin — schon vor mehr als einem Monat. Mitten im Sommer, bei der größten Hitze, promenierten am Eröffnungsabend auf der als Foyer dienenden Rostocker Straße meine „Premièrenbesucher", die sich merkwürdig und amüsant mischten aus echtester Rostocker Straße und „Zugereisten". Eine Menge Journalisten, Herren, Damen, Neugierige aus dem Westen, alle hatten sie noch keinen Platz gefunden, so voll war's. Ich habe mich weiß Gott über die Geduld dieser „Westler" gewundert, die bis spät in der Nacht auf der Straße ausharrten, bis sie endlich einen Platz fanden. Während drin mein großes Prinzen-Abenteuer über die Leinwand lief, wurde ich draußen immer wieder von Zeitungsleuten zu sprechen verlangt, auch aus der Provinz und sogar aus — du ahnst es nicht — Kopenhagen. Immerhin war doch wohl nicht so viel Sensation herauszuholen, wie eine mir etwas konfus erscheinende hauptstädtische Journalistin zu hoffen schien, die mich schon tagelang vorher nervös gemacht hatte und nun am Abend — wie der Phönix aus der Asche hatte sie sich ins Schwarzseidene verwandelt — irgend etwas großes „Offizielles" zu erwarten schien. Ich hätte ihr die Sensation, nach der sie hungerte, gern als Nachfeier serviert und hatte sie hierfür in die „Goldelse" eingeladen. (Für diejenigen, die nicht wissen, was die „Goldelse" ist, sei gesagt, daß hier die ganz Vorurteilslosen und Gesetzlosen, die sogenannte „Unterwelt", ihre fröhlichen und sehr unbekümmerten Rendezvous abhalten, wobei sie gar kein Verständnis für das „sachliche Interesse" von Außenstehenden haben.) Aber meine Journalistin hatte inzwischen Erkundigungen eingezogen, und so mußte sie leider, wie sie sagte, zu Hause ein Telefongespräch erwarten. Schade.

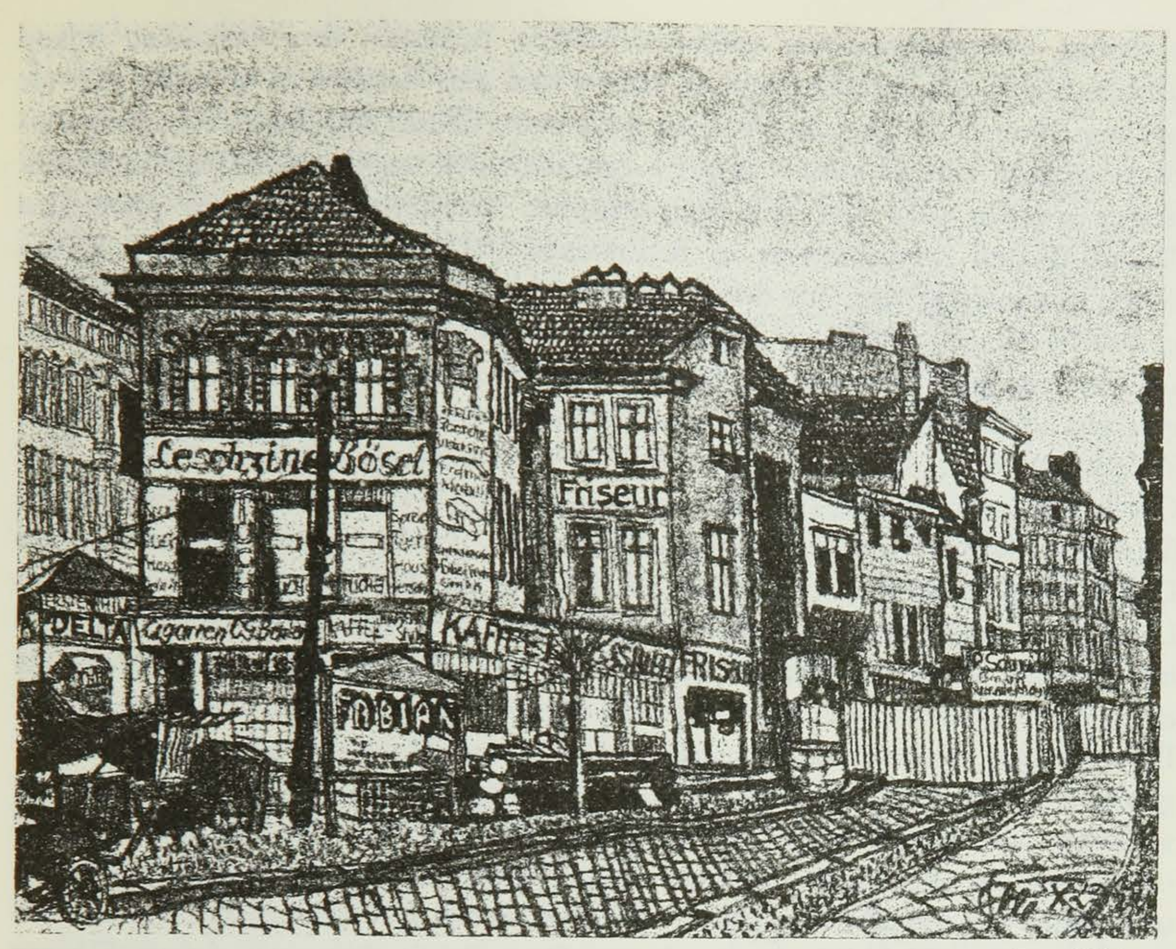
Auch Dr. Hans Heinz Ewers „promenierte", er war skeptisch, ich nicht. Denn es ist meine Art, den Erfolg oder Gewinn einer Unternehmung weniger vom geschäftlichen Standpunkt als von dem der Erlebnismöglichkeit aus zu sehen. Und da muß ich schon sagen, es sind eine Menge komischer, rührend komischer und menschlich schöner Kleinepisoden, die mich seither mit meinen „Rostockern" verbinden, anmutig immer wieder unterbrochen von merkwürdigen Besuchen „Außerhalbscher". Von den „Rostockern" weiß ich, in welchem Hause sie wohnen, wieviel Kinder da sind, ich kenne den Großvater oder die Großmutter, die schon eine und dreiviertel Stunden vorher im Kino sitzt und mir erzählt, daß es ja egal sei, ob sie nun hier oder zu Hause säße, Licht habe sie da auch keins. Ich weiß, wie lange dieser oder jener schon arbeitslos ist, und daß die Else heute einen Ausflug macht und erst später kommt. Das kleine Mädchen in der Nachmittags-

vorstellung hat nur noch den Vater, die Mutter ist in der „Dovenanstalt“, der Bruder in der Fürsorge — er hat Katzen lebend gekocht. Aber ein Vierzehnjähriger ist mit dem Programm der Kindervorstellung unzufrieden, er will „Die tolle Lola“ sehen und schnalzt mit der Zunge, worauf ein noch kleinerer Knirps meint: „Du mußt ja als Kind scheußlich gewesen sind.“

Es hat sich in der Rostocker Straße eingebürgert, daß die mehr oder weniger halbwüchsige Jugend unter der Bogenlampe meines Kinos Stelldichein sich gibt, auch wenn man nicht gerade die Absicht hat hineinzugehen. Da erzählen sie mir dann so allerhand, geprügelt wird zwischendurch auch mal ein bißchen. Neulich hat es fast eine kleine Köpenickiade gegeben, als in meiner Abwesenheit ein offenbar Angetrunkener sich den das Geschäft versehenden Leuten als „Bürgermeister von Moabit“ vorstellte — man denke, ausgerechnet bei mir! Aber mein Türhüter — die „Silberpappel“ nennen ihn die Jungs — hat den Witz verhindert, was ich fast bedaure um des Witzes willen. Ja, ich steh mich gut mit den „Rostockern“, und als es eines Abends in der Beußelstraße bei der Konkurrenz brennt, bringt man mir die Nachricht mit Freudengeschrei und dem Hinzufügen, daß „man bloß zwei Olsche flüchten mußten“, nämlich weil nicht mehr drin gewesen seien. Also persönliche Sympathie bringt man mir unter den „Rostocker Linden“ wohl entgegen, und es ist sicher keine Geringschätzung meines Etablissements, wenn eine Frau 50 Pfennig hinlegt und erklärt, mehr bezahle sie nun und nimmer. Ach, es macht Spaß mit den „Rostockern“, die jeden Tag für neue Aufregung und Abwechslung sorgen. So wurden mir neulich kurz vor der Aufführung die beiden wertvollen Kopien der Großfilme „Die letzten Tage von St. Petersburg“ von Eisenstein und „Das Kind des anderen“ geklaut. Das sind so Kleinigkeiten, die einen nicht aus der Ruhe bringen dürfen.

Von den Besuchern aus anderen Bezirken sind mir die liebsten die, die mich nicht antrafen — da bleibt meiner Phantasie Spielraum zu erraten, was sie wohl von mir wollten oder was sie zu der Reise in die Rostocker Straße sonst bewogen haben mag. Der „blinde Passagier“ der Bremen ist eines Abends dagewesen, mit seinem Patriarchenbart, seiner Kinderstimme und einem Paket Zeitungen und Photos von sich. Was er eigentlich gewollt hat, ist nicht herauszukriegen gewesen. Vielleicht wollt er mit mir einen Verein der „blinden Passagiere aus Überzeugung“ gründen, denn Vereine müssen doch gegründet werden. Dann rückte eines Abends — ich kann nicht jeden Abend da sein, und die gütige Vorsehung verhindert mich immer am richtigen Tag — die schon oben geschilderte ehrgeizige Journalistin an mit einer leibhaften Prinzessin von H. zu O., die übrigens eine charmante junge Dame sein soll, wahrscheinlich, um mich da ohne Dressur vorzuführen. Prinzessinnen habe ich mich seinerzeit selbst, aber mit Dressur, vorgeführt, diese kommt zu spät. Ich will keine Sehenswürdigkeit mehr sein.

Ja, und dann kamen natürlich auch Leute, die mich nun wieder einen reichen Mann glauben — als Kinobesitzer. Mein Gott, selbst ein sehr gut gehendes Kino ist in den heißen Sommerwochen wohl nicht zu füllen, und die Lasten eines solchen Unternehmens, niemand scheint an so was zu denken. Ich selbst denke gar nicht gern daran, sondern ich freue mich lieber des anderen „Erfolges“. Mit der beginnenden „Saison“ wird auch der andere kommen.



Peter Milde

FASSADEN

Von

OTTOMAR STARKE

Es war eine sinnige Zeit, die die Häuserfronten mit Adamiten bevölkerte. Auf jeder handbreiten Konsole faßten sie Fuß und brachten sich in irgendeiner schönen Pose zur Geltung. Als Flora streuen sie steinerne Blumen von Pfundgewicht über den ahnungslosen Mann, der laut Befehl an einer Drahtmatte mit eingelegtem Kugel-Salve die Füße abzustreifen bemüht ist. Barfüßige Dryaden schneiden zwischen Hochparterre und Belletage Korn, das sie neckisch in der Schürze präsentieren. Vom Säugling bis zum greisen Rentenempfänger bemüht man sich, auf den Schultern die für den Nachmittagskaffee der Schmid und Schulze wichtigen Balkone zu tragen. Man tritt mit Familie, Kind und Kegel auf, hält als Vater und Mutter mit strotzenden Bizepsen und dito Brüsten zwischen sich die Glasplatte mit der goldenen Hausnummer über dem Entree oder bildet kompagnieweise mit eurythmischen Bewegungen zwischen den Fensterzügen Friese. Viele ächzen auf dem Dachfirst, wo es nichts zu tragen und zu stützen gibt, unter der selbstauferlegten Last riesiger Kugeln, wie stellenlose Varietékünstler, die heimlich üben. Viele deuten mit lädiertem Pfuifinger aufgeregt in irgendeine Himmelsgegend, über Geschehnisse alteriert, deren Kenntnis den Organen unserer Sphäre wohl auf ewig verschlossen bleiben wird. Andre sind in stummes den-

kerisches Vorsichhinbrüten verloren. Mütter benutzen den Aufenthalt knapp unterm Dach, um die Mädchen zu lehren und den Knaben zu wehren, oder sie blicken träumerisch den als Pendant gedachten Gatten an, der sich kontrapunktisch betätigt. Und es nimmt in einer Zeit mit solch waghalsigem Equilibre nicht weiter wunder, daß vor den Schornsteinen in zentimetergenauen Abständen Turner-Riegen schwindelfrei in Rührt-euch-Stellung verharren. Diese Wesen lieben besonders glatte, nur durch eigenwilliges Rankenwerk eingefaßte Flächen, in welche sie sich reliefartig zu schmiegen verstehen, ein Stück fröhlichen Steinschleiers im Steinwind flattern lassend, den steinbeschuppte Lepidopteren umgaukeln. Alle sind gerade im entscheidenden Augenblick zur Erfüllung ihres Zwecks zu Stein erstarrt oder zumindest in steinartig angemaltes Blech. Das Großstadttempo berührt sie weder in ihrem Negligée noch in ihrem idealen Dolce far niente. Sie frieren nicht und schwitzen nicht, worum sie zu beneiden sind, ihr Dasein ist ein paradiesisches, selbst bei flauer Börse. Sie geben den Leuten, deren Leben sich hinter ihrem Rücken abspielt, eine stets gleiche heitere Folie. Niemand merkt ihnen an, daß sie vielleicht einen Zahnarzt verdecken, der gerade einen Nerv anbohrt, oder einen Anwalt, der sich müht, eine faule Ehe zu flicken. Ihnen ist egal, ob sie einen Gemüseladen oder eine Antiquitätenhandlung im Erdgeschoß beherbergen. Manche als Karyatide angestellte Dame hat es vorgezogen, vielleicht aus gynäkologischen Gründen, die unteren Extremitäten lediglich ornamental zu entwickeln, und wo nicht, hält doch jede die göttliche Triangel unauffällig mit irgendwas verdeckt. Es fehlt weder die subtropische Fauna noch Flora, um das Weltbild abzurunden, und wollüstig hingeschmissene Figuren haben Gelegenheit, den Ellenbogen lässig in Löwenmähnen zu stützen. Pelikane flattern über Emailschildern, auf denen sich ein Pediceur in Erinnerung bringt, Adler behüten flügelschlagend die Selbstanzeige der approbierten Hebamme im Gartenhaus. Schilf wächst aus den Portierslogen, und Apfelbäume schlagen Wurzeln aus Rolladenbehältern. Und man wird angehalten, milder über Henker zu denken, wenn man sieht, wie sauber abgetrennte Köpfe als Schlußstücke über Tür und Fenster zu verwenden sind und eine gute Miene beibehalten. Man hat mit vieler Mühe und nicht unerheblichem Kostenaufwand diese Hausfassaden wie Münchner Bilderbogen ausgestattet, hat in der Mythologie geblättert, um den oft reichlich Entkleideten ein anständiges Alibi zu sichern, man hat neben dem Olymp den christlichen Kalender Modell stehen lassen, man hat umständliche Pläne in Grund- und Aufriß gezeichnet, Künstler in Brot gesetzt . . .

Und jetzt kratzt man das alles wieder ab! . . .

Jetzt kratzt man das wieder ab, obwohl im Leben doch alles auf die Fassade ankommt, obwohl das Leben doch so notwendig der romantischen Kulisse bedarf. Aber man neigt der Ansicht zu, daß Privatleute bescheidener zu inszenieren sind. Man konzentriert sich auf den allegorischen Kommentar an öffentlichen staatlichen Gebäuden. Hier haben Justitia und alle Musen auf breiten einladenden Sockeln Gelegenheit gefunden, sich häuslich niederzulassen. Und die Plätze unter freiem Himmel gefielen ihnen stellenweise so gut, daß sie manchmal vorzogen, die ihnen geweihten Stätten gar nicht erst von innen zu besichtigen, was den Beteiligten oft gar nicht weiter aufgefallen ist. Sie mögen sogar froh gewesen sein, unter Ausschluß der Hauptpersonen zu amtieren. Und dem Publikum genügen

ja auch gemeinhin die Attribute. Mit der Aufstellung symbolischer Persönlichkeiten aber sind viel erzieherische Momente verbunden. Man soll sich was dabei denken.

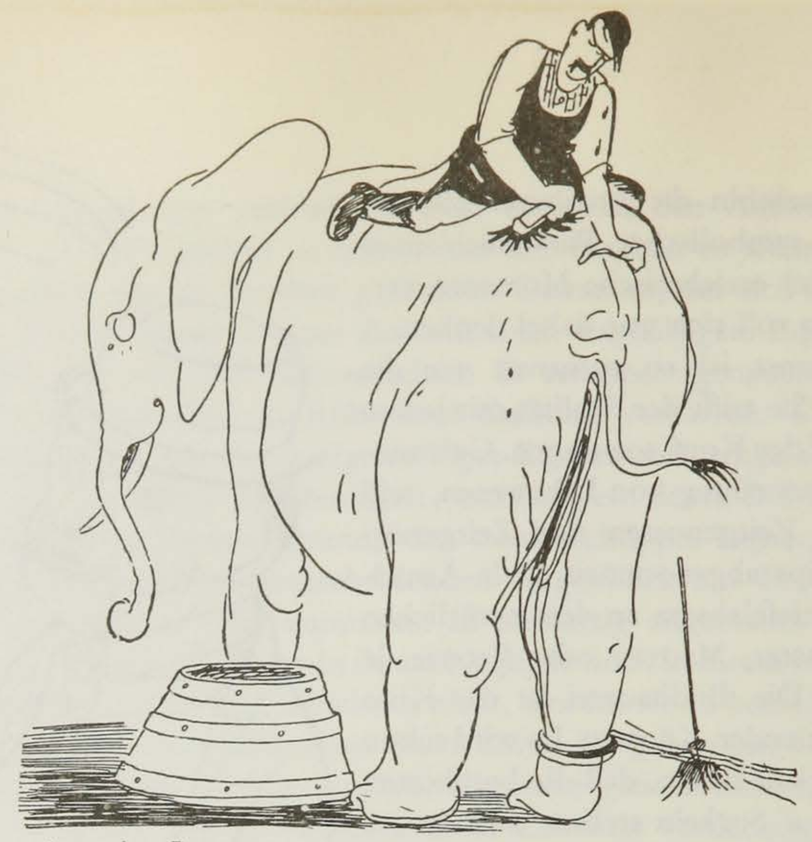
Keine Kunst ist so naturnah wie die Bildhauerei. Sie trifft der Realität mit jedem Fußnagel auf den Kopf, sozusagen. Galvanoplastische Herstellung von Lebewesen, will es scheinen, Zeitgenossen und Zeitgenössinnen in Gips abgenommen. Jede Ärmelfalte, jeder Stiefelabsatz an dem natürlichen Ort in Alabaster, Marmor oder Bronze, je nach Preis. Die Bildhauerei ist das Kino unter den bildenden Künsten. Es wird schon seine Richtigkeit haben, daß die berühmten Landsleute auf Sockeln stehen, auch wenn man nicht weiß, wie sie hinaufgekommen sind. Es wird schon einen Sinn haben, daß zu ihren Füßen Frauenzimmer in ärmlichem Kostüm ihnen Palmenblätter, Ölzweige, Lorbeer, Papierrollen oder sonstige Spielsachen zum Kauf anbieten. Keine hat bis zur Stunde ihre Ware abgesetzt. Unentwegt blicken die Nationalheroen in das eigens für sie angepflanzte Grün. Sie erfüllen durchaus ihren Zweck, die öffentlichen Anlagen zu schmücken. Sie werden innerlich nicht zu Wohnzwecken vermietet, und sie haben keine Konkurrenz zu befürchten, deshalb kratzt man sie auch nicht ab.



George Grosz

Denn wir leben im Zeitalter der Sachlichkeit. Ein Stuhl ist zum Sitzen da, stop, ein Bett zum Schlafen, stop, ein Buch zum Lesen, stop, und eine Fassade, um Lichtreklameflächen zu vermieten. Das ist Raumersparnis und Raumausnutzung. Und wer das nächtliche Straßenbild von Berlin kennt, dankt seinem Schöpfer für die abgekratzten Puppen. Diese glatten Flächen beschönigen und verdecken nichts mehr, es sind keine Potemkinschen Dörfer, sondern wahrheitsgetreue Konstatierung eines nüchtern denkenden und kalkulierenden Volkes, ohne blasse Ideale. Hinter diesen platten Flächen werden Briefe im Geschäftsstil diktiert, Schreibmaschine geschrieben. Es werden Abschlüsse getätigt und Warenproben vorgelegt, Zahlungen und Schulden werden gebucht, und die ach so beliebten Binnenbriefe werden hier verfaßt. Börsenberichte werden hier gelesen und per Telefon realisiert. Hinter den Blechdamen und Stuckputtis waren Schwächlinge noch versucht, einen Vers zu riskieren und die Miete schuldig zu bleiben, wofür wenig Interesse vorliegt. Jetzt aber sind dieselben Geister Journalisten geworden, denen Honorar gezahlt wird.

Womit ich mir gleichzeitig gestatte, Rechnung beizufügen . . .



Irmgard v. Reppert

SCHWINDEL

Von

RAMON GOMEZ DE LA SERNA

Meine bescheidene Feder."

„Die Erklärungen, die der bekannte Politiker einem Redakteur der ‚Zeit' gegenüber machte, sind, gemäß einem Telegramm, in dem er sie rundweg dementiert, als erfunden anzusehen."

„Foto, im Augenblick des Unfalls gemacht."

„Die Fabrik garantiert für die Fehlerlosigkeit der Ware."

„Große Goldene Medaillen in verschiedenen Internationalen Ausstellungen."

„Tagesspeisen."

„Akademie der Schönen Künste."

„Frischer Schellfisch."

„Verkauft."

„Hoflieferanten."

„Stresemann würde sagen ..."

„Beinahe vergriffen."

„Nach jüngsten Gerüchten ist der Attentäter ein armer Irrsinniger."

„Für Unbefugte ist der Aufenthalt auf der Bühne streng verboten!"

„Unzerbrechlich ist unsere Metallfadenbirne ‚Elefant'."

„Dieses Depilatorium zerstört den hartnäckigsten Haarflaum."

„Billige Gesellschaftsreisen."

„Laut offiziellen Mitteilungen ist kein einziger Fall von Typhus oder Pocken beobachtet worden."

„Nichts leichter als die Hebung des Exports durch Anwendung der genannten Mittel."

„Kunstgegenstände."

„Das nie versagende Mittel gegen Seekrankheit."
„Fliegentod."
„Der letzte Romantiker."
„Die Kellner dieses Restaurants bitten, ihnen kein Trinkgeld anzubieten."
„Dritter Stock."
„Der Minister ist aus Gesundheitsrücksichten von seinem Posten zurückgetreten."
„Für diese Vorstellungen haben Freikarten keine Gültigkeit."
„Persönliche, unübertragbare Einladung."
„Bei anderer Gelegenheit werden wir ausführlicher über das Buch sprechen."
„Einmalige Vorführung."
„Soeben von der Reise zurückgekehrt, finde ich Ihren Brief vor."
„Das Resultat des Preisausschreibens ist noch nicht bekannt."
„Heilung des Krebses."
„Liebe Tante!"
„Eine Revision der Zollsätze steht in Aussicht."
„Verunreinigung dieses Ortes wird bestraft."
„Eilbrief."
„Der ehrliche Finder wird belohnt."
„Unserem neuen Kollegen wünschen wir das Beste."
„Russisch Leder."
„Echtes Shakespeare-Bildnis gefunden."
„Fest-Kalender."
„Diesmal wird sich der Staat das Kunstwerk nicht entgehen lassen."
„Alle Preise sind auf die Hälfte herabgesetzt."
„Antiquitäten."
„Ihre Brüste beginnen zu erschlaffen, gnädige Frau? Wir haben ein unfehlbares Mittel gegen dieses Übel."
„Täglich ernten die dressierten Hündchen des Herrn Piruli rasenden Applaus."
„Über die Neubesetzung des durch den Tod des Akademikers freigewordenen Platzes ist noch nicht gesprochen worden."
„Russische Konditorei."
„Vom selben Verfasser befindet sich im Druck . . ."
„Unabhängige Zeitung."
„Fa—bel—haft!"
„Die Versammlung war von mehr als 5000 Personen besucht."
„Coiffeur . . . Antiseptisch . . ."
„Spanische Wand."
„Reinigt, verleiht Hochglanz und erhöht die Lebensdauer des Leders."
„Die Polizei ist dem Mörder bereits auf der Spur."
„Leitartikel."
„Verbesserte Auflage."
„Pour le mérite."
„Schalldichte Telefonzelle."
„Gelb mußt du tragen, Annie; es kleidet dich vorzüglich!"

(Deutsch von Maximo José Kahn)

HINTER DEM KRIEG

Von

VLAMINCK

Der Vater Antoine Mahler hatte extrem linksgerichtete Ansichten. Im Dorfe und der Umgegend kannte jeder den Pére Mahler. Die Konservativen und Liberalen sagten, wenn sie von ihm sprachen: der Vater Mahler und seine Redensarten!

Er gab zur Zeit der Wahlen, wenn es sich darum handelte, den Gemeinde- oder Bezirksrat oder gar den Abgeordneten zu wählen, seiner Überzeugung heftig Ausdruck. Er zapfte seine politischen Gegner in den Läden am Kälbermarkt an und hatte mit ihnen Auseinandersetzungen, die stets aufhörten, ohne wirklich beendet zu sein. Trotzdem war er nicht schlecht angesehen, denn im Grunde seines Wesens galt er als ein guter Mensch. Die Bauern maßen seinen Aussprüchen keine besondere Wichtigkeit bei. Sie hielten ihn im großen und ganzen für ein etwas verrücktes Original.

Eines schönen Morgens, im September 1914, kam der Vater Mahler auf den Kälbermarkt und führte ein Pferd am Zügel. Viele Pächter und andere Leute der Umgegend trafen dort zusammen. Manche brachten ein Pferd, andere zwei oder drei. Ein Offizier hatte eine Liste in der Hand und zeichnete Namen und Beruf der Betreffenden an. Es war ein Remontenoffizier, der mit der Pferderequisition für die Armee betraut war. Zwei Tierärzte begleiteten ihn.

Der Vater Mahler machte ein düsteres Gesicht und antwortete nur kurz auf die Grüße: „Nun, guten Tag, Mahler! Geht's gut heute morgen?“ Nein, es ging nicht gut. Sein Sohn war wieder zum Regiment abgereist, und darüber war er bekümmert.

Der Offizier, die beiden Veterinäre näherten sich seinem Pferde. Sie untersuchten es, ließen es im Schritt gehen und traben, schauten ihm ins Maul. Zufrieden mit dem Zustand des Tieres, fing der Offizier eine Unterhaltung an über den Preis, den man auf den Aushebungsgutschein schreiben sollte.

„Ich will kein Geld. Ich will nichts davon hören“, sagte der Vater Mahler. „Mein Pferd! . . . ich geb' es hin.“

Die Menge sammelte sich um den Biedermann.

Alle glaubten, falsch verstanden zu haben.

„Davon ist keine Rede“, sagte der Offizier, „Ihr Pferd ist achtzehnhundert Franken und keinen Sous weniger wert!“

„Ich sage Ihnen ja, daß ich nichts dafür will. Begreifen Sie das nicht? Ich will kein Geld . . . Ich verstehe nicht, daß man mir den Sohn nimmt, und das Pferd bezahlt . . . Man soll das Pferd auch nehmen. So denke ich, ich, Antoine Mahler!“

Er sprach diese letzten Worte mit Kraft, und seine Stimme bebte vor Zorn. Diesmal ging Mahlers Gerede zu weit. Die Leute sahen sich an, und ein Gemurmel entstand unter den Bauern.

„Halt dein Maul, Mahler! Wenn du nicht aufhörst mit deinem Sch . . .“

Aber Mahler ging schon weg, ließ Pferd und Gutschein zurück. Das war ein Aufruhr. Die Zungen spritzten Gift.

Der Maler Vlaminck

Maginot, Sergeant

Photo Marc Vaux



Ausstellung Flechtheim, Düsseldorf

Vlaminck, Alte Häuser

Photo Weltrundschau

Beamtensiedlung in Berlin



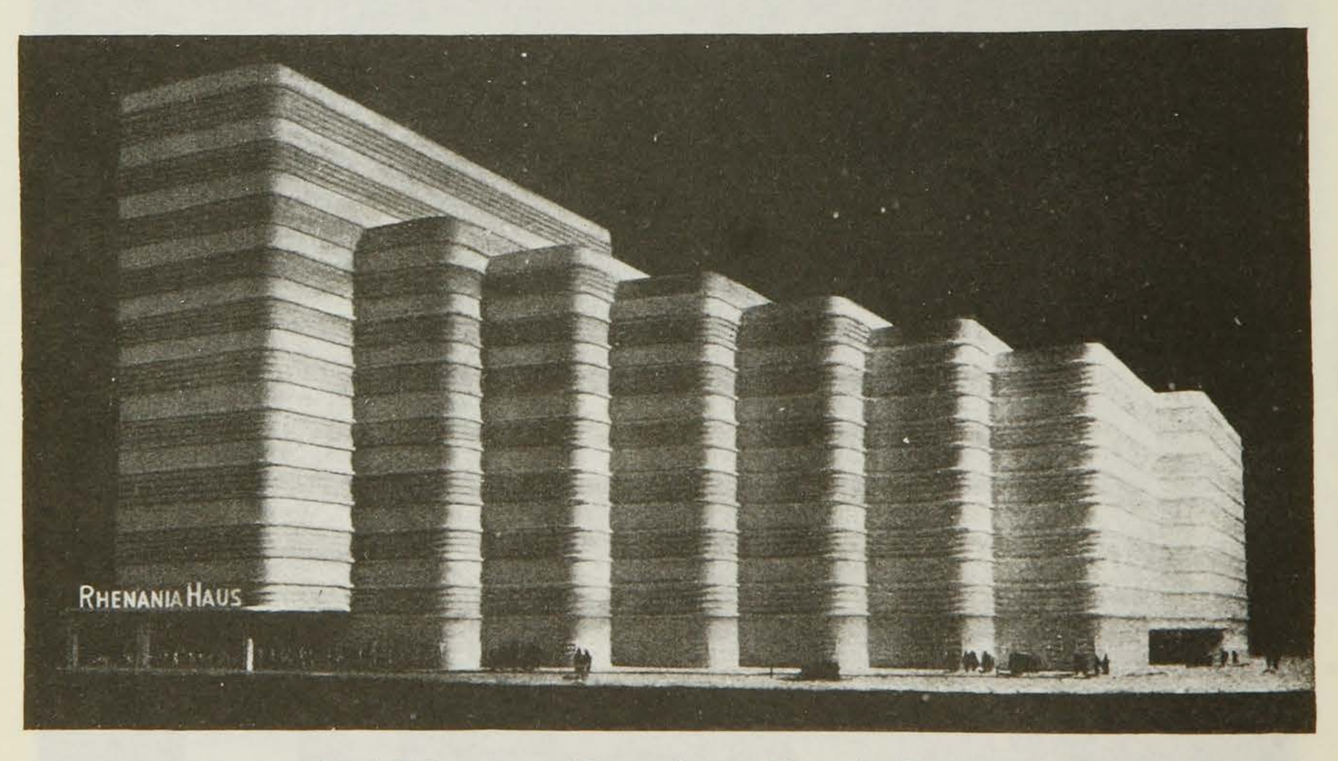
Berliner Schaufenster

Photo Scherb

Plakate der Wiener Kunstgewerbeschule (Klasse Prof. Löffler)



Berliner Fassade



Prof. Fahrenkamp, Entwurf zum Rhenania-Bürohaus

„Erstmal, woher kommt denn Mahler? Noch gar nicht lange her, daß er im Lande ist . . .“

„Mahler ist kein französischer Name.“

„Vielleicht ist der von den Boches gut bezahlt, um solche Dinge zu sagen!“

„Der ist Anarchist! Ein dreckiger Bursch! Um so was zu sagen, was der sagt, muß man schon ein Boche sein oder ein Schmutzfink! . . . Jaa, ein Schwein!“

*

Er war Lehrer in der Umgegend von Rouen und Feldwebel in der Etappenkompagnie. Die Mannschaften waren zum Bahnhof und luden Lebensmittel und Munition aus, und wir beide in der Schreibstube allein. Im Kamin brannte ein Holzfeuer, draußen schneite es.

„Sprechen Sie nicht so“, sagte er zu mir, „ich meinesteils liebe Frankreich, ich liebe mein Vaterland. Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß wir diesen Krieg gewollt haben? Ich bin seit dem ersten Tag mit dabei und bedaure es nicht. Ich habe mein Leben eingesetzt.“

Infolge einer leichten Verwundung auf dem Rückzug von Maubeuge war er in die Etappe gekommen und Kompagniefeldwebel geworden.

Kurz nach diesem kleinen Ausfall erzählte er mir, in welcher seelischen Verfassung er am Tage der Kriegserklärung gewesen wäre.

„Ich hatte soeben meine Frau verloren und hing an nichts mehr. Verschiedene Male hatte ich ein Ende machen wollen. Unser Kind war uns schon vorher gestorben, und so zog ich mit der Hoffnung auf den Tod in den Krieg.“

Er ging jetzt allabendlich in die Stadt. Bei Freunden hatte er ein junges Mädchen kennengelernt. Das Leben gewann ihn zurück. Er war fröhlich und voller Ungeduld bis es fünf Uhr schlug. Er teilte mir mit, daß er sich wieder verheiraten würde Und sprach durchaus nicht mehr davon, an die Front zurück zu wollen.

*

Während der ersten Kriegsmonate traf ich sie auf der Straße. Sie arbeitete in einer Fabrik. Blond war sie, zurückhaltend und hübsch. Ich sah sie des öfteren. Abends gingen wir abseits unter den Bäumen der Place de Bon-Secours spazieren. Wir saßen zusammen auf einer Bank, und ich begehrte sie. Sie leistete sanften Widerstand, der immer schwächer wurde. Ich fühlte, sie zitterte.

„Nein“, sagte sie, „es wäre so schlecht. Er ist verwundet und gefangen, es wäre schlecht . . .“

Aus einer kleinen Tasche nahm sie Briefe und zeigte sie mir.

„Wenn du sie läsest, würdest du einsehen, wie schlecht es ist, was wir tun. Er vertraut mir und ist verwundet.“

Sie faßte sich, erhob sich und bestieg an der Haltestelle flink die Trambahn. Ich hörte den Wagenführer klingeln, sie winkte mir noch einmal zu und fuhr davon . . .

Es war am 15. Oktober 1914.

*

Bei allen Feierlichkeiten, den Hochzeiten, Festen und Banketten ist der Fotograf dabei. Die nicht alltäglichen Ereignisse sind fast immer von einem Fotografen, der sich wie zufällig eingefunden hat, genauestens festgehalten. Das ovale



Ottomar Starke

Bild mit Braut, Bräutigam und Gästen oder eine Familiengruppe sind herkömmliche Andenken, die man an die Eltern, Freunde und Bekannten verschickt. Noch lieber läßt man sie rahmen und stellt sie unter Glas auf den marmornen Kamin. Wie sollte nicht auch der Krieg Gegenstand für Fotografen werden? In unerwarteten Scharen tauchten sie vorn und im Hinterland auf.

Die Etappenkompagnie lag in einer Fabrik am Rande einer Vorstadt von Rouen. Vor dem Kriege hatte eine Feuersbrunst die Gebäude beinah zur Hälfte zerstört. Mauerreste ragten steil und nackt in die Luft. Die geschwärzten Balken und eingestürzten Dächer boten einen traurigen Anblick. Im Hofe sah man Haufen von verkohlten Bohlen und anderen halbverbrannten Schutt. Gegen den Himmel zeichneten sich die Silhouetten etlicher Kamine und zerbrochenen Gebälks ab.

Der Fotograf, welcher täglich unsere Leute in den vorteilhaftesten Stellungen gegen ein Entgelt von fünf Franken das Dutzend aufnahm, hatte an diesem Morgen einen künstlerischen Einfall.

Er entwickelte den Männern seine Absichten, die sie auch sogleich begriffen. Die einen erstiegen mit dem Gewehr in der Hand das Mauerwerk und markierten Scharfschützen in Deckung; die anderen mit gefälltem Bajonett täuschten einen ungestümen Angriff auf den Feind vor. Nach einigen Abänderungen fand das Bild Beifall. Ein paar im Vordergrund mit gekreuzten Armen hingestreckte Soldaten und einer auf einem Bund Stroh in halb liegender Stellung, der die Stirne mit einem feuchten Tuch umwickelt trug, vervollständigten das Ganze, so daß die Schönheit des Vorwurfs noch mehr hervortrat. Es war ergreifend realistisch.

. . . Und in der Tat, für alle ihresgleichen war das auch wirklich der Krieg. Sie erkannten ihn wieder. Das war jener Krieg, den sie aus Büchern, Drucken und Almanachen kannten: die Eroberung von Buzenval, die letzten Patronen, der Krieg von Detaille und Neuville, jener, den man bewunderte, der Heldentum und Ruhm bedeutete, der Krieg wie im Theater und Kino, wo sich die Schauspieler nach der Vorstellung Gesicht und Hände waschen.

Der Fotograf knipste gerade, als der Hauptmann herankam, welcher die Kompagnie um sich versammelte. Darauf las er ihnen den Bericht vor, wonach Freiwillige angefordert wurden.

„Ich bin überzeugt“, versicherte der Hauptmann, „daß meine Leute mir Ehre machen werden . . . und in großer Zahl . . . Also, wer hebt die Hand?“

Aber im Hof der abgebrannten Fabrik rührte sich nichts. Kein Hauch, nicht

die leiseste Bewegung. Auf der friedlichen Schuttwüstenei lastete ein bedrückendes Schweigen, ähnlich der Ruhe über Schlachtfeldern.

*

Ich fand in einer Munitionsfabrik Verwendung. Ich lebte mit dem Volk zusammen. Ich erlebte alles mit ihm, seine Gewohnheiten, seine Mühsal, Freude, Mißgunst, den Haß und die Liebe. Das Volk ist zugleich gut und grausam, großmütig, tapfer und feige. Es ist das Volk. Der Soldat der Schützengäben war der gleiche wie der Arbeiter hinten. Sie waren Doppelgänger, der eine hier, der andere dort; ihre Gefühle und Meinungen ergänzten einander.

Mit einem Notizbuch kommt der Werkmeister zwischen den Maschinen durch, die von heißem Öle schnaufen und zischen. Er forderte die Arbeiter auf, Kriegsanleihe zu zeichnen. Die meisten willigen ein und verpflichten sich für einen oder auch für zwei und drei Anteile.

„Nun, kann ich dich eintragen?" fragt er mich.

Ich verneine . . . Er kommt nahe zu mir heran und macht mich vertraulich auf die Gefahr aufmerksam, die eine Weigerung mit sich bringe.

„Ich habe die Weisung, diejenigen, welche nicht zeichnen, mit dem Rotstift anzumerken. Der Direktor möchte, daß die Arbeiter seiner Fabrik ihm Ehre machen. Und du weißt, die Angekreideten . . ."

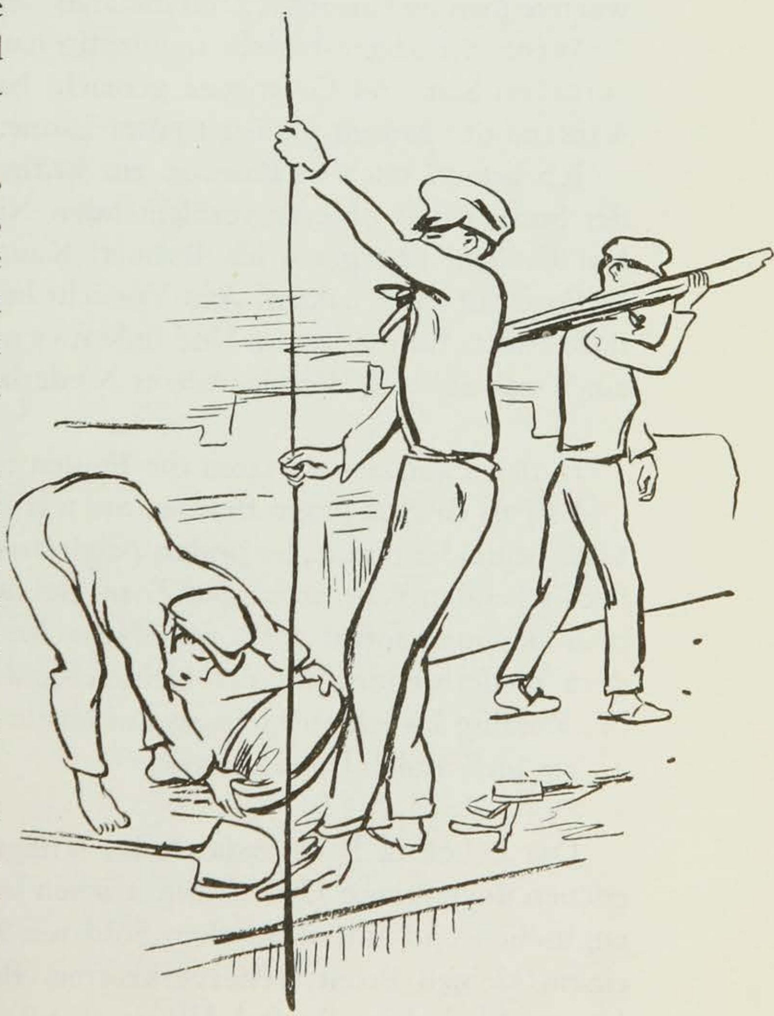
Vor einer so entschiedenen Drohung beuge ich mich und lasse mich für einen Anteil auf vierzehntägige Abschlagszahlung notieren.

Einige Monate später geht derselbe Werkmeister die Reihen entlang und verteilt die Stücke an die Subskribenten.

Ich sehe ihn an. „Nein", sage ich, „ich will keine Renten empfangen, während sich die anderen in die Fresse schlagen. Ich schenke meinen Gutschein der Frau eines Feldsoldaten und ihren Kindern. Ich will es in der Fabrik anschlagen lassen."

Erschrocken schaut er mich an. Zwei Arbeiter, die sich uns genähert und meine letzten Worte gehört haben und die darin versteckte Absicht verstehen, nehmen sie nicht gut auf.

„Mach' keine Dummheiten", sagt der Werkmeister. „Übrigens merkwürdig", fährt er fort, zu den beiden anderen gewendet, „euer Kumpel muß immer was Extras haben! Ihr sollt sehen, er wird uns noch schöne Geschichten einbrocken!"



Otto Schoff

*

Ratinet war in Lyon geboren. Seine Eltern und Großeltern waren Franzosen. Aber Ratinet trieb einen wahren Kult mit Deutschland! Für den Kaiser empfand er eine unbegreifliche Verehrung. Wenn Ratinet vom „Kaiser" sprach, standen ihm Tränen in den Augen. Ratinet bewunderte Wilhelm II. in eben dem Maße wie die Engländer Napoleon. Durch welch seltsame Gewalt war sein Patriotismus davongeflogen und hatte sich auf der anderen Seite des Rheins niedergelassen?

„Ihr seid im Niedergang begriffen", sagte er.

Ratinet sagte nicht „wir". Er stellte sich außerhalb dieses angekündigten Niedergangs und teilte, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, den Patriotismus der Gegenseite. „Deutschland über alles!" Deutschland ging ihm über alles.

In der Wirtschaft, wo Ratinet aß, kannten ihn alle. Er arbeitete in einem Zeughaus. Die Arbeiter lachten und schrieben an die Mauer, an der sein Schlapphut hing: „Achtung, Vorsicht, die Ohren der Feinde hören euch!" Ratinet verzog keine Miene. Es hinderte ihn nicht, auch fernerhin sein liebendes Vertrauen in das gegnerische Vaterland öffentlich zu bekunden.

Er sagte: „Seht euch das Koppelschloß des deutschen Soldaten an und lest die Worte darauf: ‚Gott mit uns!' ‚Für Gott und den Kaiser!' Aber ihr? Was ist euer Ideal? Das Geld und der C . . .!"

Wahrhaft gerührt verkündete Ratinet, daß er nach dem Kriege „da drüben" leben wolle. Das lag so außerhalb der gegebenen Verhältnisse, daß er für verrückt galt. Niemand nahm ihn ernst. Wenn er sagte: „Gott strafe England!" — antwortete man im Chorus: „Und die Schieber!"

Wenn der Heeresbericht ungünstig lautete? Wenn die Boches einen Graben zurückerobert und Gefangene gemacht hatten? Dann strahlte Ratinet und war während der ganzen Mahlzeit guter Laune.

Ich befand mich in Puteaux zur kritischen Zeit der deutschen Offensive an der Somme und unserer vernichtenden Niederlage am Chemin-des-Dames. Auf Kai Gallieni begegnete ich Ratinet. Kaum hatte er mich erspäht, als er frohlockend auf mich zukam. Aus Vorsicht hatte die militärische Leitung alle Boote flußabwärts führen lassen. Und indem er mit der Hand auf die verödete Seine als einen unleugbaren Beweis unserer Niederlage wies, sagte er: „Man erwartet sie!"

*

In den Fabriken ersetzten die Frauen tapfer die Männer.

Es gab da eine junge Braune. Sie war dick und rund und nicht häßlich. Das vom Teufel besessene, besonders patriotische Weibsbild geriet bei dem geringsten friedliebenden Wort in wilden Zorn. Bei der leisesten Äußerung gegen den Krieg hieß sie einen sofort aufhören! Nein, im Gegenteil, nach Berlin, rauben, plündern, niederbrennen und den kleinen Kindern der Boches die Hände abschneiden. . . . Zufällig las ich eines Tages auf einem Lohnzettel ihren Namen.

Sie hieß Luise Herchsmeyer!

*

Das Leben in Paris erstarrte im Kriege. Die sich selbst überlassenen Kinder trieben unerlaubten Handel. Sie strichen um die Bahnhöfe und erwarben von den englischen und amerikanischen Soldaten Zigaretten und Feuerzeuge, die sie mit einem kleinen Profit weiterverkauften. Bereits mit fünfzehn Jahren hatten die kleinen Kerle Einfälle und Allüren wie Bankleute und Wechselmakler. Die Väter

waren nicht da, sie ersetzten sie, spielten den Mann, gingen mit den Frauen zu Bett, rauchten und tranken. Obwohl grüne Jungen, waren sie schon verfault. In den Vorstädten spielten die Halbwüchsigen mit dem Messer in der Hand Soldat im Schützengraben. Ehrlichen Handel gab es nicht mehr, man machte Geschäfte und spekulierte, und von der Spekulation kam man zum Spiel. Man spielte um Zucker, um Felle und Kaffee; man spielte um die Dauer des Krieges. Der Patriotismus war der Deckmantel für alle möglichen Schweinereien und verschleierte scheinheilig alle Laster und rasch erworbene Vermögen. Die Frauen hatten einen Täufling. Sie waren die Geliebte eines oder mehrerer Soldaten. Die Küsse schmeckten nach Tod.

Wenn an jenem 4. August das normale Leben stillstand, so bedeutete das für manche die Rettung von einem nahen Bankrott, für andere die Befreiung von täglicher Langeweile, öder Arbeit oder einer ungeliebten Frau. Viele waren glücklich über eine Freiheit, die sie niemals genossen und auch nicht mehr erhofft hatten. Aber für die meisten kam der Krieg zu früh oder zu spät.

Die Landwirtschaft, der die gewohnten starken Arme fehlten, rief nach fremden Arbeitskräften. Die Neutralen, die Alliierten überfielen in friedlicher Absicht die Hütten, Pachthöfe und Dörfer. Schwarzbraune Männer setzten sich an den großen Küchentisch, und der Hausherr war ferne. Sie ernteten ein und machten der Frau und den Mädchen schöne Augen. Auch Jean Mathurin dahinten auf Punkt 304, der für sein Land, sein Weib und Vieh kämpfte, hatte durch seine Abwesenheit dem Fremdling sein Haus geöffnet. Er war verschwunden, die Verhältnisse renkten sich wieder ein, und der Italiener wurde Besitzer seiner Frau und seines Ackers.

Die gewollte und anerkannte Lüge in ihrer Dauer und Heimlichkeit bedeutete für mich die größte Qual während des ganzen Krieges. Es war wirklich die „große Zeit“ der Lüge. Um sich zu beruhigen, belog man einander. Der Vater belog den Sohn, der Sohn den Vater. Der Heeresbericht war ein gemeines und geschicktes Lügengewebe. Die Führer verstellten sich, die Zeitungen verheimlichten, klitterten, schmückten aus; eine Niederlage wurde ein Erfolg, ein absichtlicher ein Rückzug aus taktischen Gründen. Die Frauen zeigten den Mann, Liebhaber oder Sohn einer anderen an, der bis dahin der Front noch entgangen war. Um dem blasser werdenden Patriotismus gleichsam mit einem Peitschenhieb aufzuhelfen und den Geist derTruppen wieder aufzufrischen, übte man summarisch das Standrecht. Man erschoß ohne Überlegung, lediglich damit „ein Exempel statuiert“ werde. Allenthalben sah man Spione; man denunzierte aus Furcht, Haß, Rache, für nichts und wieder nichts, wegen einer zu langen Nase, weil man rote Haare hatte oder behauptete, die deutschen Granaten wären mörderisch. Man verschleuderte alles, die Wälder wurden zur Streichholzfabrikation verkauft, die Tiere ohne wirkliche Notwendigkeit getötet. Die Nationen hatten die Mentalität von Wegelagerern. In jedem lebte der Gedanke, daß es schließlich eine Sicherheit gäbe: die Boches werden zahlen! Ein guter Franzose brauchte nicht um sich zu schauen, brauchte nicht versuchen, andere zu verstehen. Er sollte glauben, die Deutschen wären häßliche und feige Barbaren. Ohne weiteres sollte er alles hinnehmen, alles schlucken. Man erstickte, man drosselte die Wahrheit ab. Man proklamierte den heiligen Krieg für die Freiheit der Völker und stellte in Marokko den Frieden her.

Ich hatte eine Zeitlang den Einfall gehabt, echtes Geflügel und russische Kaninchen zu züchten. Wer glaubte nach allem nicht, daß die Hühnerzucht etwas einbrächte?

Als ich von einer Reise nach Hause zurückkehrte, mußte ich zu meiner unangenehmen Überraschung die Ställe leer wiederfinden. Gemeine Hühnerdiebe hatten mein Geflügel weggefangen. Zufällig fand ich es bei einem alten räuberischen Kolonisten, einem wenig ehrenwerten Mann. Ich schlug Krach, um so mehr, als er sich heftig und mit einer entwaffnenden Sicherheit zur Wehr setzte. Ich drohte, ihn zu verklagen, falls er nicht gestände, und erschreckte ihn damit, daß ich ihm die Ringe an den Beinen der Hühner zeigte. Der Mann konnte jetzt nicht mehr leugnen und mußte die Tat zugeben, aber er entschuldigte sich mit einer geistreichen Bemerkung, die mir freilich nicht gefiel. Ja, zu meinem großen Erstaunen machte er seinerseits mir Vorwürfe: „Ihre Hühner waren schlecht gefüttert! Es ist eine Schande, so kostbare Tiere Hungers sterben zu lassen. Wenn man Vieh nicht zu halten versteht, überläßt man damit die Sorge anderen!"

Wie ich heute begreife, hatte er meine Hühner „kolonisiert".

*

Ein, zwei, drei Jahre gehen hin, noch immer ist Krieg und keine Änderung zu sehen. Jeden Abend löst die Nachtschicht die Tagschicht ab, die Maschinen stehen niemals still. Noch ein Jahr! Das Ende naht, man fühlt es. Morgen ist Waffenstillstand!

In der Kleiderkammer ziehe ich die blauen Hosen an und hoffe, daß es das letzte Mal ist. Eine ungeheure Freude ergreift mich. Mein Gott, sollte es endlich möglich sein! Ich juble: „Aus, der Krieg ist aus!"

Neben mir befindet sich ein alter Mann. Er ordnet in seinem Schrank verbrauchte, ölbefleckte Sachen. Er ist Tagelöhner, Auskehrer, Transportkutscher und verdient seit Beginn der Feindseligkeiten täglich fünfundzwanzig Franken. In seinem jämmerlichen Dasein vor dem Kriege hingegen hatte er nur drei Franken bekommen.

„Aus, der Krieg ist aus!" schrie ich von neuem.

Der gute Mann machte ein Gesicht, als könne er meine Freude absolut nicht verstehen. Für ihn fangen einfach die Sorgen wieder an.

„Ja, schon wahr, diesmal ist Schluß, du hast ganz recht. Klar, du bist gut daran . . . Aber was soll unsereiner nachher machen?"

Als die Nachricht von der Unterzeichnung des Waffenstillstandes bekannt wurde, ergriff die Welt ein Freudentaumel. Man konnte sich nicht vorstellen, daß der Tod der ungeheuren tagtäglichen Opfer satt wäre. Von Friedenstrunkenheit besessen, stimmte Marthe Chenal auf den Stufen der Oper die Marseillaise an. Die Verwundeten und Urlauber konnten nicht glauben, daß sie diesesmal begnadigt wären und für immer zu Hause bleiben durften. Es war Friede!

Die heimkehrenden Sieger rechneten auf wohlverdiente Ruhe, Entschädigung auf Kosten der Besiegten und ihren Beuteanteil. Von den Milliarden der Boches hoffte der eine sich ein kleines Haus oder eine Kuh kaufen, der andere einen kleinen Handel anfangen zu können. Die Frauen sahen sich schon in Samt und Seide. Man würde alles haben und reich und glücklich sein! Wozu sollte sonst der Krieg gut gewesen sein, als dazu, die Lebenshaltung des Siegervolkes zu verbessern?

Einem achtzigjährigen Greise, der gesagt hatte: „Ich mache den Krieg“, wurden die Friedensverhandlungen anvertraut. Da er schon mit einem Fuß im Grabe stand, schlief er während der Beratungen. Überhaupt interessierten sich für die Verträge nur ein paar Eingeweihte. Was die Vorteile betrifft, welche sich aus den Unterschriften der für die Zukunft der Welt so überaus bedeutsamen Papiere herleiten konnten, verließ sich das Volk, weil es von der langen Kriegsdauer erschöpft war, ganz auf die Fähigkeiten derjenigen, die uns einen so herrlichen Sieg beschert hatten.

Für mich hatte während des ganzen Krieges die Frage, ob militärischer Erfolg oder nicht, ob Sieg oder Niederlage, nicht bestanden. Ich wußte, die wirklich Unterlegenen waren die Toten.



Kubin Strandgut

LESVIEW, DER KÜNSTLER-VAGABUND

Von

A. KURELLA

Wenn jemand, aus Westeuropa kommend, eines der Museen „Russische Kunst“ in Moskau oder Leningrad besucht, ist er zunächst entsetzt über die Bedeutungslosigkeit des russischen Kunstschaffens während mehrerer Jahrhunderte. Nur in den Abteilungen, die der alten russischen Kirchenkunst gewidmet sind, atmet man auf: Hier war eine große Tradition am Werke. Jedoch alles, was seit etwa der Zeit Peters des Großen auf dem Gebiete der Malerei hervorgebracht wurde, entwickelte sich völlig unabhängig von dieser alten spezifisch russischen Kunsttradition. Wie die ganze städtische Kultur des nachpetrinischen Rußland sich nach dem europäischen Westen orientierte, geriet auch die bildende Kunst in fast völlige Abhängigkeit von den jeweiligen Stiländerungen europäischer, insbesondere französischer und deutscher Kunst.

Erst im Anfang des 20. Jahrhunderts, als das Interesse für die Primitiven und Exoten erwachte, wurde die alte russische Ikonenmalerei wieder entdeckt. Seit der Oktoberrevolution hat die Entdeckung der Ikonenmalerei große Fortschritte gemacht. Erst durch die Öffnung der Klöster und Kirchen sind zahllose herrliche Kunstwerke entdeckt worden; erst dadurch, daß den Bildern der Charakter des Heiligtums genommen wurde, war es möglich, mit den Mitteln der modernen Restaurationstechnik die Farbenpracht unter dem braun und grau gewordenen Firnis wieder hervorzubringen.

Jedoch die Wiederaufnahme dieser alten Tradition der russischen Malerei kann nicht von Künstlern erwartet werden, die in der Tradition des kleinbürgerlichen Kunstbetriebs und der Befriedigung der Kunstbedürfnisse der kulturell reaktionären Welt der russischen Kaufleute und Industriellen aufgewachsen sind. Nur der aus der Tiefe der Arbeiter- und Bauernmassen kommende, durch bürgerliche und kleinbürgerliche Kunsttraditionen unbeschwerte neue Künstler des Arbeiter- und Bauernstaates kann es wagen, sich mutig und unvoreingenommen auf die großen Traditionen der alten russischen Kunst zu beziehen. Die neue soziale Funktion, die der bildenden Kunst im Lande der befreiten Arbeiter- und Bauernmassen zufällt, verlangt einen neuen Stil: die Subtilitäten des Nachimpressionismus werden sinnlos in den Zentren des neuen gesellschaftlichen Lebens der Arbeiter- und Bauernmassen, der Klubs, Versammlungshäuser, Teestuben und Lesehallen, in denen sich eine robuste, zur Aktivität und Monumentalität drängende Masse bewegt.

Im Kunstleben der Massen, vor allem der bäuerlichen, sind die alten Traditionen der russischen Kunst nicht abgerissen. Kirche, Hausaltar, Bilderbogen und Heimkunst — sie sprechen noch heute die Sprache der Ikonenmeister des 15. bis 17. Jahrhunderts. Kein Wunder, wenn der aus der Tiefe der Masse kommende neue Künstler von diesen Traditionen ausgeht.

*

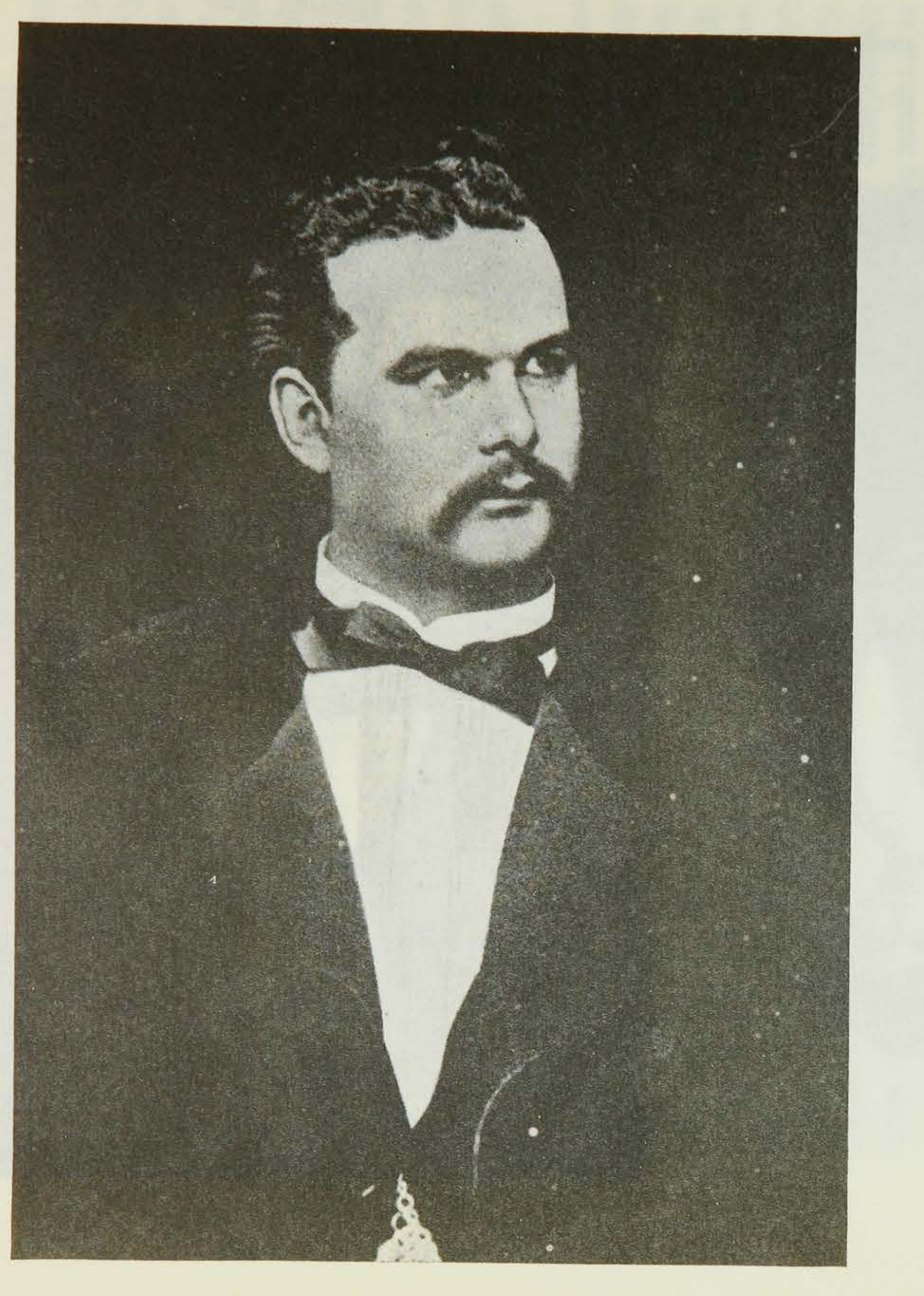


Der Künstlervagabund Lesview und seine Skulpturen



Lesview, Trinker

Lesview, Analphabetin



Ludwig II., König von Bayern

Kainz als Fritzchen („Morituri“)

Sammlung Korty



Sammlung Danhelovsky

als Tartüffe



Sammlung Korty

Josef Kainz

Sammlung Danhelovsky

als Schneider Zwirn

Im November vorigen Jahres kam in die Abteilung für Bildende Kunst der Staatlichen Kunstverwaltung ein Mann in wildem Schafpelz, eine haarige Fellmütze in den Händen drehend. Aus dem von einem struppigen schwarzen Bart umrahmten Gesicht sprachen ein Paar kindliche große Augen, eine halb neugierige, halb ängstliche Sprache. „Ist das hier die Abteilung für Bildende Kunst? . . . Ich habe in der Zeitung gelesen, daß die Künstler zur Feier der Oktoberrevolution ihre Werke den Arbeitermassen vorführen. Ich habe auch ein paar Sachen und möchte sie gern irgendwo zeigen."

Es stellte sich heraus, daß es sich um etwa zehn Holzskulpturen „im Gesamtgewicht von einigen Zentnern" handelte, die dieser Mann nach Moskau gebracht hatte und die sich in der Gepäckablage eines der Moskauer Bahnhöfe befanden. Lesview, der Autor dieser „Geschenke an die Arbeiterklasse", kam aus einer Arbeitskolonie ehemaliger Strafgefangener in der Umgebung von Moskau, wo er sich mit Waldarbeiten beschäftigte. In seiner Freizeit hatte er aus herumliegenden Stämmen mit dem Beil Figuren geschlagen. Das waren seine „Werke". Als die acht Figuren im Haus der ACNR aufgestellt waren, zeigte es sich, daß man es hier mit einer unerhörten künstlerischen Begabung zu tun hatte. Auf den ersten Augenblick riefen die schwarz angemalten Holzfiguren Erinnerungen an Negerplastik hervor. Aber eine nähere Betrachtung zeigte, daß diese Assoziation nur äußerlich war. Sowohl die Thematik als auch die Formsprache dieser Figuren gehörten in eine andere Welt. Diese spielenden Kinder, Arbeiter, Liebespaare, Bauern und nackten Frauen stammten aus dem bäuerlichen, aber schon von dem Rhythmus der modernen Großstadt erfaßten neuen Rußland. In formaler Hinsicht waren die Skulpturen durchaus originell: die russische Kunst hat niemals eine eigene Skulpturtradition besessen, die orthodoxe Kirche hatte die körperliche Darstellung des Menschen verpönt. Die einzige in der Geschichte der russischen Kunst bekannte selbständige plastische Bewegung, die der Permer religiösen Holzbildhauer der 17. und 18. Jahrhunderts, war als Ketzerei verfolgt und unterdrückt worden. Ihre Produkte sind niemals Gemeingut größerer Massen geworden. Wenn die Plastiken Lesviews mit irgendeiner Kunsterscheinung der Vergangenheit Verwandtschaft zeigten, so mit dieser ketzerischen Bildhauerei, deren Traditionen illegal in den Schnitzereien der Volkskünstler bis auf unsere Tage ein verstecktes Dasein führten.

Wer ist Lesview? Von seiner Vergangenheit und seinem Werdegang wissen wir wenig. Nur soviel ist klar, daß er niemals eine zusammenhängende künstlerische Ausbildung erhalten hat. Aus einer Bauernfamilie der Ukraine stammend, ist er bald vom Hause weggelaufen, wo die Eltern sich über seine Zeichenversuche lustig machten und ihn zur Feldarbeit anstellten. Seitdem hat er sich als Vagabund im ganzen Lande herumgetrieben, überall, wo er nur konnte, etwas aufschnappend, was ihm zur Förderung seiner künstlerischen Tätigkeit nützlich schien. Bevor er im Sommer vorigen Jahres ins Moskauer Gouvernement kam, wo er wegen Vagabundage und kleinen Diebstahls („Ich mußte doch von irgend etwas leben", erklärt er naiv) eingesperrt wurde, hatte er lange Zeit in den Bergen des südlichen Kaukasus gelebt: von den dort im Übermaß wachsenden Wassermelonen und Weintrauben lebend, umgab er sich mit einem Heer von Holzfiguren, zu denen ihm der Waldreichtum der kaukasischen Berge unbegrenztes Rohmaterial lieferte.

Sein Aufenthalt dort wurde ihm durch einen kleinen Zwischenfall verleidet. Als er eines Tages von einer kleinen Verproviantierungswanderung nach dem etwa 50 Werst entfernten Sotschi zurückkam, wurde er von seinen Freunden unter der Bauernjugend seines Dorfes mit Halloh empfangen: „Du, wir haben uns, während du weg warst, deine Figuren vorgenommen und sie ein bißchen zurechtgestutzt: die Hände waren zu eckig und die Nasen zu lang, wir haben die Finger ein bißchen kurz gemacht und die Nasen zurechtgehackt.“

Von den 25 großen Figuren, mit denen er sich nach und nach umgeben hatte, waren nur fünf unverletzt geblieben. An den andern hatten seine Freunde ihre künstlerischen Verbesserungsversuche gemacht: hatten mit dem Beil die Hände und Füße geglättet, die Gesichter abgeplattet und andere derartige „Korrekturen“ vorgenommen. „Zuerst wollte ich die Kerle mit der Axt totschlagen. Nachher dachte ich, der Teufel soll sie holen, und bin weggegangen.“

Es war nicht schwer, Lesview aus dem Fond zur Unterstützung junger Talente ein Stipendium von dreißig Rubeln monatlich zu besorgen. Das ist kein Vermögen, genügt aber dem ehemaligen Vagabunden, auf Diebstähle zu verzichten und sich ganz seiner Kunst zu widmen.

*

Ich hatte Gelegenheit, ihn häufig zu mir einzuladen und mit ihm lange Gespräche „über Gott und die Welt“ zu führen. Diese Gespräche waren von dem allergrößten Interesse. Die Bildung Lesviews ist eine ganz zufällige und natürlich äußerst lückenhafte. Die Kunst der Vergangenheit kennt er in einer merkwürdigen Auswahl. Mit den Werken Giottos und Cimabues ist er bis ins Kleinste bekannt: er zieht Cimabue wegen seiner strengen Formsprache Giotto vor, während ihn die lebensnahen Inhalte Giottos mehr anregen als Cimabues Madonnen und Engel. Bekanntschaft mit ihren Werken, d. h. mit Reproduktionen, hat er gelegentlich eines Aufenthaltes in Kiew im Verkehr mit Schülern der dortigen Kunstakademie gemacht. Die Künstler der Hochrenaissance, soweit er sie überhaupt kennt, liebt er nicht, mit Ausnahme von Michelangelo, von dem er aber merkwürdigerweise weniger seine Werke, als einzelne Briefe und andere Aufzeichnungen kennt. Deutsche, französische und flämische Primitive sah er zum erstenmal in Reproduktion bei mir. Romanische und gotische Skulptur oder Werke moderner Bildhauer hat er überhaupt nie gesehen. Von antiken Bildwerken hat er eine Vorstellung, liebt sie aber nicht; dagegen hat er eine tiefe Verehrung für ägyptische Skulptur.

Wir saßen viele Abende lang über Kunstbüchern und unterhielten uns über Probleme der Materialbehandlung, des plastischen Ausdrucks u. dergl. Eines Tages kamen wir auf die Fresken des mexikanischen Malers Diego Rivera zu sprechen. Als wir das Buch „Das Werk Diego Riveras“ zu Ende betrachtet hatten, guckte er mich listig von der Seite an: „Du wirst mir's nicht glauben, aber gib mir die Möglichkeit und ich mal Bilder — besser als er.“

Ich ging in mein Vorzimmer, wo zufällig zwei bespannte Bilderrahmen mit kaum hingeworfenen Skizzen Diego Riveras standen, die er mir bei seinem Aufenthalt in Moskau zur Aufbewahrung hinterlassen hatte. „Hier. Du hast's gesagt, jetzt mach's auch.“

Lesview war einen Augenblick verwirrt. „Ist das für mich? Wo sind die her?‘ Als ich ihm die Herkunft der Rahmen erzählt hatte, war seine Aufregung noch gewachsen. „Gut. Du wirst sehen, daß ich halte, was ich versprochen habe.“

*

Nach dieser Unterredung verschwand Lesview für einige Wochen aus meinem Gesichtskreise. Er hatte in Moskau keine Unterkunft gefunden und sich für ein paar Rubel eine Schlafstelle in dem Dorfe Sergejewo besorgt, in der Nachbarschaft des Klosters, wo das herrlichste Werk altrussischer Malerei, die „Drei Engel“ des Rubljow, aufbewahrt wird. Nach Verlauf einiger Wochen hörte ich aus dem Künstlerklub, in dem wir seine Skulpturen untergebracht hatten, daß Lesview wieder erschienen sei, und zwar mit achtzehn riesigen Bildern. Aber er war schon wieder verschwunden. Erst nach weiteren drei Wochen kam er zu mir, wieder mit drei neuen Bildern, die er mir zusammen mit dem ersten zeigte. In allen Bildern war unverkennbar der Einfluß der alten russischen Ikonenmalerei zu spüren. Der „Trinker“, ein am Tisch eingeschlafener, in Lumpen gekleideter bärtiger Mann, war eine Paraphrasierung der schreibend über den Tisch gebückten Evangelisten alter Miniaturen aus dem 15. Jahrhundert. Die Kompositionsgesetze waren fast unverändert von hier übernommen. Aber die strenge Form des Ikonenkanons war durchbrochen durch den Willen, einer neuen Idee, einer neuen Lebensform Ausdruck zu geben. Die auf den Knien ruhende „besoffene“ Hand, unerhört in ihrer Ausdrucksstärke, hatte ebensowenig mit einem Ikon zu tun, wie der kühn in die linke Unterecke gestellte zerbrochene Teller, der die „zerschlagene Existenz“ des Säufers in eindringlichster Weise symbolisiert. Die Reihe der in so kurzer Zeit entstandenen Bilder zeigt eine deutliche Entwicklungslinie: im Kampf zwischen der übernommenen fremden Ausdrucksform und dem aus dem Leben geschöpften Inhalt der Bilder geht dieser letztere als Sieger hervor und schafft sich eine eigene Ausdrucksform. Das letzte Bild dieser Reihe, die „Alte Frau, die schreiben lernt“, hat schon so gut wie nichts mehr mit den Ikonen zu tun — und doch wäre auch dieses Bild undenkbar ohne die alte Tradition. Ihre Kompositionsgesetze sind hier nicht mehr übernommen, sondern genial erfaßt und verarbeitet.

In dem Kunstleben der Sowjetunion, das seit vielen Jahren arm ist an interessanten Erscheinungen, ist eine Begabung wie die Lesviews ohne Zweifel ein großer Schatz. Seine kühnen Experimente, seine durch keine Bedenken und Zweifel gehemmte schier unendliche Schöpferkraft, sein Drang zur Monumentalität und die Wiedererweckung der alten russischen Kunsttradition, die sein Auftreten bedeutet, kann nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der jungen russischen Kunst und vor allem des künstlerischen Nachwuchses bleiben. Der größte Wunsch des Künstlers ist es, irgendwo in seiner Ukraine eine Reihe junger Talente aus dem Volk zu versammeln und mit ihnen in einem großen brüderlichen Kollektiv zu arbeiten. „Ich kenne eine Menge von solchen Malern und Bildhauern. Ich bin ihnen überall auf meinen Wanderungen begegnet. Sie wagen sich heute nicht heraus, weil sie das, was auf den Ausstellungen und in den Ateliers der Hauptstädte geschieht, nicht verstehen. Man soll sie mir geben und wir werden so was zustande bringen . . . ech! Du sollst mal sehen.“

KAINZ UND KÖNIG LUDWIG

Von

SIEGFRIED LOEWY

Den inneren Kainz, wenn er auch oft aus sich heraustrat, kannten nur wenige. Zu ihnen zählten in erster Linie sein ihm besonders ans Herz gewachsener Stiefsohn, den ihm Sara Hutzler mit in die Ehe gebracht hatte, ein Wiener und ein Berliner Schriftsteller. Von seiner Stieftochter Rosl nicht zu sprechen, der er der rührendste Vater war — sie hat selbst gelegentlich als Beweis seiner Fürsorge erzählt, daß, als sie die ersten Schritte auf der Bühne tat, und zwar als Käthchen von Heilbronn, er, im Gesicht unkenntlich gemacht, die Statistenrolle ihres Begleiters übernahm, um sie so mit eigener Hand über das Glatteis der Bühne zu führen. Einst war's auch mir beschieden, von diesem großen Menschendarsteller und Menschenkenner ins Vertrauen gezogen zu werden, hoch oben in Gießbach über dem Brienzer See, wo ich gemeinsam mit Josef und Grete Kainz eine Urlaubswoche verbrachte. Das wundervolle Naturelement, das sich in den schäumenden Fällen des Gießbaches spiegelte, stimmte ihn feierlich, er sprach die Worte Lears auf der Heide, mit der Sturmglocke seines Organs und der Orkangewalt seiner oratorischen Kunst übertönte er das Sausen und Brausen des gefesselten Naturtheaters, die Verse überstürzend wie ein Katarakt.

Da war's nun, daß seine Erinnerung zurückschweifte und die Blicke sich gen Süden wandten, dem Vierwaldstätter See zu und dem Weg, der auf den Rütli führt. Die gespenstige Nachtwanderung an der Seite des phantasieberauschten Bayernkönigs stand mit einemmal vor ihm da, und er begann zu erzählen, wie es damals zuging. Drei Stunden fast waren der König, Kainz und einige wohlausgewählte Begleiter „durch der Surennen furchtbares Gebirg" geschritten, in finsterer Nacht, unheimlich erhellt durch Fackeln, deren Rauch und Ruß den Wanderern oft ins Gesicht schlug und der Stimme schadete. Doch der König achtete dessen nicht, dachte auch nicht an den schonungsbedürftigen Freund, an seinen „teuren Didier", wie er ihn nicht allein in seinen schwungvollen Briefen, sondern auch in der persönlichen Anrede nannte. Auf sein Geheiß sprach, nur selten stehen bleibend, Kainz trotz der äußeren Hemmungen Verse aus „Wilhelm Tell". Mit einemmal machte Kainz eine Pause. Die Pause wurde größer, müde und nervös atmete der Künstler auf und sagte dann ruhig zum König: „Majestät, ich kann nicht weiter! . . ."

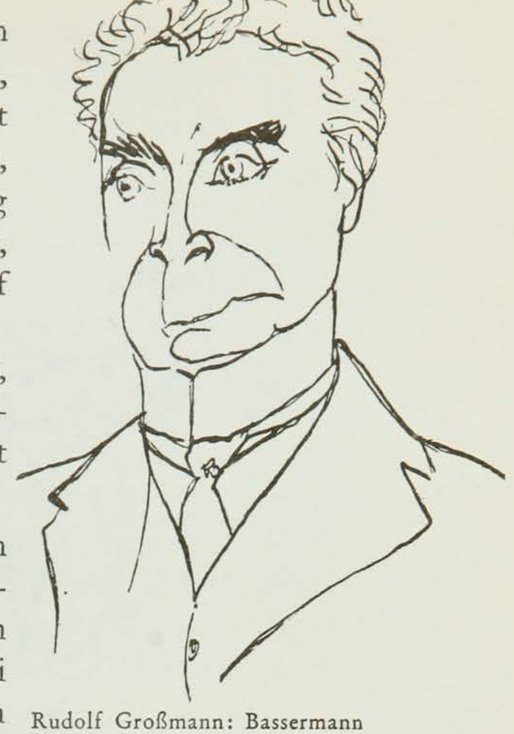
Der König: „Wie das? Was soll das bedeuten? Ich, der ich Sie so sehr schätze, ich *will* es, und Sie werden meinem Willen, meiner Bitte, wenn Sie wollen, die Erfüllung nicht versagen!"

„Majestät, bitte um Verzeihung — ultra posse nemo tenetur", erwiderte Kainz und machte eine tiefe Verbeugung.

Der König, erpicht darauf, den Rütlischwur in der vom genius loci geheiligten Stille dieser Rütlinacht zu hören, stampfte mit dem Fuß auf, sagte kurz: „Nun dann adieu!" und kehrte Kainz ungnädig den Rücken.

„Es war wirklich“ — so versicherte mir Kainz, dem ich diese Szene nacherzähle — „keine Laune von mir, keine Unbotmäßigkeit, aber ich konnte tatsächlich nicht weiter. Ich war erschöpft, meine Nerven revoltierten, und dazu der Qualm der Fackeln — nein, nein, es ging nicht! Am nächsten Morgen schrieb ich dem König, in dessen Gefolgschaft ich in Luzern im Schweizerhof gewohnt hatte, einen Abschiedsbrief . . .“

Kainz fügte hinzu, er habe nachträglich bedauert, daß er sich nicht hatte beherrschen können und, überreizt und abgespannt, vergessen habe, daß er nicht einem normalen Menschen gegenübergestanden.


Rudolf Großmann: Bassermann

Der wahre Grund der Entfremdung, die zum völligen Stillstand der Beziehungen des unberechenbaren Königs zu Kainz führte, war jedoch — was an dieser Stelle authentisch zum erstenmal mitgeteilt sei — ein ganz anderer. Der König beschloß, einen alten Lakaien wegen eines geringfügigen Versehens (er sollte Kainz ein Kunstgeschenk bringen und hatte es verlegt) durch Versetzung an einen abgelegenen Ort zu bestrafen, an welchem er mit seiner Familie den Rest seines Lebens verbringen sollte; als er Kainz von diesem Entschluß Kenntnis gab, glitt diesem das Wort von der Zunge: „Majestät, das wäre unköniglich!“

Dieses eine Wörtchen zerriß das Bündnis zwischen Ludwig II. und Kainz I.

*

Ein anderes Gesprächsthema. Ich war begierig, die Einstellung dieses großen Schauspielers zur Beherrschung der Bühne kennenzulernen, und zu erforschen, ob nach Kainzens Ansicht der Schauspieler über der Rolle stehen müsse oder nicht. Äußere Beherrschung war ja selbstverständlich — er kannte nicht die Seekrankheit auf dem offenen Meere des Theaters: das Lampenfieber. Ja, er machte sich lustig über die Wolter, über Sonnenthal und Lewinsky, die zwei bis drei Stunden vor Beginn der Vorstellung ins Theater schlichen, um die Hemmungen zu überwinden und ihre Rollen noch ein paarmal durchzunehmen. Er begriff auch nicht recht, wie ein Künstler, und er exemplifizierte da ganz besonders Sonnenthal, den er über alles verehrte, sich in hundert Masken hundertmal verändern, das heißt nicht allein in den Geist der Rolle, sondern auch in die Gestalt eindringen, sich mit ihr amalgamieren konnte. „Der Teufel auch“, rief er aus, „ich bin doch gewiß kein Routinier, aber ich wäre schon längst ausgeschifft, wenn ich nicht *über* der Rolle stehen würde. Physisch wäre ich gewiß zugrunde gerichtet, wollte ich mich heute mit dem König Alfons, morgen mit Mephisto, dann mit Fritzchen oder dem armen Heinrich identifizieren! Lampenfieber — Schreckgespenst für Anfänger! Ich bin imstande, mitten in einer großen Tirade, die ich loszuschmettern habe, mir Gedanken darüber zu machen, daß so und so viele Sitze unbesetzt sind, und mir die Frage vorzulegen, ob ich nicht am Ende demnächst mit meinem Gastspielhonorar werde etwas heruntergehen müssen . . .“



Schäfer-Ast Großpapa bläst Ringe

ZIGARETTEN UND ZIGARREN

Von

FRANZ BLEI

Pierre Louys läßt in einer Geschichte die Venus von Milo im heutigen Paris wieder lebendig werden, und es imponiert ihr nichts und gefällt ihr nichts sonst als — die Zigarette. Aber schließlich behauptet Louys damit nur, daß die milonische Göttin, ins moderne Leben gebracht, Nerven bekam und nervös wurde und dagegen das kalmierende, aber auch anreizende Mittel gebrauchen mußte, das eben die Zigarette ist. Diese, und weder die Zigarre noch die kurze oder gar die lange Pfeife.

Es gibt innerhalb der Menschheit eine typische Scheidung in Raucher und Nichtraucher. Und unter den Rauchern wieder eine typische Scheidung in Zigarettenraucher und Raucher alles andern. Der Unterschied liegt schon in den Fundamenten. Zündet sich der Zigarren-Raucher einmal eine Zigarette an, so glaubt er das durch Umstände entschuldigen oder erklären zu müssen, so sehr hat er das Gefühl, etwas zu tun, das seinem Personswesen als exzentrisch nicht entspricht. Nicht sein Charakter bringt ihn dazu, sondern eine momentane und

gleich wieder vorübergehende Neigung seines Geschmacks. Er raucht etwa eine einzige Zigarette, und diese muß, so sagt er und tut er, dick, stark und fast beizend sein, also nicht zu sehr entfernt von dem, was er an der Zigarre, der ihm lieben, genießt. Ja, genießt. Denn der Zigarrenraucher ist eigentlich nicht nervös, sondern genüßlerisch. Einem Zigarrenraucher wird es nicht einfallen, während der Gänge eines Soupers zu rauchen, wie es immer den Zigarettenraucher gelüstet — aus den Fingern und Lippen mehr als aus Rauchmachen, aus Schmecken. Er hat das drängende Bedürfnis, seinen Nerven eine ihnen angenehme Beschäftigung zu geben. Und eine sehr spezifisch gewählte. Nur in der äußersten Not raucht der Zigarettenraucher jede ihm gebotene Zigarette, aber darunter leidend, gerade die Zigarette nicht zu rauchen, die er zu rauchen liebt, sei es überhaupt, sei es zu dieser Stunde des Tags oder der Nacht, sei es zu diesem Anlaß. Auch der Zigarrenraucher nimmt in der Not, was er angeboten kriegt. Er kann über das schlechte Kraut, es rauchend, fluchen, aber er leidet nicht insgeheim darunter wie der Zigarettenraucher, der das ihm widerliche Pappmundstück abgebrochen hat und sich nun mit dem Stummelchen quält, um es, weil er es nicht länger ertragen kann, halbgeraucht wegzuwerfen.

Man hat gesagt, Zigarettenrauchen sei ein Laster, Zigarrenrauchen ein anständiger Genuß. Sei es so. Es ist damit nichts oder nicht viel mehr gesagt als was man auch so weiß: daß es Menschen gibt, deren Konstitution zum Lasterhaften, und andere, deren Konstitution zur Bequemlichkeit tendiert. Zigarrenraucher sind bequeme Menschen. Vielleicht auch zuverlässigere, weniger von Launen bestimmte, virile Menschen (Frauen, die Zigarren rauchen, haben meist eine tiefe, männliche Stimme), gut zum Heiraten, weniger brauchbar zum Lieben. Der an ihrer Haut, in ihren Kleidern haftende Zigarrenrauchgeruch mischt sich wie selbstverständlich mit den Gerüchen einer ehelichen Menage, wie jener des Zigarettenrauchers mit den Düften eines Boudoirs. Es entspricht auch dem ehelichen Charakter des Zigarrenrauchers, daß er gern für die Zigarren ins Feld führt, es sei ein billigeres Rauchen, alles in allem; daß man es sich einteilen könne; daß man es in der Spitze bis auf den letzten Rest ausnutzen könne. Dem Zigarettenraucher wirft er die „Kette“ vor; das Wegwerfen der halb gerauchten Zigarette, also die Verschwendung; und daß er im Preise blödsinnig viel für die Kosten der Reklame bezahle. Es stimmt: der Zigarrenraucher ist sparsam bis zum Geiz; der Zigarettenraucher eher leichtsinnig bis zur Verschwendung. Heiratslustige Frauen werden den ersteren, vergnügungssüchtige Frauen den letzteren vorziehen.


Heinz Meckel (Linden-Verlag)

Schwer zu sagen, was den einen für Zigaretten mit Pappmundstück, den andern für kein Mundstück sich entscheiden läßt. Vielleicht bekommt der erstere

leicht nasse Lippen und ohne Mundstück Tabakkrümel in den Mund, was nicht angenehm ist. Den immer merkbaren Pappgeschmack zu vermeiden, hat man dann für leicht nässende Lippen diese Mundstücke aus „Gold", Stroh, Rosenblatt erfunden. Ich habe noch keinen echten Zigarettenraucher gekannt, dem diese Mundstücke sympathisch gewesen wären. Die metallischen Farben haben einen leichten fremden Geschmack; das Stroh hat eine unangenehme Glätte; das Rosenblatt etwas Wollstoffliches, und die auffällige Färbung ist unangenehm, denn ihr Rot könnte vom aufgeschminkten Lippenrot kommen oder von einer blutigen Lippe. Beides gleich unangenehme Vorstellungen in Verbindung mit der Delikatesse einer Zigarette, die ihren goldenen Honig in ein blütenweißes Kleid steckt und versteckt. Der Zigarettenraucher „von Charakter" wird ohne jedes Mundstück rauchen, Tabak in der Umhüllung allerdünnsten Papieres, auf dem die Marke nicht diskret genug aufgedruckt sein kann: Muster für solchen Aufdruck die Ägyptische der österreichischen dritten Sorte, die auch sonst ihre hohen Meriten hat. Zum Beispiel diese, nie oder höchst selten überstopft zu sein, was, wie man weiß, den Geschmack völlig ins Unangenehme ändert, woran auch durch vorheriges „Wutzeln" nichts besser zu machen ist, denn dessen Effekt ist eine überstopfte, harte, nur jetzt halb ausgelaufene Zigarette. So was kann man nur einem eben eingelieferten, der Polizei verdächtigen Kerl anbieten, der erst nach einer Zigarette Aussagen zu machen erklärt.

Den meisten und natürlich den billigsten Zigaretten eignet ein leicht säuerlicher Geschmack, der vom Übel ist. Ihr Rauch hat etwas Beißendes, das auch vom Übel ist, wie sein zäher Widerwille, sich der Zigarette entlocken zu lassen. Der Rauch muß sich, um genossen zu werden, leicht produzieren und den Mund sozusagen füllen. „Ziehen" kann man an einer Zigarre, nicht soll man das an einer Zigarette müssen. Ich möchte sagen: der Rauch muß gelblich, darf nicht bläulich schmecken. Er muß rund aussehen (bildlich gesprochen), nicht zackig. Wenige der fertig gelieferten Zigaretten entsprechen dem. Man sagt, Zölle und Steuern und die Reklamekosten seien zu hoch, um zu einem erschwinglichen Preis gute Qualität zu liefern. Möglich, wahrscheinlich sogar. Aber es gibt immer Marken, die wenigstens eine Zeitlang gut sind. Waren sie es so lange, daß sie beliebt wurden, dann passiert es oft, daß sie verschlampen. Die Fabrik sagt sich da wahrscheinlich, daß der Verbraucher das erst nach Monaten merkt, wie jetzt auf größeren Profit hin Schlechteres geliefert wird. Und merkt er es, überrascht man ihn mit einer neuen Marke, die wieder eine Zeitlang sehr gut ist. Die das nicht mitmachen wollen, kaufen sich ihren Tabak und ihr Papier und drehen selber. Aber es ist nicht dasselbe. Eine selbstgedrehte Zigarette hat nur bei Künstlern dieser Handfertigkeit das, was man Zug nennt. Er setzt meistens nach der gerauchten ersten Hälfte aus. Die Billigkeit dieses Rauchens erlaubt, rasch eine neue zu drehen. Aber es ist wie gesagt nicht dasselbe wie die fertig gekaufte Zigarette.

Ob türkisch, russisch oder ägyptisch, — es ist immer mazedonischer Tabak. Er wird nur verschieden behandelt; härter wird dem Blatt der schlechten Lage und den Rippen zugesetzt, um es raucherisch noch gerade erträglich zu machen, milder und gütiger dem Blatt der guten Lage. Es sind Geheimnisse der Küche, den Geheimnissen des Gaumens und der Nerven abgelauscht.



Der Orient-Expreß im Atelier



Photo Erich Balg

Finnischer Fischer

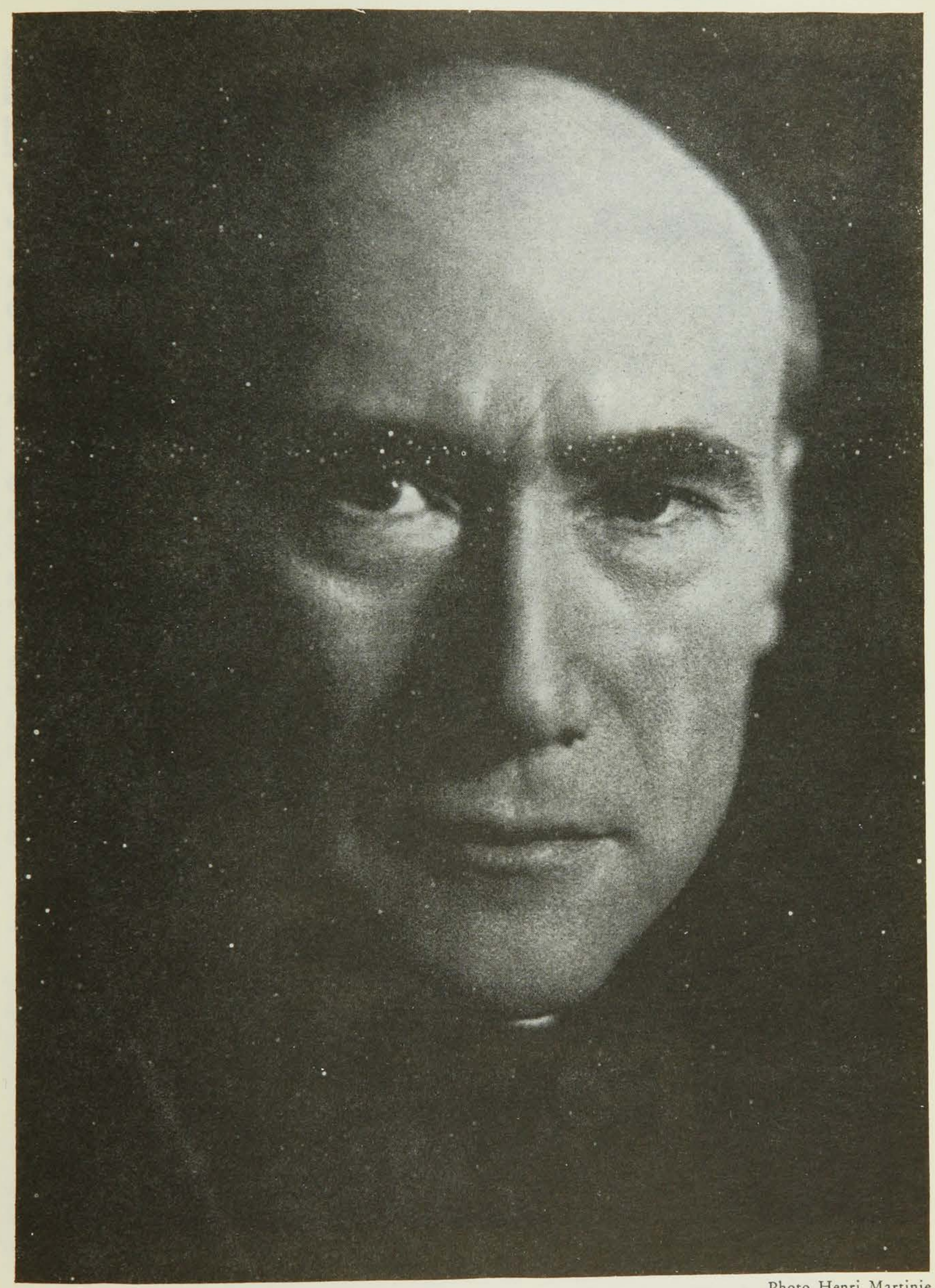


Photo Henri Martinie

Der sechzigjährige André Gide



Photo Matthès

Marc Chagall in seinem Atelier mit Frau und Kind

VON DEN VORTEILEN DES ZIGARETTENDREHENS

Von

MASSIMO BONTEMPELLI

Theorie

Sich selbst Zigaretten zu drehen, bietet aus den verschiedensten Gründen weit mehr Vorteile, als man auf den ersten Blick einsehen kann. Und da ich mich rühme, ein moralischer Schriftsteller und ein erbitterter Gegner jenes bekannten rein egoistischen und ästhetischen Kunstprinzips zu sein, kann ich unmöglich die Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne meinen Mitmenschen hilfreiche Belehrungen über diesen Punkt zu erteilen.

Ich sage also und behaupte, daß die Selbstherstellung eines Teiles des Zigarettenquantums, das man benötigt, viele Vorteile mit sich bringt.

Es sind die folgenden, mehr oder weniger in die Augen fallenden:

1. Die Zigarette, die man sich selbst gedreht hat, ist das Produkt der eigenen Geschicklichkeit, einer mit Mühe eroberten Frau zu vergleichen, während die fertige ein Straßenmädchen ist. (Das schließt nicht aus, daß die letztere vielleicht besser gemacht und angenehmer zu rauchen ist — und auch hier stimmt der Vergleich —, aber der Mensch zieht es oft vor, das weniger Gute zu erkämpfen als das Bessere mühelos in Besitz zu nehmen.)

2. Man gibt sich damit eine exotische Note, da bekanntlich in den französischen Romanen oft gesagt wird, daß der Held oder die Heldin in den wirkungsvollsten Pausen ihrer Tätigkeit „se roule une cigarette", was also im Italienischen nicht „Er drehte sich eine Zigarette", sondern „Er zündete sich eine Mazedonische an" heißen sollte.

3. Daß die Fingerspitzen leichter jene braune Färbung annehmen und bewahren, die die Sehnsucht eines jeden bewußten Rauchers ist und die stets Eindruck auf junge Mädchen, die eben die Schule verlassen haben, zu machen pflegt.

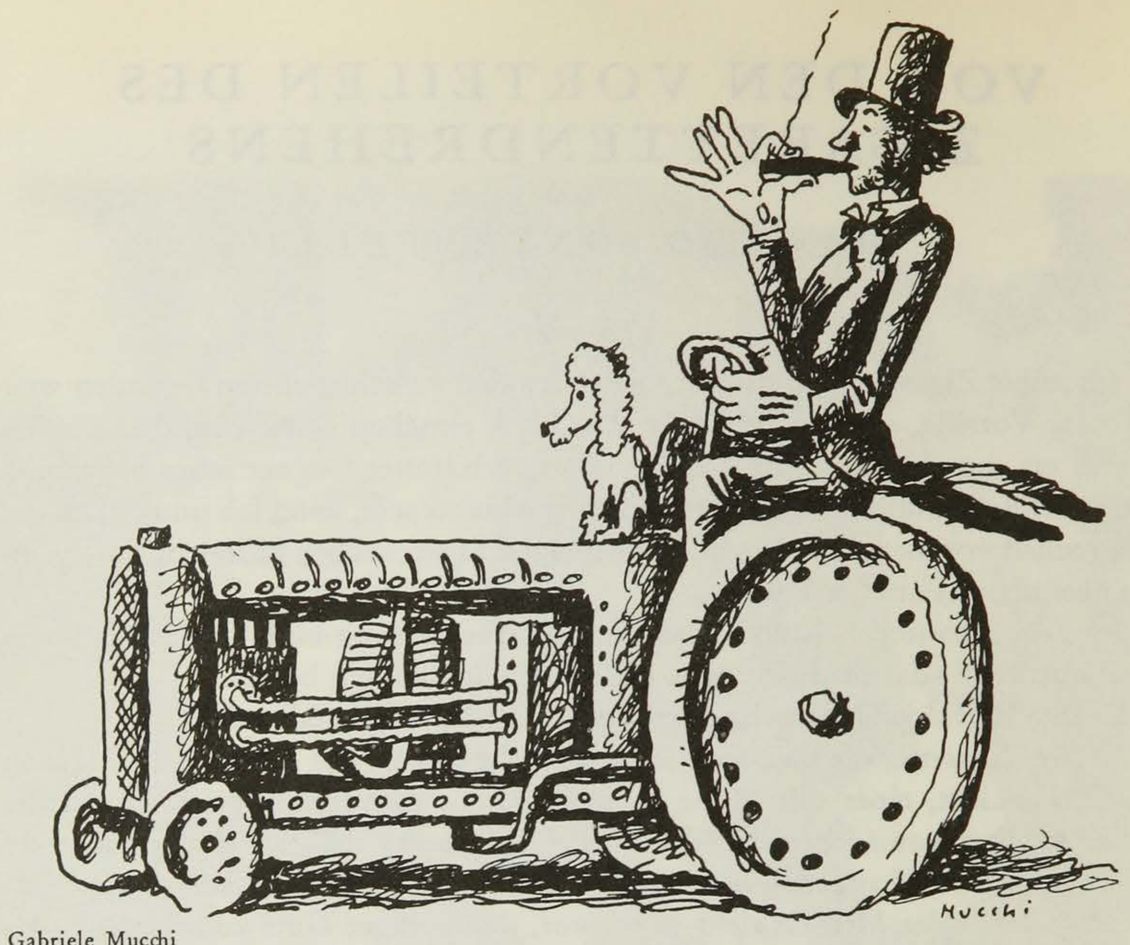
4. Daß sich Gelegenheit bietet, einer Dame eine Zigarette anzubieten, die man vorher mit seiner eigenen Zunge befeuchtet hat — woraus sich mittelbare und unmittelbare Folgen von unberechenbarer Tragweite ergeben können.

5. Daß man die Hälfte seiner Zigaretten ersparen kann. Diese Behauptung läßt sich auf den ersten Blick nicht bestätigen, weil sie auf Grund eingehender und langjähriger Beobachtungen über die Psychologie der Raucher gefällt ist. Im übrigen ist jedoch dieser fünfte Punkt von solcher Wichtigkeit, daß er die Behandlung in einem eigenen Kapitel erfordert.

Der fünfte Punkt

Ich empfehle — um meine Behauptung zu erhärten — jedem Raucher, stets alles Nötige bei sich zu haben, damit er sich eine Zigarette drehen kann, und zwar dann, wenn er sich in eine Gesellschaft begibt, und ganz besonders dann, wenn diese zahlreich und auf Stühlen verteilt ist.

Nehmen wir zum Beispiel an, es säßen alle um einen Kaffeetisch herum oder auf den bequemen Stühlen eines Salons: dann ziehe man also seinen Tabaksbeutel,



Gabriele Mucchi

seine Tabatière, seine Schachtel oder einfach sein Päckchen heraus und lege ihn, sie oder es behutsam auf sein Knie (erster Blick rings im Kreis). Sodann ziehe man mit der gleichen Ruhe ein Büchlein Zigarettenpapier aus der Tasche, reiße ein Blatt ab, nachdem man vorher mit Sorgfalt dagegen geblasen, um sich zu vergewissern, daß es nicht zwei sind; gebe das Büchlein in die Tasche zurück und lege das Papier vorsichtig auf das andere Knie (zweiter Blick rings im Kreis).

Schließlich beginne man mit der Anfertigung der Zigarette. Ich behaupte, daß man sie am besten mit einer Drehung nach oben und nach innen, gegen den Körper des Verfertigers zu, rolle. Mein Freund Savinio dagegen ist der Meinung, daß man sie vorteilhafter nach abwärts und außen, in unbestimmter Richtung gegen den Körper eines Gegenüberstehenden oder -sitzenden, verfertige.

Das ist jedoch hier nicht von Bedeutung. Denn man ist noch nicht so weit, das Häufchen braunen oder gelben, gefaserten oder gekräuselten Tabaks auf dem Papier aufgeschichtet zu haben, als schon irgendeiner aus der Gesellschaft mit größter Ungeduld seine Zigarettendose aus der Tasche zieht und sie einem mit den auffordernden Worten entgegenhält: „Lassen Sie nur, nehmen Sie lieber eine von mir!"

Man versucht noch, sich zu weigern, aber er besteht auf seinem Anerbieten. Natürlich ist es weder Altruismus noch Höflichkeit oder Gefälligkeit. Ich sagte schon, daß sein Anerbieten im Zustand größter Ungeduld gemacht wurde. Er gehört mit zu jenen Leuten, die es nicht nur unerträglich finden, nicht jederzeit mit einem Griff in die Tasche eine Zigarette zur Hand zu haben, um sie augenblicklich brutal anzünden zu können, sondern die es auch nicht ertragen, an einem anderen jene geistige Ruhe und Versenkung in ein umständliches Verfahren zu

sehen, das die Anhänger selbstgedrehter Zigaretten auszeichnet. Jene armen Neurastheniker leiden, wenn sie sehen, wie die kleinen verstreuten Teilchen Tabak auf dem Knie des anderen zittern, kleinste und elementare Teilchen des Kosmos, welche die Synthese herbeisehnen, durch die sie zur lebendigen Einheit geformt werden sollen. Sie leiden unter dem Gedanken, daß aus der Hand des Betreffenden keine vollkommen zylindrische Zigarette hervorgehen könnte. Sie leiden vor allem und im tiefsten Unterbewußtsein, weil sie den Widerspruch fühlen zwischen der abgeklärten Ruhe des Vorgangs und der vibrierenden Lebendigkeit, die als wesentlichster Charakterzug des modernen Lebens ihren stärksten Ausdruck in der Zigarette gefunden hat.

Dieser Berg unerhörter Leiden besiegt den härtesten Geiz: sooft man nur Miene macht, in einer Gesellschaft sich selbst eine Zigarette zu drehen, erfolgt die Wirkung automatisch, und es strecken sich einem unfehlbar eine oder mehrere Zigaretten entgegen.

Und dabei hat man nicht die Gefälligkeit eines Menschen angenommen, sondern nur den Tribut seiner Nerven eingehoben: man nehme daher die angebotene Zigarette, ziehe von seinen Knien die schon beschriebenen Rohmaterialien zurück und verwahre sie für ein nächstes Mal in der Tasche. Denn kurz darauf braucht man nur ein zweites Mal zu beginnen: und schon wieder wird derselbe oder ein anderer aus der Gesellschaft (das ist nicht von Bedeutung) einem mit den Worten in den Arm fallen: „Aber lassen Sie nur! Nehmen Sie lieber eine von mir!“

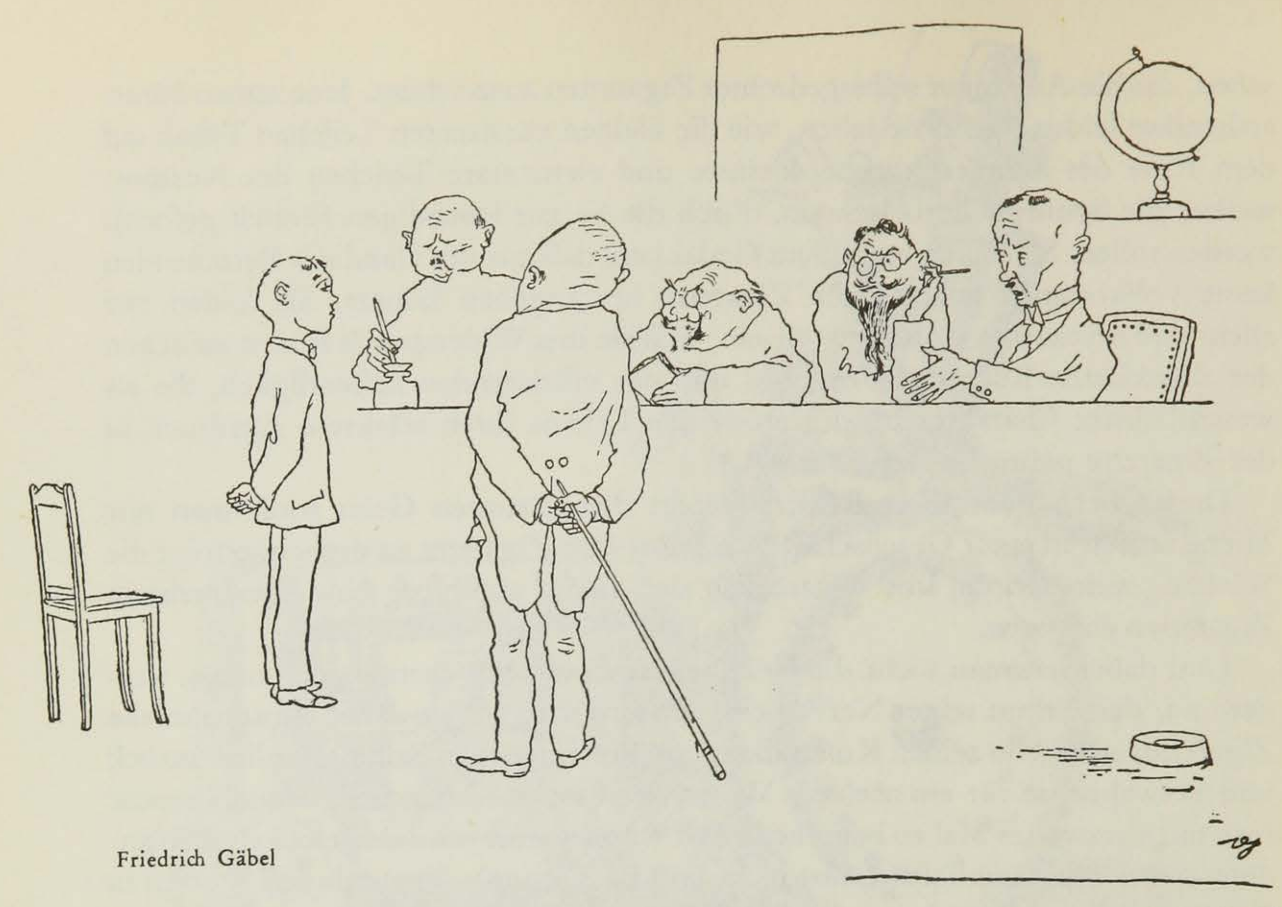
So kann man, genau genommen, mit einer winzigen Menge Tabak und einem einzigen Zigarettenpapier all die Zeit über rauchen, die man in Gesellschaft zubringt, und noch jene beiden Gegenstände ungebraucht mit nach Hause nehmen.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß man sicherlich die Hälfte des Tages in Gesellschaft zubringt, so kann sich für einen aus der Lektüre dieses Kapitels eine Ersparnis von fünfzig Prozent seines Zigerettenbudgets ergeben (was ich beweisen wollte), und das mit einer einfacheren und weit weniger heroischen Methode als der Francesco Nittis, der, wie seine Biographen erzählen, vom 1. Januar bis zum 30. Juni raucht, während er vom 30. Juni bis zum 31. Dezember jede Zigarette streng meidet.

(Deutsch von A. W. Freund)



Fritz Pauli (Linden-Verlag)



Friedrich Gäbel

MARGINALIEN

BEGEGNUNG MIT ANDRE GIDE

Von *Alf Schmidt*

Ich kam nach Paris mit dem sehnlichen Wunsch, den Dichter der „Nourritures terrestres" persönlich zu sehen, ihm Aug' in Auge meinen Dank zu sagen. Hölderlin, Nietzsche, Walt Whitman und Gide waren die Führer meiner Jugend, die Begeisterung meiner Wanderungen gewesen und sind es bis heute geblieben.

Ich war allein in Paris, kannte niemand, der mich Gide hätte vorstellen können, wußte nicht einmal seine Adresse. Als Wandervogel ließ ich mich durch solche Bedenklichkeiten nicht weiter einschüchtern, ging eines Morgens zur Nouvelle Revue Française, ließ dort einen Brief an Gide mit meiner Adresse zurück und wollte alles Weitere auf gut Glück abwarten. Mittags schon telefonierte Gide an, ich solle um vier Uhr zu ihm kommen.

Punkt vier Uhr stand ich in einer stillen, kleinen Straße des Quartier latin vor einem unansehnlichen Hause, das aber sichtbar die Nummer 6 trug, die mir Gide angegeben hatte. Ich ging also hinein und lief mit seltsamen Gefühlen die sechs Treppen des Hauses hinauf. Ich klingelte, wurde von einem Fräulein eingelassen, durch einen langen Gang voll Gerümpel geführt und stand schließlich vor einem Zimmer, aus dem mir Musik entgegenklang. Ich klopfte schüchtern an. Auf ein trockenes „Entrez!" trat ich ein.

André Gide saß auf einem Podium hinter dem Flügel und hatte meinen Besuch wohl in seinem Spielen vergessen. Ein wenig unwillig über die unliebsame Unterbrechung, stieg er langsam und zögernd von seinem Podium herunter, for-

derte mich dann aber mit höflicher und zugleich distanzierender Politesse auf, Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich mir gegenüber an den Tisch in einer halbdunklen Ecke, seinen Kopf mit der Hand beschattend. Er sah mich prüfend und verhalten an, so wie ein Fremder, der auf seiner Reise unvermutet etwas Neues sieht, voller Erwartung zuschauend, aber doch eben sich im Hintergrund haltend, ohne etwas von sich merken zu lassen.

Ich hätte verwirrt nichts zu sagen gewußt, hätte mir nicht die Atmosphäre des Raumes die Unbefangenheit zurückgegeben. Ein Wandervogel wie ich paßte eigentlich ganz gut da hinein. Kisten und Kasten, Bücher und Möbel standen kreuz und quer durcheinander. Ich fühlte mich wie in einem Nomadenzelt, das kurz aufgeschlagen und bald wieder abgebrochen wird. Nichts von einer gepflegten, schönsinnigen Ordnung, die man behaglich hätte genießen können, sondern eine Werkstatt mit viel Platz — der nötigen Négligence und Ellbogenfreiheit, die man zum Schaffen braucht. Man fühlte, die Gegenstände waren Gebrauchsgegenstände. Sie wurden von einem tätigen Menschen gehandhabt und standen nicht nur zur Schau da. Sie hatten dem Menschen zu dienen, nicht er ihnen. Der Schwerpunkt lag hier allein im Schaffen, nicht im Geschaffenen. Das gab dem Besitzer eine eigentümliche Freiheit und Unbekümmertheit seinen Sachen gegenüber. Er stellte sie irgendwohin in die Ecke oder wo sonst gerade Platz war, so wie ein Maler sein Bild fortstellt, wenn er mit ihm fertig ist, um es wieder hervorzuholen, wenn er es braucht.

Ich fühlte mich also in keine bestimmte Ordnung eingezwängt, auf keinen bestimmten Ton festgelegt, wohl aber durch diese bunte Unordnung an-



geregt, im eigenen, persönlichen Ton etwas zu improvisieren, als irgendein Mensch zu irgendeinem anderen zu sprechen, in der Hoffnung, es werde sich dabei etwas Fruchtbares entwickeln. Ich erzählte also von Heidelberg, wo ich Romanistik studiere, erzählte von Stefan George und seinem Verhältnis zu seinen Jüngern, soweit ich sie in Heidelberg kennengelernt hatte. Ich hatte beobachtet, wie sehr seine starke Persönlichkeit die jungen Menschen, die sich ihm näherten, aus ihrem ursprünglichen Wesen heraushob, sie an seine einzige Person fesselte und sie nach seinem eigenen Bilde umformte. So nahmen die Jünger auch physiognomisch im Laufe der Zeit die dantesken Gesichtszüge ihres Meisters an. Sie verloren die jugendliche Biegsamkeit und Naivität und trugen ihres Meisters monumentale, fast sakrale Haltung in Kleidung, Sprache und Gebärde zur Schau. Sie glaubten an den Meister, ehe sie an sich glauben gelernt hatten. Sie fanden ihren Meister, ehe sie sich selbst gesucht hatten. Wie anders hatte Sokrates auf die jungen Athener eingewirkt, wie sehr hatte er ihre Selbständigkeit und jugendliche Andersartigkeit geliebt und bewahrt, er, der seinen Schülern nichts als ein Geburtshelfer in geistigen Dingen sein wollte.

Hier fuhr Gide plötzlich aus seiner Zurückgehaltenheit heraus: „Glauben Sie, daß ich mich so, wie Sie von George erzählen, zu jungen Menschen verhalte?"

Ich war beinahe erschrocken über die Eindringlichkeit, mit der er diese Frage stellte. Vielleicht vermutete Gide, ich hätte ihn selbst mit dem Bilde Georges gemeint. Ich antwortete, ich wäre nie zu ihm gekommen, wenn ich das für möglich gehalten hätte.

Wir kamen dann auf Montaigne zu sprechen. Als er merkte, wie sehr ich diesen ungebundenen und doch so menschlichen Philosophen liebe, ging er immer mehr aus sich heraus und begann mir zu erzählen, was für ihn Montaigne sei. Er arbeite gerade über ihn und wolle bald seine Arbeit veröffentlichen. (Sie ist im Winterheft 28/29 von „Commerce" erschienen.) Seine Augen belebten sich mit jedem Worte mehr und mehr. Ein Gedanke entzündete sich am andern. Plötzlich griff er ein Buch vom Regal herunter und schlug mir eine Stelle darin auf, die er mit Bleistift unterstrichen hatte. Ich fühlte, daß er mit ganzem Herzen an diesen Worten hing. Er sagte, er würde sie gerne als Motto über Montaignes Essays setzen. Ich las im Montaigne: „L'être véritable est le commencement d'une grande vertu." (Und weiter, um das wahrhaftige Wesen zu finden:) „Il faut ôter le masque aussi bien des choses que des personnes." (Vergl. auch: Essai sur Montaigne par André Gide, Paris 1929, J. Schiffrin, pag. 14.)

„Il faut dégager l'être véritable", sagte Gide.

Das war ein kühner Spruch für das Leben und nach meinem Gefühl der Sinn aller Erziehung. Ich mußte an das Bekenntnis der deutschen Jugend auf dem Hohen Meißner denken. Die freideutsche Jugend will ihr Leben nach eigener Bestimmung, nach eigener Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit gestalten. Ich lachte vor Freude, daß ein solches Wort uns beide gleicherweise zu begeistern vermochte, ihn den Aelteren und Weisen, wie mich den Jungen. Gide sprach noch vieles von Montaigne, nicht anders, als er es später selbst in seinem Montaigne-Aufsatz veröffentlicht hat.

Ich hatte André Gide gesehen und ihn gefunden, wie ich ihn mir nach seinen Werken vorgestellt hatte. Der Mensch und der Künstler waren eins.

Den Direktor unserer Waldschule erkennt man auch von hinten am Wäschezeichen „Petrus“ im umgeschlagenen Innensaum seiner Wadenstrümpfe. Ein Verkünder sanften, fleischlosen Lebens, Freund fader Schleimsuppen und lebensunfähiger Kinder, hat er neben Intellect symbiotische Verhältnisse mit Tieren. Betritt er morgens, gefolgt von seinem Reh, den Speisesaal, breitet er, das wachsleinene Tischtuch zu schonen, sorglich den michelangelesken Mosesbart unter den Porridge-Teller, entnimmt seinen Rocktaschen tote Mäuse und teilt diese, milden scharf messenden Blicks, in Sandwichs für die Schleiereulen im Brotschrank. Den jüngeren Eichelhähern stopft er zu Kolloiden vorgefletscherte Heuschrecken in den Schnabel, die, sagt er, nach Nuß schmecken.

Leicht abwaschbare Waldschulen mit unzerreißbaren Prinzipien erwirbt man zweckmäßig auf Raten bei einem großen amerikanischen Postversandhaus, welches zumeist auch eine vielstellige Notrufanlage für plötzlich eintretende sexuelle Not und eine übersichtlich organisierte Komplexsammlung mitliefert. Leider hat aber die deutsche Erzieherschaft nur unvollkommen begriffen, daß die Zusammenstellung jedes wohlassortierten Lehrerkollegiums nur von einem allseitig versierten Reklamefachmann unternommen werden sollte.

Petrus Angeber hatte das wohl bedacht, als er seine Waldschule für prominente Kinder genau auf dem Schnittpunkt der Grenzen dreier europäischer Staaten errichtete. Er wußte, daß nur das brausende Gegenwartsleben Schule machen kann, und daß nur Männer der Praxis, Politiker, Kaufleute, Künstler und Sportler zur Bildung ungestalteter Kinderseelen berufen seien. Wir Zöglinge haben denn auch viel Mühe aufzuwenden, um all das würdig entgegenzunehmen, was so überreichlich geboten wird. Allein die Gedächtniskurse zweier langbärtiger indischer Philosophen verbrauchen unser ganzes Gedächtnis. In Rhythmik und schöpferischer Atemkunst unterweist uns die internationale Tänzerin Titty Pimperknoten. Was in deren Kursen an Rein-klanglichem auf die Ebene der Körper-Geist-Seele projiziert wird, grenzt an Uebersinnlichkeit. Mit zwei Beinen steht Titty Pimperknoten noch fest auf der Erde verankert, während ein Fuß schon in der vierten Dimension schwebt. Immerwährend löst sie innere Spannungen und gibt Ballungsakkorde von sich, die den Raum mit dem Duft ihrer sublimen Geistigkeit erfüllen. Wo die inneren Erlebnisse mit Vehemenz Hemm-

Japanische Waldschüler

Photo Elli Marcus

Die Kinder des Prof. Hirota (Musikhochschule Tokio)



Rudolf Levy, Die kleine Arnthal

Max Beckmann, Damen am Fenster

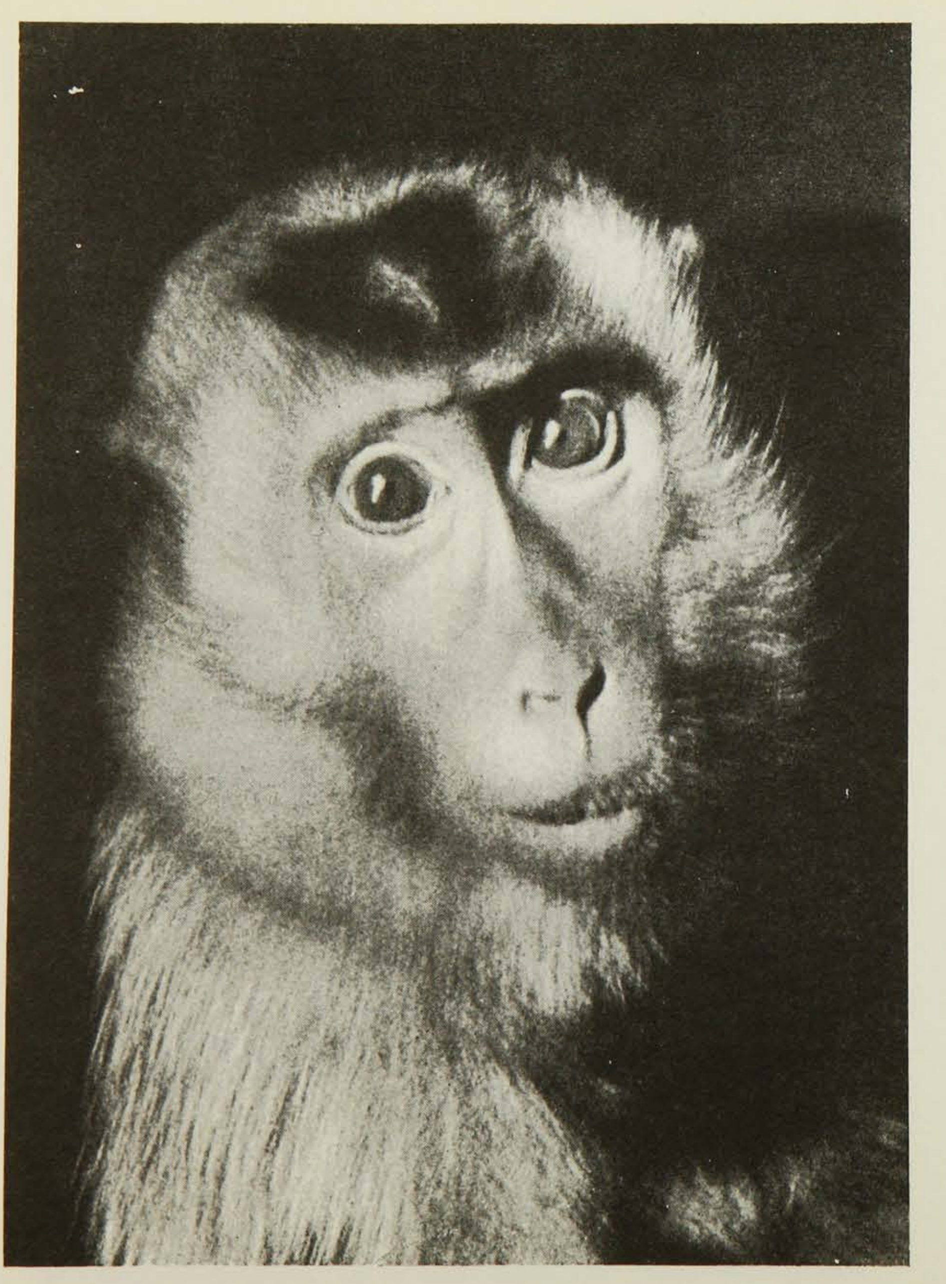
Ausstellung im Carnegie-Institut zu Pittsburg

Natalja Saaz, die Schöpferin des Russischen Kindertheaters, mit ihrem Söhnchen



Photo Press-Klischee, Moskau

Szene aus dem Russischen Kindertheater



Photos Fritz Würthle

Schweinsaffen

Weibchen

Männchen

nisse ihrer beschwerten Körperlichkeit niederreißen, ist der geometrische Ort ihrer Tanzkunst. Bestimmt würde auch ich bei einer solchen Lehrerin mich seelenvoll bewegen lernen, hätte mir nicht vor einigen Wochen der Sportlehrer, Weltmeister Bölzer, beim Fußball die Kniescheibe weggetreten.

Am schönsten ist aber, daß wir zu unsern weltberühmten Lehrern „Onkel" sagen dürfen. Onkel Fliehtus hat die ganze Schule mit zartgefärbter Kunst vollgemalt, die einen so scheu und empfindsam macht, daß man manchmal etwas ganz Unanständiges tun muß, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Manchmal gehe ich nachts mit Wamela Pedekind in den dunklen, veilchenfarbenen Musiksaal, wo die Bilder von Gustav Mahler, Grieg und Hildach hängen, und wir spucken aus mythischen Gründen dreimal kräftig auf den Fußboden. Auf den Fußboden spucken ist sehr schön, fast so schön, wie verbotene Worte sagen. In unserer Klasse wird mit verbotenen Worten Tauschhandel getrieben. Ich habe einmal einem ausländischen Jungen das Wort „Hundesohn" überlassen für den Ausdruck „Nasenformer Zello", den er für den Inbegriff aller Unanständigkeit ausgab. Man muß ein Auge zukneifen und den Zeigefinger in den Mund stecken, wenn man „Nasenformer Zello" sagt. Nach dem Abendgebet sage ich alle verbotenen Worte auf, damit ich keins vergesse.

Sehr lieb ist auch „Miß Paneuropa", nämlich die gute Tante Gertrud Prellbotz. Ich sehe sie noch in der hellen Sonne vor dem Schelling-Haus stehen, und um sie herum spielen all die reinen, nackten Kinder, die mit Augen voller Sonne, nach feuchter Erde, Moos und Frühling usw. duftend, kleine Eidechsen und Feuersalamander necken. Die großen Knaben gleichen von der Sonne beschienenen jungen Epheben, während die weniger nackten aber eben so reinen Mädchen mit Farnkränzchen, kurzen Hosen und bunten Blüschen wie Nymphen umherspringen.

„Willst du ein Eidechslein kaufen, Tante Trude?" fragt die kleine Erika schelmisch. Da aber stellt Onkel Fliehtus eine erstaunliche Frage: „Hat man das Recht, Eidechsen, denen man die Schwänze ausgerissen hat, zu verkaufen?"

Alle Kinder schämen sich und werfen die beschädigten Eidechsen weg. Der kleine Maus Klann aber sagt entrüstet: „Erika muß bestraft werden und darf heute keinen Pudding essen!"

Tante Gertrud schluchzt gerührt: „Diese fein empfindenden Menschlein sind wahre Königskinder und wissen es nicht einmal!"

So leben wir wohlgebildeten Mädchen und Knaben mit dem strahlenden Freudeglanz im Auge, mit dem Willkommen heißenden Lächeln um die Lippen, das Wohlgefallen aneinander und an den endlosen Mannigfaltigkeiten der lebendigen und der ewig ruhenden Umwelt bedeutet.

Leider gibt es manchmal Krach unter den Lehrern, wenn zum Beispiel der philosophisch gebildete Onkel Dr. Böltzer nachts um drei Uhr bei Onkel Spielfreund, dem Biologen, eindringt, um ihm zu beweisen, daß das biogenetische Gesetz, das dieser immer an den Furunkeln seines Lieblingszöglings demonstriert, nicht für die deutsche „Volksheit" gelte, daß hier vielmehr die „Umwelt-Theorie" stattzufinden habe.

Es hat sich etwas sehr Unangenehmes zugetragen, weil nämlich ein unehelicher Stiefsohn von Onkel Petrus ganz plötzlich aufgetaucht ist, und jetzt ist er wieder weg, aber mit der Schulkasse und mit Tante Montefiori.

Wir sind alle sehr traurig, weil alle Lehr-Grammophone, Uebungsflugzeuge und Schul-Schreibmaschinen verpfändet werden müssen, und wir dann gezwungen sind, ganz gewöhnliche Schulaufgaben zu machen.

Dann hat aber die ganze Waldschule gar keinen Zweck!

Carl Hannes.

EIN BRIEF VON KAINZ

Herrn Director *Max. Maxschulz*

Berlin, 26. Oktober 1893 *Tiflis* (Kaukasisches Rußland).

Mein lieber, lieber Freund!

Ja, leider! leider! Meine arme gute Frau ist seit 4 Monaten tod. Am 24. Juni d. Jahres Vormittags 10 Minuten nach 10 Uhr ist sie nach langem schmerzvollen unsäglichen Leiden gestorben; die unmittelbare Todesursache war Herzlähmung. Ihre Krankheit war alles mögliche! Die Section hat ergeben, daß an der armen Frau seit Jahren nichts mehr gesund gewesen ist, als Darm Leber und Milz. Sonst alle alle Organe krank und verdorben und zum Theil functionsunfähig.

Lassen Sie mich lieber schweigen. Was ich gelitten habe und noch leide kann ich Niemandem sagen. Es hat mich in allen Grundfesten erschüttert. Die Kinder haben es Gott sei Dank schon größtentheils verwunden, — ich werd's nie verwinden — nie!

Ich freue mich unendlich von Ihnen wieder zu hören. Also in Tiflis wohnen Sie augenblicklich! Na — mein lieber Asiate wenn es Ihnen nur gut geht. Tiflis denk' ich mir sehr schön — wenn auch etwas naiv. Schicken Sie mir doch ein paar Ansichten von der Gegend. Sie werden mich damit sehr erfreuen. Ich bin auch unbescheiden genug Ihr Anerbieten von Waffen Teppichen etc. mit großer erwartungsvoller Freude anzunehmen. Ich richte mir jetzt eine neue Wohnung ein und die Sächelchen werden sich darin sehr gut ausnehmen. Also schicken Sie immerzu! Ich wollte ich könnte meinen Winterurlaub bei Ihnen zubringen. Wie lange fährt man denn zu Ihnen? Wann kommen Sie wieder einmal nach Deutsch-

land nach Berlin. Wie geht es Ihrer lieben Frau, Gott erhalte sie Ihnen noch recht lange. Und was macht Ihr Herzenspudel?

Ich bin überanstrengt in meinem Beruf. Der Talisman von Fulda hat derartig eingeschlagen daß wir ihn nächstens zum 100sten mal geben werden. Inzwischen gastiere ich auch noch herum. Mein einziges Vergnügen ist jetzt noch



Otto Lais

Geld zu verdienen. Und ich verdiene und spare. — Mein neuester Sport. Da wo andere Leute anfangen gescheidt zu werden fängt bei mir die Verrücktheit an. Sparen! ja, und doch ist's so. — Ich lebe nicht mehr lange.

Schreiben Sie mir recht bald wieder ja? Ich werde Ihnen mit Freuden antworten. Heute kann ich nicht mehr schreiben. Ich war die ganzen Tage her sehr elend und werde leicht müde und abgespannt. Also leben Sie wohl liebster Freund. Grüßen Sie Ihre liebe Frau aufs beste und seien Sie herzlichst umarmt von Ihrem alten

Josef Kainz.

LE RETOUR DE JOSEPHINE

Sur l'air de: Ma petite tonkinoise

1

De la France
Son absence
N'a pas duré très longtemps
Ell' revient plein' d'allégresse
Joséphine la chèr' négresse
Ses dents blanches
Et ses hanches
Et ses yeux déconcertants
Nous apportent le printemps
Et ses parfums excitants.

Refrain

La r'voila not' Joséphine
Fleur exotique, fine, fine, fine, fine
Dans Paris ell' se pavane
Avec un panier d'bananes
Une plum' dans le derrière
Et des anneaux depuis son nez jusqu'aux jarr'tières
Aux Parisiens jeun's et vieux
Elle dit: „C'est vous qu' j'aime le mieux!"

2

En Allemagne
En Espagne
A Londr's et San Stefano
A Vienne et en Australie
A Rome et Philadelphie
La danseuse
Si fameuse
A connu les avaros
Les déboir's plus qu' les bravos
Aussi ell' s'écri' bien haut:

Refrain

Moi je ne veux pas qu'on m' chine
Qu'on achèt' ma bobine fine, fine, fine, fine, fine
Ni mes ch'veux couleur d'ébène
Ni mon croupion de sirène
J' suis un' artist' très sensible
Aux Etrangers j'ai trop souvent servi de . . . cible

Là — bas j' vaux pas un radis
Mais en France' c'est l' Paradis!

3

A la Presse
Ell' confesse
Qu' ell' va bientôt débuter
Au Théâtr' Français ma chèr'
Dont ell' s'ra la sociétaire
Elle attaque
„Andromaque“
„Hernani“, „Les Avariés“
Dans ses rôl's les plus variés
A l' entendr' nous s'rons conviés

Refrain

Quelle femme c'te Joséphine
Intelligente fine, fine, fine, fine
Ell' dans'ra sur du Molière
C'est ça qui s'ra pas vulgaire
Dans Racine ou bien Corneille
Black-botommant s' contorsionnant
Ell' f'ra merveille
Ell' dégott'ra mam' Sorel
Et Silvain le pèr' pétuel!

4

Mais la chose
Qui nous cause
Un véritable plaisir
C'est d'apprendr' qu'elle s' marie
Pour de vrai . . . à la mairie
Cette affaire
Vrai mystère
Finira par s'éclaircir
On dit qu' dans un proch' av'nir
A Mayol ell' va s'unir

Refrain

Faut fair' un' fin Joséphine
En lui chantant Cousine, sine, sine,
sine, sine
Le marié très populaire
La mèn'ra d' vant Mossieu l'Maire
Puis aux accents sympathiques
D'un vieux refrain: elle pique à la
mécanique
S'accoupleront pour jamais
La banane et le muguet!

HANI, UNSER MATHEMATIKPROFESSOR

Lieber Leser! All deine Paukeroriginale, die sich beim Erinnern an deine Schulzeit mit köstlicher Heiterkeit erfüllen, sind doch nur Waisenknaben gegen unern Mathematikprofessor in Obersekunda, genannt Hani (von Heinrich). Hani war eine mathematische Kanone, die zu Unterrichtszwecken nur für die drei oberen Klassen aufgefahren wurde, doch seine Unterrichtsmethoden waren mehr kurios als genial. Er war uralt, hatte Plattfüße und eine so tiefe Baßstimme, daß man ihn nur verstehen konnte, wenn er wie ein Löwe brüllte. Doch nein, er brüllte nicht, er trompetete wie ein Elefant und hatte zu allem Unglück noch eine Aussprache, die ihresgleichen suchte. Und wir trompeteten auch und sprachen wie er, im Chorus, bedenke, im Chorus als Obersekundaner. Aber er wollte es so, und es gefiel ihm so sehr, wenn es klappte. Und solch eine Unterrichtsstunde bei Hani war natürlich ein Gaudium.

Also wir paukten die trigonometrischen Funktionen. Hani brachte uns bei: „Uächst dr Uinkel von null bis neunzich Gräd, so nimmt der Sinus zuuh — — von null bis seins. Uächst der Uinkel von neunzich bis sunderttachzich Gräd, so nimmt der Sinus ab — — von neins bis null". Und dann kommandierte er: „Eins, zwei, drei!" Und wir im Chor: „Uächst dr Uinkel von null bis neunzich Gräd ... usw." Und dann kam schließlich die Tangente dran, und Hanni setzte sich umgekehrt auf die letzte Bank und erzählte uns eine lange Geschichte: „Jä, meine liewen Nobersekundanr, mit der Tangente isses schon schwerer. Friher, als ich noch jung war, da jabs noch keine Eisenbahn, da mußten die Leute mit der Poostkutsche fahrn. Un auf jeder Staation mußten die Pferrde ausjewechselt wern. Un jenau so macht das die Tangente, die wechselt auf jeder Staation das Vorzeichen." Und nun gings mit der Tangente los, im Chorus: „Uächst dr Uinkel..." — „Halt!", brüllte Hani dazwischen, „das klappt nich! Ich zähle jetz immer bis drei un sage noch „Los!", unn dann fang Se an." Also Hani stellt sich breitbeinig vor die Klasse, damit er nicht umfällt, und brüllt: „Eins, zwei, drei — — los!!" — „Uächst dr Uinkel von null bis neunzich Gräd, so nimmt die Tangente zuuh — — von null bis plus unendlich..." Und Hani,

memorierend, brüllt ganz schnell dazwischen: „Achtung, Vorzeichen wechseln, andre Pferrde!" Und wir ruhig weiter: „Uächst dr Uinkel von neunzich bis sunderttachzich Gräd, so nimmt die Tangente zuuh — — von miiinus unendlich bis null." Da aber Hani in jeder Unterrichtsstunde bei jeeder „Staation" immer wieder dazwischen schrie „Achtung, Vorzeichen wechseln, andre Pferrde!", so nahmen wir allmählich auch diesen Zwischenruf mit in unsern Text hinein, so daß sich das Ganze folgendermaßen vollzog. Hani kommandierte: „Achtung! Eins, zwei, drei — — los!!" Und dann fingen wir im Viertakt an: „Uächst dr Uinkel von null bis neunzich Gräd, so nimmt die Tangente zuuh — — von null bis plus unendlich." Und dann die ganze Klasse im Sechzehnteltakt schnell dazwischen: „Achtung, Vorzeichen wechseln, andre Pferrde." Und ruhig im Viertakt weiter: „Uächst dr Uinkel von neunzich bis sunderttachzich Gräd . . . usw." Dabei war denn das allgemeine Geplapper und Gebrülle so groß, daß einmal der Lehrer der unter uns liegenden Klasse einen Schüler zu uns heraufschickte und fragen ließ, was denn hier oben eigentlich los sei.

Um sich aber zu vergewissern, daß wir auch „aufmerksam" sind, sprach er manche Worte nur halb, und wir mußten sie dann ergänzen. Zum Beispiel sagte er: „Kosi — — ?", und wir im Chor „nus". „Zum Quä — — ?", wir „drat". Oder: „Binomialkoeffizi — — ?", „enten". Diese Gewohnheit übertrug er aber auch auf seine Erzählungen aus seiner Jugendzeit, die er manchmal, wieder verkehrtrum in der letzten Bank sitzend, auf die ganze Unterrichtsstunde ausdehnte. Da erzählt er denn: „Jä, jä, als wir noch jung waren, da sind wir auf die Barje jee — — ?" Und wir machten ergänzend, im Erzählerton: „stiejen". — „Un dann haben wir die Hand über die Augen jee — — ?" (Er legte seine Hand auf die Stirn.) Und wir: „lächt". — „Nein, jehalten! Un dann haben wir in die Farne jee" — „guckt". — „Un heute bin ich nun so kurzsichtig jee" — „worden". Und am Schluß der Erzählung mit erhobener Stimme seinen alten Spruch: „Jä, jä, meine liewen Nobersekundanr, wer hätte das jee — — ??" — Und wir brüllend: „dacht!!"

Ach, lieber Hani, würdest du doch noch leben, und könnten wir noch einmal „deine liewen Nobersekundanr" sein! *Fritz-Heinz Reinhardt*

AUF MEINEN ALTEN FORDWAGEN

Von *Herbert Eulenberg.*

Schief, müde und ein wenig eingeknickt
Wie alte Leute, sah ich still dich stehen
Auf grauem Hof, von uns hierhergeschickt,
Und konnte nur mit Schmerzen von dir gehen.

Du lieber, guter, treuer Kamerad,
Auf wie viel Fahrten hast du uns begleitet,
Wohin nicht trug uns dein behendes Rad,
Wie hast du uns die schöne Welt geweitet!

Welch heitre Stunden hast du uns gebracht,
Und wieviel Lachen hängt an deinen Speichen!
Durch Wälder, Täler, Höhn und Nebelnacht
Zogst du mit uns. Die Hand möcht ich dir reichen.

Nie hast du schlapp gemacht, nie dich beklagt,
Wenn wir dich auf die steilsten Berge hetzten
Und rastlos mit dir durch das Land gejagt
Und über Bäche, über Ströme setzten.

Nie warst du unzufrieden, nie empört,
Wenn wir dich bis nach Mitternacht gebrauchten
Und früh schon aus verdientem Schlaf gestört,
Bis deine kleinen Kolben wieder fauchten.

Du wardst verhöhnt, verachtet: „Nur ein Ford!"
Und schienst den meisten immer viel zu billig.
Doch trotz so manchem bitterbösen Wort
Vergabst du gern und zeigtest stets dich willig.



Photo Till Eulenberg

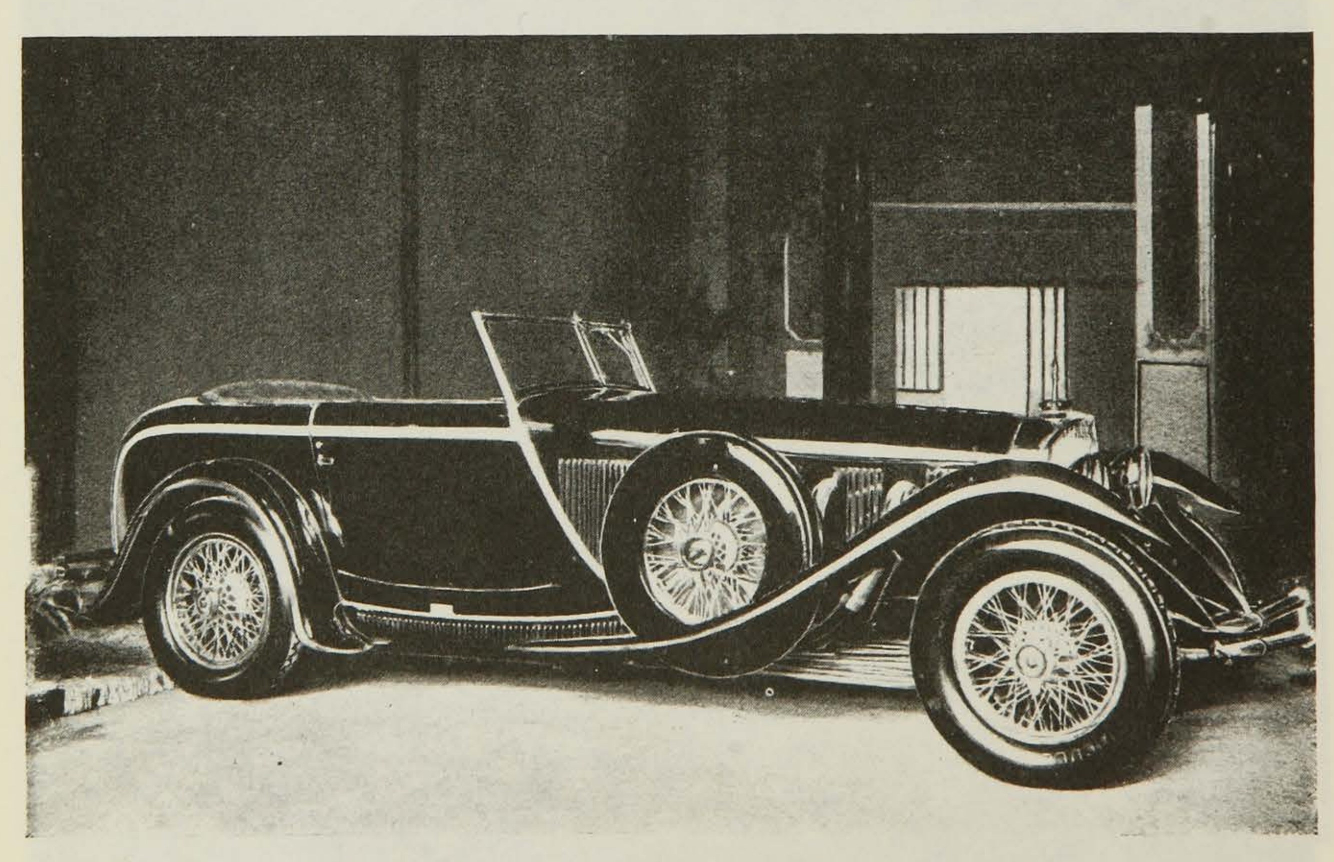
Familie Herbert Eulenberg im Ford

Photo Dr. Wolff

Spielzeug

Photo Wide World

Der kleine Zeichner Kiril Arnstam



Mercedes S. S.-Chassis mit Saoutschick-Phaeton-Cabriolet
im Pariser Auto-Salon

Photo Man Ray



Sammlung Korty

Victor Emanuel III. am Steuer seines alten Wagens

Die Filmschauspielerin Lien Deyers in Zandvoort



Galerie Abels, Köln

Wilhelm Lehmbruck, Weibliche Figur

Du fuhrst uns weiter und zu jedem Ziel,
Das wir als deine stolzen Herrn dir steckten.
Und du bliebst warten, wo es uns gefiel,
Und wo wir faul uns auf die Erde streckten.

Wie manchmal mittags, wenn es drückend schwül,
Sind wir schon eingeschlummert in dem Schatten,
Den du uns zuwarfst, schmächtig, aber kühl,
Nachdem wir uns am Wein erheitert hatten.

Du standest still dabei, sogleich bereit,
Auf unsern Wink uns wieder fortzutragen.
Du fragtest nie nach Ruhe und nach Zeit,
Geduldig stets im Dienst, geliebter Wagen.

Du ließt dich schinden wie ein Arbeitstier
Und dich beschimpfen, wenn wir an dir zerrten.
Wir lernten auf dir fahren alle vier,
Nie daß sich deine Räder jemals sperrten.

Berg auf und ab, du wurdest es nicht leid,
All unsre Reisen gern mit uns zu teilen
Und in des Sommers heller Fröhlichkeit
Am Bach, am Wald und Wiesenhang zu weilen.

Die bunte Fremde hast du uns gezeigt,
Das eigne Land, du lehrtest es uns kennen.
Wir haben nie zum Dank uns dir geneigt,
Wir ließen dich nur rennen, immer rennen.

Du trugst uns Winters zum Theater hin
Und zu Konzerten, und du harrtest draußen
Im Finstern, fragtest nicht nach Zweck und Sinn,
Ob Schnee und Regen auch dich wild umbrausten.

Nun stehst du wie ein ausgedientes Pferd,
Das man zum Schinder bringt, es abzudecken.
Der Schlosser kommt und prüft was an dir wert,
Ums in ein Lastfahrzeug noch einzustecken.

Man schätzt dich niedrig ab, behandelt dich
Als morsche Kiste und als altes Eisen.
Da, treuer, braver Kerl, ergreift es mich,
Dir meine Huld und Liebe zu erweisen.

Ich wink dir zu, du achtest selbst es kaum,
Bescheiden bis zum Schluß kannst du nur schweigen.
Dir schuld' ich manchen holden Reisetraum,
Laß mich noch einmal auf dein Polster steigen!

Doch schon baut man dich ab und reißt dich auf
Und wirft zum Schrott, was alt an dir geworden,
Beendet ist dein schöner, steter Lauf,
Man schenkt dir keine Renten oder Orden.

Und nur in der Erinnerung lebst du fort
Von ein paar Menschen, die dich fröhlich schätzten,
Die jahrelang mit dir von Ort zu Ort
Sich bis zum Abend glücklich müde hetzten.

Fahr' wohl, mein Freund, und wenn uns nach dem Tod
Ein zweites frisches Leben blühen sollte,
Das man uns nach dem schnell verrauschten bot,
Dann wenn es unter uns von neuem rollte,

Dann kehre wieder, wie du fuhrst und warst,
Auch du, mein Wagen, daß wir dich erblicken,
Und du uns neu die alte Treue wahrst
Und wir dich wieder in die Weite schicken.

Ein Stück des Himmels hast du uns geschenkt,
Und Zeit und Raum, sie hatten keine Schranken,
Seit wir mit dir uns durch die Welt gelenkt —
Du alter, toter Wagen, laß dir danken!

SALON D'AUTOMOBILES

Paris, Oktober 1929.

Mit anderen Augen muß hier eine Automobil-Ausstellung betrachtet werden, als solche in Berlin, London oder New York. Vereint zu gleicher Zeit und im selben Raum sind ja eine Automobil-Ausstellung und, in unserem Sinne, ein Salon. Die Automobil-Ausstellung geht hier die Millionen an, von denen die erste bereits einen Wagen hat. Der Salon ist für die großen Geldausgeber der Erde bestimmt, die sich in der zwölf Monate währenden Saison dieser Stadt Rendezvous geben.

Bei der großen Masse ein erstaunliches Maß von technischem Verständnis, genaue Kenntnis der einzelnen Typen verschiedensten Urprungs, soweit sie für den eigenen Geldbeutel erreichbar sind, Kritik und sorgfältige Wahl. Großer Andrang auf den Ständen, auf denen die Hauptlieferanten der französischen Straßen ihre Erzeugnisse zeigen.

Sensation: Renault hat den Kühler vorn. Bemäntelung und Abbiegen von dreißigjähriger Tradition. Ursache: Einfluß der fremden Märkte, die über ein Drittel der Produktion dieses Jahres aufnahmen. Konzentration von Renault auf größere Typen, gab gleichzeitig das Terrain für kleinste Wagen an Peugeot und Rosengard (unser kleinster B. M. W.-Dixi) frei. Haupttype der Mittelklasse: Citroën mit Vier- und Sechs-Zylindern, und Renault mit dem inzwischen klassisch gewordenen 9/45 PS-Vier-Zylinder, alles natürlich mit Verbesserungen und Verschönerungen. Amerika zeigt in dieser Klasse nicht viel Neues. Deutschland: Adler, Brennabor und Opel. Unser kleiner Hannomag interessiert stark aus-

ländische Handelsvertreter. Im übrigen ist kaum eine Verbilligung zu bemerken, im Gegenteil, bei gleichzeitiger Verfeinerung der Ausstattung, teilweise Preiserhöhung. Oberklasse: überaus reich vertreten. Fülle geschmackvoller Aufbauten, Harmonie in Linienführung und Farbe. Viele kleine zwei- bis viersitzige Cabriolets auf riesenlangen Chassis. Man will sein gutgefülltes Portefeuille bequem zwischen den Achsen placieren. Tönende Namen (wie alle hier alphabetisch genannt): Farman, Hispano, Isotta, Mercedes, Renault-Stella, Rolls und alles, was sonst noch Klang hat. Wiederholt dann zu finden auf Ständen von Wagenbauern, die den letzten Schick Pariser Linie mit bewundernswertem Finish verwenden, notabene bei entsprechenden Preisen.

Auf den deutschen Ständen finden Interesse: Horch, dessen Zwei-Nockenwellen-Konstruktion man hier versteht und würdigt, N. A. G., größtenteils mit französischen Karosserien, die sich also ganz anders repräsentieren als in der Heimat, Roehr und Wanderer mit Schnellganggetriebe. Mercedes (der Zusatz Benz ist hier bereits vergessen) hat den großen ererbten Namen.

Exzentrische Neukonstruktionen mehrerer Vorderradantriebsversuche, von der Tagespresse inzwischen besprochen. Viel Neuerungen auf dem Gebiet des Zubehörs; sicher bald überall zu sehen eine Lampe, tief unter dem Kühler hängend, die ihr scharfes Licht genau 75 Zentimeter über dem Boden hält, Entgegenkommende daher nicht blendet. Viele neue Versuche von Schwingachsen (siehe Besprechung Berliner Auto-Ausstellung 1928 im Querschnitt). Zwischenzeitlich Verbesserung der Straßen auch in Europa, wodurch dieses Thema an Bedeutung verliert.

Der europäische Autohandel, der ja schließlich erster Kunde der Industrie ist, fand sich in Paris ein. Alle Sprachen und Dialekte sind zu hören. War es wirklich klug von der deutschen Automobil-Industrie, in diesem Jahre keine Ausstellung in Berlin zu veranstalten? *Max Hermann Bloch.*

Begleitbrief eines Lyrikers. Sehr geehrte Schriftleitung! Hiemit erlaube ich mir, Ihnen ein für den Leserkreis ihres geschätzten Blattes sicher in Frage kommendes Manuskript zu geneigter Prüfung zu übersenden. Es sollte mich freuen, wenn Sie dem redlich geformten Stück echten Gefühles in Ihrem Organ Raum schenken würden. Für die Honorierung sind Ihre Sätze maßgebend.

Berliner Wandsprüche.

Gönn' dir was,
auch wenn du in Not bist.
Was hast du vom Leben,
wenn du erst tot bist!?

(In einem Leihhaus des Berliner Westens.)

Der Mensch braucht ein Plätzchen
und sei's noch so klein,
davon er kann sagen:
schau her, das ist mein.
Hier streck' ich die Glieder,
hier ruh' ich mich aus.
Hier ist meine Heimat,
hier bin ich zu Haus.

(In einem Massage-Salon der Berliner City.)

Berliner Schuhputzlyrik.

Manna macht, wie ich vermeine,
Erst entzückend süß die Beine.

Manna glänzt den Schuh geschwind,
Ohne Manna ist er blind.

Wie ist es doch so wunderschön, zu
wandern über Tal und Höh'n,

Wenn im Urbinglanz strahlen die
Stiefel und Sandalen.

Bevor man mir Urbin empfahl, war's
Stiefelputzen eine Qual,

Doch jetzt, ich müßte lügen, ist mir's
ein Hauptvergnügen.

(Reklame in der Berliner Untergrundbahn.)

Die Memoiren des Malers Vlaminck, aus denen wir einen Abschnitt bringen, sind von *Jürgen Eggebrecht* ins Deutsche übertragen.

GEDANKEN BEI MUSIK

Von *Frydland*

Was isn diss mit mein Platz was Senftenbergs sind auch hier son langer Anfangston ist fabelhaft die Menschheit is aber auch was Großes ich habe den besten Platz Nachbarschaft is auch nich so unangenehm warum greifen die Juden Wagner an was trinken möchte ich schämen müßte man sich bei soner göttlichen Musik sone Gedanken zu haben wie unaufmerksam ich heute bin meine Nachbarin is jetzt schon ergriffen ob man so was lange aushält wie Posaunen vor Jericho sind die Trompeten Donnerwetter ist die Stelle fabelhaft der kann was dieser Wagner einen Blickpunkt wie Tante Anna immer sagt müßte man im Konzertsaal haben wenn ich nur wüßte ob Hermanns nich doch noch angerufen haben sie werden sich ärgern ob ich ma meine Augen schließe, dann kann man besser hören was meine Nachbarin bei sich so denken mag scheint Trauer zu haben traurige Sachen mehr aufpassen mehr aufpassen wozu hast du denn zwei Mark hingelegt wie Musik selbs den Magen hypnotisiert vorhin hatte ich doch noch Bauchschmerzen ob Paris schöner is als London ich wer mir beide Nester ansehn Gott is ja auch nich zu teuer wenn sich diss schon der Alex leisten kann der da vorn hat abern anständigen Glatzkopf meine Güte wie das so jetz in den ganzen Gehirnen aussehen muß eine Pauke zerschlägt doch alles was wäre Konzert ohne Pauken ich möchte wetten Hermanns ham noch angerufen wie ein ganz kleines Schiffchen fährt jetzt die Musik endlich mal Englisch lernen ohne ein Wort Englisch kann man nich nach England fahrn der Finanzminister is da doch Mac- na ich weiß nich Grete hätte ich nicht heiraten sollen is ja doll was ich meiner Nachbarin den kleinen Busen abkucke mehr wissen macht mehr Kopfschmerzen mein Vater wird ja auch bald sterben schwermütig ist die Stelle



Rudolf Herrmann

ausgesprochen schwermütig wo wer ich in vier Jahren sein was für Beine sie hat die Schuhe sind nich ganz sauber sowas wird nie auf de Straße gehen abscheulich diese Unruhe wenn einer hustet denn hustet gleich der ganze Saal eine Psycholo — nee Psychose genau wie bei Baukatastrophen ich wer wenn Schluß is mitn Auto nachhause fahrn ich hab ja keine Ahnung von Musik Noten soll man lernen mit Saxophonspielen verdient man heute viel Geld in der Kantstraße hängt eins for sechs siebenhundert alles is ergriffen is auch fabelhaft die Musik mein Gott diss Luder hat ja die Telefonrechnung noch nich bezahlt und diss muß mir alles passieren es müßte eine Instanz geben die den Konzertbesucher zwingt die Musik for sein Geld zu hören ob ne Harfe tatsache so unentbehrlich fürs Orchester is drollig wie wir Kinder über den Mann mit den zwei Pauken gelacht haben Juden können Wagner nich vertragen warum bloß jetz is Schluß und ich habe jarnichts davon gehabt rausgeschmissenes Geld ich wer nachher noch kalt brausen klatschen muß ich auch noch kann ich ma ruhig ersparen wer ma lieber um meine Garderobe beizeiten kümmern.

Ha, ha, ha, ich habe mir schicken lassen: „Das Buch zum Totlachen", die besten und schlechtesten Späße d. Welt, die tollsten Geschichten, wirkungsvollsten Deklamationen und Couplets nach bekannt. Melod. Außerdem „Die Humorkiste", die originellsten Witze, lustigsten Anekdoten, Scherzfragen und Rätsel. Dazu 1 Flasche Niespulver, 1 Schachtel Juckpulver, 3 Bierschwaben, 1 lebende Photographie, 1 Scherzbrief „Nello" und 1 blutiger Finger. Diese Scherzartikel mit den 2 Büchern zusammen für nur 3.— Mark portofrei.

(Der westfälische Bauer.)

Der alte Baron v. d. Heydt. Anfang Oktober starb Baron August von der Heydt, zuletzt in Godesberg, früher in Elberfeld wohnhaft. Wie sein lange vorher verstorbener Bruder Karl, in dessen schönes Berliner Haus in der Von-der-Heydt-Straße jetzt der Allgemeine Deutsche Sportverein eingezogen ist, war auch Baron August von der Heydt eine ausgesprochen künstlerische Natur. Während indes die Interessen Karl von der Heydts dem Theater gehörten, interessierte sich der jetzt Verstorbene in der Hauptsache für die Kunst. Aber er war in keiner Weise der gewöhnliche Sammlertypus, der Sammler, der festgelegte Berühmtheiten sammelte, um damit zugleich sein Vermögen anzulegen. Vielmehr war es die Spezialität des Verstorbenen, sich ohne Rücksicht auf den bleibenden Wert der verschiedenen Kunstgegenstände für die junge Kunst einzusetzen. Damals, als noch die meisten Leute über die junge Generation lachten, kaum einer daran dachte sie zu erwerben, kaufte Baron August von der Heydt Bilder von der Modersohn, von Nolde, Schmidt-Rottluff, Kirchner, Heckel, Otto Mueller, Pechstein, Felix Müller, August Macke, Franz Marc, Erbslöh, v. Bechtejeff, Kokoschka, Rohlfs, Nauen, alles damals vollkommen unbeschriebene Blätter, jetzt zum Teil der Vergangenheit oder auch der Vergessenheit angehörend. Aber alles Leute, die damals jedenfalls den berühmten „Willen zum Neuen" hatten und mit mehr oder weniger großem Erfolg uns aus dem Impressionismus herausgeholfen haben. Sie alle wurden von Baron von der Heydt gefördert, der sie in seinem schönen Hause aufhing, und dieses stand — das ist noch ein besonderes Verdienst und besonders typisch — in Elberfeld, der Stadt an der Wupper, wo es jedenfalls in damaligen Zeiten nicht leicht war, mit der Kunst zu starten. Heute ist das alles anders geworden. Heute haben diese Art Industriestädte, wie speziell Elberfeld, ihre schönen und gepflegten Museen. Wenn man aber nach den Namen der Leute fragt, die diesen Geist begründet haben, so ist in erster Linie der Name des Baron August von der Heydt zu nennen, dessen Sammlung übrigens neben diesen jungen Talenten auch große internationale Namen wie Courbet, Daumier, van Gogh, Cezanne, Gauguin, Picasso, Friesz und Vlaminck enthält. Und insbesondere auch sein schönes Bild von Kees van Dongen, das wir in dieser Nummer veröffentlichen. *H. v. W.*

Lovis Corinth, Herbert Eulenberg



Kees van Dongen, August Frhr. v. d. Heydt

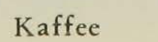


Photo Renger-Patzsch

Aus „Die Welt ist schön“ (Kurt Wolff Verlag)

Kaffee

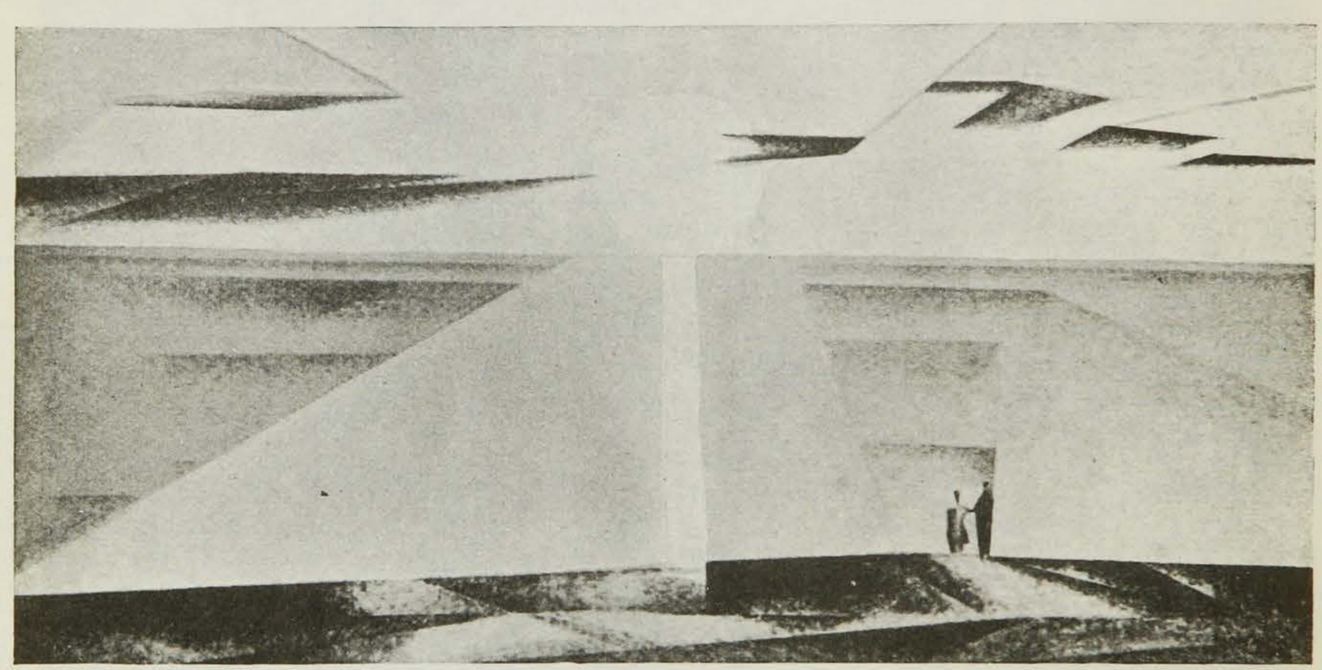
Photo Hein Gorny

Nasser Asphalt



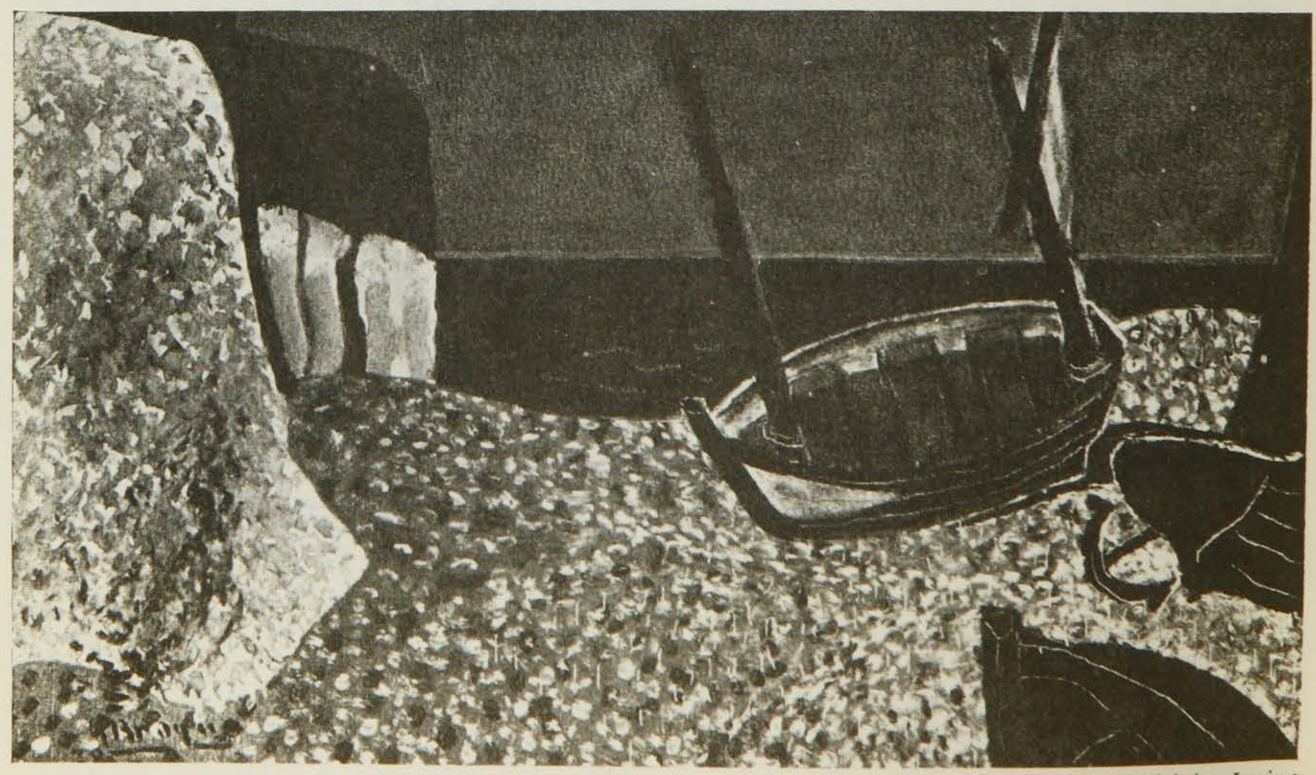
Sammlung Dr. Raemisch

Max Beckmann, Der Strand von Scheveningen



Ausstellung Ferdinand Möller, Berlin

Lionel Feininger, Sonnenuntergang am Meer



Frankfurt a. M., Städelsches Institut

Georges Braque, Der Strand von Dieppe

Der Autor. „Ein Manuskript „Ernte bleibt nie aus" ist noch in meinen Händen. Selbiges mal durchsehen zu wollen, so wäre es sehr erfreuend für mich, mein Gedankenwerk als Roman vordisponiert zu wissen. Mit der Bitte, einen baldigen Bescheid für mich eingehen zu lassen, so bin ich zu jeder Zeit gewillt, mein Manuskript zur Durchsicht vorzulegen."

(Aus einem Brief an den Verlag)

Klassenaufsatz. *Was wurde nach dem Tode Alexanders aus seinen Werken und seinen Ideen?* Alexanders Werke und Ideen kamen erst nach seinem Tode zur Geltung. Alexanders Reich zersplitterte sich. Griechenland und Mazedonien bekamen die Antigoniden, Vorderasien bekamen die Selenkiden und Aegypten mit der Hauptstadt Alexandria bekamen die Ptolemäer. Griechenland stand in hoher Kultur. Sie bauten und erfanden Automaten für Weihwasser und viels mehr. Archimedes hatte einen Globus der Sternkunde erfunden. Sie hatten auch ein Museum der Natur, das besonders durch Alexanders Streifzüge erweitert wurde. Der berühmteste Redner Griechenlands, Demosthenes, hatte sich auf eine Insel zurückgezogen, da er nur in Eintracht und Frieden leben wollte. Er war früher ein Stotterer gewesen, hatte eines Tages einen Kiesel in den Mund genommen und gen das Meer geredet. Ein Wunder war geschehen, sein Stottern war verloren. Alexander versuchte die morgen und abendländische Kultur zu verbinden. Er stellte persische Beamte bei sich an und auch er selbst heiratete die Tochter des Darius, seines ärgsten Feindes und trug auch persische Kleidung. Nach seinem Tode wurde dies alles weiter durchgeführt und darauf entstand die hellenische Kultur. *Sigwina.*

Einstein eine ernste Gefahr. Der Kardinal William O'Connell, Dekan der katholischen Hierarchie in den Vereinigten Staaten, brandmarkte die Spekulationen von Einstein als eine „gräßliche Erscheinung des Atheismus". — „Ich bin der Meinung", sagte er, „daß Einstein, wenn ich ihn nicht sofort beschuldige, mit voller Ueberlegung den christlichen Glauben und die christliche Basis des Lebens erschüttern zu wollen, sich selber eines Tages offenbaren wird; ich bin überzeugt, daß das Resultat seiner zweifelhaften und verwirrenden Spekulationen nur der Schleier ist, unter welchem sich das schreckliche Gespenst des Atheismus verbirgt." *„Contribution" (Massachusetts).*

UNSERE JUNGE HAUPTSTADT

„So schreibt Berlin" heißt eine Anthologie, herausgegeben von Herbert Günther (Internationale Bibliothek, Berlin). So schreibt Berlin, das mag man zugeben, aber ob es auch so ist, wie da geschrieben steht, ist noch offen zu lassen. Auf alle Fälle ist es ein sehr bemerkenswerter Versuch des Herausgebers Herbert Günther, hier mal etwas für die ach so — was eigentlich? — problemlose oder problemvolle Stadt getan zu haben.

Wie man Berlin zu Leibe gehen soll, ist vorläufig noch nicht heraus. Manche — darunter mit einer gewissen Berechtigung eigentlich nur die, die dieser Stadt durch Geburt oder längere Betätigung und dadurch eben in einer, keine Kritik vertragenden Liebe verbunden sind — manche sagen, man soll ihr überhaupt nicht zu Leibe gehen, soll sie in Ruhe lassen. Das wären die sympathisch Sentimentalen. Die langweilig Sentimentalen dagegen sprechen von Asphalt, von Sumpf und Glanz, von hunderttausend Lichtern und rasendem Verkehr: wenn alle diese letzteren sich nur darüber klar würden, wie courths-mahler-haft sie sind, wie sehr Gegenteil von dem, was sie sein möchten, wie unamerikanisch. Und nur ein paar gehen feste los und sagen dasselbe, was etwa nette harmlose Fremde über diese Stadt bemerken: sie läßt sich ganz nett an, aber sie soll sich erst mal diese provinzielle Lautheit abgewöhnen, dieses ewige Unterstreichen, dieses Hinweisen auf sich selbst, dieses dauernde Doppelpunktmachen, dieses Experimentieren und wieder Beiseiteschmeißen, diesen monotonen Tamtam, dieses Dabeiseinwollen — daß einem mies wird, weil alles aufgeplustert oder beschrieben wird, und nachher ist es auch wieder nichts. Diese „junge Hoffnung", mal wieder „junge Hoffnung", dies „viel verheißende Talent", das der deutschen Bühne z. B. nicht verlorengehen darf, dies Niemalsaltern, diese ewig währende, nie ermüdende Begeisterungsfähigkeit, Lust an Begeisterung, und vor allen Dingen diese Abschubmaschine, die mit ebensoviel „go" alles in den Abgrund kehrt, weg! Ja, wenn es Lieblosigkeit wäre, echte Lieblosigkeit — aber es wird uns doch immer versichert, der „Berliner" — hätte ich doch einmal einen gesehen — hätte ein besonders gutes Herz. Also das kann es nicht sein. Was ist es also, das ihn so mit dem Denken und besonders mit dem Menschen umspringen läßt, das keine Erinnerung duldet, Erinnerung und Gedanken als provinziell brandmarkt. Kleinstadt würde stehen bleiben (apropos: wer bleibt lieber stehen bei Straßenunglücken und wessen Gesichter sind geistreicher? Wo ist der frühere Schusterjungenwitz und wo ist überhaupt der Dialekt geblieben?).

Erinnerung ist nichts, aber was schlimmer ist, Urteil ist auch nichts, denn sonst könnte man ja den ausgebogenen Seelenzustand, das Zurückschnappen des Züngleins billiger haben, indem man sich nicht erst begeistert und dann in den Abgrund expedierte, sondern gleich nebbich sagt.

Die Romantischen sagen: das ist die Großstadt. Sie verbraucht Menschen und Dinge schnell. Darnach ist London tiefste Provinz und ein albernes kleines Nest. Es hängt fanatisch an einem Dutzend Schauspielerinnen und vielleicht noch etwas mehr Schauspielern, und es geht auch in anderem Sinne regelmäßig seinen Weg. Aber die Engländer überhaupt! Sie sind rückständig mit allem, was englisch ist, ist nichts los, sie verstehen die Zeit nicht.

Eines vermisse ich z. B. besonders deutlich in dieser Stadt: den common sense, den Esprit de corps, um es deutlich zu machen. Wer verteht den andern eigentlich? Das ist gefährlich, was die Entwicklung betrifft, denn die Folge ist das berühmte Aneinandervorbeisprechen. Genau dasselbe, als ob man in fremden Zungen spräche. Nicht etwa in Ost und West spricht man vorbei, sondern in



West allein. Nicht in Wilmersdorf oder Charlottenburg, sondern auch in WW, auch schon auf der Tiergartenstraße. Zum Vergleich ziehe man einmal den grosvenor Square heran. Aber man soll sich hüten, billig zu sein oder gar ungerecht. Wie man andererseits ebensowenig alles in dieser Stadt mit Aufnahmebereitsein, mit Unvoreingenommenheit, oder wie man es zur Zeit Goethes mit Vorliebe tat, mit unserem berühmten universellen Geist alles verkleistern kann. Wir haben es insofern nicht leicht, als weder unsere Armut noch unser Reichtum irgendwelchen Stil hat, wir haben weder Mayfair, was leidlich ein-

heitlich ist, noch Whitechapel, wir haben zu viel Laune, zu viel Individualität, hätten wir doch weniger!

„Man übersieht Berlin als Tatsache“, schreibt Herr Günther, aber was ist damit gedient, daß man die Unordnung — indessen eine großartig geordnete Unordnung — als Tatsache sieht, Chaos, das man immer mit Gärung und Zukunftsträchtigkeit entschuldigt.

Zunächst mal etwas Ordnung schaffen, was teils Einreißen, teils Aufbauen bedeutet (letzteres nur mit geschärftem Verdacht). Aber um Gottes willen nicht mit „Bejahen“, das keine Bürgerpflicht bedeutet. Da steht neben vielen guten Sätzen in einem Aufsatz von Herrn Natonek: „Diese Stadt duldet keine Distanz“, was zu den goldenen Sätzen gehört, deren Verkehrtheit man benutzt, an deren Verkehrtheit man sich aufrichtet. Keine Stadt verlangt sie mehr. Keiner Stadt bekommt es schlechter, wenn man auf sie distanzlos eingeht, auf sie hereinfällt, ihren ganzen Unsinn bedingungslos mitmacht. Da gerade sitzt das Hauptübel, gerade dadurch verdirbt man sie, unterstützt sie in ihren schlechten Instinkten.

Andere wieder schwärmen von ihrem Tempo, ein hoffentlich recht naher Zukunftstraum, und unser Alfred Kerr, schlau und ein Gemüt zugleich, umgeht die ganze Sache mit seiner kessen Lyrik. Ein bißchen viel Romantik gibt es, was immer ein verdächtiges Zeichen ist und nicht genug Liebe zur tel-quel-Schilderung, daneben einigen Humor, immer noch das sympathischste Aushilfs-

---

mittel (siehe den hübschen Huelsenbeck, während der sonst so wirklichkeitssichere Max Herrmann-Neiße diesmal versagt). Dann wieder Berlin durch die nordische Kulturbrille gesehen, von Heinrich Mann. Aber im allgemeinen doch nicht genug von dem Angriffsgeist, den diese zwar sehr neue, oft auch sehr frische, aber im Grunde doch oft noch etwas indolente Stadt nun einmal dringend nötig hat. Eines bekommt ihr bestimmt nicht: Unentschiedenheit. Wie wir das an einem leuchtenden Beispiel in unseren Tagen beobachten können: an dem uns allen gleichmäßig am Herzen liegenden Theater. An diesem Theater, an seinem Publikum, das, besonders soweit es sich um das sogenannte Premierenpublikum handelt, die Stadt Berlin in der vorteilhaftesten, exquisitesten Art repräsentiert. Diesem so bemerkenswerten Publikum, das imstande ist, in allen Tönen auf Frühstücken und Tees, kurzum über Tag zu schimpfen, aber abends doch wieder präzise und geschlossen Parkett und Logen füllt, um hier das vorschriftsmäßige Aergernis zu nehmen. Worin wir sozusagen einzig sind, worauf wir ein Monopol haben. Weshalb wir, wie gesagt, wohl vorläufig noch eine ewig frische, eine ewig neue und ewig junge Großstadt bleiben werden. *H. v. W.*

Diesem Heft liegt ein Prospekt des **Bibliographischen Instituts** in Leipzig bei, einem Teil der Auflage ein Prospekt des **Rhein-Verlags**, München; wir empfehlen die Beilagen der Beachtung unserer Leser.

über Bord, aber das ewig Lebendige spiegelt sie im vollen Licht ehrlicher wissenschaftlicher Erkenntnis! Von einer solchen universalgeschichtlichen Darstellung wird man ohne Übertreibung sagen können: Sie ist die moderne Weltgeschichte! Eine einzigartige Fülle zeitgenössischer Bilder zeichnet das neue Monumentalwerk aus. In langjähriger, mühevoller Arbeit wurde aus der ganzen Welt das interessanteste aufgespürt: Gemälde, Stiche, Urkunden, Flugblätter, Medaillen, Münzen, Karikaturen, Noten, Handschriften u. v. a. Wie die „Propyläen-Kunstgeschichte" verwendet auch die „Propyläen - Weltgeschichte" alle Mittel modernster Drucktechnik, die jedem Dokument die unwägbare Atmosphäre seiner Entstehungszeit sichern. Es gibt eine Halbleder- und eine Ganzleinen - Ausgabe. Jeder Band ist über 500 Seiten stark und enthält etwa 450 Bilder, dazu 20 bis 30 Beilagen, Tafeln und Karten.
Im Mittelpunkt des soeben erschienenen Bandes „Die Französische Revolution, Napoleon und die Restauration" steht jener leidenschaftliche Versuch zur Neuordnung des menschlichen Daseins, der mit seinen Folgeerscheinungen die ganze Welt in Atem gehalten hat. Eine hochdramatische Epoche rollt hier ab und tausend Möglichkeiten des Vergleichs mit unserer Zeit machen diesen Band besonders gegenwartsnah. —
Auf die „Propyläen-Weltgeschichte" wird eine

SUBSKRIPTION

eröffnet. Wer das Gesamtwerk jetzt bestellt, erhält es zum Vorzugspreis von 30 M für den Leinenband, zum Vorzugspreis von 34 M für den Halblederband. Später kosten die Bände 34 und 38 M. Nutzen Sie den Vorteil der Subskription! Wenn Sie heute bestellen, sparen Sie 40 M! Schreiben Sie sich sofort bei Ihrer Buchhandlung in die Subskriptionsliste ein!

Einen ausführlichen Prospekt erhalten
Sie auf Wunsch vom Propyläen-Verlag

BÜCHER-QUERSCHNITT

ALFRED DÖBLIN, Berlin-Alexanderplatz. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin.

Man freut sich, die Partei der „geistigen Gesundheit" zu nehmen, weil man sieht, daß sich die sozialen Mächte mit ihr zur Offensive alliieren. Man scheut sich nicht aus Humanität. Sondern weil man scharf und höchst dramatisch erkennt, daß eine reiche (dichterische) Vision des Alls mit den normalen Funktionen dessen, was man anspruchsvoll das logische Denken nennt, nicht kompatibel ist. Das Ganze des Lebens ist absurd. Wäre es sinnvoll, wäre alles, was ich tue, verzweifelter Wahn. So aber setzt sich mein Versuch sinnvollen Lebens gegen die Absurdität der Welt. Denn man kann wohl leben, indem man diese Absurdität hinnimmt, aber man kann nicht im Absurden leben. Man setzt das System eines Glaubens dagegen: aber der macht so viele Abstriche vom Leben, daß kaum was davon bleibt. Man setzt eine Vernunft, und sei sie noch so klein, dagegen: Rettung auf eine Straßeninsel im Chaos der Affekte, Gefühle, Worte und sonstigen Nachgiebigkeiten. Dieses scheint mir Döblins Rat zu sein, was ein mögliches Existenzial betrifft. Man muß es beachten, denn um der sechshundert Druckseiten bloßer, wenn auch noch so außerordentlicher Kunst allein, des liberalen Vergnügens daran, setzt ein Mann vom geistigen Range Döblins nicht die Feder aufs Papier. Variiert er nicht das Thema der menschlichen Existenz mit solch grandioser Polyphonie. Mit der bloßen Einstellung auf „Kunstgenuß" kommt man an seine Kunst nicht ran oder nicht weit, überhaupt an keine Kunst, und schon recht nicht an die Döblins. Verlangt Arbeit beim Leser, wie es Arbeit beim Autor war. Genau das. Wenn auch auf einer andern Ebene, ist die Dichtung Erkenntnis wie die Wissenschaft. Anders ist sie nicht Kunst, sondern irgendwas. Meist Nichtigkeit. — Stück und Gegend Berlins: aber die ganze Stadt wird sichtbar und alle Städte. Die unteren Lebewesen, Diebe, Verbrecher, Huren, Zuhälter und deren polizeilicher Anhang sind die Helden: aber auch die ganze „obere" Welt wird deutlich. Diese Zeit, gewiß, aber ohne falsche und verblasene Analogien, jede und alle Zeit bis auf die griechischen und biblischen Tragödien, weil Döblins Bild dieser Zeit das Letzte ausschöpft, nicht Jacke bloß und Hose beschreibt. — Die deutsche neuere Literatur hat sich in ihrer großen Masse so gänzlich um Kopf und Kragen geschrieben, daß die täglichen Zeitungen nur widerwillig und geringste Notiz von ihr nehmen und ihre Beilagen mit Sport, Geschichten von Filmdamen und Schauspielern füllen. Als der wirklichen Welt. Sie werden gewiß auch von Döblins Buch sprechen; es wird seine Zeilen bekommen, wie andere Bücher auch. Daß hier etwas geschehen ist, wird man über den Geschehnissen der Boxer, Filmnutten und Komödianten nicht merken.

Franz Blei.

JACK LONDON, Nur Fleisch. Verlag Universitas, Berlin.

Wie Balzacs literarisches Werk die Totalität einer Phantasie, Dostojewskis die einer Seele bedeuten, so sind Jack Londons Schriften inbrünstig miterlebte Wirklichkeit. Was ihn als Dichter beglaubigt, ist sein Gefühl für den großen Naturrahmen, in dem diese erdnahen Schicksale, Begebenheiten und Abenteuer sich abspielen, und die künstlerische Formulierung dieser Romane und Novellen wird dadurch erstmalig, daß ein zeitgenössisches Hirn wie die unbestechliche fotografische Platte die Wichtigkeit jeden Details proportioniert. Das erschütterndste Stück dieses Bandes ist „Das Feuer im Schnee". Ein Kampf zwischen einhundertundsieben Grad Kälte und einem namenlosen Mann am Yukon vor einem Hund als einzigem Zuschauer auf sechs Stunden im Umkreis. Und wie die stumme Kälte den Chechaquo erledigt, dies verzweifelte Duell in der Einsamkeit, dies heroische Ringen mit winzigen lächerlichen, aber unwiderruflich todbringenden Zufällen gehört zur größten Erzählerkunst aller Zeiten.

ost.

IVAN CANKAR, Der Knecht Jernej. Eine Auswahl. Uebersetzung von G. Jirku. Eingeleitet von E. A. Rheinhardt. Niethammer-Verlag, Wien. 1929.

Vor 60 Jahren — zur Zeit des Föderalisten Hohenwart — wollte die österreichische Regierung das erste slowenische Gymnasium errichten. Da wies ein Mitglied des Parlaments dem lachenden Haus „die slowenische Nationalliteratur" vor: es war die Fibel; der witzige Abgeordnete war: Graf Auersperg — Anastasius Grün. Er hatte damals so unrecht nicht. Heute können die Slowenen einen sehr bedeutenden Lyriker aufweisen: Prešern — und eine Anzahl begabter Novellisten. Ivan Cankar wurde 1874 geboren, verbrachte ein Leben in Armut und starb 1918. Sein Werk ist groß, voll tiefster Trauer; männlicher Trauer — keineswegs Sentimentalität. Ich glaube, noch nie hat ein Dichter so schön von seiner Mutter gesprochen wie dieser slowenische Bauernsohn. „Die heilige Kommunion" — sechs Seiten des Buchs — sie allein schon sichern ihm einen Platz in der Weltliteratur. *Roda Roda.*

RICARDA HUCH, Neue Städtebilder im alten Reich. (2. Band). Verlag Grethlein u. Co., Leipzig.

Eine gute Lektüre für den gebildeten Autofahrer, der nicht nur seine Kilometer abklappert, sondern sich ein bißchen in den Städten, durch die er braust, umsieht. Insofern wirken diese Bücher, die von einer großen Dichterin geschrieben sind, ausgezeichnet der allgemeinen Versimpelung entgegen, daß heißt der allgemeinen Auffassung, Städte hinzunehmen, wie sie sich gerade präsentieren, nach ihren Essensgelegenheiten, ihren Vergnügungsgelegenheiten und danach zu suchen, wie man am besten herein- und wie man am besten herauskommt. Uebrigens erfährt man aus dem Buch, daß es in Deutschland eine Stadt gibt namens Lemgo, im Lippischen, inmitten ihrer typischen deutschen Landschaft gelegen. Eine Reiselektüre für den kultivierten Menschen, dem es mal wieder Spaß macht, innerhalb von Deutschland auf Entdeckungen auszugehn. *H. v. W.*

PETER HALL, Der Seehof. Verlag R. Piper u. Co., München.

Ein sanfter, musikalisch schöner Roman eines, man kann das Wort riskieren, Dichters. Begegnung von fünf Männern um eine Frau. Ort: ein Gutshof, der im Verfall ist. Dieser Verfall, der anfangs noch etwas von Fröhlichkeit hat, wird zur Hauptfigur, wird Mitte, greift alles an. Schicksale und Seelen geraten in Anarchie, Selbstauflösung. Nur einer entkommt, der Gesündeste, Mittelmäßigste, Schlechteste, ein immerhin glaubhaft begabter Schriftsteller. Sollte das Romantik sein (und da ist tatsächlich nichts von Jazz, Technik, Politik, von „Heute", nur im Anfang huscht ein Auto vorüber, wie sonst in Romanen eine Eidechse), so sind's Menschen, die ihre besondere Realität haben. Mit glänzenden Echtheitszügen nebenbei, wie z. B. das Geld zu seiner unvermeidlich argen Rolle kommt oder wie man sich widerstandslos den Diebstählen eines Dienstmädchens ergibt. Im übrigen eine Musik, spürbar getragen von einer feinen und festen Intelligenz. Eine Bewegung in Nuancen, Halbgesprächen, eingeschlossen in transparente Natur, die ohne „Schilderung" wundervoll nah ist: und durch all dies werden Menschen, deren tiefster Grund stumm bleibt, seelenmateriell und leibhaft, wie nur bei manchen großen nordischen Schriftstellern. Noch einmal: ein Dichter und ein schönes, volles Buch. *E. Schw.*

OTTO FLAKE, Ulrich von Hutten. S. Fischer Verlag, Berlin.

Ueber das kulturpolitische Hutten-Buch von Strauß, erste Fassung 1858 und zweite von 1871, baut sich die Legende Huttens als Paladins Luthers auf, Sockelfigur am Monument des Wittenbergers. Oder beim Liberalismus Freiheitsmann schlechthin. Ueber dies traditionelle Bild kam der Gelehrte mit den Quellen, P. Kalkoff. Blitzblankes Material. Zu einem Aburteil Huttens mißbraucht, das einer Vernichtung gleichkommt. Weil er die Syphilis hatte. Und keine Examina. Bei Strauß wie bei Kalkoff kommt man um eine Figur, deren Leben kennen zu lernen sich lohnt. Gar nicht nur so Nebenfigur, sondern von einer Eigenbedeutung wie Müntzer, Erasmus, Luther. Flake hat dieses Leben ausgeschrieben in einem außerordentlich gescheiten, einsichtigen und überaus lesenswerten, weil auch zeitgemäßen Buche. Das aus literarischem Anstand, aus Fülle und Reichtum dieses Lebens und Respekt davon durchaus auf das verzichtet, was man heute Romançieren nennt. (Und was meist nur Unkenntnis der Tatsachen und psychologischen Schwindel bedeutet.) *F. B.*

HANS NATONEK, Der Mann, der nie genug hat. Roman. Paul Zsolnay Verlag.

Das große Leben und ein ungestümer Mensch sind in diesem Buche, das sich Seite für Seite (270) kräuselt, wie der Teich im Stadtpark, wenn ein leiser Wind weht. So sanft und fast privat schildert ein feiner Analytiker den kleinen Defraudanten, der nach Paris ausbricht, von Abenteuer zu Abenteuer stürzt, seine klare Frau verliert und sie — via New York und per Ozeanflug — wiedergewinnt. Aber, unbelästigt von äußeren Geschehnissen, legt man das Buch langsam aus der Hand, erinnert sich vieler genauer Beobachtungen, wertvoller Anmerkungen — und dreht die Nachttischlampe aus. *H—g.*

HANS LEIP, Die Blondjäger. Ein Roman. Propyläenverlag, Berlin.

Der Autor beschreibt im Titel weiter: „Roman von Negern, weißen Mädchen, Gentlemen und Halunken." Also ein abenteuerliches Buch. Daß ein solches durchaus kein Kitsch zu sein braucht, beweist dieses von Leip, das überaus spannend, reich an Figuren und Geschehnissen und gar nicht oberflächlich ist, sondern den Dingen auf den Grund geht. Weil Leip über einen Reichtum des sprachlichen Ausdruckes verfügt, der ihm auf den Grund zu kommen ermöglicht. Mit diesem bis ins letzte gelungenen Buch tritt Leip in die Avantgarde der deutschen Romançiers. Die Amerikaner sollten sich davon eine Uebersetzung machen lassen. *F. B.*

HERMANN LINT, Der Gesellschaftsmensch. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

Ein begrüßenswerter, auf Materialkenntnis basierender Versuch, in den Wirrwar zeitgenössischer gesellschaftlicher Begriffe Ordnung zu bringen. *ost.*

F. C. WEISKOPF, Wer keine Wahl hat, hat die Qual. Malik-Verlag, Berlin.

Gute Erzählungen, ein paar ausgezeichnete darunter, Beispiele bester Sachlichkeit, konsistent, streng im Epischen und anstrengungslos amüsant. Proletarier, Unterproletarier, Streik, Landstraße, Gefängnis. Vorzüglich die Kleinbürgernovelle „Die Lebensrente", ohne Aufhebens boshaft, ohne Schärfe scharf. Hier kann Weiskopf etwas, was bisher in Deutschland nur Sternheim konnte, und er kann es ohne Atemnot, in gemütlicher Syntax. Manches erinnert an gute Russen, wie die letzte ebenso vorzügliche Erzählung „Ein Buckel ist kein Buckel". Die slawische Atmosphäre riecht echt, Humor, nicht hereingetragen, emaniert milde aus den Zuständen, den Menschen, zwischen der Sprache, sozusagen naturnah und ohne etwas von der Kraft und Anständigkeit der Gesinnung abzutragen, die um so spürbarer ist, als sie nicht die Spur in Tendenz verquillt. *E. Schw.*

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Orchester.

„Petruschka" (Strawinsky). I. Bild. London - Symphony - Orch. Dir. Albert Coates. Electrola E. J. 381. — Stets aktuelle — hier leicht anglifizierte Illustration barbarischen Jahrmarktrummels.

„The Singing fool", Potpourri mit Gesangstrio. Havanna Band. Orchestrola 5024. — Virtuos aufgeputzte musikalische Eintagsfliege!

„Ich ruf' zu dir, Herr Jesus Christ" und Präludium in Es-moll (Bach). Philadelphia-Symphony-Orch. Cond. Leop. Stokowski. Electrola E. J. 348. — Hochinteressantes Transcriptionsexperiment! Genußreiche Streicher, klare Diktion.

„Madame Butterfly" (Puccini). Fantasie. Berl. Konzert-Orch. Dir. Evans. Tri-Ergon 1141. — Schmalzlose, tonschöne Wiedergabe.

„Carmen" (Bizet). „Aufzug der Wache" und „Marsch". Philadelphia-Symphony-Orch. Cond. Leop. Stokowski. Electrola E. J. 436. — Bei Stokowski marschieren die Schmuggler wie Infanterie gegen den Feind! Trotzdem: dies prall sitzende Drauflos stärkt die Nerven.

„Carnaval Romain" (Berlioz). Ouvertüre. Staatskapelle. Dir. E. Kleiber. Grammophon 66 647. — Technisch hervorragend aufgenommenes, leider selten zu hörendes Fantasiestück in Callots Manier.

Prélude à l'Après-midi d'un faune (Debussy). Orchestre Lamoureux, Paris. Cond. D. Wolff. Grammophon 66 892. — Diese fast vierzigjährige Impression wirkt heute seltsam folkloristisch. Treffliche Flöte, überhaupt Ia gepielt.

Walzer-Potpourri über Walzer-Themen von Joh. Strauß. Esplanade-Orch. Dir. Barnabás v. Géczy. Parlophon 9402. — Unverwüstliche Melodik, für Haustanzgebrauch bearbeitet.

Tiefland-Fantasie (E. d'Albert). Berl. Sinfonie-Orch. Dirig. A. Szendrei. Homocord 4—8997. — Besonders gelungene Reproduktion. Beste Salonmusik. Die Bläser!

„Rigoletto-Fantasie" (Verdi). Symph.-Orch. Dirig. Dajos Béla. Odeon 6709. — Ein fesch gefiedelter ungarischer Verdi — hübsche Familienplatte.

„Ungarische Rhapsodie" Nr. 1 (Liszt). Staatskapelle. Dirig. Leo Blech. Electrola E. G. 1341. — Warum hat niemand den Einfall, sämtliche Liszt-Rhapsodien, diese Sammlung ungarischer Nationalmusik, zu reproduzieren?

„Slawischer Tanz", C-moll (Dvořák). Großes Symphonie-Orch. Dirig. Henry J. Wood. Odeon 8374. — Schön böhmisch! Die Geigen könnten herzhafter klingen.

Diversa.

Quintett in Es (W. A. Mozart). Münchener Bläser mit A. Schmidt-Lindner. Tri-Ergon 10 025/26. — Selten bleibt bei Schallplattenaufnahmen die Klangart jeden Instrumentes so treu gewahrt!

Streichquartett Es-dur (Schubert-Op. 125). Deman-Quartett. Grammophon 90 045/48. — Prachtvolle kammermusikalische Leistung für nachdenkliche Stunden.

Trio Nr. 7, B-dur (Der Erzbischof), Op. 97 (L. v. Beethoven). Cortôt (Klavier), Thibaud (Geige), Casals (Cello). Electrola D. B. 1223. — Interessanter Vergleich zwischen deutschem und französischem Kammermusizieren. Fabelhaftes Zusammenspiel — soviel sich nach einer Probeplatte urteilen läßt . . .

„Un poco triste" (J. Suk) und „Orientale" (Cui). Violine: Stefan Frenkel. Klavier: Dr. F. Günther. Homocord 4—3255. — Erfreuliche Platte mit exotisch anmutenden, echt geigerischen Stücken.

Gefängnisszene I. und II. Teil aus „Margarethe" (Ch. Gounod). Sopran: Meta Seinemeyer †, Tenor: J. Dworsky m. Orch. Dirig.: Dr. Weißmann. Parlophon 9852. — Viel zu früh verstummte an der Schwelle der Singreife diese schöne, liebenswerte Begabung. Ia Platte.

„Knusper-Walzer" und „Abendlied" aus „Hänsel und Gretel" (Humperdinck). Meta Seinemeyer und Helene Jung. Staatsorch. unter Dr. Weißmann. Parlophon 9415. — Gültiger Beweis für die Qualität eines Materials, das selbst diese wilhelminische Kinderoper veredelt.

„Ad nos ad salutarem", Fuge (Liszt). Orgel: A. Sittard in der Hamburger Michaelis-Kirche. Grammophon 95 255. — Aufregende Platte! Gelegentlich leider beeinträchtigt durch Nachhall. (Noch ungelöstes Problem bei Orgel-Aufnahmen.)

„Ay-Ay-Ay" (Perez) und „Sous les ponts de Paris" (Scotto). Pfeifkünstler Guido Gialdini m. Orch. Electrola E. G. 1308. — Charmant. Man sollte Pfeif-Klubs gründen. Ueberraschende Wirkung auf Herz, Gemüt und alltägliche Funktionen . . .

„Rubenola", Saxophon (Rudi Wiedoeft) m. Violine, Banjo, Guitarre und Klavier, sowie „La Golondrina". Electrola E. G. 1178. — Komisch und erfrischend zugleich. Famos geblasen.

„Mondschein"-Romanze. Romanoffs Balalaika-Orch. Tri-Ergon 5622. — Rhapsodisches Musizieren, verblüffende Technik. Beste Balalaikaplatte.

„La Paloma" (Yradier) und „La Capinera" (Benedict). Sopran: Amelita Galli-Curci m. Orch. Flötensolo: Clement Barone. Electrola D. A. 1002. — Vorbildliche Wiedergabe der in Deutschland arg verschluderten Paloma. Man beachte Rhythmus, Steigerung und Ausdruck dieser besten Koloratur-Sängerin der Welt.

Tanz.

„Rot wie die Rosen so rot". Gesangsquartett: Die Abels. Grammophon 22351. — Bei wohlakzentuiertem Zusammenklang lebt doch jeder Abel sein feinsinniges Eigenleben nach russischen Vorbildern.

„Spiel' mir den Tango der Liebe" (May-Rotter) und „Blutrote Rosen" (Hünemeier-Krönkemeier). Vocalien-Band. Dir. Th. Mackeben. Orchestrola 2216. — Sympathischer Slow-Fox und Tango.

„Marie" (Berlin) und „Sunshine" (Edwards). Ben Berlin-Orch. Grammophon 22 318. — Waltz. Aparte Kombination von Refraingesang und Begleitung.

„Ob du glücklich bist . . ." (Young-Rotter) und „Wenn ich die blonde Inge" (Schwarz). Géza Komor-Orch. Tri-Ergon 5657. — Vorzügliche Reproduktion landläufiger Schlager.

„Beggars of Life" (Brennau-Hajos). The Troubadours. Electrola E. G. 1129. — Waltz für Verwöhnte mit operistischem Einschlag.

Kurzoper.

„Die lustigen Weiber von Windsor", Otto Nicolai. Bearb. von H. Weigert (Dirigent) und Dr. Maeder. (Grammophon 95 273—76. — Reizende Musik, reizende Jungfer Anna (Marherr). Im besten Sinne volkstümliche Musik, flott gesungen nnd dirigiert.

Th.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Soeben sind erschienen:

Lord Alfred Douglas

FREUNDSCHAFT MIT OSCAR WILDE

Deutsch von E. Mc Calman. / Vorwort von Franz Blei. Mit acht Bildtafeln. Geheftet M. 6.—, in Leinen M. 10.—.

Lord Alfred – aus dem uralten Adelsgeschlecht der Douglas – bekennt hier sein Leben. Es ist das Leben jenes knabenhaft schönen Jünglings, der Oscar Wilde, dem Oscar Wilde zum Verhängnis wurde. Damit fallen Schleier von einem sehr merkwürdigen Bereich englischer Literatur-Aristokratie, deren letzter Ausdruck die Gestalt eines Dorian Gray war. Legenden haben bis jetzt diese Dinge glorifiziert, verdorben, verzerrt. Klatsch, nicht zuletzt der höchsten Kreise, hat sich ihrer bemächtigt; Feindschaften, Verleumdungen, Prozesse sind daraus erwachsen. Lord Douglas, der unschuldig-schuldige Anlaß zu dem größten englischen Gesellschaftskandal des 19. Jahrhunderts, der Liebling des geistreichen Zynikers und geschmackvollen Sünders Wilde spricht hier von dem seltsamen Hin und Her ihrer Freundschaft, von Dasein in Luxus und Not, Gefängnissen und Krankheiten, von reiner und lasterhafter Liebe, von Enttäuschung und abstoßendem Haß. Wir erhalten Einblick in die Hofgesellschaft, hören von Internaten, Sport, Rennen, Klubs, Spielbanken, Karriere, sehr schönen Frauen und Politik. London, Paris, Italien, Ägypten und Amerika sind der Rahmen des Geschehens. So wird diese Autobiographie, die in brennender Aktualität verläuft, bald geschmackvoll diskret, bald bekennerisch offen, bald auch künstlerisch lyrisch in eingestreuten Strophen und Sonetten – zu einer sensationellen Erscheinung für den literarisch interessierten Leser, der mit Geschmack, Intelligenz und Temperament unterhalten sein will.

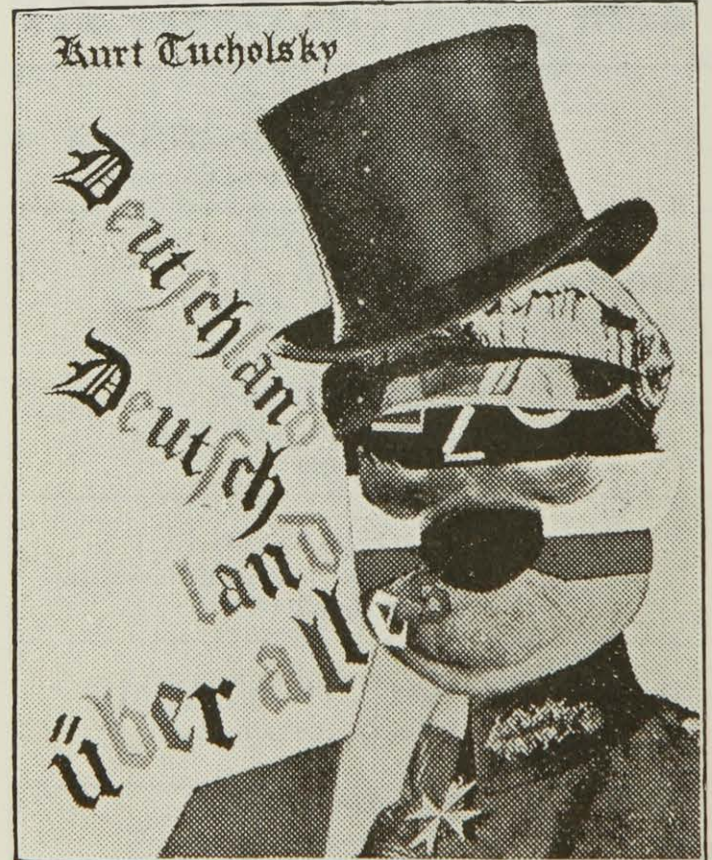
Johannes Tralow

KÖNIG NEUHOFF

Ein Weltmann im 18. Jahrhundert. Mit einer Karte. Geheftet M. 5.50, in Leinen M. 8.50.

Mitten aus aller Literaturmache reißt und springt dieses Buch des Johannes Tralow ins Leben, in seiner Vollkraft, in seiner Vollsattigkeit – endlich, endlich einmal die Dichtung eines Menschen, der Phantasie in nicht erschöpfbarer Fülle besitzt, der reden, dichten, plaudern, rasen, schweigen und mit Worten singen kann, der alle Requisiten des Sprechens und der Sprache meistert und mit ihnen die Dinge packt. Es ist jene unheimlich-heimliche und strahlende Figur des kleinen westfälischen Edelmanns, der es zum König von Korsika gebracht hat, eine jener Paradefiguren des an Aventuren so reichen 18. Jahrhunderts, unerschlossen bisher, aber hier wundervoll geformt zu einer Gestalt vom Range eines Chevalier des Grieux, des Casanova und wie sie alle heißen mögen. Ein guter Schuß von ihrem Blut fließt auch in diesem König Theodor Neuhoff, vermischt noch etwa mit dem rebellischen und souveränen Feuer des großen preußischen Friedrich. Hübscher Page und Spieler, französischer Offizier, Spion und Unterhändler Karls von Schweden, spanischer Schranze und wieder französischer Hofmann, Spekulant von Laws Gnaden, kaiserlicher Regent von Italien, schließlich erwählter Volkskönig der stolzen und treulosen Banditeninsel, kämpferischer König um sein Land und Diplomat an allen Höfen von Konstantinopel bis London, Verarmter im Schuldturm, ein einsamer, alter, herrischweiser Grandseigneur — das sind die Hauptstationen seines Lebensromanes.

PAUL LIST VERLAG · LEIPZIG



Montiert von JOHN HEARTFIELD

IM URTEIL DER PRESSE:

„Ihr müßt das Buch lesen! Mit seinen himmlischen Fotos ist es von Anfang bis Ende amüsant und ein Zeitdokument, das aufschlußreicher ist als ganze Kulturgeschichten der Gegenwart" Felix Hollaender im 8 Uhr-Abendblatt

„Ein Volltreffer ins Gemüt, wo es am vergeßlichsten ist" Literarische Welt, Berlin

„Ein Buch, dem wir in Deutschland kein zweites an die Seite zu setzen wüßten" Die neue Generation, Berlin

„Das Buch müssen Sie sich unbedingt anschaffen ... Es ist ein Zeitdokument first class" Die Chronik, Schweidnitz

„Jedes Wort sitzt, trifft den Kern der Sache, und die Fotos - aber die muß man gesehen haben" Neue Bücherschau, Berlin

„Ein nützliches Buch, abwechslungsreich und unwiderstehlich, wie alles, was gut begründet und glänzend gesagt ist" Tribüne, Breslau

„Da gibt es Bildseiten, die mehr sagen als seitenlange Artikel, als ganze Gedichtbände und Erzählungen" Berlin am Morgen

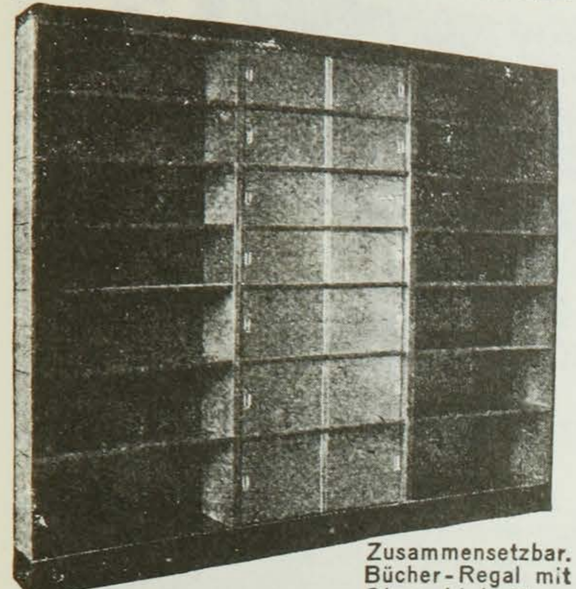
„Ein herrliches Buch! Man muß es gelesen und gesehen haben, dann weitergeben, bis es zerfleddert ist, und dann neu anschaffen" Sächs. Volksblatt, Zwickau

III. Auflage, 30.-50. Tausend / 240 Seiten Umfang / 200 Fotos / Karton. RM 3.20, Ganzl. RM 5.–



NEUER DEUTSCHER VERLAG BERLIN W 8

Zusammensetzbare **DE-WE**
BÜCHERSCHRÄNKE



Zusammensetzbar.
Bücher-Regal mit
Glasschiebetüren

Man verlange Preisliste „Bücherschrank 3"

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A·G·

HELLERAU BEI DRESDEN

Bezugsquellen in allen größeren Städten werden nachgewiesen

PAUL GRAUPE

BERLIN W 10

versteigert im Dezember 1929

Bibliothek
CARL STERNHEIM

Bibliothek
H.W. DUNCKER-Hamburg

Gesamt- und Erstausgaben der Moderne
Luxus- und Pressendrucke / Kunstliteratur

Illustrierter Katalog auf Wunsch

AUKTIONEN

IN FRANKFURT A. MAIN

26. November
Ostasiatische Kunst

27. November
Alte und moderne Gemälde
Nachlaß Marfels: Kostbare Uhren
Antike Möbel

HUGO HELBING

FRANKFURT A. MAIN

Sehen, Hören, Sprechen

das sind die drei grundlegenden Gesichtspunkte, die beim Studium einer Fremdsprache in kurzer Zeit zum Erfolge führen müssen. Die zurzeit erfolgreichste und modernste aller Selbstunterrichtsmethoden

AUDIO-VOX

arbeitet nach diesen Gesichtspunkten und hat sich damit eine Sonderstellung auf dem Gebiete des Sprachen-Selbstunterrichts geschaffen. — Sie brauchen kein langweiliges und zeitraubendes Vokabelerlernen mehr, sondern befinden sich von der ersten Stunde an mitten im Reich der englischen oder französischen usw. Sprache. Wann und wo Sie wollen, immer stehen Ihnen Ihre englischen oder französischen usw. Reisebegleiter (anerkannte beste Phonetiker) zum Sprachstudium zur Verfügung. Sie sind unermüdlich, Ihnen Worte und Sätze zu wiederholen, bis auch Sie sich den Tonfall und die Klangfärbung der fremden Sprache ganz zu eigen gemacht haben. Wer den Audio-Vox Sprachkursus mit Aufnahmen nach dem Verfahren des sprechenden Films (Tri-Ergon) zum Studium benutzt, lernt in der fremden Sprache **denken** und eignet sich diese fast unbewußt an.

8 TAGE ZUR PROBE

erhalten Sie den „AUDIO-VOX" ganz unverbindlich, wenn Sie den anhängenden Abschnitt einsenden.

VORFÜHRUNGSRAUM:
Bellevuestr. am Potsdamer Platz

An das
Audio-Vox Sprachinstitut, Berlin W 35
Steglitzer Straße 28

Senden Sie mir unverbindlich und kostenlos den Audio-Vox-Reisepaß Nr. 9 und die Bedingungen für ein achttägiges Probestudium.

Name: ....

Stand: ....

Adresse: ....



Der seit altersher als haarstärkend und belebend anerkannte Natursaft der Birken bildet die Grundlage für das nach wissenschaftlicher Erkenntnis zusammengestellte Dr. Dralle's Birken-Haarwasser. Weltbekannt als unerreichtes Mittel gegen Kopfschuppen und Haarausfall.

Preis: R.M. 2,40 und R.M. 4,20 ½ Liter R.M. 6,80 ¼ Liter R.M. 12,–

# DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang — Berlin, Ende Dezember 1929 — Heft 12

INHALT

Marginalien:

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Georg Kolbe

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Erkältet?

Emser Pastillen

EMS

Emser Pastillen

BAD EMS

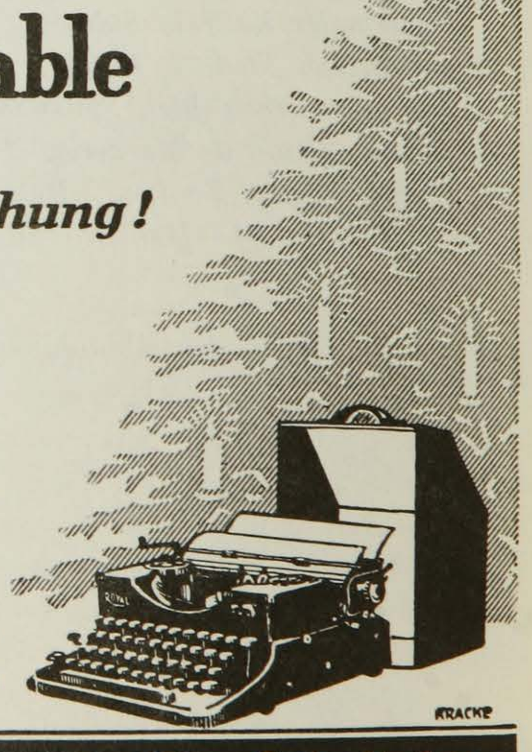


— das ist eine Überraschung!

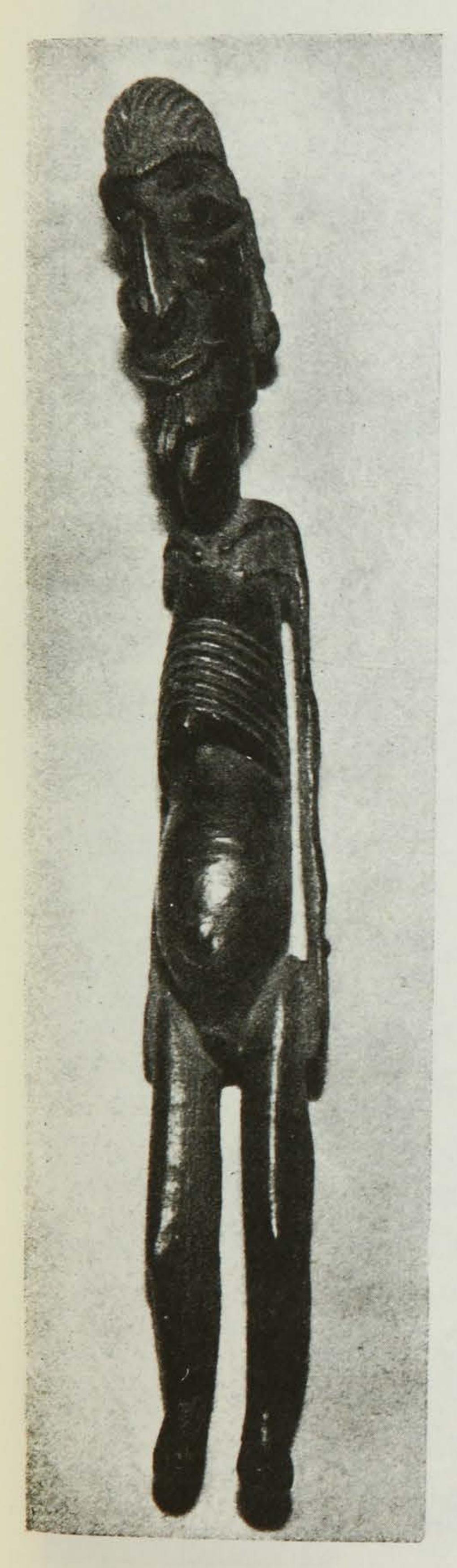
Die farbenfrohe kleine Royal-Portable bringt zu Weihnachten dauernde Freude, weil sie jedem neuzeitlich Denkenden wertvolle Dienste leistet. Gratis-Prospekt Nr. 104 und kostenlose Vorführungen überzeugen. Auf Wunsch Zahlungserleichterungen.

JOHANNES GROSS & CO.

Berlin W 9, Potsdamer Str. 139
Lützow 4673 (Kein Laden)



Ein praktisches Geschenk für viele Jahre



Holzfigur der Osterinsel

Collection Dr. Mettler, Paris

Eddy Smith, Neujahrspuppe

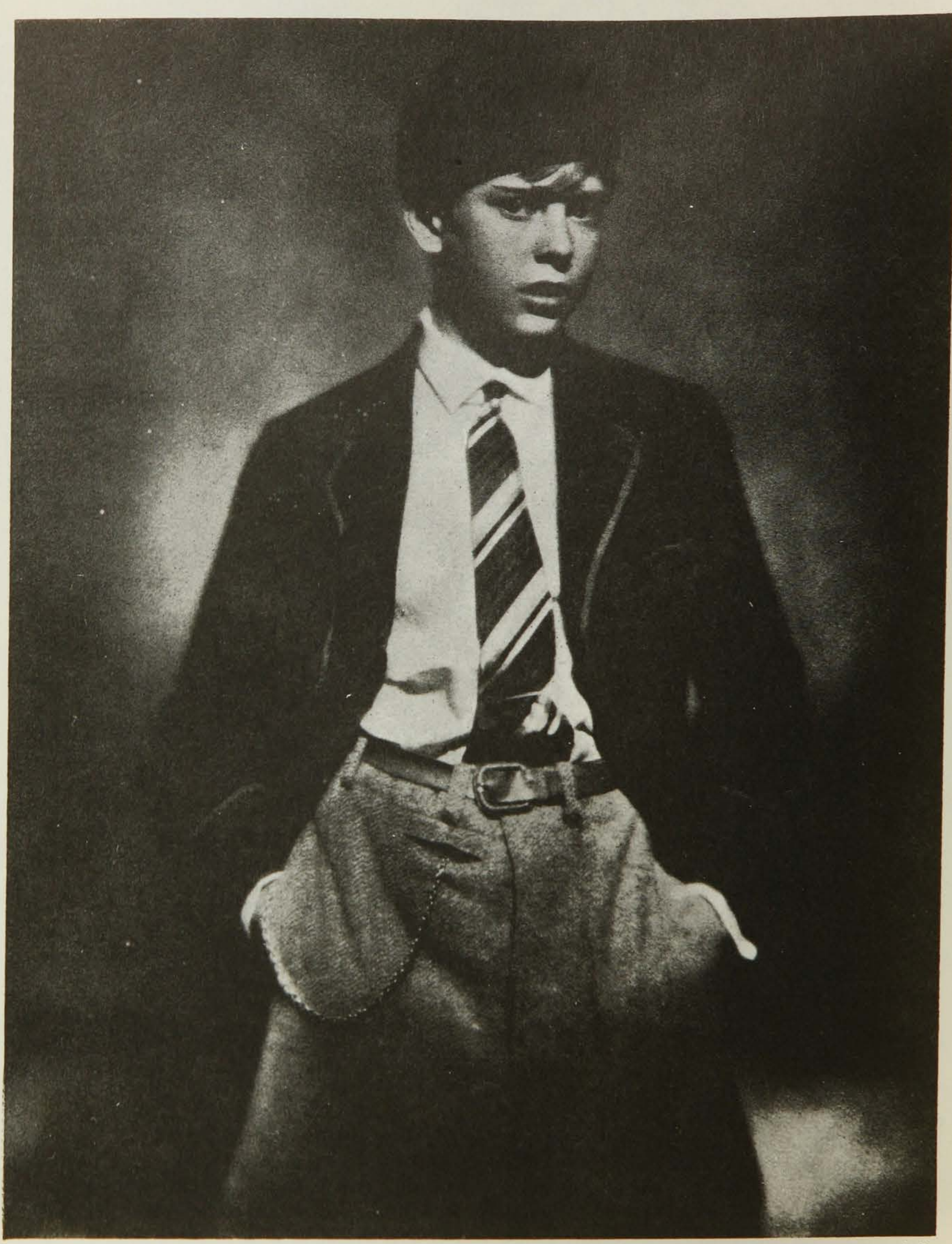


Photo Mahrenholz

Der junge Baron Hans Ernst v. dem Bussche



Aus dem Metro-Goldwyn-Mayer-Tonfilm „Hallelujah“

Negerjunge



Joachim Ringelnatz in seiner Matrosenzeit



Maurice Dekobra zu Hause in seiner Schiffsbar

dieser Mensch einen Titel trug: Graf Villiers de l'Isle-Adam, konnte mich gegen ihn nicht günstiger stimmen. Übrigens machte ich Villiers meine Eroberung nicht leicht. Seine zusammenhanglose Unterhaltung störte mich wie sein Äußeres, und meine Abneigung war auf dem Punkt, sich in Haß zu verwandeln, als er mir Stellen aus dem „Verlorenen Paradies" zitierte, einer Dichtung, die ich damals noch nicht kannte. Aber da ich in jenem Augenblick keine Laune hatte zu gestehen, daß ich dieses Werk niemals gelesen hätte, verbarg ich vor Bernard Lopez und Villiers meine Unkenntnis und behauptete, daß Villiers' schlechte englische Aussprache mir die Sache unverständlich gemacht habe.

„Sie müssen Mallarmé kennenlernen," sagte mir Villiers. „Er empfängt jeden Dienstagabend in der Rue de Rome."

„Aber wer ist denn Mallarmé?" fragte ich.

Als ich erfuhr, er sei Schriftsteller und Dichter, milderte sich meine schlechte Stimmung, und ich erklärte mich bereit, seine Bekanntschaft zu machen.

„Kellner, geben Sie mir etwas zum Schreiben!" rief Villiers.

Und ich sah ihn sechs oder sieben Zeilen auf ein Blatt dieses dünnen Papiers werfen, wie man es in den Cafés vorfindet und das fast wie Zigarettenpapier aussieht. Ich war damals noch weit davon entfernt zu ahnen, daß diese sechs oder sieben Zeilen über mein Schicksal entscheiden sollten.

Wie nun Mallarmés Talent auch sein mochte, er war ein Dichter, und ich dachte, es wäre für mich doch ein angenehmer Zeitvertreib, am Dienstag der kommenden Woche bei ihm einen Besuch zu machen. Der Teil der Rue de Rome, der an die Place de l'Europe stößt, ist von schönen Häusern eingefaßt, aber weiter draußen, sobald man den äußeren Boulevard überschritten hat, ist nur noch ein gewöhnliches Viertel. Das Haus, in dem Mallarmé wohnte, hatte nicht gerade ein stattliches Äußeres und schien mir keins von den Häusern zu sein, in denen man antichambriert (so sehr lassen wir uns von Äußerlichkeiten beeinflussen). Eine schlecht erhaltene Wendeltreppe führte mich in enger Spirale bis über das dritte Stockwerk hinauf. Im vierten wurde mir die Tür von einem kleinen, untersetzten Manne unbestimmten Alters aufgemacht, dessen Äußeres dem eines französischen Arbeiters glich, aber dessen Stimme einen herzlichen Ton annahm, als er erfuhr, daß ich der Überbringer einer Empfehlung von Villiers sei. Er forderte mich auf, ihm zu folgen. Wir traten in ein kleines Speisezimmer, wo an einer Seite ein weißer Kachelofen stand; an der anderen Seite war ein Fenster. Als Mobiliar ein Tisch und einige Stühle längs der Wände.

„Sie, der Sie an das Meer gewöhnt sind, würden gut tun, sich auf den Schaukelstuhl zu setzen."

„Ich habe Ihnen meinen Gedichtband mitgebracht, Herr Mallarmé", sagte ich ihm. „Er hat den Titel Flowers of Passion."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen," erwiderte er, indem er das Buch nahm und es mit großem Interesse ansah.

Während er sich in die Lektüre vertiefte, wagte ich es, von der Aufnahme ermutigt, ihn auf einige Verse aufmerksam zu machen, die mir mehr als andere seine Aufmerksamkeit zu verdienen schienen. Sofort nahm sein Gesicht einen ernsten Ausdruck an, und indem er sich auf einen Stuhl in der Nähe der Petroleumlampe niederließ, begann er zu lesen. Von neuem glaubte ich das Bild eines

ranzösischen Bauern von guter Rasse vor Augen zu haben und erinnerte mich gleichzeitig, daß mir, als er die Tür geöffnet hatte, der Gedanke an einen Weißbinder gekommen war. Aber als ich ihn so unter dem Lampenlicht mein Buch durchblättern sah, hatte ich den Eindruck, daß, wenn er Anstreicher gewesen wäre und die Arbeitsbluse getragen hätte, er seiner Bluse doch ein besonderes Gepräge verliehen hätte, das ihn von allen anderen unterscheiden würde. Seine Kleider ermangelten nicht eines gewissen Schicks. In diesem Zimmer von ärmlichem Anstrich sah man an den Wänden sonderbare Zeichnungen hängen. In einer Ecke erblickte ich ein Louis-XV.-Möbel, das unzweifelhaft aus der Zeit war. Mallarmé hatte ebenso sanfte wie angenehme Manieren.

Nach Verlauf einer Stunde brachten uns seine Frau und seine Tochter zwei Gläser voll Punsch aus Rum mit Zitronenscheiben. Nachdem sie diese Pflicht der Gastlichkeit erfüllt hatten, zogen sie sich zurück, um den Meister seine Lektion wieder aufnehmen zu lassen, die er nicht müde wurde, jeden Dienstag einer immer wachsenden Zahl von Zuhörern zu erteilen, so daß das kleine Speisezimmer der Mittelpunkt der Pariser Kultur geworden war.

Mir ist auch jener Abend noch sehr genau in Erinnerung, wo er, von meinem fleißigen Besuch seiner Gesellschaften gerührt, zu mir sagte: „Sie waren sehr eifrig an meinen Dienstagen, Sie haben ein Exemplar des ‚Après Midi d'un faune' verdient." Und er ging in seine Bibliothek (im Speisezimmer standen keine Bücher, und ich bin niemals weiter als in dieses Zimmer vorgedrungen) und kam mit einer dünnen Broschüre zurück, die mit den Illustrationen von Manet auf Japan gedruckt und mit Bändern zusammengebunden war. Diese Plakette, die mit hundert Francs verkauft wurde, ist heute viele hunderte wert.

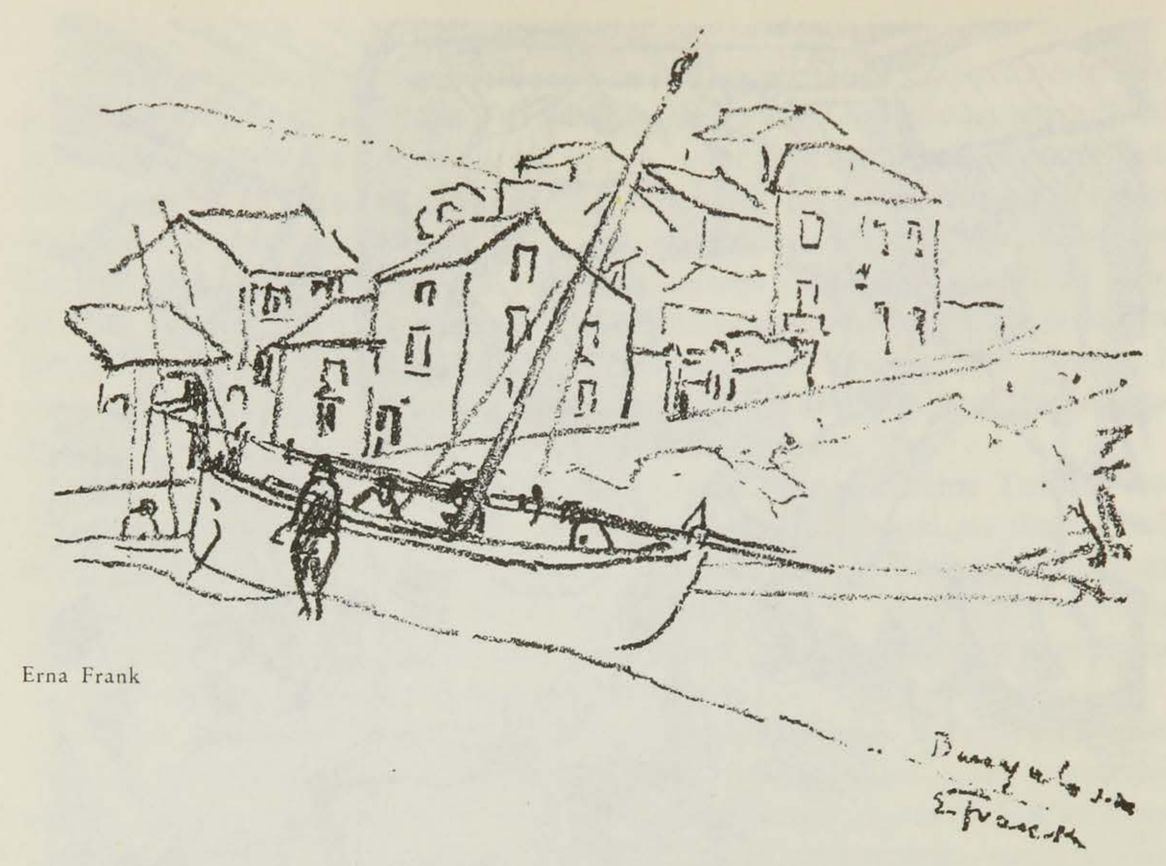
Ich nahm die Kostbarkeit mit aller Achtung, deren ich fähig war, entgegen; aber zu jener Zeit, von der ich spreche, interessierte mich das Stück, von dem Mallarmé träumte, mehr als seine Gedichte. Wie wunderbar mußte dieses Stück werden! Es hatte nur eine einzige Person: ein junger Mann, der Letzte seines Geschlechtes, lebt zurückgezogen in einem alten Schloß, in dem der Wind heult und ihn aufzufordern scheint, das Glück seiner Familie wieder aufzurichten. Aber der junge Mann weiß nicht, ob der Wind ihm rät zu warten oder auf Abenteuer auszuziehen, denn es liegt, wie Mallarmé sagte, im Geist der französischen Sprache, daß der Wind sich immer bemüht, oui zu sagen. Und er wiederholte: ou — ou und war ganz nahe daran, das Wort oui auszusprechen, ohne jemals bis zur Artikulation der letzten Silbe zu gehen. So bleibt der junge Mann im Zweifel und weiß nicht: sollte er gehen oder bleiben. Mallarmé machte also dem Wind nach, und als er fertig war, fragte ich ihn, welche Maßnahmen er zu ergreifen dächte, um dieses Stück darstellen zu lassen. Fast widerwillig, wie es mir schien, gab er zur Antwort, er möchte am liebsten einen Rollwagen mieten, um es selbst von Dorf zu Dorf zu tragen. Jahrelang dachte er an dieses Stück. Als er nicht mehr daran dachte, legte er sich ein Epos zurecht, um seine literarischen Bestrebungen darin zu verwirklichen. Das Thema war noch phantastischer als in ‚Hamlet und der Wind': Ein Mann liebt eine Frau und will sie heiraten; aber der Keim, der in diesem Manne ist (das potentielle Kind) revoltiert bei dem Gedanken, daß seine potentielle Mutter aufhören soll Jungfrau zu sein, und bemüht sich, den Mann von dieser Heirat abzubringen. Es ist immer wieder die Hamlet-Idee (Sein oder



Heinrich Ehmsen

Nichtsein), auf Geschehnisse angewendet — oder vielmehr bei einem vollständigen Fehlen von Geschehnissen, wie es, das kann man wohl sagen, von niemand bisher ausgedacht worden war und auf das gewiß niemand Prioritätsrechte geltend machen wird. Das sah er als ein Epos an, und zwar als dasjenige, darin er am besten seine feinen Gedanken einflechten könnte. Aber er versicherte mit Nachdruck, daß dieses Gedicht nur kurz werden würde, denn wie Poe liebte er die langen Gedichte nicht; es sollte allerhöchstens tausend Verse haben. Indessen dieses Epos quälte ihn nicht so sehr wie die Tragödie vom jungen Mann und dem Wind. Ich bin fest davon überzeugt, daß er an seinen Hamlet glaubte, nehme aber nicht an, daß jemals eine Zeile davon geschrieben wurde in eines dieser mysteriösen kleinen Hefte aus Japanpapier, denen er, wie er sagte, das Geheimnis seiner Meditationen anvertraute. Er zeigte mir diese Hefte gern. Eines Tages blätterte er darin herum, wie um mir einige Blätter zu zeigen, aber im Augenblick, in dem ich meine Hand ausstreckte, um nach den Heften zu greifen, warf er sie wieder in seine Schublade und sagte: „Als Hugo ‚Hernani' und ‚Le Rois'amuse' schrieb, mußte er wissen, daß er damit nur Shakespeare fortsetzte." Jetzt denkt er, sagte ich mir, an den jungen Mann, der auf seinem Schloß dem Wind zuhört.

Im Verlauf unserer Dienstag-Unterhaltungen hatte Mallarmé mehr als einmal von Valvins gesprochen, und eines Tages lud er mich ein, dort eine Woche zu verbringen. Ich erinnere mich, daß er mir sagte, ein Pariser Verleger habe ihm gerade 500 Francs für den ‚Après-Midi d'un Faune' gegeben, und daß er sich entschlossen habe, für dieses Geld ein Boot zu kaufen, um damit auf der Seine



Erna Frank

zu fahren. In der Tat hatte er auch das Boot erworben, ein Segelboot, das er gern seine Jacht nannte. Ich verstand, daß ich zur Einweihung eingeladen war — wenn man so sagen kann, zur Versuchsreise dieser Jacht. Ich hatte den Eindruck, daß er ein bißchen auf mich zählte und mit dem Umstand rechnete, daß ich auf einer Insel geboren war.

Denn was soll man auf einer Insel anfangen, wenn man nicht Boot fährt und nicht alles lernt, was nötig ist, um einige Ratschläge oder ein bißchen Unterricht zu geben über die Art, die Segel zu handhaben und ein Boot zu steuern? Hatte er mir bei meinem ersten Besuch in der Rue de Rome nicht darum den Schaukelstuhl angeboten, weil er glaubte, daß ich mit dem Meere vertraut sei? Ich höre noch seine Worte: „Sie wissen, mein Haus ist eine Bauernhütte, und ich habe kein Fremdenzimmer zu Ihrer Verfügung; Sie werden also bei den Gipsbrennereien wohnen, aber Ihre Mahlzeiten werden Sie bei mir einnehmen; meine Frau und meine Tochter werden auch da sein "

Also eines Morgens mache ich mich nach Valvins auf, wo ich zur Mittagszeit ankomme. Nach dem Frühstück besichtigen wir das Boot und bereiten uns zur Fahrt vor. Da bemerkte ich denn, daß sich meine Befürchtungen vollauf bestätigten: Mallarmé verstand absolut nichts vom Segeln und befand sich in vollkommener Unwissenheit in bezug auf das Steuern eines Bootes. Wir steigen ein, und sofort fragt mich Mallarmé, wie man ein Segel hißt. Ich hisse das Segel: einen Augenblick später gleiten wir auf dem Wasser, aber zwei Minuten später waren wir schon bis an die Knie darin! Mallarmé hatte eine Leine angebunden, und unter einem kleinen Windstoß neigte sich plötzlich das Boot, und das Wasser lief hinein. Zum Glück legte ich mich schnell auf die andere Seite als Gegengewicht, band die Leine los, und dank dieser beiden Maßnahmen gelang es mir, das Boot wieder aufzurichten, das immerhin zur Hälfte voll Wasser war. Wir hatten kein

Gefäß bei uns und mußten mit unseren Hüten das Boot leer schöpfen. Ich habe niemals mehr Bootfahrten mit Mallarmé unternommen. Später erfuhr ich allerdings, daß er große Fortschritte im Segeln gemacht habe.

Bei den zahlreichen Besuchen, die ich noch in Valvins machte, begnügten wir uns damit, im Wald und am Flußufer spazieren zu gehn und von seinen Werken zu sprechen, von denen ich einige in englischer Übersetzung unter dem Titel „Bekenntnisse eines jungen Engländers“ herausgegeben habe. Daran knüpft sich eine interessante Erinnerung. Obwohl Mallarmé ausgezeichnet englisch sprach und Whistler übersetzte, war er bisweilen doch in Verlegenheit, irgendeine Anspielung wiederzugeben, die nur ein Engländer verstehen konnte. Er bat mich dann um meine Erklärung. In seinem „Ten o'clock“ schreibt Whistler: „Art is on the town“. Ich erklärte Mallarmé den Sinn, der mir aber antwortete: „Ich kann doch nicht schreiben: ‚L'art fait le trottoir‘.“ Dann überlegte er einen Augenblick und sagte: „L'art court la rue“. Das war glänzend getroffen; man kann sich denken, welche wunderbare französische Lektion dies für mich war!

Während einer meiner Besuche in Valvins empfing Mallarmé von Swinburne das französisch geschriebene Gedicht mit dem Titel „Nocturne“. Dieses Gedicht fängt so an:

„L'amour écoute et se penche sur l'onde
Pour recueillir rien qu'un souffle d'amour.“

„Ich frage mich,“ sagte Mallarmé, „ob es mir Swinburne wohl übelnehmen würde, wenn ich den zweiten Vers einfach des Wohlklanges wegen etwas veränderte und schreiben würde: ‚Pour y cueillir rien qu'un souffle d'amour‘.“

Swinburne nahm es Mallarmé durchaus nicht übel, daß dieser seinen Vers geändert hatte, da er schließlich ja auch die ursprüngliche Form beibehielt, doch vorerst verteidigte Swinburne sehr energisch den ursprünglichen Text.

„On recueille une pensée, on recueille un pleur,“ sagte Swinburne, „aber man sagt ‚cueillir une fleur'.“. Mallarmé schüttelte den Kopf und blieb darum nicht weniger fest bei seiner Meinung. „Das ist sehr gutes Französisch,“ sagte er, und der Vers ist so geblieben, wie er ihn vorgeschlagen hatte.

Ein anderes Mal hatte ich Mallarmé eine Widmung in Form eines Sonettes überbracht, in dem die zwei Verse standen:

Je t'apporte mon drame, ô poète sublime,
Ainsi qu'un écolier au maître sa leçon.“

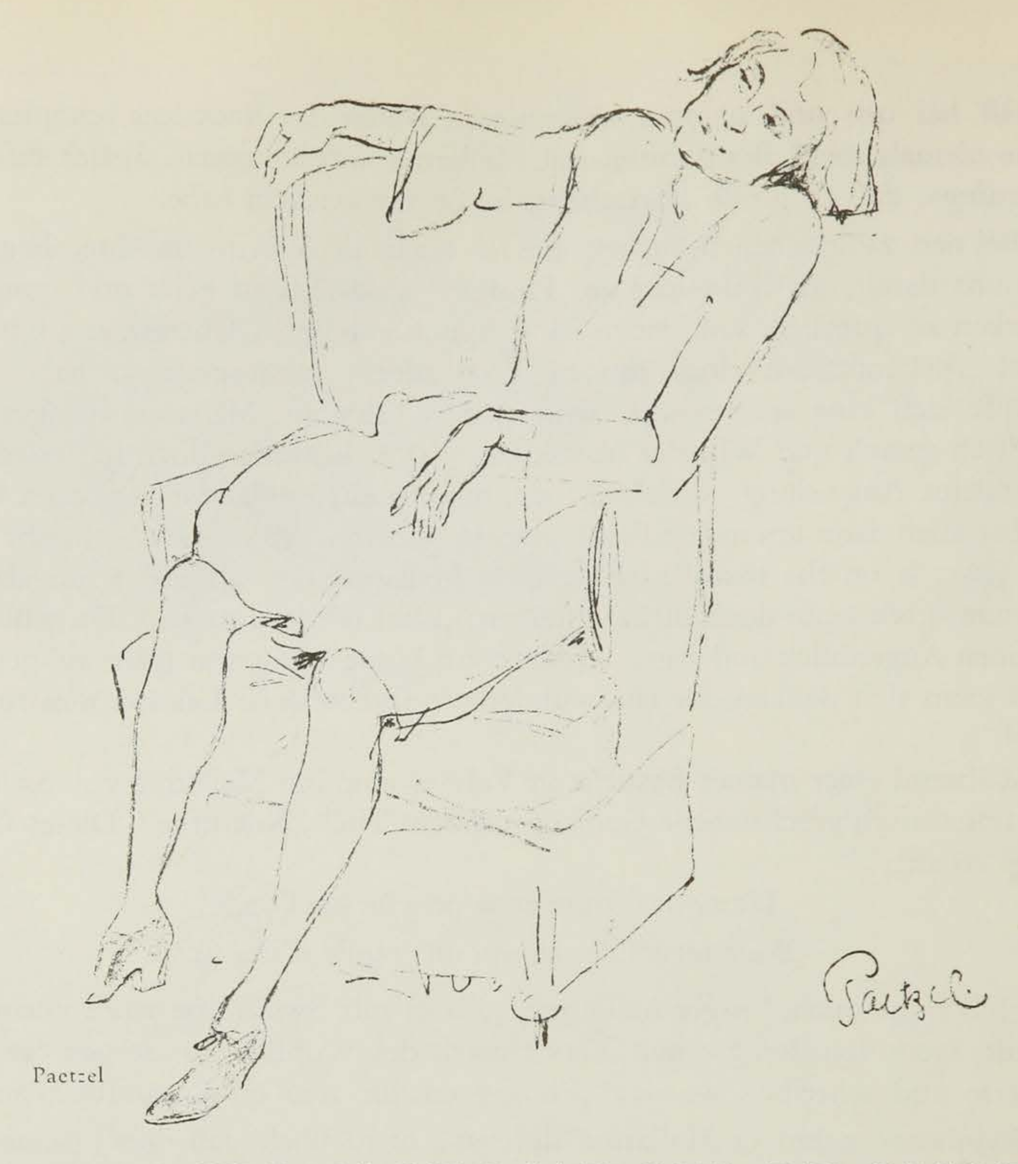
„Den zweiten Vers,“ sagte er, „kann ich nicht hingehen lassen, er ist nicht französisch“.

„Wo liegt der Fehler?“ fragte ich, wie man eine Sphinx befragt.

„Man kann nicht sagen: ‚apporter sa leçon‘ — es muß heißen: ‚apporter son devoir‘.“

Ich empfinde es als ein großes Glück, diese flüchtigen Notizen über meinen so sehr verehrten Freund hier niedergeschreiben zu haben, der mir, wie so vielen anderen, unauslöschlich in Erinnerung bleiben wird.

(Deutsch von August Brücher)



Paetzel

DIE LETZTEN TAGE MARCEL PROUSTS

Von

MARIE SCHEIKÉVITCH

Mit Trauer gedenke ich des 18. November 1922. Ich selbst war leidend und seit Wochen ans Bett gefesselt, als ich die Todesnachricht bekam. Sie überwältigte mich. Ich hatte mich an den Gedanken gewöhnt, daß Marcel dauernd kränkelte; doch ihn stumm und leblos zu denken, dagegen wehrte sich mein Geist. Nach oft langen Pausen, in denen er der Welt unsichtbar blieb, erschien er dann plötzlich, so lebensvoll in seiner alles umfassenden Wißbegierde und wachen Bosheit, die sich hinter Bescheidenheit verschanzte, um eine neue Einzelheit an einem ihn beschäftigenden Gegenstand zu erhaschen, daß ich ihn für fähig hielt, es mit der Krankheit aufzunehmen. Hatte er nicht stets behauptet, daß er sich besser zu pflegen verstünde, als irgend ein anderer, hatte er nicht eine Lebensweise gefunden, die seiner stabilen Gesundheit zusagte?

Es schien mir unbillig, daß Marcel Proust gerade in dem Augenblick, in dem der Erfolg sich einzustellen begann, dahingehen mußte. Obwohl er mir oft versichert hatte, daß der Ruhm ihm gleichgültig sei, wußte ich, wie glücklch ihn die ersten Anzeichen des Erfolges gemacht hatten. Und doch hatte er mir geschrieben: „Wenn wir bedauern, daß eine Tote nicht weiß, daß sie es nicht

vermocht hat, uns zu täuschen, so ist das schließlich nicht widersinniger, als wenn wir wünschen, unser Name möge noch in zweihundert Jahren bekannt sein."

Die Herausgabe seines Werkes wurde fortgesetzt. O Gott, wie anders wäre es geworden, hätte er die Abzüge noch korrigieren können. Schmächtige Bände waren es, während die ersten die Fülle und Dichtigkeit eines Herbariums besaßen, denn Marcel korrigierte und ergänzte unablässig, getrieben von dem Wunsch nach gesteigerter Wahrheit. — —

Ich faßte den Entschluß, Céleste aufzusuchen; ich glaubte mich jetzt stark genug, ihren Bericht über Marcels letzte Augenblicke anhören zu können. Ich hatte eine hochaufgeschossene, von langen Nachtwachen abgezehrte Céleste in Erinnerung, eine Céleste mit blassem Gesicht und langsamer, bedächtiger Sprechweise. In ihrem schwarzen Tafetaskleid glitt sie geräuschlos ins Zimmer, nur das Rauschen der Seide verriet ihren Eintritt. Ihre ruhige, schutzspendende Erscheinung versah das Amt eines Schutzengels vor Marcels Tür. Ich machte mich zu ihr auf den Weg. Ich fand Céleste als wohlgenährte, von Wirtschaftssorgen erfüllte Hausfrau wieder, ein entzückendes zweijähriges Mädchen hüpfte um sie herum. „Wir hätten sie niemals haben können", sagte Céleste, indem sie mir das blonde rosige Kind vorstellte, „wenn der arme Herr Proust gelebt hätte. Unsere ganze Zeit hat ihm gehört. Ich glaube, ich habe alles für ihn getan, was in meinen Kräften stand. Es schmerzt mich nur, daß ich nicht tausendmal mehr tun konnte." Sie weinte still vor sich hin; ihr Schmerz ist so tief, daß sie die ersten Worte nur mühsam über die Lippen bringt. „Ich wußte ja, daß er sehr krank war, gnädige Frau, aber ich glaubte nicht, daß er sterben würde. Niemals werde ich darüber hinwegkommen."

Der Gatte Célestes, Odilon Albaret, gesellt sich zu uns; auch er hat die Augen voller Tränen. Marcel hat es verstanden, Gefühle der Liebe und Ergebenheit zu erwecken. Beide sprechen mit tiefer Verehrung von ihm. Nach und nach taut Céleste auf. Die bescheidene Wohnung ist mit Bildern angefüllt, die Marcel in allen Lebensaltern zeigen. Hier ist eine Photographie aus seiner Kinderzeit: ein schmächtiges Knäblein in kurzem Kittelchen, das die Feinheit seiner Glieder betont, die zarten Hände halten mit einer mir vertrauten Gebärde einen Spazierstock. Welch durchdringender Blick in diesen wunderbaren Augen? Andere Photographien sind in rührenden abgenützten Mappen verwahrt, die einst Marcel gehört hatten. Céleste hat die unbedeutenden Kleinigkeiten aufbewahrt. Da sind auf unregelmäßigen Blättern und Papierfetzen die Aufträge, die er ihr von einem Tag zum andern gab. Mitunter ein einziges Wort, dann wieder bis in die kleinste Einzelheit gehende Anweisungen. Es gab Zeiten, in denen Marcel kaum sprach und auch nicht gestört sein wollte. Und diesen Namen hier hat er noch am Tage seines Todes geschrieben. Wir sprechen ganz leise. Céleste gebraucht Wendungen, die Marcel eigen waren; ich höre ihn, höre seine Ausdrucksweise, seine ausgesuchte Höflichkeit. Célestes Gesicht, von dem Marcel behauptet hatte, es sei violett, ist verstört. „Gnädige Frau, wenn man Herrn Proust gekannt hat, kommen einem alle Menschen gewöhnlich vor." Ich tauche in die Vergangenheit. Wie köstlich unterhielt sich Marcel, wenn Céleste seine Freunde, ihre Art sich zu geben, nachahmte. Ich bekomme auch wieder die Widmung zu sehen, die

Marcel in einen Band seiner „Pastiches et Mélanges“ geschrieben hatte: „A Céleste, à la reine des pastiches, imitatrice de Madame Scheikévitch, de Monsieur Y, de Madame X.“ Wenn er aus einer Gesellschaft heimkehrte, ließ er Céleste kommen, erzählte ihr, wo er gewesen, wem er begegnet, ob der Abend ergiebig gewesen sei. Dann kehrten seine Gedanken wieder zu seinem Werk zurück. „Meine arme Céleste, ich glaube nicht, daß ich jemals zu Ende kommen werde. Sie wissen ja, daß ich ein Buch über Sie schreiben will, das soll etwas Besonderes werden. Ich muß mich dazu halten. Niemand hat so viel für mich getan wie Sie. Hören Sie zu . . .“ Er sprach stundenlang; sie stand und hörte zu, die Nacht verging.

Im Jahre 1913 hatte Céleste Prousts Taxi-Chauffeur geheiratet. Ihr Gatte, der wußte, wie sehr sich Céleste in der kleinen Hauswirtschaft langweilte, machte Proust den Vorschlag, sie für seine Wege und Besorgungen zu verwenden. Nach und nach fand Marcel an ihren Dienstleistungen Gefallen, bald konnte er sie nicht mehr entbehren.

Ich frage Céleste nach Marcels letzten Augenblicken. Ende September fühlte Marcel sich müder als sonst. Ungefähr in der ersten Oktoberwoche erkältete er sich auf einem Spaziergang und kehrte mit heftigen Halsschmerzen heim. Am nächsten Tag hatte er Schnupfen, und ein Asthmaanfall war die Folge. Sein Zustand beunruhigte ihn wegen der Korrekturen an „Albertine disparu“. Statt sich zu schonen, hielt er es für angezeigt, noch intensiver zu arbeiten, da er fürchtete, sein Gesundheitszustand könnte ihn an der Fortführung der Korrekturen hindern. Einige Tage litt er, ohne sich zu pflegen, in seine Arbeit vergraben, und sich hartnäckig weigernd, sie zu unterbrechen. Er begann zu fiebern. Céleste bestand darauf, seinen Hausarzt, Dr. Bize, kommen zu lassen. Als Dr. Bize drei Tage später auf seinen Ruf kam, erklärte er (es war gegen den 15. Oktober), daß Marcel nichts Ernstliches fehle, da er aber erkältet sei, solle er sich schonen. Wenn er sich an diese Vorschrift halte, werde er in acht bis zehn Tagen wieder hergestellt sein. Freilich müsse er ihm auch versprechen, ordentlich zu essen — dies sei die Hauptsache. Marcel wandte ein, daß das sein Fieber nur verschlimmern und ihn an der Weiterarbeit hindern würde, sein Werk sei doch sein einziger Daseinszweck. Trotz des ärztlichen Verbotes und trotzdem er fieberte, kleidete sich Marcel eines späten Nachmittags an und wollte ausgehen. Doch seine Kräfte versagten, und er mußte augenblicks umkehren.

Er stieg die Treppe wieder hinauf und wollte sich auf der Chaiselongue ausstrecken. Er wurde von Kälteschauern gepackt, zitterte am ganzen Körper und fühlte sich so elend, daß er sich wieder zu Bett begeben mußte. Er bat um eine Inhalation und wollte wieder zu arbeiten beginnen. Doch verbot er Céleste, Feuer zu machen. „Céleste, der Tod ist mir auf den Fersen — es wird mir keine Zeit bleiben, meine Korrekturen zu beenden, und Gallimard wartet auf sie . . .“ An diesem Tage war er so schwach, daß es ihm unmöglich war zu arbeiten, denn zu dem allgemeinen Übelbefinden kam noch ein Nieskrampf. Er nieste auf ganz abnormale Weise, was Céleste tief beunruhigte.

Er wohnte damals 44, rue Hamelin, in einer dürftig möblierten Wohnung, im fünften Stockwerk. Um zu telefonieren, mußte sein Personal die fünf Treppen hinabsteigen und von einem Laden in der Nachbarschaft anrufen. Es hieß zu

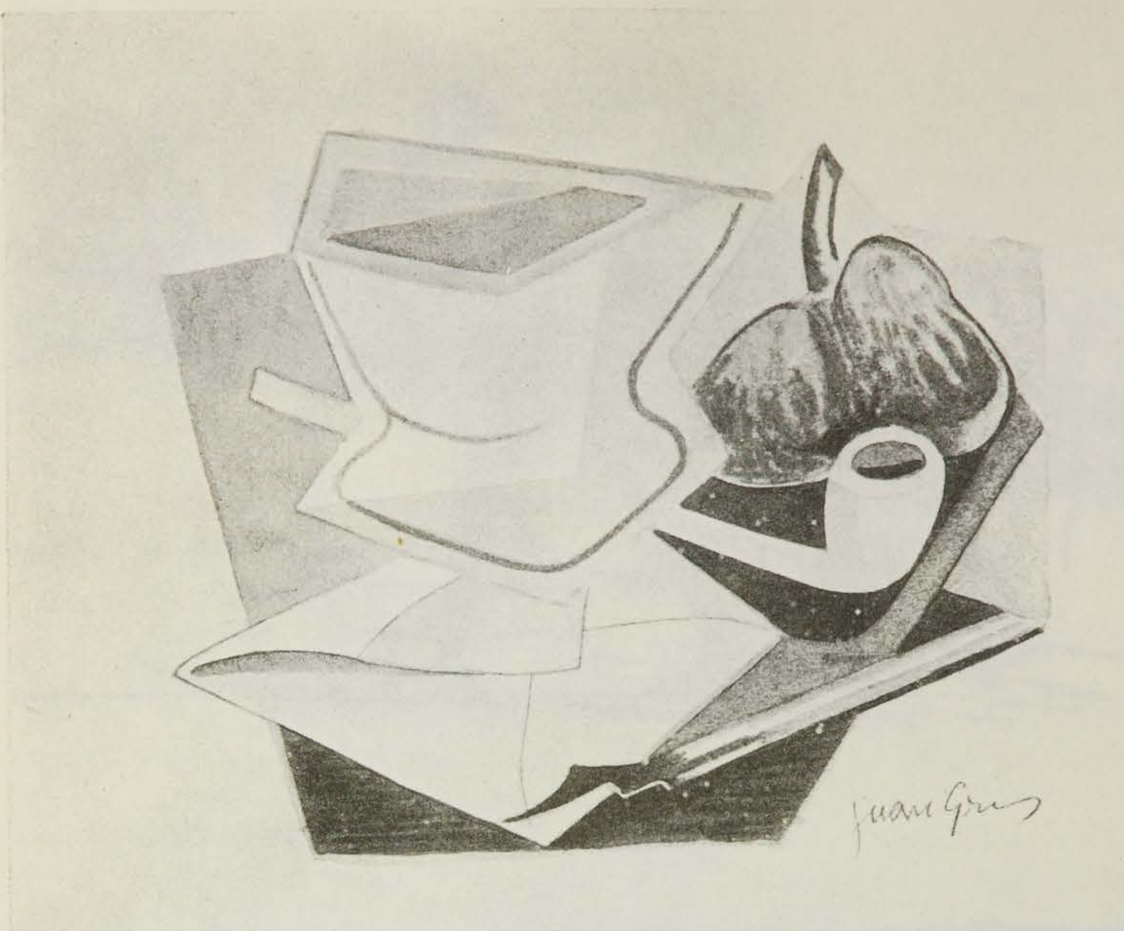


Photo Schwedischer Verkehrsverband

Skiläufer

Photo Hehmke-Winterer

Schwäne



Sammlung Werner Lüps, Düsseldorf

Juan Gris, Stilleben (Aquarell)

Porzellanfabrik Thomas, Marktredwitz

Rauchtisch mit Porzellan

Photo Federmeyer

Venedig im Schnee

Ausstellung Galerie Casper, Berlin

Victor Tischler, St. Geremia in Venedig (Oel)



Photo Renger-Patzsch

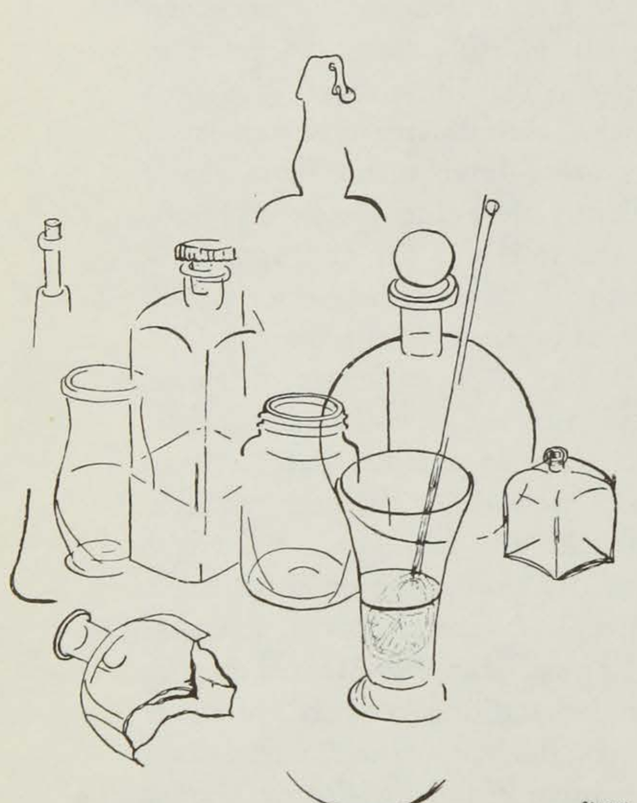
Waldwinter

Listen greifen, wollte man sich nur für kurze Zeit entfernen. Céleste telefonierte Professor Proust, konnte aber keine Verbindung bekommen. Am nächsten Tag flehte sie Marcel an, Dr. Bize rufen zu dürfen. Dieser kam und bat den Patienten neuerlich, sich behandeln zu lassen. Doch Marcel weigerte sich noch immer, sagte, daß dies ein Zeitverlust wäre, versprach aber, sich zu beeilen und, so bald die Korrekturen beendet wären, sich bereitwillig einer Behandlung zu unterwerfen. Er nahm außer ein wenig eisgekühltem Bier überhaupt keine Nahrung mehr zu sich. Das Bier mußte Albaret in einer Karaffe, die in einem mit Eisstückchen gefülltem Eimer stand, aus dem Hotel Ritz holen. Marcel befahl, das Feuer in seinem Ofen zu löschen, mit der Begründung, daß die Hitze ihm Unbehagen verursache. Der Arzt drang darauf, daß er sich Schröpfgläser ansetzen lasse, heiße Getränke zu sich nehme und vor allem versuche, durch leichte Kost wieder zu Kräften zu kommen. Er sagte, Marcels Arbeit erfordere einen größeren Kraftaufwand als die eines Erdarbeiters. Obwohl Marcel sich von Tag zu Tag schwächer fühlte, widersprach er. Wenn es eine Entscheidung zwischen seiner Arbeit und seiner Person galt, gab es kein Zögern; er hatte nur für sein Werk gelebt.

Er konnte nicht atmen — jeden Augenblick rief er nach Céleste. „Céleste, ich muß sterben — wenn mir nur Zeit bliebe, meine Arbeit zu vollenden. Céleste, es ist ein furchtbarer Gedanke, daß die Ärzte sich darauf versteifen, den Kranken zu peinigen, ihm Seruminjektionen geben und Schröpfgläser ansetzen, um sein Leben um Stunden, bisweilen nur um Augenblicke zu verlängern. Sie wissen recht gut, daß ihm das nicht mehr hilft. Es ist fürchterlich. Ich beschwöre Sie, verhindern Sie es, wenn es bei mir dazu kommen sollte.“ Er war nervös, aber sehr sanft. Unablässig rief er nach Céleste, um mit ihr verschiedene Maßnahmen zu besprechen. Die Hartnäckigkeit, die er jedem Behandlungsversuch entgegensetzte, veranlaßte seinen Arzt, Professor Proust von der voraussichtlichen Gefahr zu verständigen. Noch am gleichen Abend beschwor Professor Proust Marcel, sich behandeln zu lassen, er wäre sonst genötigt, ernste Maßnehmen zu ergreifen, um seine Pflicht als Bruder und Arzt zu erfüllen. Er machte Marcel den Vorschlag, seine Aufnahme in der Privatklinik in der Rue Piccini zu veranlassen, wo er ihm allen Komfort und jede nur erdenkliche ärztliche Pflege versprach. Diese liebevollen Ratschläge reizten Marcel. Er bat seinen Bruder, ihn in Ruhe zu lassen, und wiederholte immer von Neuem, daß er niemals freiwillig sein Zimmer verlassen werde. Der Professor wandte ein, daß er doch wenigstens eine Krankenschwester nehmen könnte. Dieser Vorschlag rief einen heftigen Zornesausbruch bei Marcel hervor: „Céleste pflegt mich besser, als irgendein anderer Mensch, und ich will niemanden als sie um mich haben.“

Nachdem die Ärzte gegangen waren, klingelte Marcel nach Céleste: „Céleste, Sie müssen mir versprechen, daß Sie keinen Menschen mehr zu mir hereinlassen, weder einen Arzt, noch eine Krankenschwester, noch die Familie. Sie müssen mir alle Leute fernhalten, die mich am Arbeiten hindern wollen. Sie dürfen mich keine Sekunde allein lassen, auch wenn ich kränker werden sollte, bleiben Sie bei mir. Tun Sie, was ich Ihnen sage und quälen Sie mich nicht länger.“ Er sah sie erregt an, sein Blick hielt den ihren fest, als wollte er in ihren Augen lesen, ob sie das Versprechen, das er ihr eben entrissen hatte, halten werde. Er griff sogar zu der Vorsichtsmaßregel, zwei seiner Freunde brieflich zu bitten, daß

sie Professor Proust hindern sollten, ihn aus seiner Wohnung fortzuschaffen (ein Argwohn, der ihm in seinen schlaflosen Nächten gekommen war, denn der Schlaf floh ihn nun völlig). Er litt an zunehmender Atemnot. Professor Proust kam täglich, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen; doch er beugte sich dem Wunsch seines Bruders und betrat niemals das Krankenzimmer. Als Marcel sah, daß sein Bruder seine Laune respektierte, ließ er ihn nach einigen Tagen wieder zu sich. Die Willenskraft, die er allem und allen entgegensetzte, war unbeugsam. Er ließ keine Erörterungen zu, und kein Mensch konnte ihn beeinflussen.



Gerhard Moser

Während dieser Zeit machte die Krankheit schnelle Fortschritte. Acht Tage vor seinem Tode sandte Marcel einen riesigen Blumenstrauß an Dr. Bize. Er sagte zu Céleste: „Sehen Sie, Céleste, da ist noch etwas in Ordnung zu bringen.“ Er hatte das Gefühl, daß er seinem Arzt, den er sehr gern hatte und dessen Vorschriften er trotzdem nicht befolgte, auf die ihm eigene, Zartgefühl und Höflichkeit verbindende Weise Abbitte tun müßte. Halbaufgerichtet, von unzähligen Strickjacken bedeckt, die Céleste unaufhörlich wechselte, saß Marcel, umgeben von Zeitungen, Büchern, Papierfetzen und Korrekturbogen, im Bett. Er war für die äußeren Zufälligkeiten seiner Umgebung unempfindlich, seit er seine Wohnung am Boulevard Haußmann aufgegeben hatte; die folgenden Wohnungen waren lauter Zufallsquartiere und sollten auch nur provisorisch sein. Während seiner Krankheit empfing er einmal Herrn Tronche, zweimal Jacques Rivière, um ihm Anweisungen für die Veröffentlichung von „Albertine disparue“ zu geben. Diese Besuche ermüdeten und erschöpften ihn sehr. Eines Abends freute er sich mit dem Besuch Paul Morands. Er hielt ihn lange zurück. Nachdem er gegangen war, rief er Céleste: „Céleste, ich habe heute gespürt, daß Paul Morand viel Herz hat, etwas, was ich nicht geglaubt hätte. Er muß mich sehr verändert gefunden haben. Er hat mir viel Freundliches gesagt. Ich habe gefühlt, daß es ihn schmerzt, mich in diesem Zustand zu sehen —“ (nachdenklich) „ich habe nicht gewußt, daß er mich gern hat — ich habe mich so mit ihm gefreut — auch ich habe ihn sehr gern.“

Am 17. November fühlte sich Marcel viel wohler. Sein Bruder blieb lange bei ihm. Später sagte er zu Céleste, daß, wenn er noch weitere fünf Tage so verbringen könnte, er überzeugt sei, daß er die Krankheit überwinden und den Ärzten beweisen würde, wie sehr sie wieder einmal unrecht hatten, als sie ihn am Arbeiten hindern wollten. Er setzte hinzu: „Freilich bleibt abzuwarten, ob ich diese fünf Tage überlebe.“ Lächelnd fuhr er fort: „Und da Sie und die Ärzte wünschen, daß ich etwas esse, machen Sie mir eine gebackene Seezunge — ich

bin zwar überzeugt, daß es mir nicht gut tun wird, aber ich will Ihnen den Gefallen tun.“ Professor Proust entschied, daß es besser wäre, auf die Seezunge zu verzichten. Marcel erkannte die Entscheidung als berechtigt an. Nachdem er wieder längere Zeit mit seinem Bruder geplaudert hatte, sagte Marcel, daß er die Nacht zu fleißiger Arbeit benützen und Céleste als Hilfe bei sich behalten wolle. Der Mut des Kranken war bewundernswert; er nahm die Korrektur seiner Abzüge wieder auf, fügte einige Bemerkungen hinzu; gegen drei Uhr früh, rief er, erschöpft nach Atem ringend, Céleste herbei und diktierte ihr einige Ergänzungen zu Bergottes Tod. Er empfand eine unbegrenzte Freude, daß er noch diktieren konnte. „Céleste, was ich Ihnen da diktiere, ist, glaube ich, sehr gut. Vergessen Sie nicht, es an die richtige Stelle zu setzen. Ich verlasse mich auf Sie — vergessen Sie nicht, es in meinem Manuskript dort einzufügen, wo es hingehört. Ich muß jetzt Schluß machen — ich kann nicht mehr . . .“ (Am nächsten Tag kamen die Ärzte zu dem Ergebnis, daß in diesem Augenblick der Abszeß, der sich an der Lunge gebildet hatte, aufgebrochen war.)


Paul Kleinschmidt

Gegen sechs Uhr verlangte er eine Tasse Milch und sagte mit schwachem Lächeln: „Nur um Ihnen einen Gefallen zu tun — aber lassen Sie mich jetzt, ich will allein sein.“ Céleste, die sah, daß er mehr und mehr litt, wollte ganz leise ins Zimmer zurückkehren, doch das machte ihn ungeduldig: „Warum können Sie mich nicht allein lassen?“ Sie entfernte sich, und im nächsten Augenblick rief die Klingel sie zurück.

Am nächsten Tag, gegen zehn Uhr, verlangte Marcel einen Schluck frischen Biers, das aus dem Hotel Ritz geholt werden sollte. Albaret stürmte davon. Marcel flüsterte Céleste zu, daß es mit dem Bier wie mit allem anderen sein werde, es werde zu spät kommen. Das Atmen machte ihm große Mühe. Céleste konnte die Augen nicht von diesem bleichen Gesicht lösen, der Bart war gewachsen und ließ die Blässe noch stärker hervortreten; er war von erschreckender Magerkeit; seine Augen hatten eine solche Gewalt, daß sein Blick das Unsichtbare zu durchdringen schien. Céleste, die sich mühsam neben seinem Bette aufrecht hielt — sie war seit sieben Wochen nicht ins Bett gekommen — litt Qualen, weil sie ihm nicht helfen konnte. Sie verfolgte jede seiner Bewegungen, versuchte, jeden Wunsch zu erraten und ihm zuvorzukommen. Plötzlich warf er einen Arm über den Bettrand — er glaubte, ein wacher Albtraum, eine fürchterliche fette Frau im Zimmer zu sehen. „Céleste, Céleste — sie ist sehr dick und sehr schwarz — sie

ist ganz in Schwarz — ich fürchte mich vor ihr." Céleste, welche dachte, daß er einen kleinen Schwächeanfall habe und deliriere, versuchte ihn zu beruhigen, indem sie ihm versprach, sie zu verscheuchen. Doch hastig verbot er es ihr. „Sie dürfen sie nicht anrühren, Céleste, sie ist unerbittlich — sie wird immer entsetzlicher . . ."

Fassungslos stürzt Céleste zum Telefon; sie merkt, daß sein Zustand sich von Minute zu Minute verschlechtert. Frau Proust benachrichtigt augenblicklich den Professor, der gerade in seiner Klinik ist, und Dr. Bize eilt herbei. Céleste, gepeinigt von der Notwendigkeit, dem Wunsch Marcels zuwiderzuhandeln, sieht die Medikamente, die Sauerstoffballons, die Injektionsspritzen und Schröpfgläser in langem Zug aufmarschieren. In ihren Ohren summen seine Worte: Um das Leben eines Kranken zu verlängern, quälen ihn die Ärzte mit Injektionen und Schröpfgläsern . . . Die Augen des Kranken drücken Unruhe aus, als Dr. Bize an sein Bett tritt. Er, sonst von so ausgesuchter Höflichkeit, begrüßt ihn nicht einmal, und um sein Mißfallen zu unterstreichen, wendet er sich an Albaret, der hinter dem Arzt mit dem Bier ins Zimmer drängt: „Danke, daß Sie das Bier geholt haben, mein lieber Odilon." Der Arzt beugt sich über Marcel, um ihm eine Injektion zu machen. Céleste hilft ihm, das Laken zu entfernen, hört Marcel flüstern: „Ach, Céleste, wozu?" und fühlt, wie seine Hand ihren Arm umklammert und ihn zum Zeichen des Protestes kneift. Alle bemühen sich jetzt um ihn, alles wird versucht — es ist zu spät. Das Schröpfglas bleibt wirkungslos. Ganz sanft, mit unendlicher Vorsicht, setzt Professor Proust Marcel in seinen Kissen auf: „Ich rüttle dich, mein armer Junge, ich quäle dich sehr . . ." Und in einem Flüstern kommen Marcels letzte Worte: „O ja, mein lieber Robert." Er verschied gegen vier Uhr, sanft, ohne sich nochmals zu bewegen, ohne den Blick zu wenden, den Blick dieser wunderbaren Augen, die ganz weit offen standen. *(Deutsch von Rosie Fuchs.)*



Mayrshofer



Die sieben Todsünden

FÜR DIE KEUSCHHEIT

Von

KAPLAN FAHSEL

Keuschheit ist für mich Sache der Vernunft und des Willens.

Ich halte einen Menschen in seinem Verhalten für keusch, der seine Begierde betreffs des Geschlechtlichen kraft seines Willens dem Urteil der Vernunft unterwirft. Ich besitze die Keuschheit als Tugend, wenn ich fähig bin, zu jeder Zeit bereitwillig und sicher die geschlechtlichen Begierden durch Vernunft und Willen zu zügeln.

Da erfahrungsgemäß die Geschlechtslust als Leidenschaft zuweilen die

Vernunft verdunkelt und die Willensfreiheit hemmt, so gebietet mir die Klugheit, hier rechtzeitig vorzubeugen und geschickt abzulenken. Mithin gehört es zu meinem Begriff der Keuschheit, bestimmte Gedanken und Gelegenheiten durch psychologisch kluge Maßnahmen zu vermeiden, die den gesund entwickelten Menschen unnötig sexuell erregen. Mit dieser allerdings eindeutigen Definition der Keuschheit ist einstweilen nur etwas Formales gesagt, also durchaus nicht alles. Die Hauptfrage ist vielmehr: Wie lautet der objektiv gültige Inhalt jenes Urteils der Vernunft, welchem die geschlechtlichen Begierden willentlich unterworfen werden sollen? Kurz gefragt: Wie lautet meine Sexualmaxime?



Carl Hofer

Meine Maxime lautet: Vermeide jede sexuelle Erregung, die nicht in direkter Beziehung zur naturgewollten Geschlechtsgemeinschaft steht. Nach dieser Maxime verhält sich auch unkeusch, wer bewußt durch sein Verhalten einen anderen außerhalb der angegebenen Beziehung sexuell erregt. Ebenso kann auch uneigentlich irgendeine durch einen der fünf Sinne wahrnehmbare Sache unkeusch genannt werden, die durch ihre künstliche Offenbarung stark geeignet ist, den gesund entwickelten Menschen sexuell zu erregen. Man spricht da von unkeuscher Rede, Mode, Kunst, Berührung und ähnlichem.

Um meine oben angegebene Maxime näher zu begründen, werde ich zuerst kurz erklären, was ich unter naturgewollter Geschlechtsgemeinschaft und unter direkter Beziehung der sexuellen Erregung verstehe. Schließlich muß ich begründen, warum alle andere sexuelle Erregung zu vermeiden ist.



Galerie Dr. Burg, Berlin

Relief der Pyramidenzeit

Bali-Mädchen

Landsknecht aus dem Schnitzaltar der Kirche von Altenbruch bei Kuxhaven (um 1500)



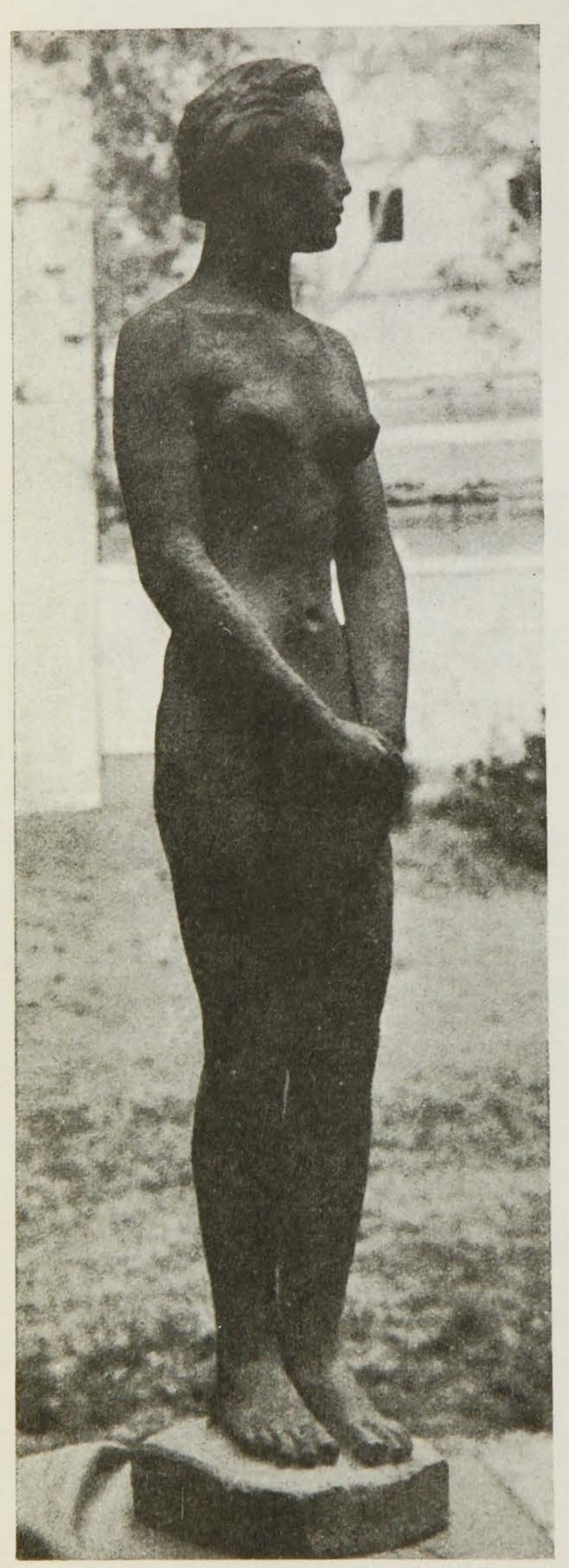
Photos Reinhold Müller-Wandsbek

St. Georg aus der Dorfkirche von Tautenwinkel bei Rostock (15. Jahrhundert)

Der Dichter Rudolf Borchardt

Kaplan Fahsel

Photo H. Lill





Deutsche Bildhauer bei George Bernheim, Paris

Georg Kolbe, Mädchen (Bronze)

Renée Sintenis, Fünfkampf (Bronze)

POESIE IM ALBUM

Von

W. v. SCHULZ

Eine stattliche Zahl von Alben liegt vor mir, und zwar die Sammlung aus eineinhalb Jahrhunderten, die wohl einen Überblick ermöglicht. Es sind nicht jene, in welchen sich die Großen verewigt haben und die jetzt auf Auktionen für teures Geld gehandelt werden, wie z. B. das Poesiealbum von Frau v. Stein, welches Goethe gleich auf der ersten Seite mit dem reizenden Verslein begonnen hat: „Steinchen, bist ein Edelsteinchen.“ Nein, die sind es nicht, es handelt sich bei meiner Sammlung vielmehr um die Liebesergüsse und Treueschwüre, mit welchen sich die unendlich vielen August Schulzes, Fritz Müllers, Ernas und Claras verewigt haben. Und diese geben doch viel besser ein Bild ihrer Zeit wieder, wie die poetischen Ergüsse jener Gewaltigen, die von olympischer Höhe herabschauen.

Schon das Äußere dieser Alben trägt das Gepräge ihrer Zeit. Da gibt es um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen fast nur die kleinen länglichen und flachen Kästchen, in welchen lose Blätter eingelegt sind; äußerlich liebevoll gearbeitet, aus feinem Leder, mit dem Vor- und Zunamen des Besitzers in kleinem schlichten Golddruck unten rechts in der Ecke des Deckels. Der Inhalt der einzelnen Gedichte, besonders die Schluß-Widmung, steht Ende des achtzehnten Jahrhunderts ganz entschieden unter einer gewissen Werther-stimmung; ohne „Grabhügel“, „feuchtes Kirchhofsgras“ oder „bleiche Lippen“ geht selten ein Vers aus. Ein sehr beliebter Schluß lautete z. B. so:

Wenn sich auf dieses Blatt Dein Auge senkt,
Betracht es still, als wär's mein Leichenstein,
Und mild, wie man der Toten sonst gedenkt,
Gedenke mein!

Daß dies aber nicht gar so tragisch genommen zu werden braucht, ergibt dann die Schlußwidmung:

Zur freundlichen Erinnerung an die gemeinsam verlebten frohen Stunden
Deine treue Freundin Else B.

In der nun folgenden Zeit von Deutschlands Niederlage und seiner Befreiung sind es natürlich die bekannten Schillerschen Zitate, welche die damalige Jugend begeistert niederschrieb und in denen die Vaterlandsliebe ihren beredten Ausdruck fand. So auch auf folgendem Blatt:

Es glüh in unsrer Mitte
Der Väter Tat und Sitte,
Und Freiheit, Glaube, Vaterland
Sey unsrer Freuntschaft heilig Band!

oder:

Ich bin ein deutscher Jüngling!
Beim süßen Namen Vaterland
Schlägt mir das Herz
Und mein Gesicht wird feuerroth!

Es war damals Brauch, außer dem eigentlichen Vers kreuz und quer auf das Zettelchen noch besondere Lieblingssentenzen niederzuschreiben, wie z. B. *Der Wahrheit die Stirne, dem Freunde die Brust* oder *Thue recht, scheue niemand.* In die äußersten Ecken klemmte man dann auch gern persönliche Erinnerungen, so: *Turnfest am* 15. *des Lenzmonds* 1817 oder *Schmaus in der Familie Y!*

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man dann an, die kleinen Blätter in naivster Form mit selbstgezeichneten Blümchen zu verzieren und einen entsprechenden Wunsch hinzuzusetzen, so z. B. auf einem Blatt zwei Maiglöckchenstengel und seitlich davon die inhaltsschweren Worte: *Gleiche diesem Blümchen. Das ist der Wunsch Deiner Freundin Anna Schulze.* Oder es steht seitlich einer undefinierbaren Blume: *Kurz und gut, mein Vers ist klein, Ida, Du sollst glücklich sein.* Und dann in einer Ecke in einem extra dazu gemalten Käfig mit der Überschrift „Simbollum": *Hinab, hinauf, bis in das Grab.* Der Originaltext lautete jedenfalls „Hinauf, hinab, bis in das Grab", und es wunderte sich wohl die Verfasserin, daß sich der Vers diesmal gar nicht reimen wollte.

Um diese Zeit vollzieht sich ein bemerkenswerter Wechsel in der Form der Alben. Während sie bisher kaum die Größe einer ausgestreckten Hand aufwiesen, sind es jetzt große, meist in rotes Leder gebundene Bücher, die fast die Größe des Quartformats erreichen, aber immer noch geschmackvoll ausgestattet, meist mit kleinen, in Gold gepreßten Rokokoverzierungen in den Ecken, und zwar ist dieses Gold noch so schön und glänzend, als wäre es kürzlich hergestellt worden und nicht etwa vor einem Jahrhundert. Dem zur Verfügung stehenden Raum entsprechend, gefällt man sich um diese Zeit in Niederschriften von Gedichten und schreckt dabei vor keiner Länge zurück. Der Schluß ist dann meist ohne jede Beziehung zu dem vorstehenden Poem, wie z. B. in dem Gedicht „Der Pfarrer", der still in der Nacht im Zimmer sitzt und liest, während seine tote Tochter im Nebenzimmer ruht. Das Gedicht schließt:

Er deckt die weiße Hülle mit tränenvollem Blick
Und küßt die bleichen Lippen und schleichet still zurück.

Denke auch ohne diese Zeilen oft und gern der fröhlich verlebten Jugend mit
Deiner treuen Freundin Emma B.

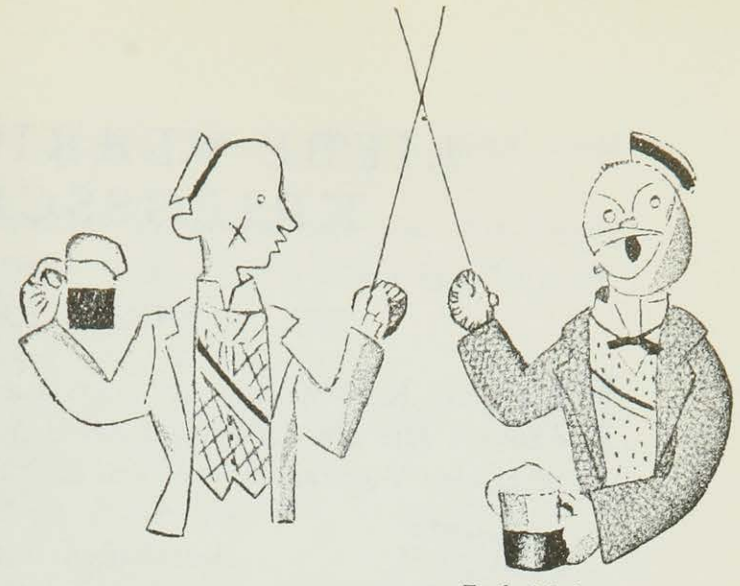
Oder man schrieb irgendwelche Verse ein, die einem besonders schön und wohlklingend erschienen, wie z. B.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?

Dieses wünscht dir von Herzen
Deine treue Freundin Ella.

Nach dem Kriege 1870/71 machte sich dann die Gründerzeit und der mit ihr in Verbindung stehende Bockmist auch in den Poesiealben bemerkbar. Man kaufte zur damaligen Zeit gern kleine Büchelchen, mit buntem Plüsch überzogen, auf welchen schräg in der Mitte das Wort Poesie oder Album, aus blankem Blech gestanzt, aufgenagelt war, und das natürlich beim ersten Hinfallen aus dem Leim ging. Mir persönlich ist ein Buch in Erinnerung, das mir als Quintaner Ende der

siebziger Jahre von einem Jungen, der nicht zu meinen Freunden zählte, mit der Bitte übergeben wurde, mich darin zu verewigen. Da auf der letzten Seite bereits der damals auch bei mir sehr beliebte Vers stand: *Wer Dich lieber hat, als ich, der schreib' sich hinter mich*, griff ich zu einem Radiermesser und kratzte hinten auf den Plüschdeckel des Buches, also noch hinter jenen Schreiber, meinen Namen hinein. Erfolg: Zwei Stunden Arrest wegen böswilliger Beschädigung fremden Eigentums. In diesen Büchern kam vielfach auch die Komik zu Wort, so wurde von der Freundschaft gesprochen, die wie ein dickes Dreierlicht brennen und so lange dauern solle, bis der Kater Junge kriegt, man wünschte sich, daß man glücklich und froh leben möge, wie der Mops im Paletot, oder wir schrieben ein:


v. Fircks-Medem

So wie die Sonn' am Firmament den Bauern auf die Pelze brennt,
So soll unsre Freundschaft sein bei Regen und bei Sonnenschein.

Aber daß es auch an sentimentalen Regungen damals nicht fehlte, beweist z. B. folgender Vers eines kleinen Berliner Portiermädchens:

Liebe Frieda, denk an mich,
Ewig, ewig lieb ich Dich,
Und wenn ich nicht mehr sollte sein,
So steh ich in Dein Album drein.

Die Alben der achtziger Jahre weisen dann wieder mehr Stil auf; sie sind wieder teilweise in Leder gebunden und häufig zum Verschließen eingerichtet. Auf der Kriegsschule war es Mode, auf diesen Blättern dauernder herzlicher Kameradschaft einander zu versichern. Als ganz besonders schick und forsch galt es, sich dabei der französischen Sprache zu bedienen, und so finden sich in meinem Album mehrfach folgende Zeilen:

Je me souhaite dans ma vie
Un bon cheval, une belle amie,
Cents ducats, quand je voudrai,
Et le paradis, quand je mourrai!

Weit beliebter aber noch als dieser Vers war folgendes Gedicht:

Adieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

Ja, daß aber dieses Gelöbnis, wenn auch wohl im Moment des Niederschreibens in jugendlicher Begeisterung einem ehrlichen Herzen entsprungen, von manchem später nicht sehr ernst genommen wurde, zeigte sich später, als den sechs Fähnrichen, die mir diese Lebensweisheit in mein Album schrieben, gerade die Hälfte, bald nachdem sie Offizier geworden, bei der Fahrt hinaus aufs hohe Meer der Liebe teils an „aux dames", teils an „l'honneur" schwer Schiffbruch litten und dann sang- und klanglos von der militärischen Bühne verschwanden.

LIEBE VERRINGERT DIE KRIEGSSCHULDEN

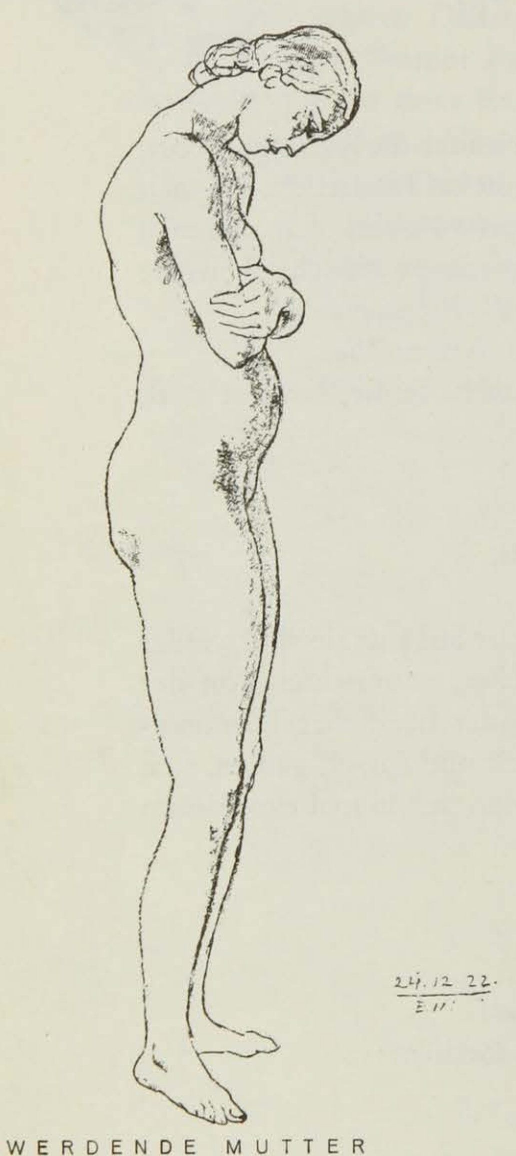
Von

HELLMUTH FALKENFELD

Der Herr Kommandeur ist noch auf Morgenritt", sagte der französische Soldat. Die drei Deutschen mit den ernsten Gesichtern nahmen Platz. Es war aber kein Vorzimmer, wie es in deutschen Amtsgebäuden üblich ist. Es war ein Salon im Stil der neunziger Jahre mit einem riesenhaften Büfett, Plüschsesseln und etwas Lebendigem darin. Das Lebendige war ein Kind, das mit einer Puppe spielte. Es rief laut „Maman" und hatte besonderes Interesse für die Frau unter den drei Besuchern, die Frau mit den graumelierten Haaren. „Maman, da haben wir's", seufzte die Dame. Die Herren nickten nur vor sich hin.

Schritte nahten, das Kind wurde von einem Soldaten, der unregelmäßigerweise eine Kochmütze auf dem Kopf hatte, nicht ohne Protest des Kindes hinausgeführt. „Ach", rief eine Stimme hinter der Gardine, und man hörte französisch einige Worte, klangvoll wie Töne. „Quel plaisir", rief der Kommandeur, ein rundlicher Herr mit etwas gekrümmten Beinen. Er hatte einen lustigen Eilschritt am Leibe und bat die drei, ihm in sein Sprechzimmer zu folgen.

Hier verschanzte er sich aber nicht wie ein Generalstabsoffizier hinter einem massiven Schreibtisch; er nahm vielmehr auf einem niedrigen Hocker Platz, der einen großen Oberkörper gut in Sicht brachte. Er nannte die Namen der drei: der Bürgermeister, der Redakteur und die Frau Stadtrat, die im Namen mehrerer Frauenorganisationen hier erschien, waren ihm gut bekannt. Die Deutschen verneigten sich — der Bürgermeister lächelte etwas, die anderen blieben toternst —, der Kommandeur spielte mit der Reitpeitsche und zog seine dicken Brauen zusammen, als denke er einen Augenblick nach. „Ich darf Ihnen", sagte er, den Blick nachdenklich auf die Schuhe der Frau Stadtrat gerichtet, „ein Gläschen anbieten?" Man verneinte eindringlich.



WERDENDE MUTTER Essenther

„Aber sie verlangen doch nicht, daß ich ein Protokoll aufnehmen lasse? Oder soll ich den Schreiber rufen?"

„Es ist nicht nötig, Herr Kommandeur."

„Herrlich. Ich bin nämlich gar kein Aktenmensch, wissen Sie, gar kein Aktenmensch. Unser großer Briand ist auch kein Aktenmensch. Aktenmenschen halten den Lauf der Weltgeschichte auf. Finden Sie nicht auch, Frau Stadtrat?"

Liebenswürdigkeiten zu sagen. Ihr großer Führer liebte Goethe wie ich."

Die Frau Stadtrat erhob sich, aber der Kommandeur hielt sie noch mit Fragen fest. „Wer sorgt für die unehelichen Mütter, deren Väter sich in andere Truppenteile versetzen ließen, um sich unsichtbar zu machen?"

„Die Kommunen natürlich", erwiderte ernst die Stadträtin.

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie den Prozeß in England gewinnen! Wie hoch belaufen sich die Vorschüsse der rheinischen Kommunen?"

„Etwa elftausend Reichsmark für jedes uneheliche Kind, bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres."

„Die werden Ihnen auf Reparationskonto dann gutgebracht werden", sagte der Kommandeur heiter, „vorausgesetzt, daß Sie gewinnen. Denken Sie! Die Liebe verringert Ihre Kriegsschulden. Die Liebe, und zwar die verachtete, nicht standesamtlich gebilligte, die Liebe der Landstraße, die Liebe von der Treppe, vom Hausflur. Meine Herrschaften, es ist zum Weinen schön."

Die Stadträtin sagte: „Mehr zum Weinen, Herr Kommandeur, als schön."

„O sagen Sie das nicht", rief der Kommandeur, und plötzlich sah man wirklich, daß er kein Soldat, kein Beamter, eher ein Redner oder ein Sänger war, „bald lassen wir den Rhein hinter uns liegen, und Sie sind, wie es heißt, von uns befreit! Lassen Sie uns doch die Ketten preisen, die bewirkten, daß nicht alle sich bei unserem Abzug befreit fühlen. In England wird Ihnen die Liebe der Tommys vielleicht aufs Reparationskonto gesetzt. Wir Franzosen bezahlen bar. Aber sollte nicht auch hier die Liebe den Krieg, wenn nicht die Kriegsschulden vermindern? Eine Generation ist hier entstanden, bei deren Zeugung die Völkerversöhnung die Hochzeitsfackel leuchten ließ. Die Fackel zu illegitimer Vermischung, gewiß! Aber ist nicht gerade dies das Rührende, daß es die illegale, die am wenigsten salonfähige Form der Liebe ist, die sich praktisch für ein einiges Europa einsetzte?"

‚Herr Kommandeur' dachte der Redakteur, ‚wir hatten wieder einmal Gelegenheit, Zeuge Ihrer Geistesblitze zu sein.' Laut aber sagte er: „Wir dürfen also, Herr Kommandeur, mit dem Bewußtsein von Ihnen gehen, daß Sie von sich aus alles dazu tun werden, unseren unehelichen Müttern ihr Recht zukommen zu lassen."

„Sie haben mein Wort, meine Herrschaften. Nur verlangen Sie von mir nicht, daß ich die deutschen Mädchen bedaure, die sich von Franzosen Kinder machen ließen. Im Gegenteil! Ich liebe Europa, ich liebe Deutschland, weil es einen Dichter des „Faust" hervorgebracht hat, aber ich liebe auch meine Nation so sehr, daß ich nicht traurig darüber zu sein vermag, daß deutsche Mädchen uns lieben, und mehr als das, uns fortzusetzen wünschen."

Man verabschiedete sich. Draußen sagte die Frau Stadtrat: „Merkwürdige Ansichten hat er aber doch." Der Redakteur schwieg, als wagte er nicht auszusprechen, was er dachte. Der Bürgermeister aber wagte es: „Ein reizender Kerl ist er, ich glaube, ich würde mich geradezu freun, ihn einmal in Paris zu besuchen."

DIE AGENTUR FÜR KÜMMERNISSE

Von

ACHILLE CAMPANILE

Der Tod seiner Frau hatte Don Tancred tief erschüttert. Zunächst bildete er sich ein, den Schmerz ertragen zu können, doch bald merkte er, daß ihm dies nicht gelang. Da erinnerte er sich an eine der vielen Spekulationen auf Schmerz und Kummer vermögender Leute, eine jener Organisationen, die wie Pilze aus der Erde schießen, wo das Unglück sein Wesen treibt. Die Leser werden begriffen haben, daß wir von der „Afükü" (Agentur für Kümmernisse) sprechen. Damit hatte es folgende Bewandtnis: Wie in gewissen Ländern das Gewerbe der Klageweiber besteht, die dafür bezahlt werden, daß sie den Kummer anderer beweinen und bejammern, so existiert nun auch der Beruf, sich um die Sorgen und das Mißgeschick anderer zu bekümmern. Die Angestellten der Agentur für Kümmernisse üben diese Beschäftigung aus. Wen ein Kummer drückt und wer Geld genug hat, um sich nicht niederdrücken zu lassen, wendet sich an die Agentur, legt die Art seiner Betrübnis ausführlich dar, bezahlt eine gewisse Summe, die je nach der Schwere des Falles tarifmäßig gestaffelt ist, und geht wieder seiner Wege — fortan ist er beruhigt. Er braucht sich nicht mehr um seinen Kummer zu kümmern. Andere besorgen das für ihn.

Nachdem die persönlichen Verhältnisse genau erklärt sind, übergibt die Agentur den Fall einem ihrer Angestellten. Dieser übernimmt für die von dem Kunden festgesetzte Zeit seinen Kummer. Sogleich verdüstert eine Wolke von Melancholie das Gesicht des Angestellten. Er seufzt häufig und unterläßt nicht, sich immer wieder die Gründe seines Kummers in das Gedächtnis zurückzurufen, indem er einen passenden Satz vor sich hinmurmelt, wie z. B.: „Donnerwetter, so eine dumme Sache!" oder: „Was soll bloß daraus werden?" und ähnliches, während der Kunde, von allem Druck befreit, an seinen Kummer überhaupt nicht mehr denkt. Außerdem betreibt dieAgentur eine Reihe ähnlicher Beschäftigungen, wie z. B.: Betrübte zu trösten, Schüchterne zu ermutigen, Schwankende entschlußfähig zu machen und so weiter und so weiter. Haben Sie niemals auf der letzten Seite der Zeitungen gewisse Annoncen gelesen, etwa: „Wir suchen energischen . . ." So verfährt die Agentur, wenn sie einen Angestellten braucht, der dem Departement „Hilfe für Zweifler" zugeteilt werden soll. Dreiste Leute, die leicht Geld verdienen wollen, finden bei der Agentur gute Beschäftigung in der Abteilung „Rettet die Schüchternen!" Für Melancholiker besitzt die altruistische Gesellschaft eine Menge philosophischer Spezialisten, oder — auf Wunsch — ungeheuer lustige Personen, die an die Klienten vermietet werden.

Als Tancred, von seiner Tochter Edelweiß begleitet, das grandiose Gebäude der Agentur betrat, teilte ihnen der Portier mit, daß sie einige Minuten warten müßten, bis der Direktor zu sprechen wäre. Er führte sie in einen kleinen Wartesaal, dessen Wände Plakate mit verschiedenen Inschriften trugen. Einige lauteten:

„Die Ihr im Unglück seid, freut Euch, denn alle sind beladen mit Unglück und mit Kümmernissen und mit Leiden: Eine Frau hat zwei Geliebte, ein Mann hat die Frau und die Geliebte auf dem Halse, ein anderer besitzt einen illegitimen



Augustus John, Stresemann

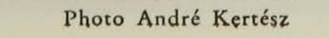


Photo André Kertész

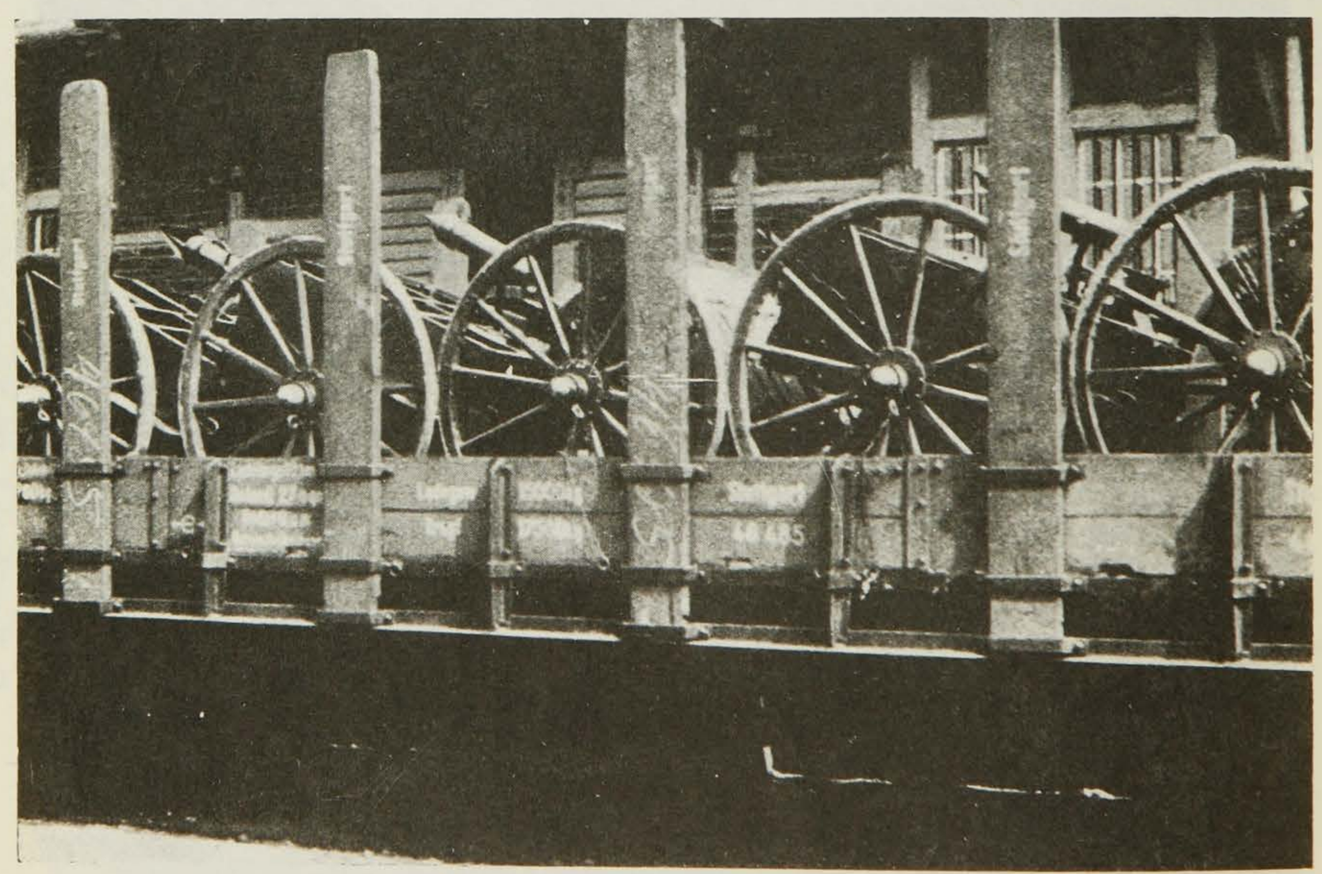
Kater

Achille Campanile

C. Terechkovitch, Die Tänzerin Guta Kemeny

Die Schauspielerin Marlene Dietrich

Englischer Soldat, deutsche Frauen und Okkupationskinder



Photos The New York Times

Abmarsch der Kanonen von der rheinischen Besatzungsarmee

Sohn, einer muß mit dem Dienstmädchen und mit der gnädigen Frau zu Bett gehen, ein anderer hat ein Fräulein Tochter, das bereits Mutter ist. Darum freuet Euch!"

„Rat für Neidische. Wenn Ihr schöne, elegante Paare spazierenfahren seht, beneidet sie nicht. Vielleicht ist ihm recht übel zumut, vielleicht lieben sie einander nicht mehr, oder vielleicht betrügt sie ihn. Bedenkt, daß sie wenige Minuten, bevor sie frisch und fesch aussehend das Haus verließen, einander wüst beschimpft haben!"

Oder unter dem Titel: Nieder mit dem Willen!: „Derjenige, der leidet, weint und verzweifelt, ist ein Willensmensch, weil er zum Ausdruck bringt, daß er sich nicht ergibt und bestrebt ist, den Lauf der Ereignisse zu ändern. Der Mensch ohne Willen leidet nicht, weil er sich den Schlägen des Schicksals fügt."

Im Wartesaal befanden sich mehrere Personen.

„Suchen Sie", redete ein Zudringlicher einen besonders förmlichen Herrn an, „vielleicht einen Tröster?"

„Nein", erwiderte der förmliche Herr. „Ich suche einen miserabel erzogenen Menschen."

„Um ihn zu ohrfeigen?"

„Um die Leute, die mich belästigen, vor die Tür zu setzen. Ich selbst bin zu zartfühlend, aber es irritiert mich, die Gegenwart langweiliger Besucher zu ertragen. Wie oft habe ich nicht gewünscht, ein rüder Flegel zu sein, um Zudringlichen unverblümt die Meinung zu sagen und sie hinauszuwerfen. Statt dessen behandle ich alle mit der größten Rücksicht. Endlich habe ich mich nun entschlossen, hierher zu kommen, wo man alles findet, was das Leben angenehm macht. Ich warte eben auf den besprochenen Flegel, der schon seit ein paar Stunden bestellt ist."

„Na, der läßt ja schön auf sich warten", bemerkte der andere verächtlich.

Der förmliche Herr jedoch lächelte wohlgefällig: „Er ist eben ein richtiger Flegel und gerade das, was ich brauche. Sobald er kommt, werde ich ihm befehlen, mich von Ihrer Gegenwart zu befreien."

Die Tür öffnete sich, ein ordinärer Mensch trat ein, Hut auf dem Kopf, und schrie: „Wo ist der Esel, der mich bestellt hat?"

„Kein Zweifel", flüsterte der förmliche Herr, „das ist mein Mann."

Er verbeugte sich tief, antwortete mit strahlendem Lächeln: „Bitte schön, ich bin es", und trat zurück, um den Neuankömmling voranzulassen, aber dieser sagte brutal: „Gehen Sie voraus."

Der förmliche Herr bat ihn, den Zudringlichen, der sich ihm an die Fersen geheftet hatte, hinauszubefördern, und der Flegel versetzte ihm einen heftigen Fußtritt . . .

Still weinte ein Alter vor sich hin. „Seid Ihr sehr unglücklich?" fragte Don Tancred.

„Ich bin es!", rief der Alte.

Don Tancred: „Darf man erfahren, warum Sie weinen?"

„Weil ich nicht weiß, ob ich das, was ich benötige, finden werde."

Aufgefordert, seine Wünsche genauer zu formulieren, antwortete der verzweifelte Alte: „Ich bin nämlich sehr altmodisch! Ich kann mich nicht an das

Leben von heute gewöhnen und wünschte, ich könnte die Vergangenheit wieder beleben. Um wenigstens diese Illusion zu haben, suche ich jemanden, der in der Abenddämmerung an meinen Fenstern vorübergeht und ruft: ‚La Tribuna! Der Sturz des Ministeriums Crispi! Tod Leos des XIIIten! Die Erfindung des Telegrafen!' Eine halbe Stunde später soll er noch einmal vorbeigehen und auf der Schulter eine lange Stange tragen, wie man sie seinerzeit zum Anzünden der Gaslaternen benutzte."

Ein Mann, der im Hintergrund des Saales gesessen hatte, trat auf die beiden zu und sagte: „Unglücklicher Alter, tröste dich, der Mann, den du suchst, ist gefunden. Ich bin es!"

„Wieso", erwiderte der Alte, „Sie haben ja ebenso wie ich darauf gewartet, das zu finden, was Ihrem Leben fehlt, und jetzt ..."

„Jawohl", erklärte der andere, „und das, was mir fehlt, ist die Möglichkeit, meine eigene Stimme im Getriebe der Straße zu hören. Sie verschaffen mir die Gelegenheit. Allabendlich werde ich den Tod Leos des XIIIten, die Erfindung des Telegrafen und den Sturz des Ministeriums Crispi verkünden. Nur um eines möchte ich Sie bitten: Wenn Sie erlauben, möchte ich Donnerstags und Sonntags den Sturz des Kabinetts Pelloux ausrufen."

Unterdes gesellte sich ein drittes Individuum zu den beiden, umarmte sie und sprach: „Freunde, laßt uns unser Unglück gemeinsam tragen und glücklich werden."

„Gern", erwiderte der Alte. „Doch worin besteht Ihr Unglück?"

„Warum duzest du mich denn nicht?"

„Schön! Also worin besteht dein Unglück?"

„Mein Unglück", erklärte jener, „ist meine zu große Intelligenz. Nichts in der Welt interessiert intelligente Menschen so sehr wie Schwachsinn. Auch Oskar Wilde sagt das. Ich kam her, um einen Idioten zu suchen, und ich finde deren zwei. Gehen wir!"

„Hurra!" riefen die beiden anderen. Die drei Unglücklichen, inzwischen drei Unzertrennliche geworden, umarmten einander und tanzten einen zügellosen Cakewalk, während ein galonierter Diener zu Edelweiß sagte: „Der Herr Direktor läßt bitten ..."

Don Tancred setzte dem Direktor seinen Fall auseinander, und der ebenso taktvolle wie erfahrene Direktor meinte: „Wenn Sie Ihre Gewissensbisse beschwichtigen wollen, so haben wir für Sie das, was Sie brauchen. Wir liefern Ihnen unseren Wüstling. Sie können ihn überall mitnehmen und das abschreckende Beispiel seiner Ausschweifungen, seiner unwürdigen Lebensführung, wird Ihnen großen Trost bieten. Sie können unserem Wüstling vollkommen vertrauen. Er ist höchst gewissenhaft und zuverlässig. Dabei ein braver Mensch und Familienvater. Er erfüllt seine Aufgaben stets tadellos und bringt sich vollkommen herunter, indem er die verworfensten Handlungen begeht."

„Daran zweifle ich nicht", sagte Don Tancred, „aber es handelt sich um ganz anderes: Sie sollen mir ein Mittel verschaffen, mich zu trösten."

„Das werden wir Ihnen gerne liefern", antwortete gefaßt der Direktor, „nämlich den Chor der griechischen Tragödie. Sie können ihn für eine bescheidene Gage mieten, weil gerade jetzt im Theater von Syrakus keine Vorstellungen stattfinden."

„Ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte . . .“

„Er wird Ihnen sehr nützen. Nichts tröstet so, wie der Chor der griechischen Tragödie: Wenn Sie traurig die Tragik Ihres Lebens überdenken, brauchen Sie nur ein Zeichen zu geben, und durch die geöffneten Türen Ihres Salons werden Männer eintreten, die Sandalen, weiße Bärte, Felle tragen, mit Rosen geschmückt sind und sich auf lange Stäbe stützen, wie sie die attischen Hirten gebrauchten. Sie werden auf ein Zeichen des Chorführers den Blick zum Himmel heben, die Arme ausbreiten und in mildem, traurigem Ton mit tränenverschleierter Stimme deklamieren: ‚Unglücklicher, unglücklicher Sohn! Oh unglückseliges Königsgeschlecht! Du hast dein Weib verloren, deine Tochter ist alleinstehende Waise. Du selbst bist nur noch die armselige Ruine eines Mannes. Wehe, weine, denn du hast Grund zu weinen, unglückseliger Sohn!‘ Dann wird Flötenspiel ertönen, und vor Ihrem geistigen Auge werden brennende Scheiterhaufen und sommerliche Sonnenuntergänge am türkisblauen Firmament erstehen . . .“

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Chor der griechischen Tragödie!“ rief Don Tancred. „Ich will doch etwas ganz anderes. Ich brauche jemanden, der mich mit den Hilfsmittel des Geistes tröstet. Einen Philosophen!“

Der Direktor runzelte die Brauen: „Einen Philosophen? Im Augenblick sind wir ein bißchen knapp an Philosophen. Wir müssen erst eine neue Sendung aus Deutschland bestellen. Sie erinnern mich übrigens . . .“ Er winkte einen Sekretär heran und flüsterte ihm zu: „Notieren Sie: Zwölf Philosophen als Frachtgut gegen Nachnahme aus Deutschland.“

„Sie wissen doch“, bemerkte der Sekretär, „daß Deutschland im Augenblick nur pessimistische Philosophen liefern kann.“

„Ach so“, knurrte der Direktor.

Er wandte sich wieder dem Kunden zu und sagte: „Wie wäre es denn mit einem Ästheten?“

„Was würde der mir helfen?“ erwiderte Tancred trocken.

„Himmeldonnerwetter!“ rief der Direktor. „Sie sind aber schwer zufriedenzustellen.“

„Wenn schon kein Philosoph da ist, würde mir vielleicht ein ausgelassener Mensch helfen, der mich moralisch ein bißchen aufpulvert.“

Der Direktor beriet sich abseits mit dem Sekretär: „Wenn wir ihm den jungen Mann liefern würden, der erst ein paar Tage bei uns ist“, murmelte er. „Ich glaube, er ist ein sehr talentvoller Junge.“

Der Sekretär schien bestürzt: „Vielleicht ist er ein begabter Junge, aber ich glaube, daß er sich für den Herrn gar nicht eignet. Der Jüngling hat doch Liebeskummer. Er liebt ein Mädchen, das einen andern heiraten soll.“

„Ich weiß, ich weiß“, zischte der Direktor. „Er weint und seufzt die ganze Zeit. Ein höchst wertvoller Angestellter.“

„Für uns“, warf der Sekretär ein, „weil wir ihn engagiert haben, um die allzu große Heiterkeit gewisser Leute zu dämpfen. Aber ihn zum Tröster Betrübter zu machen . . .“

„Wir wollen's doch versuchen“, meinte der Direktor, „wir werden ihm eine

Gratifikation geben." Er wandte sich Don Tancred wieder zu und rief aus: „Wir haben gefunden, was Sie brauchen!"

Er klingelte, erteilte dem Portier einen Befehl, und im nächsten Augenblick betrat ein junger Mann, ein Lächeln auf den Lippen, den Tod im Herzen, den Saal.

„Raggio di Sole!" rief Edelweiß. Und fiel in Ohnmacht.

— —

Nach einer rührenden Wiedersehensszene begaben sich die drei Freunde plaudernd zum Ausgang.

Im Korridor grüßte Raggio di Sole freundschaftlich einen sympathisch aussehenden Herrn, der eilig an ihnen vorüberging.

„Wer ist das?" fragte Edelweiß.

„Ein Kollege von mir", sagte Raggio di Sole. „Auch ein Angestellter der Agentur. Er hat eine sehr angesehene Position. Er begleitet Reisende auf den Bahnsteig zum Lebewohl-Winken."

„Was heißt das?" erkundigte sich Don Tancred.

„Das ist eine besondere Abteilung der Agentur. Es gibt doch so viele Reisende, die weder Freunde noch Verwandte besitzen, um sich von ihnen an den Zug begleiten zu lassen. Diese Reisenden können sich mit geringen Mitteln das Lebewohl-Winken einer anständig aussehenden und sich sehr herzlich gebärdenden Person beschaffen. Das besorgt dann mein Kollege. Wir haben verschiedene Tarife. Ein einfaches Lebewohl kostet eine halbe Lira, ‚Schreibe sofort eine Postkarte, wenn du angekommen bist!' kostet eine Lira. Zahlt man zwei Soldi mehr, so kann man noch folgenden Satz dazubekommen: ‚Laß gleich von dir hören. — Wenn irgend etwas passiert, so wende dich an Peppino, ich habe ihm bereits geschrieben' — — — usw. usw. Natürlich ist Peppino nur eine Erfindung, und der Satz wird überhaupt nur für die Umstehenden gesagt, damit es nicht so aussieht, als wenn man ganz mutterseelenallein abreiste. Fünf Lire zahlt man für eine Umarmung am Kupeefenster und drei Lire das Stück für die Küsse, die man Männern gibt. Junge, hübsche Frauen und Kinder zahlen fünfzig Prozent weniger. Wenn man eine Alte küßt, kostet es fünfzig Lire. Für tausend Lire läuft der Begleiter ungefähr hundert Meter neben dem Zuge her, klammert sich unter Lebensgefahr an den Türgriff und ruft: ‚Reise nicht, reise nicht, ich flehe dich an!' — aber das ist ein Luxus, den sich nur Reisende der großen internationalen Expreßzüge leisten können. Das große Geschäft in dieser Abteilung macht die Gesellschaft mit den Taschentüchern. Langes Taschentuch-Winken, bis der Zug die Halle verlassen hat, ist nicht unter sechs Lire zu haben. Und der Vorteil besteht darin, daß man mit einem einzigen Taschentuch bis zu fünfzig Personen Lebewohl winken kann, von denen selbstverständlich jede einzelne den vollen Betrag zahlt, ohne von den andern zu wissen. Heute morgen erzählte mir mein Kollege, um wieviel praktischer unser Leben wird: So soll man neuerdings elektrisch betriebene, mechanische Taschentücher zum Lebewohl-Winken an den Stationen und in den Wagenabteilen verwenden. Das bedeutet für unsere Taschentuchwinker, die immerhin eine große Masse repräsentieren, entsetzliche Arbeitslosigkeit, und wir würden ungeheurer Einnahmen verlustig gehen . . ."



Ed. Braun (Linden-Verlag)

Also plaudernd, hatten unsere Freunde die prächtigen Räumlichkeiten der Agentur durchschritten und waren am Fuß der Treppe angelangt. Hier sahen sie eine merkwürdige Szene: ein armer Teufel wurde von dem zornig schreienden Sekretär mit Fußtritten auf die Straße befördert: „Merken Sie sich, daß diese Art Tröstungen hier nicht zu holen sind."

„Was ist passiert?" fragte Don Tancred den Unglücklichen.

„Ich bin tief unglücklich und habe mich deshalb an die Agentur gewandt, um ein wenig getröstet zu werden."

„Nun und?"

„Nun, sie wollten mir einen Tröster liefern, aber ich brauche ein paar tausend Lire. Glauben Sie mir, für denjenigen, der wirklich leidet, gibt es nur diesen einen Trost im Leben."

Gedankenvoll setzten die drei Freunde ihren Weg fort. — — —

(*Deutsch von L. Thurneiser*)



Pfahler v. Othegraven

DAS LAND

Von

ALDOUS HUXLEY

Es ist eine merkwürdige Tatsache, für die ich keine befriedigende Erklärung finden kann, daß Begeisterung fürs Landleben und Liebe zur Natur am ausgeprägtesten und weitverbreitetsten gerade in denjenigen europäischen Ländern vorkommen, die das schlechteste Klima haben und wo die Suche nach dem Malerischen die größte Beschwerlichkeit mit sich bringt. Natursinn nimmt zu in dem Maße, als die Enfernung vom Mittelmeer wächst. Die Italiener und Spanier haben so gut wie gar keine Beziehung zur Natur als solcher. Die Franzosen spüren eine gewisse Neigung fürs Land, die aber nicht hinreicht, um den Wunsch in ihnen zu wecken, dort zu leben, sofern sie es nur irgendwie einrichten können, in der Stadt zu wohnen. Die Süddeutschen und die Schweizer bilden eine scheinbare Ausnahme von der Regel. Sie leben näher am Mittelmeer als die Pariser, und doch sind sie mehr aufs Land versessen. Aber die Ausnahme ist, wie ich schon sagte, nur eine scheinbare; denn infolge ihres Abgelegenseins vom Ozean und der gebirgigen Beschaffenheit des Landes erfreuen sich diese Völker während eines guten Teils des Jahres eines Klimas, das man getrost als arktisches bezeichnen kann. In England, wo das Klima abscheulich ist, lieben wir das Land so sehr, daß wir für den Vorzug dort zu leben bereit sind, Sommer und Winter um sieben Uhr aufzustehen, bei Regen oder Sonnenschein nach einer entfernten Station zu radeln und eine Wegstunde bis zu unserem Arbeitsplatz zurückzulegen. In unseren Mußestunden unternehmen wir Fußwanderungen, und zu laufen dünkt uns ein Vergnügen. In Holland ist das Klima weit unwirtlicher als in England, und man sollte demzufolge erwarten, daß die Holländer sogar noch eingefleischtere Landnarren wären als wir selber. Das allgegenwärtige Wasser macht es frei-

lich den Besitzern von Monatskarten schwierig, sich auf dem holländischen Flachland anzusiedeln. Wenn sie sich aber auch nicht zur Baufläche eignen, so sind doch die saftigen Wiesen der Niederlande hinreichend tragfähig für Zelte. Außerstande dauernd auf dem Lande zu leben, sind die Holländer die größten Zeltebauer der Welt. Armer Onkel Toby! Als er in jenen Gegenden Freiluftlager aufschlug, fand er die Feuchtigkeit so durchdringend, daß er sich gezwungen sah, guten Branntwein in seinem Zelt zu verbrennen, um die Luft zu trocknen. Aber dazumal war mein Onkel Toby ein waschechter Engländer, groß geworden in einem Klima, das mit dem Hollands verglichen balsamisch ist. Der abgehärtete Holländer nächtigt im Freien zu seinem Vergnügen. Von Norddeutschland genügt zu erwähnen, daß es die Heimat der Wandervögel ist. Und was Skandinavien betrifft — so ist es wohlbekannt, daß es keinen Flecken Erde gibt auf der Welt, ausgenommen die Tropen, wo sich die Menschen so bereitwillig ihrer Kleider entledigen. Die schwedische Leidenschaft für die Natur ist so ausgeprägt, daß sie ihren sinngemäßen Ausdruck nur dadurch findet, daß man sich in einen natürlichen Zustand versetzt. „Wie Seelen körperlos" — sagt Donne — „müssen Leiber kleidlos sein, um alle Wonnen zu spüren". Edelgesinnt, nackt, und weit neuzeitlicher als jedes andere Volk in Europa, tummeln sie sich in den eisigen Wassern des Kattegats, durchschweifen sie wie Vater Adam den Frühlingswald. Der vorsichtige Italiener badet derweilen in seiner lauen See nur während zweier Monate von den zwölfen; trägt stets ein Unterjäckchen unter seinem Hemd und verläßt nie die Stadt, wenn er irgend kann, ausgenommen wenn der Sommer sich am glühendsten gebärdet, und noch einmal für eine kurze Weile im Herbst, um das Keltern seines Weins zu überwachen.

Befremdlicher und unerklärlicher Stand der Dinge! Ist dies die Erklärung, daß die unter ungastlichen Himmeln Wohnenden sich selbst in den Glauben hineinsteigern wollen, sie bewohnten Eden? Lieben sie die Natur wohlweislich in der Hoffnung, daß sie sich einzureden vermöchten, sie sei ebenso schön in Feuchtigkeit und Finsternis als im Sonnenschein? Trotzen sie den Mißlichkeiten nordischen Landlebens darum, um zu denen, die in bevorzugteren Ländern leben, sagen zu können: Seht ihr, unser Land ist genau so köstlich wie eures; und der Beweis ist, daß wir darin leben!

Aber was auch der Grund sein mag, die Tatsache bleibt, daß Liebe zur Natur mit der Entfernung von der Sonne zunimmt. Nach Begründungen zu suchen, ist hoffnungslos; aber es ist leicht und gleichzeitig nicht uninteressant, die Wirkungen zu verbuchen. So hat unsere angel-sächsische Leidenschaft fürs Land als Ergebnis gezeitigt, daß sich das Land in eine einzige Stadt gewandelt hat; aber in eine Stadt ohne den städtischen Zwang, der das Leben in einer Großstadt erst erträglich macht. Denn wir alle lieben das Land so sehr, daß wir dort leben wollen, sei es auch nur über Nacht, während wir nicht arbeiten. Wir erbauen Landhäuser, kaufen Dauerkarten und Räder, um damit zum Bahnhof zu fahren. Und derweilen verschwindet das Land. Das Surrey, das ich noch als Knabe kannte, war voll Wildheit. Heute ist Hindhead kaum mehr von Castle zu unterscheiden. Mr. Lloyd George hat sich am Rand der Devil's Jumps ein Wochenendhaus errichtet (nicht ohne ein gewisses betontes Abrücken); und etliche Tausend andere folgen eifrig seinem Beispiel. Jeder Feldsteig ist jetzt eine Straße.

Harrod's und Selfridge's sprechen täglich vor. Es gibt kein Land mehr, zumindest nicht auf fünfzig Meilen in der Runde um London. Unsere Liebe hat es umgebracht.

Ausgenommen im Sommer, wenn es zu heiß ist, um in der Stadt zu bleiben, lieben die Franzosen und mehr noch die Italiener das Land nicht. Daraus ergibt sich, daß ihnen noch Land bleibt, um es nicht zu lieben. Einsamkeit dehnt sich bis nahezu an die Tore von Paris. (Und Paris, wohlgemerkt, hat noch Tore; man kommt auf ländlichen Straßen vor sie gefahren, tritt ein und findet sich ein paar Minuten entfernt vom Mittelpunkt der Stadt.) Die Stille schläft ungebrochen — es sei denn durch zarte Geistermusik — eine Meile im Umkreis des Victor-Emanuel-Denkmals in Rom.

In Frankreich und in Italien lebt niemand außer Landleuten auf dem Lande. Landwirtschaft wird dort ernst genommen; Gehöfte sind noch Gehöfte und keine Wochenendhäuser; und dem Getreide wird noch erlaubt, darauf zu wachsen, was in England begehrtes Bauland wäre.

In Italien gibt es trotz der Tatsache, daß die gebildeten Italiener das Land noch weniger lieben als die Franzosen, weniger völlige Einöden als in Frankreich, weil es mehr Bauern gibt. Und wie wenige gibt es deren nicht in Frankreich! Eine Fahrt von der belgischen Grenze zur Mittelmeerküste bringt Leben und Vorstellung in jene Statistiken, aus denen wir lernen — akademisch und in der Theorie — daß Frankreich unterbevölkert sei. Lange Strecken offener Landstraße liegen zwischen Stadt und Stadt.

Sogar die Dörfer sind selten und weit auseinandergerückt. Und jene zahllosen Gehöfte, die hinterm Laub der Olivenbäume hervorschimmern auf italienischen Hügelhängen — vergebens schaut man aus nach ihrem französischen Gegenstück. Auf der Fahrt durch die fruchtbaren Ebenen Mittel-Frankreichs kann man sein Auge über die Felder schweifen lassen und kaum ein Haus sichten. Und dann, was für Wälder wachsen noch auf Frankreichs Boden! Riesige Strecken unbewohnten Waldlands mit keinem Wochenender oder Überlandgänger in seinem Schatten.

Dieser Stand der Dinge ist erfreulich für mich persönlich; denn ich liebe das Land, genieße die Einsamkeit und nehme keinerlei Anteil an der politischen Zukunft Frankreichs. Aber ich kann mir vorstellen, daß einem französischen Patrioten eine Fahrt durch sein Heimatland niederdrückend erscheinen muß: Ganze Völkerscharen, deren Schädelbildung auf eine Viertelmeile ihre Gebärfreudigkeit verrät, paaren und mehren sich jenseits jeder französischen Grenze. Ohne Hast, ohne Rast, so wie durch ein stetig sich wiederholendes Wunder, vermehren sich die Deutschen und die Italiener, wie Sandflöhe und Fische. Jedes dritte Jahr späht eine Million nagelneuer Deutscher über den Rhein, wundert sich eine Million Italiener, wo sie in ihrem engen Ländchen Platz finden sollen zum Leben. Und neue Franzosen gibts nicht. Heute in zwanzig Jahren, was wird geschehen? Die französische Regierung belohnt diejenigen mit Preisen, die zahlreiche Familien hervorbringen. Umsonst; jedermann weiß alles über Geburtenkontrolle, und sogar in den ungebildeten Schichten gibt es keine Vorurteile, wohl aber neigt man zu ökonomischer Beschränkung. Horden von Schwarzen werden gedrillt und bewaffnet; aber Schwarze können nur eine armselige Ver-

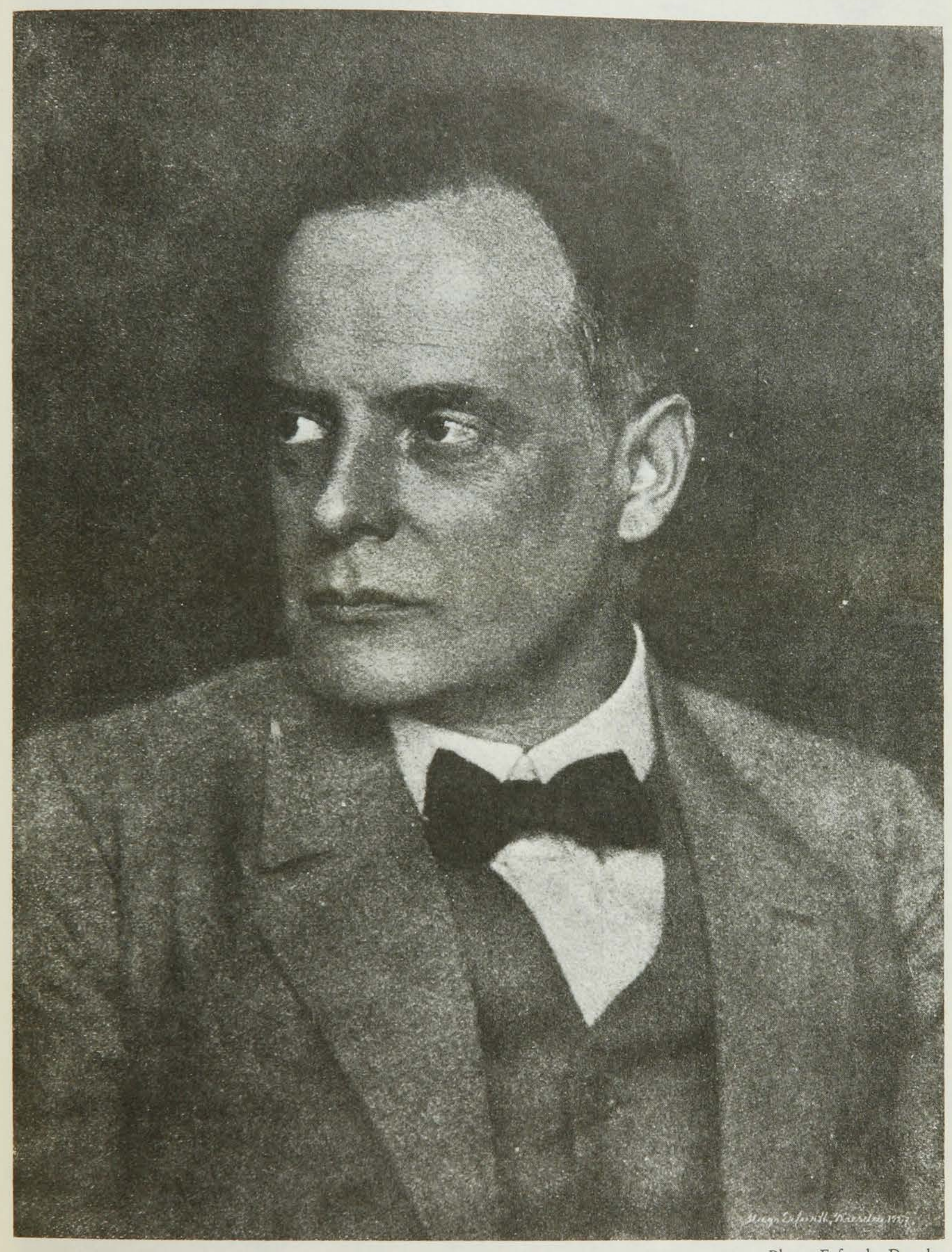


Photo Erfurth, Dresden

Der 50jährige Paul Klee

Der Hafen von Collioure

Galerie Flechtheim, Berlin

Henri Matisse, Collioure (Oel)

Das Atelier Brancusis in Paris

Photo Putnam & Valentine

Der Gran Cañon von Colorado



Photo Cahiers d'Art

Der 60jährige Henri Matisse in seinem Atelier (Nizza)

Der Bildhauer Constantin Brancusi (Paris)

teidigung sein in dem langen Abwehrkampf gegen Europas Bevölkerungszuwachs. Früher oder später wird dieses halbleere Land kolonisiert werden. Das mag friedlich zugehen, oder mit Gewalt; laßt uns hoffen: friedlich, mit dem Einverständnis und auf Aufforderung der Franzosen selber. Schon führen die Franzosen auf beschränkte Zeit viele fremde Arbeiter alljährlich ein. Allmählich, zweifellos, werden die Fremden anfangen, sich häuslich niederzulassen: die Italiener im Süden, die Deutschen im Osten, die Belgier im Norden, vielleicht sogar ein paar Engländer im Westen.

Franzosen mag vielleicht der Plan nicht gefallen; aber solange nicht alle Nationen dahin übereinkommen, die Geburtenkontrolle in genau derselben Weise zu handhaben, ist er der beste, der ins Auge gefaßt werden kann.

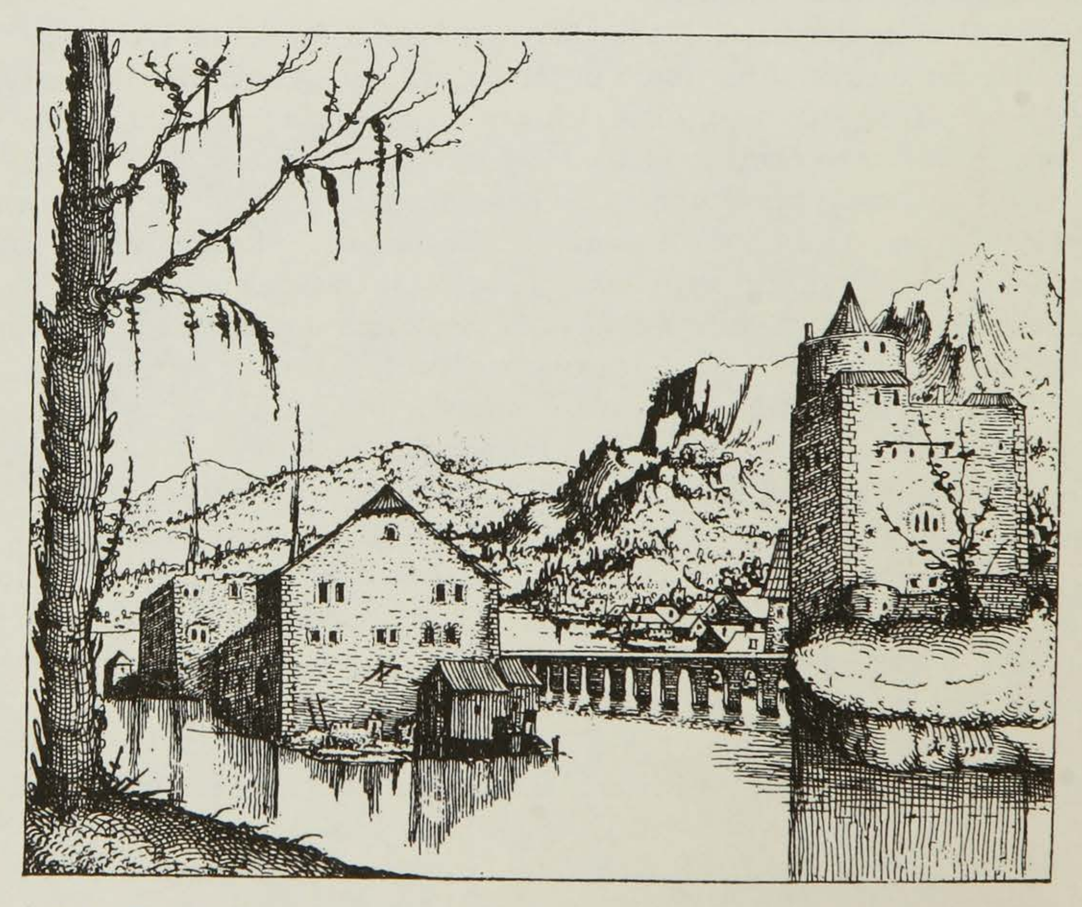
Die Portugiesen, die in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert unter akuter Unterbevölkerung litten (die Hälfte der tauglichen Männer war in die Kolonien ausgewandert, woselbst sie dem Krieg oder Tropenkrankheiten zum Opfer fielen, während die zu Hause Zurückgebliebenen von periodischen Hungersnöten dezimiert wurden — denn die Kolonien förderten nur Gold, kein Brot) lösten ihr Problem, indem sie Negersklaven einführten, um die verlassenen Äcker zu bestellen. Die Neger ließen sich nieder. Sie mischten sich durch Heirat mit den Einheimischen. In zwei oder drei Generationen war die Rasse, die die halbe Welt erobert hatte, erloschen, und Portugal, mit Ausnahme eines schmalen Gebietes im Norden, wurde von einer Mischrasse von Eurafrikanern bevölkert. Die Franzosen dürfen sich selber glücklich schätzen, wenn sie unter Vermeidung eines Krieges ihr erschöpftes Land mit zivilisierten weißen Männern füllen können.

Einstweilen ist die Leere Frankreichs ein Genuß für jeden Liebhaber der Natur und Einsamkeit. Aber sogar in Italien, wo Bauernhöfe und Bauern und Bauernkinder dick gesät sind, fühlt sich der Landliebhaber weit glücklicher als in dünner bevölkerten Strichen seines Heimatlandes. Denn Gehöfte und Bauern sind Land-Gewächse, ebenso wahrhaftig dem Boden beheimatet wie Bäume oder sprießendes Korn, und ebenso unauffällig. Es ist der städtische Eindringling, der das englische Land zerstört. Weder er noch sein Haus gehört dorthin. Wenn umgekehrt in Italien der seltene Gast aus der Stadt sich aufs Land wagt, so findet er es wirklich ländlich. Das Land ist dicht bevölkert, aber es ist nach wie vor das Land. Es ist nicht umgebracht worden von der tödlichen Zärtlichkeit derer, die — wie ich selber — Stadtfräcke der Natur sind.

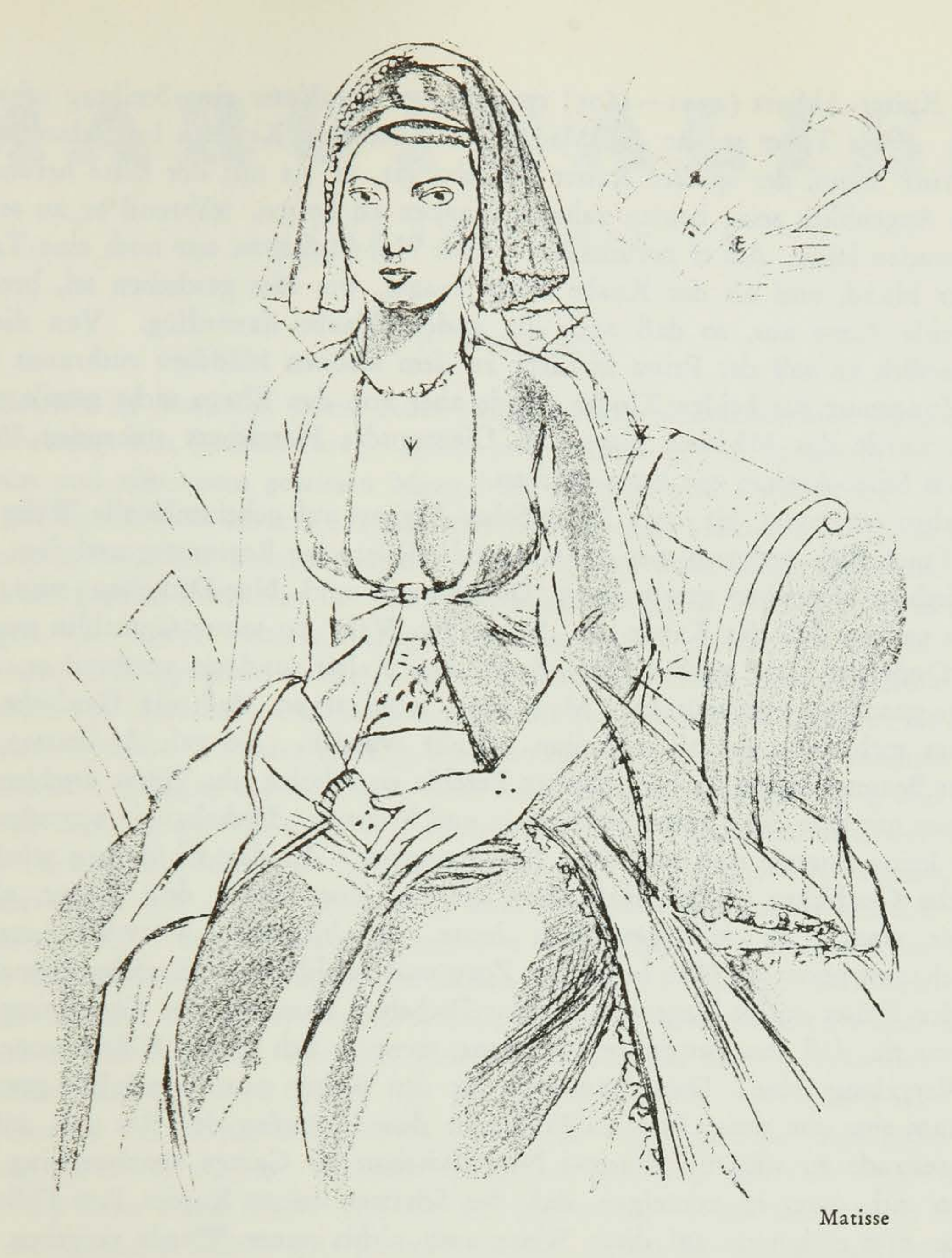
Die Zeit ist nicht fern, fürchte ich, da jedes offene Land Europas, sogar das Spaniens, überschwemmt sein wird von Naturanbetern aus den Städten. Es ist im Grunde genommen noch nicht so lange her, daß Evelyn entsetzt und verletzt war beim Anblick der Felsen bei Clifton. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fürchtete und verabscheute jeder feinsinnige Mensch, sogar in England, sogar in Schweden, die Berge. Die neuzeitliche Begeisterung für Naturwildheit ist ein junges Gewächs und gedieh — zugleich mit Güte zu den Tieren, Industrialisierung und Eisenbahnreisen — bei den Engländern. (Es ist vielleicht nicht erstaunlich, daß dasjenige Volk, das als erstes seine Städte unbewohnbar machte dank Schmutz, Lärm und Rauch, auch das erste gewesen sein sollte, die Natur zu lieben.) Das Inselreich führte Natursinn und Maschinen aus. Die ganze Welt

begrüßte freudig die Maschinen; aber Natursinn gedieh bis heute nur im Norden. Trotzdem, deutliche Zeichen weisen darauf hin, daß auch die Lateiner davon angesteckt werden. In Frankreich und Italien wurde die ungebrochene Natur — wenn auch weit weniger als in England — zu einer Angelegenheit des Snobismus. Es ist mehr oder minder schick, in diesen Ländern auf die Natur versessen zu sein. In ein paar Jahren, ich wiederhole es, wird jeder sie anbeten als etwas Unerläßliches. Denn auch im Norden wird diejenigen, die das Land nicht im mindesten schätzen, die Einbildung gelehrt, sie täten es, kraft der kunstvollen und unablässigen Eintrichterungen derjenigen Leutchen, deren Interesse es ist, daß das Land geliebt und geschätzt werden sollte. Kein moderner Mensch, selbst wenn er das Land verabscheut, vermöchte der Lockung der unzähligen Anpreisungen zu widerstehen, die Eisenbahngesellschaften, Kraftwagenfirmen, Thermosflaschen-Erzeuger, Sportschneider, Häusermakler und der ganze Haufe derer herausbringen, deren Lebensunterhalt davon abhängt, daß er häufig aufs Land gehe. Noch liegt die Kunst der Anpreisung im Argen in den lateinischen Ländern. Aber sie ist selbst dort im Aufstieg. Der Anmarsch des Fortschritts ist unaufhaltsam. Fiat und die Staatseisenbahnen müssen nur amerikanische Propaganda-Fachleute anwerben, um die Italiener in eine Rasse von Wochenendern und Dauerkarteninhabern zu verwandeln. Schon gibt es eine Città Giardino an den Ausläufern Roms; Ostia entwickelt sich zu einer der Stadt übergelagerten Strandkolonie; die soeben eröffnete Autostraße rückt die Seen in die Ausflugszone Mailands. Meine Enkel, sehe ich voraus, werden ihre Ferien in Mittel-Asien verleben müssen.

(*Deutsch von Hans B. Wagenseil.*)



Augustin Hirschvogel



Matisse

NUR-DSCHEHAN, DIE LEUCHTE DER WELT

Von

EMIL TRINKLER

An einem schwülen Oktobertag des Jahres 1924 entdeckte ich in der rosenroten Stadt Dschaipur Radschputanas im Laden eines indischen Kramwarenhändlers eine auf Elfenbein gemalte Miniatur. Das Medaillon (siehe Seite 874) zeigt uns Nur-Dschehan, die „Leuchte der Welt", die Gattin des Großmoguls Dschehangir. Wie aus Tausendundeiner Nacht kommt die Lebensgeschichte dieser Kaiserin, die vom Schicksal berufen ward, zusammen mit ihrem Gemahl im 17. Jahrhundert n. Chr. die Geschicke Indiens zu lenken.

Sie war die Tochter eines vornehmen Persers aus Teheran, der, in seinem Vaterland vom Unglück verfolgt, in Indien Glück und Reichtum zu finden hoffte. Das Mädchen, das während der Reise das Licht der Welt erblickte, wurde am

Hofe Kaiser Akbars (1542—1605) erzogen, wo der Vater eine Stellung erhalten hatte. Eines Tages spielte das Mädchen mit anderen Kindern im Palastgarten, als Prinz Salim, der spätere Kaiser Dschehangir, an sie mit der Bitte herantrat, einen Augenblick seine beiden zahmen Tauben zu halten, während er zu seinen Kameraden laufe. Als er zurückkehrte, hielt Nur-Dschehan nur noch eine Taube in der Hand, und als der Knabe erregt fragte, wie dies geschehen sei, breitete sie beide Arme aus, so daß auch die andere Taube davonflog. Von diesem Augenblick an soll der Prinz in Liebe zu dem schönen Mädchen entbrannt sein. Die Zuneigung der beiden Kinder wurde aber von den Eltern nicht geteilt, vielmehr wurde das Mädchen einem im Dienste des Herrschers stehenden Perser namens Scher-Afghan zur Frau gegeben.

Jahre vergingen, bis eines Tages Scher-Afghan auf geheimnisvolle Weise den Tod fand, aber erst nach vier Jahren fand wieder eine Begegnung zwischen dem inzwischen Herrscher gewordenen Dschehangir und Nur-Dschehan statt, die damit endete, daß der Kaiser die „Sonne der Welt" zu seiner Gemahlin machte. Nur-Dschehan hatte großen Einfluß auf den Kaiser, und sie verstand es, diese Macht geschickt auszunützen. Man kann wohl sagen, daß die Geschicke des Reiches mehr von ihr als von ihm gelenkt wurden. Sie gab Audienzen, die hohen Beamten eilten herbei, um ihre Befehle einzuholen, ihr Name erschien zusammen mit dem des Kaisers auf Siegeln und Münzen. Dschehangir war schwach, hatte keine Energie und war dem Trunk ergeben. In den Chroniken wird die hübsche Geschichte erzählt, daß Nur-Dschehan eines Tages dem Kaiser, als er wieder einmal zu viel getrunken hatte, die bittersten Vorwürfe machte. Dschehangir geriet darüber in großen Zorn und beleidigte seine schöne Gemahlin. Als der Kaiser einige Tage darauf Nur-Dschehan reumütig um Verzeihung bat, erklärte sie, daß dies nur geschehen könne, wenn er sich ihr zu Füßen beuge und um Vergebung bäte. Dies aber wäre für den Kaiser ganz unmöglich gewesen. Da kam eine alte weise Frau zu Hilfe, die dem Herrscher den Rat gab, auf die Palastestrade zu steigen, während Nur-Dschehan im Garten spazierenging. Er konnte sich dann so verneigen, daß der Schatten seines Kopfes ihre Füße berührte, und er konnte auf diese Weise auch nichts seiner Würde vergeben. Der gute Rat wurde befolgt, und der eheliche Friede war wiederhergestellt. Aber Dschehangir ergab sich immer mehr dem Trunk. Die Aerzte machten ihn wohl auf die Folgen seines ausschweifenden Lebenswandels aufmerksam, aber ohne Erfolg. Trank er weniger, so hielt er sich an Opium schadlos. Um die Regierungsgeschäfte kümmerte er sich wenig, und irgendwelchen Vorwürfen wußte er mit den Worten zu begegnen, daß seine Frau klug genug sei, die Regierungsgeschäfte zu führen, und daß er nur eine Flasche Wein und eines guten Bratens bedürfe, um zufrieden zu sein. Auch in schwierigsten Lagen vermochte Nur-Dschehan durchzugreifen.

Aber mit dem Tode Dschehangirs (1627) begann auch der Glücksstern der Kaiserin zu sinken. Endlose Thronstreitigkeiten folgten, in deren Verlauf ihr die Macht bald ganz aus der Hand glitt. Sie zog sich ganz vom öffentlichen Leben zurück, tat während ihrer neunzehnjährigen Witwenschaft viel Gutes und verzichtete auf alle weltlichen Vergnügungen. Sie starb 1646 und wurde in Lahore neben dem Grabmal ihres Gemahls beigesetzt.

MARGINALIEN

LITERATURBETRIEB

Von

H. v. Wedderkop.

Betrieb ist Rummel, oder, feiner ausgedrückt, Mechanisierung. Betrieb ist Verbreitung von Massenware, Betrieb setzt unbedingt ein größeres Publikum voraus und also einen gewissen Mangel an Feinheit und Distinktion.

Es fragt sich, ob derartige Gesichtspunkte, derartige Maximen auf einen Zweig unseres öffentlichen Lebens, genannt die Literatur, anwendbar sind oder nicht.

Herr Rudolf *Borchardt* hat das außerordentlich große Verdienst, verschiedene Fragen, die damit zusammenhängen, wieder einmal gestellt zu haben. Herr Borchardt lebt irgendwo in der Nähe von Florenz inmitten einer Landschaft und inmitten von Verhältnissen, die seinem Innern zweifellos mehr zusagen, als Berlin und sein Betrieb. Es wäre spießig, ihm hieraus einen Vorwurf zu machen, denn es kommt in Dingen der Literatur, Gott sei es geklagt, wirklich einzig und allein auf die Leistung an. Es wäre auch nicht mal fair zu behaupten, daß, wer außerhalb des Betriebes lebt, nicht befugt wäre, darüber und dagegen zu urteilen, denn wohin kämen wir sonst! Es wäre ja dem Pazifisten nicht mehr erlaubt, etwas gegen die Zunft der Generäle zu sagen, es wäre einem Nichtmitglied des A. A. nicht mehr erlaubt, in Dingen der hohen Politik zu orakeln, es dürften über Volkswirtschaft nur Leute schreiben, die im wirtschaftlichen Leben ständen, über Kunst nur die Künstler, und den Kritikern würde auf diese purgierende Weise schließlich als eigenstes Gebiet nur die Kritik bleiben, womit sie, was ohne weiteres als ein großes Unglück zu betrachten wäre, zum beschleunigten Aussterben verurteilt wären. Vielmehr leben wir seit zehn Jahren in einer neuen Zeit, und wenn dieses Schlagwort von der sogenannten neuen Sachlichkeit irgendeine Berechtigung haben soll, so wäre es die, daß jeder überall und irgendwo das Recht hat, Dinge auszusprechen, die ihm am Herzen liegen, vorausgesetzt, daß etwas „dahinter" ist.

Unter diesem letzteren Ausdruck verstehe ich nicht nur die Berechtigung schlechthin etwas zu sagen, sondern auch die Pflicht, positive Vorschläge zu machen. In beiden Punkten hat diese Borchardtsche Broschüre „Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur" recht und unrecht. Herr Borchardt macht zunächst den Fehler, daß er die alte Zeit lobt. Er findet es an sich wunderhübsch, wenn der Sortimenter auf der einen Seite Bindfaden und Packpapier, Briefpapier und Lineale verkauft und auf der anderen Seite bunte Bücher, wie man das z. B. noch in Wyk auf Föhr oder ähnlichen Zentren der guten alten Zeit erleben kann. Er findet vorbildlich gewisse englische Verlage, die nach seiner Ansicht rein kaufmännische Betriebe sind und alles mögliche durcheinanderdrucken, womit sie nur immer Geld verdienen können, und er findet es enorm überflüssig, daß jede deutsche Kleinstadt mit Buchhandlungen gepflastert ist. Er möchte statt dessen das Leihbibliothekswesen erweitert sehen, möchte Riesenleihbibliotheken gründen wie z. B.

in England Mudie oder Harrods. Er möchte diese Leihbibliothek in größtem Maßstabe filialisiert, sie soll den ganzen literarischen Bedarf decken. Und eine ganz besondere Wut hat er in sich aufgespeichert gegen den „Waschzettel“. In dem Waschzettel sieht er eine Art von Kupplerin, der das illegale Verhältnis des harmlosen Lesers und der, häßlich ausgedrückt, gemeinen Buchhure vermittelt.

Das wäre so das Aeußere, auf das Borchardt, was man ihm offen gestanden gar nicht zugetraut hätte, einen besonderen Wert legt und wo man ihm in manchen Beziehungen durchaus recht geben kann.

Aber wenn man sich nun dem inneren Menschen zuwendet, muß man schon stärkere Vorbehalte machen. Er gehört zu den Aposteln, die eine Reorganisation an Haupt und Gliedern vornehmen wollen, die aber, wenn man sie auf Herz und Nieren prüft, mit einem teils sehr unklaren, teils sehr bescheidenen Programm herausrücken. Denn Herr Borchardt sitzt nicht nur fern von Berlin, er sitzt trotz allem auch fern von der Zeit. Er gehört einem zweifellos sehr edlen Kreise an, in dessen Mitte Stefan George sitzt, während in diesem Sonnensystem Stefan George die Namen Hofmannsthal, Rudi Alexander Schroeder, Gundolf und sein eigener und noch einige andere unentwegt und — natürlich — stets gleich angezogen kreisen. Das ist so eine merkwürdige, still beschauliche Dichterschule, die, ausgesprochen süddeutsch klassisch orientiert, im Riesenlärm des Tages nicht mehr durchdringt. Und um gleich mit dem Zentralgestirn selber zu beginnen, so gehört dieser große Lyriker eben leider zu denen, die man immer über den grünen Klee lobt und dessen Werke man niemals liest. Und fragt man nach den Gründen, warum denn diese ausgezeichneten Leute, denen Ehrlichkeit und Charakter und meinetwegen auch Genie zu bestätigen eine Geschmacklosigkeit wäre, warum denn eigentlich alle diese Leute keine Stimme haben, so kommt man auf die einfache Erklärung, daß sie weit weg vom Schuß sitzen, wie etwa Leute, die in den göttlichen Gefilden Capris weilen, ebenfalls kaum Anspruch darauf erheben können, dem deutschen Volk von heute noch etwas zu sagen.

Denn wenn es etwas gibt, was dieses billige Schlagwort von Sozialismus und das noch billigere von Kollektivismus etwas veredeln könnte, so ist es doch schließlich das, daß man heute weniger als je ohne seine Mitmenschen auskommt, daß man zwangsläufig mit ihnen leben muß, auf sie eingehen muß und daß die Aristokratie, soweit sie sich isolieren will, ihrer letzten Möglichkeiten beraubt ist. Man will ja gar nicht das Edle, das Edle ist „gestrichen Brief“, gehört ins Panoptikum, in das Museum unserer geistigen Veranlagungen, und zwar, da wir ja jetzt einem Ondit zufolge dabei sind, eine neue Zeit zu gestalten, werden diese Museen weniger besucht als jemals, haben wir weniger Zeit als jemals, um aus ihnen zu lernen, höchstens, um uns über die dortigen Gegenstände lustig zu machen.

Wir wollen wohl den Geschmack, wir wollen wohl das Niveau, wir wollen aber nicht das Makart-Bukett, noch wollen wir die Spinneweben. Wir wollen nicht den edlen Geist, und vor allen Dingen wollen wir nicht den edlen Stil, obgleich wir, wie ich jedenfalls von meiner Person bekenne, den höchsten Respekt haben vor den stilistischen Fähigkeiten des Herrn Borchardt. Aber wie die Zeit nun einmal ist, empfinden wir einen allzu guten, geläuterten Stil nicht als ein Plus, sondern eher als eine Fessel, zumal wenn er, wie es bei einem der best-



Die 3

Kupferberg

Henkell

Matheus Müller

In lebhaftem gegenseitigen Wettbewerb ringen „Die 3" um höchste Vollendung ihrer Marken zum Vorteil des anspruchsvollen Sekttrinkers

gelesenen und im besten Sinne wertvollsten Schriftsteller unserer Tage*) der Fall ist, an den reifen Alterstil Goethes erinnert, wenn dieser Stil umständlich, allzu breit und dabei ein wenig bedächtig ist.

Herr Borchardt schimpft, oder besser, warnt pathetisch vor dem falschen Gesicht der Zeit, vor diesem Gesicht der Zeit, mit dem der Durchschnittsschreiber experimentiert. Mit diesem Gesicht der Zeit ist es merkwürdig. Fast keiner von uns sieht dasselbe Gesicht der Zeit, und doch zuckt jeder Empfindliche von uns zusammen, wenn er plötzlich mal ganz deutlich irgendwo eines besonders prägnanten Zuges dieses Gesichts habhaft wird, sei es in der großen Menge, sei es allein, sei es im Salon des Tiergartenviertels oder in der Hasenheide... Nur es ganz abzuleugnen oder ihm auch nur von vornherein mißtrauisch entgegenzustehen, dürfte ein zu bequemer Standpunkt sein, ein genau so unrichtiger Standpunkt, als wenn man die Geburt des Neuen sich nur in Proletarierkreisen vorstellen kann, welcher Standpunkt in einem Lande wie Deutschland noch extra lächerlich erscheint, denn gerade Deutschland ist das Land der Mitte, in dessen oberen Schichten es ebenso viele Proleten gibt, wie es in den unteren Kreisen aristokratisch denkende Leute gibt.

Die Zeiten sind mies (dieses in bezug auf die Literatur gesagt). Wir stehen zweifellos — literarisch — unter den Völkern an der unteren Grenze der Leistungen, und das Furchtbare ist, daß wir wahrscheinlich der Quantität nach an erster Stelle stehen. Herr Borchardt hat vollkommen recht: wo ist das Buch, das wirklich den Augenblickserfolg überdauert, von dem man nicht sagen kann: dieses Buch ist gut, sondern es ist, was schamloser Weise viel zu wenig gewertet ist, auch deutsch. Deutsch etwa in dem Sinne, um einen erstklassigen, wenn auch etwas ausgefallenen Deutschen zu nennen, von Lenz, der die „Soldaten“ schrieb. Und hier auf diesem Gebiete, wenn er die Symptome dieser Minderleistung aufzählt, trifft Borchardt ins Schwarze: diese grauenhafte Art des Publikums, zunächst mal aus Prinzip nur Neuerscheinungen zu kaufen, diese Herabwürdigung des literarischen Betriebs, Bücher wie die Tagespresse herauszubringen, immer wieder neue, immer wieder heterogene, so daß man nur bei den allerwenigsten Ver-

*) Gemeint ist Thomas Mann.



Photo Dr. Trinkler

Nur-Dschehan, die „Leuchte der Welt“ (Indische Elfenbein-Miniatur)



„Amphytrion“ von Giraudoux am Théâtre des Champs Elysées
(mit Valentine Tessier, Louis Jouvet, Pierre Renoir)

Photo Robertson

„Le devin du village“, Oper von J. J. Rousseau,
Aufführung im Berliner Haustheater des Frhrn. Paul v. Schlippenbach.

Albert Préjean als junger Minister

Im Foyer de danse der Pariser Oper
(Aus dem Film „Les Nouveaux Messieurs“ von Jacques Feyder)

Karl Bertsch, Speisezimmer aus geflammter Birke (Deutsche Werkstätten)

Empfangshalle der Großmoguln in Delhi

lagen heute noch Linie und Charakter feststellen kann. Alles ist Experiment, nirgendwo Sicherheit des Geschmacks. Sollte man es einem Verlag zumuten, unkaufmännisch zu denken, daß er nicht auf den Geschmack des Publikums einginge? Aber ebenso abwegig ist es, mit dem Publikum zu spielen, ihm irgendwelche Brocken hinzuschmeißen, indem man sich sagt: es wird sie schon fressen.

Dieses Publikum ist durchaus nicht die rätselhafte Sphinx, die z. B. mit Vorliebe Theaterdirektoren in ihm sehen, denn das Publikum, das heute irgendein Allerweltsprodukt frißt, in die erbärmlichsten Filme rennt, ist im nächsten Augenblick genau so aufnahmebereit für sogenannte Qualitätsware, wie das Beispiel der „Dreigroschen-Oper“ u. a. zeigt. Das Publikum ist hungrig, hungriger, als es je zuvor gewesen ist. Aber nichts wäre verkehrter, als daraus zu schließen, daß, wenn es auch nur die schlechten Bissen schluckt, es nicht auch wissen sollte, was wirklich gut schmeckt.

Unsere krasseste Geistesmisere ist zweifellos das Theater. Der Wahn, daß Berlin die erste Theaterstadt der Welt ist, wird allein schon dadurch ins rechte Licht gerückt, daß die Theater dauernd auf fremdsprachliche Erzeugnisse angewiesen sind. Hier auf dem Gebiet des Theaters ist zweifellos die Degeneration am stärksten, denn wenn man nicht mal mehr die Empfindung dafür hat, daß zum mindesten die eigene Sprache nötig ist, um wenigstens noch einen Rest von nationaler Kultur zu erhalten, dann ist allerdings die untere Grenze überschritten. Kein Volk der Welt zieht in einer ähnlich perversen Leidenschaft gegen die eigene Seele und den eigenen Leib zu Felde. Die Theaterdirektoren lehnen mit Recht die Schuld an diesen Zuständen ab, denn sie sagen: es fehlen die einheimischen Kräfte. Und wenn man weiter geht, so stößt man zunächst auf die Dichter, bei denen man feststellt, daß sie in Kategorien denken. Deutsche Dichter, und das ist meiner Ansicht nach das Hauptargument gegen sie, denken in Kategorien. Mal ist es die Strähne des sozialen Elends, die sie zu geistiger Tätigkeit antreibt, oder es ist der Krieg oder es ist die Inflation, und in ganz besonderer Blüte stand bis vor kurzem der sogenannte Kummer-song. Deutsche Dichter leiden daran, daß sie kein Privatleben haben, um so mehr beschäftigen sie sich mit der Konjunktur, was immer nur aufs tote Gleis führen kann. Sie zäumen das Pferd am Schwanz auf, gehen von den großen Begriffen der Zeit

EGON VIETTA

WIRD VORGESTELLT . .

Egon Vietta, Der Engel im Diesseits, Roman aus dem Nachkriegs-Berlin, 1929. Urban-Verlag, Freiburg i. Br. Ganzleinen 6.50 M.

Berlin — letzte literarische Entdeckung. Fünfzig Autoren schreiben vereint über Berlin, Döblins großes Romanwerk ist in aller Munde. Noch einer meldet sich, der junge, unbekannte Autor Egon Vietta mit seinem Engel im Diesseits. Ein schmales Buch, das erfüllt ist von dem nächtlichen Glitzern, der schwimmenden Atmosphäre dieser Riesenstadt. Vietta rollt es herunter im Tempo des Films, eine verrückte Montage von Straße und Wollust, Steinwänden und Seen der einsamen Umgebung, Realem und Irrealem, Milieu von vier Millionen Menschen, die einzig der Raum zusammenhält. Darin kreist eine gestaltlose Gestalt, mystische Erscheinung, von der niemand weiß, ist es eine grandiose Kokotte, ist es wirklich ein gestürzter Engel. Hier bricht die neue Generation durch, der rasende Unglaube an die bis dato seligmachende Sachlichkeit. Nur die kommende Generation, der wirkliche Jahrgang 1902, vermag so zu schreiben.

aus, statt von den kleinen Erlebnissen ihrer täglichen Umwelt. Wenn dann noch Regieeffekte geistiger Natur, das heißt nicht etwa die alten guten erprobten Effekte von Schießen, Blitzen und Donnern, sondern heterogene Kombinationen, wie etwa die gänzlich abwegige Einbeziehung des Films in die lebendige Szene hinzukommen, so hat man den Salat der Zeit, den der Dichter Rudolf Borchardt mit Recht ablehnt.

Er lehnt u. a. auch das Feuilleton ab. Aber würde er damit einverstanden sein, mit den für meinen Geschmack idealen englischen Zeitungsprinzipien, die auf der ersten Seite die Ver- und Entlobung der Tochter irgendeines Lords, die neuesten Nachrichten von King und Queen, die neuesten Nachrichten vom Krickett, in der Mitte einen Brandaufsatz von Lord Beaverbrook über das Empire, in dem die Sonne nicht untergeht, und als Entrefilet ein paar hübsche Bemerkungen über das tägliche Leben der Londoner bringen, wie es solche Zeitungen tun wie etwa „Evening Standard“, „Daily Expreß“ und Daily Mail“? Und kann er ernsthaft noch solche Prinzipien zulassen, wie sie etwa ein so bedeutendes Blatt wie die „Times“ immer noch anwenden zu müssen glaubt?

Und wenn er sich über das niedrige Niveau der Zeitschrift beklagt, so darf er unmöglich uns seinen Pferdefuß zeigen, indem er uns auf den guten, alten seligen „Pan“ verweist, diese stark vertrottelte Elitezeitschrift von Anno dazumal, gut für ein paar Geistesaristokraten und ihre Gelüste, aber völlig unbrauchbar für den Rennkampf der Zeit. Und wo, möchte ich wissen, sitzen im Ausland die Zeitschriften, die das von ihm doch auch anerkannte Gesicht der Zeit

wiedergeben? Sind es etwa die englischen Zeitschriften wie „Criterion" oder der „London Mercury", ist es die „Nouvelle Revue Française" oder der „Mercure de France"? Dann doch eher solche Zeitschriften wie die amerikanischen, wie etwa der „Dial", der „American Mercury" oder auf dem Gebiete, das unserem „Querschnitt" am nächsten steht, die „Vanity Fair".

Herr Borchardt vergißt in seiner in allem Technischen ausgezeichneten Broschüre eins, und zwar das Wesentlichste, daß wir nämlich tatsächlich an der Schwelle einer völlig neuen Zeit stehen, der es übel wird, wenn sie an die Vergangenheit denkt, und die bewußt das Kind mit dem Bade ausschüttet, d. h. mit dem Inhalt zugleich die Form. Wir wissen, daß der Stil verwahrlost ist, aber uns ist vorläufig der neue Inhalt wichtiger als die Form, und es war immer ein Zeichen von Degeneration, wenn die Form den Inhalt an Wichtigkeit übertraf. Wir wissen, wir leben in einer äußerst miesen Zeit, die noch nicht mal groß zu nennen ist. Wir wissen, daß alles durcheinander geht, wir wissen aber auch, daß uns keine Mittelchen der alten Zeit mehr nützen, und daß wir die neuen Mittel, um die Zeit literarisch auszumünzen, nur selber, aus uns heraus finden müssen, was zwar nicht leicht ist, aber doch billig von uns verlangt werden kann.

Diesem Heft liegen Prospekte bei der Verlage *S. Fischer, Berlin*, und *Georg Müller, München*, und der Firma *F. Soenecken, Bonn*.

Höchste Andacht. Eine Dame, die in der St. Johns-Kirche in Broad Creek dem Gottesdienst am letzten Sonntag beiwohnte, hatte ihr Kleid verkehrtrum angezogen, d. h. den Rücken nach vorn und umgekehrt. Und niemand merkte es, außer sie selbst am späten Abend. Das beweist, daß der Rev. Dr. W. H. Heigham, der jeden Sonntag mittag um 11 Uhr den Gottesdienst in der St. Johns-Kirche abhält, stets die ungeteilte Aufmerksamkeit seiner Gemeinde genießt. *(Prince Georges Enquirer-Gazette.)*

Frauenfunk. (Programm vom 15. November.) *Brünn* (Brno) — 341,7 m / 878 kHz. 16.00 Frauenfunk. 1. Das Nachthemd. — 2. Die Stellung der Frau bei verschiedenen Völkern. *(„Die Sendung".)*

Heirat! Welche feinfühlende, womöglich blonde, junge Dame germanischer Abstammung hat lieber Tonkunst als Tango, lieber Poesie als Paris, Kinder als Kino, Rechnen als Rauchen, Gebirgsluft als Großstadtgewimmel, Wodan als Weltbäder, Leonidas als Locarno, „Dreizehnlinden" als Dawespakt, Jacht als Young-Plan, kurz, will eine vernünftige und natürliche Deutsche sein wie früher üblich? Dies fragt ein höherer Staatsbeamter a. D., gesund und lebensfrisch, mit kleinem Villenbesitz im Gebirge, vielseitig geistig interessiert und von vornehmer Denkungart. Briefe mit Bild unter C. O. 466 an die „Deutsche Frau"

Poesie der Schweiz. Das Tal wird allmählich enger; mehrmals überqueren wir die emsig dahinfließende, wasserreiche Alpentochter, die manchmal recht unbärdig ihren erfolgreichen Kampf mit den Betträndern aufnimmt. Die Jungfrau allmählich von hinten ins Blickfeld bekommend — von vorne gefiel sie uns, wie ihre fleischlichen Namensschwestern (meist) auch, doch besser —, hat, von Brieg her betrachtet, ihre Schultern bereits recht hoch hinauf bedeckt, während sie von Interlaken aus auch ihren kräftigen Fuß den vielen Verehrern freigibt, sich überhaupt in ihrer ganzen Totalität unbefangen beschauen läßt.

(Aus der A. D. A. C. - Motorwelt.)

Tausch wünschen zwei alleinige Lehrer mit dicht am Waldessaume gelegenen Schulhäusern, Ventilation durch Fensterkreuze ohne Mechanismus, Pumpe Altertumswert, Toilette mit Ozon. Besondere Vorteile: Ortsklasse E, erstklassiger Sandboden, Kirche mitten im Dorfe, 6½ gutgehende Vereine. Gewünschte Gegenleistung: 5-Zimmer-Wohnung in Ortsklasse A, Zentralheizung, Aufzug, Telefon, elektrisches Licht. Nur ernstgemeinte Offerten mit Bild.

Seitdem Schinkel seine zauberhaften Entwürfe zu dieser Oper gemacht hat, ist ebenso viel Talent wie Talentlosigkeit an dieses überaus geeignete Objekt verschwendet worden. Denn hier, da es sich um eine Zauberoper handelt, gibt es wirklich etwas zu erfinden, und es gibt auf dem Gebiet der Technik Schwierigkeiten zu überwinden, die der Zwang, die Szene immer wieder zu wechseln, reichlich auftürmt. Eine wirklich schwierige Oper! Herrn v. Hülsens Einrichtungen, die vor allem reich zu sein hatten, stellten eine Art Makart-Renaissance dar. Herrn Professor Dülbergs Leistung hält den Rekord nach der anderen Seite, nach der Seite der Aermlichkeit, nicht nur der äußerlichen, denn es schollert nur so von den schweren Kiefernholzbohlen — das konnte noch hingehen, als eine Andeutung unseres derzeitigen Zustandes —, sondern vor allem einer Aermlichkeit, viel mehr der völligen Abwesenheit auch nur des leisesten Gedankens. Diese albernen Bauklötze da nebeneinander zu nageln und darüber romanische Gotik zu runden, das Ganze wie einen Riesenbonbon anzustreichen, daß man den ganzen Abend einen Sacharingeschmack im Munde spürt — wenn Herr Dülberg uns das als ein modernes Dekor verkaufen will, so muß man ihm attestieren, daß dies — genau so wie seine Don Giovanni-Inszenierung — zeitlose Talentlosigkeit ist. Aber unser großer Otto Klemperer kann anscheinend davon nicht genug kriegen. Auf jede Aeußerung dieses Genies fällt er treu und prompt wieder herein und dirigiert mit demselben Gottvertrauen und demselben Genie gegen diesen Tineff, der sich da auf seine Bestellung vor ihm auftürmt, von neuem an.

Einer besonders ehrenvollen Erwähnung bedarf noch der Stilmischmasch, der das Ganze siegreich durchdringt.

Zunächst empfand man bei dem Erscheinen der drei Damen etwas ostpreußisch: was für eine beinahe perverse Idee, diese drei Damen in Trikot zu stecken und ihnen außerdem noch hohe Stiefel anzuziehen. Wer kann etwas gegen seine Fülle, die ja wohl für gewisse Stimmen geradezu eine Notwendigkeit ist? Die Stimmen waren wundervoll, aber gibt es denn niemand in diesem ausgezeichneten Institut, der auf gewisse andere Tatsachen hinweist? Hier wären Röcke auf Kosten des beabsichtigten Märchenstiles angebracht gewesen.

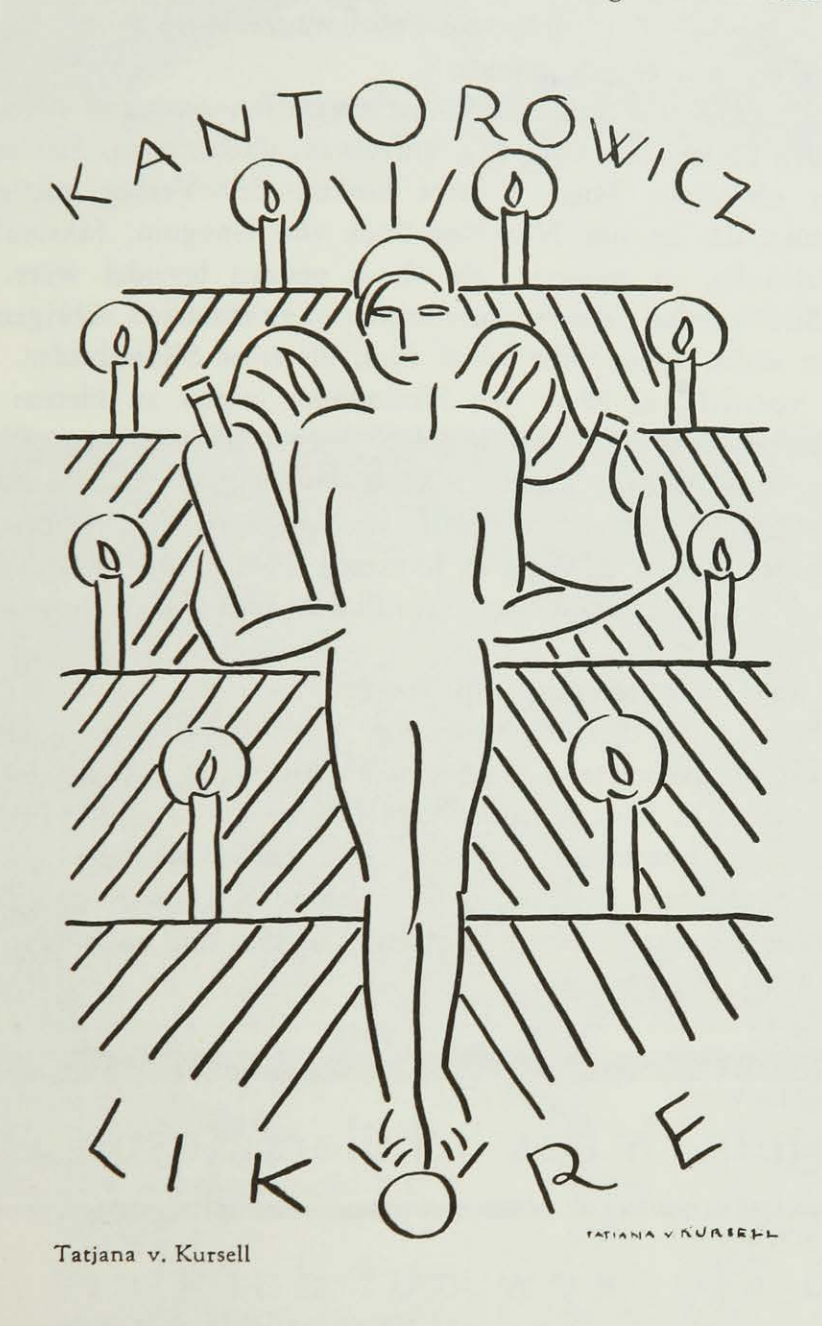
Später spielt die Szene (Auftreten der Königin der Nacht) in einem modernen Kunstgewerbesalon, etwa bei unserer Freundin Marta Görtel. Man sieht

silberne Fächerpalmen auf dito Hutstangen, und denkt intensiv, aber ohne Erfolg über die Verwendungsmöglichkeiten dieser aparten Gegenstände nach. Noch später dagegen versetzen uns gebogene Messingstangen in die Atmosphäre eines irisch-römischen Bades. Wogegen Lampenschirme auf dem Kopf von Chormitgliedern, die Isis und Osiris durch ihren Gesang feiern, auf Chinesisches hindeuten. Während Papiermaché-Bronzen, würdig, auf den Schachteln eines suggestiven Parfürms oder besonders teurer Pralinés im Relief angebracht zu sein, deutlich nach Aegypten weisen.

Das genialste Dekor, ein leichtes, doch kräftiges, helles Dekor, voll Frische und Phantasie, ein Dekor, das das künstlerisch geschulte Auge abtasten konnte, ohne eine einzige tote Stelle zu entdecken, schuf Moholy-Nagy für „Hoffmanns Erzählungen". Dies Dekorationsgenie mit seiner Beweglichkeit wäre der geeignete Inszenator für die „Zauberflöte" gewesen. Leider ist er eben, weil er ein Genie ist, schwer zu begreifen, selbst von einem so genialen Musiker, wie es Otto Klemperer ist, der, wenn er so viel von Malerei und Dekor verstünde, wie von Musik, hier so großartige Aufwascharbeit leisten würde, wie er es auf musikalischem Gebiet tut. Indessen ist sein Genie allzu bekannt. Dagegen muß dasjenige von Frau Novotna in Gesang, Spiel, Gesten, Erscheinung noch besonders erwähnt werden. *H. v. W.*

Oscar Hackenberger †. Mitte November sollte Professor Hackenberger eines seiner von den Berlinern fanatisch geliebten Militär-Sonntagskonzerte dirigieren. Aber Oscar zog es vor, dem Locken zum letzten Appell zu folgen. Viel zu früh für die preußische Musik. Auf der Nachhausefahrt, im Vorortzug, hörte sein Herz zu schlagen auf. Ein unersetzlicher Mann! Niemand kann einen Marsch so gestalten, wie er es tat. Keiner der Musikbeflissenen hat diesen disziplinierten Elan, diesen geistigen Marsch-Rhythmus, den Hackenberger besaß. Er war der einzige, der noch die Mysterien alter Preußenmärsche zelebrierte. Gottlob gibt es Schallplatten, die an einige seiner Großtaten erinnern. So zum Beispiel: *„Großer Preußischer Zapfenstreich"*, (Homocord 4—8792), *„Historische Märsche", in eigener Bearbeitung* (Homocord 4—8789—91) und andere Militär-Orchesterplatten: *Hohenfriedberger, Koburger, Torgauer, Prinz Eugen, Parade-posten* (Electrola, Homocord). Am unvergeßlichsten *sein Möllendorfer* — der schönste alte Marsch überhaupt. *Th.*

Piperdrucke. **(Ausstellung in der Sezession.)** „Fabelhaft", „unerhört", „einfach unglaublich" sind diese Piperdrucke, eine kolossale Leistung usw. Gerade dies Prinzip, warum diese Drucke „fabelhaft" usw. sind, scheint einem zunächst nicht unbedenklich. Denn, warum?: An der Sixtinischen Madonna arbeitete der Kupferstecher Keller für den Friedrich Cohenschen Verlag in Bonn 12 Jahre, dann wurde es allerdings der populärste Stich des ganzen neunzehnten Jahr-



Tatjana v. Kursell

hunderts. Das ist *ein* Prinzip (fast eine neue Kunstart), und die Fotografie ist ein anderes. Und Piper hat noch ein anderes, sozusagen das der Wörtlichkeit (nicht das der Uebersetzung, was allerdings auch kein strikter Gegensatz ist). Piper ist es gleichgültig, worum es sich handelt, ob um eine Impression oder etwas Stilisiertes, ob um Ausgeführtes oder Skizzenhaftes, um Wasser oder Oel, Gouache oder Schwarzweiß. Er reproduziert *wörtlich:* eben da — scheint einem — liegt das Bedenkliche. Man sagt sich (z. B.): eine flüchtige Impression, jetzt plötzlich (reproduktiv) festgelegt, dabei kann nichts Gutes her-

auskommen. Was sozusagen begrifflich im Vorüberhuschen, ein Fetzen aus der Ewigkeit herausgerissen, „anspruchslos“ geschaffen ist, kommt plötzlich unter die Presse. Aber die berühmten Cézannedrucke belehrten auch den Argwöhnischen anders. Man sucht nach Härte und Schwere, nach dieser fatalen Billigkeit des Druckes, nach allen den Eigenschaften, die eben die Reproduktion vom Original unterscheiden — und es ist derselbe Schmelz, derselbe flavour, oder auch dieselbe Härte. Man kann sagen: Piper ist ein Falschmünzer — aber das sind moralische und keine ästhetischen Gesichtspunkte.

Nach den Cézannedrucken, die längst vergriffen sind und deren Preise allmählich zu den Preisen der Originale aufrücken, dachte man, dies sei ein Höhepunkt dieser schwarzen Magie. Jetzt kommt der Verlag mit einem neuen Trumpf heraus: das ist das Noa-Noa-Buch von Gauguin, faksimiliert und so frisch und lebendig, so wässerig, als ob es gestern beendet wäre. Von dem klassischen Südseemaler, dessen bretonische Landschaften übrigens eigentlich mindestens so schön, wenn nicht besser sind, als seine Südseebilder. Wenn man Deutschland vorwirft, es hätte den Bibliophilen nichts zu bieten: dies ist ein Erzeugnis, das niemand sonst auf der Welt herzustellen vermag. Eine wirkliche Kostbarkeit, deren Qualität zugute kommt, daß es noch nicht so sehr lange her ist, daß das Original geschaffen wurde, so daß es noch keine braunen Altersflecke und derartiges alberne Zeug zu imitieren gibt. Sondern alles ist sozusagen glaubhaft gegeben, in einer selbstverständlichen und daher durchaus verführerischen Art.

Vielleicht mag man berechtigte Bedenken gegen die Reproduktion größerer „Schinken“ haben, aber diese verbieten sich ja von selbst wegen ihrer Schinkennatur, Schinken sind eben einzig und sollen als einzig hängen bleiben. Aber solche Leute wie z. B. Paul Klee sind das Gegebene. Die Klee-Reproduktionen sind vom Original nicht zu unterscheiden, und das ist besonders gut und spricht für dies Verfahren, denn Klee ist immer noch der Künstler der Zeit, und der Verlag sollte diesem sehr großen Künstler in unserem und auch in seinem eigenen Interesse seine Kräfte zuwenden. *H. v. W.*

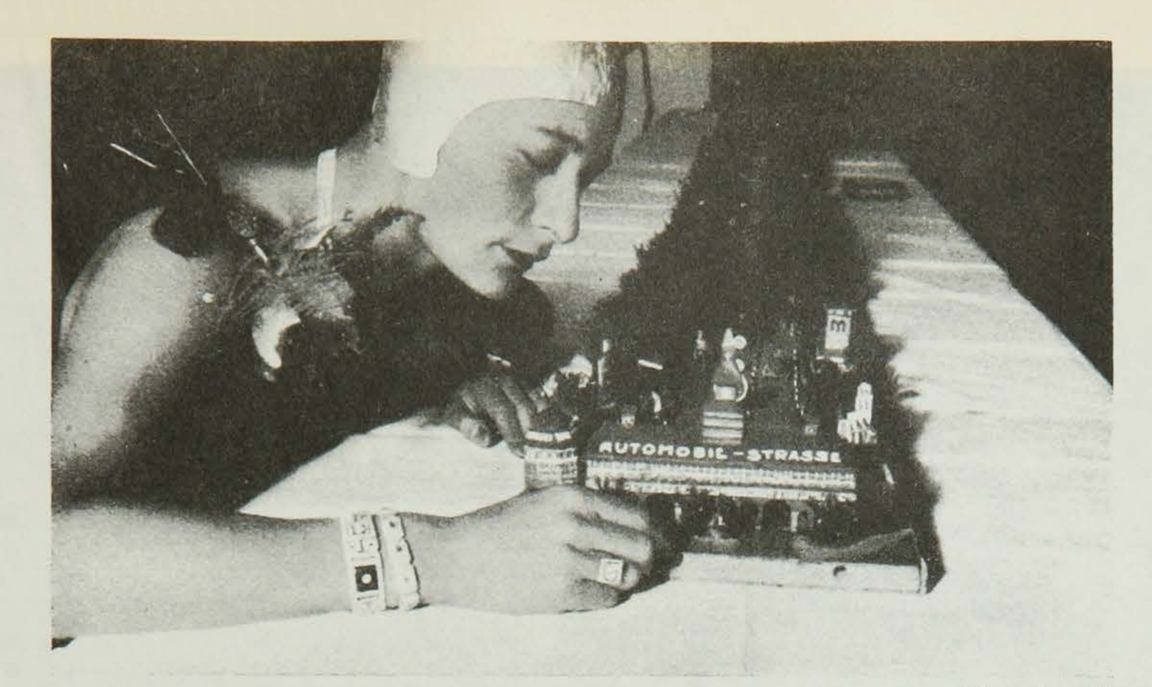


Photo Jeserich

Frau Hilde Pribram mit einem Avus-Modell auf dem Bankett der Berliner Sezession

Atlantic-Photo

Die Tänzerin Lena Amsel



Photo Schmidt

Jarmila Novotna von der Berliner Staatsoper

Photo Elli Marcus

Ralph Arthur Roberts und Lucie Englisch am Theater in der Behrenstraße (Berlin)

Nationalgalerie, Berlin

Photo Nitzsche

Schinkel, Dekorationen zur „Zauberflöte“



Noa-Noa



Ausstellung Galerie Flechtheim

Gauguin, Tahitanerin (Zeichnung)

Die kleinen Mädchen und die großen Damen haben auf ihrem Nachtkästchen Biographien „bedeutender Frauengestalten" liegen, um daraus zu lernen, wie man Karriere macht. Enttäuschte Müh'! Denn selbst zugestanden, daß es aus dem Maniküresalon einen Weg zur Höhe der Madame Roland und aus der Ziegfeld-Truppe zum Thron der Messalina gibt — was hätte die eine und die andere in dieser Zeit zu suchen? Heute geht es für Frauen darum, ohne Heldenrang und Märtyrertum ihr eigenes Leben zu führen; tapfer und frei zu sein ohne Pathos; ihre Würde weder an die Bürgerlichkeit noch an die Sexualindustrie zu verlieren. Demgemäß fehlt auf den Nachtkästchen das Buch der Zeitgenossinnen, deren Schicksal aus nichts anderem besteht oder bestand als: Frau zu sein. Gäbe es ein solches Buch, dann müßte darin als Lehrstück der Lebenslauf der armen Lena Amsel beschrieben sein. Arm? . . . Nein, das war sie nicht. Sie hatte eine Heiterkeit, die in Verbindung mit einem Umhänge-Bart „philosophisch" genannt zu werden pflegt, die aber hier, in der molligfrechen Verkörperung, irreführend wie jugendlicher Unband wirkte. Sie war gutgelaunt, nicht wie die Bühnensprühteufel, die durch Kontrakt und Beliebtheit zu Temperament verpflichtet sind, sondern vom Verstand aus, auf eine fast männliche Art; vielleicht wie ihre Vorväter aus dem polnischen Ghetto. Ihre Lachkrampf-Kaskaden, von heller Höhe bis zum tiefen Brummbaß, genossen internationale Bekanntheit, man labte sich an ihnen in Paris wie in Wien, in Nizza wie in Venedig. Ihr ganzes Wesen hatte den Wohlgeruch dieser Gutgelauntheit, wie sie denn überhaupt aromatischer wirkte als der rassige, kluge, ehrgeizscharfe Typus, mit dem sonst der Osten die Prominentenlisten des Westens beliefert. Die Freien und Mutigen sind eben immer durchlüftete Menschen. Und Lena Amsel, die in den fünfzehn Jahren ihres wachen Frauentums (von fünfzehn bis dreißig) mehr erlebt hat — Schönes und Bitteres — als hundert Normalfrauen während eines ganzen Daseins, hatte Mut. Sie hatte den Mut, mit ganzer Kraft zu lieben — und sich immer neu zu verlieben. Leserinnen,

die aus der Zeitung mit Lena Amsel abenteuerlicher Biographie bekannt wurden, werden das unplausibel finden. Sie lasen: 14jährig, wuschelköpfig, im „Café des Westens" vom Dichter Bratt entdeckt — dem Dichter V. hinterlassen — plötzlich als Baronin S. in Potsdam (mit 20) — dann mit Rittmeister J. in Wien — dann Gräfin Moy in München — hierauf Frau D. auf Schloß Soundso bei St. Pölten — endlich Freundin des Bankiers M. in Paris —; und sie mochten sich, wie üblich, über diese Vielfalt eines wirklichen Lebens mit der Erwägung trösten, daß die Stattlichkeit des Konsums bloß Vorteile, nicht Beteiligtheiten gestatte. Aber Lena Amsel hatte das Besondere, die Liebe ernst und deren Ablauf dennoch nicht tragisch zu nehmen. Für sie endete ein Erlebnis, wenn ihr das erlahmende Gefühl des Partners die Gegenkraft raubte. Bis dahin aber ging sie mit Fanatismus in jeder neuen Sache auf, von der Haartracht bis zum Teint verändert. (Die Kapitel ihres Lebensromans müßten mit Frisurbezeichnungen überschrieben werden.) Einmal war sie für längere Zeit von den ihr unentbehrlich scheinenden Schauplätzen der Mondänität verschwunden. Als sie wieder auftauchte, hatte sie das rotgebrannte Gesicht und die stämmige Figur einer Bäuerin. Was war geschehen? Sie hatte zwei Jahre lang als Gutsherrin Schweine gezüchtet. Nicht, weil sie Spaß daran fand. Sondern, weil der Neue Schweine züchtete. Sie wäre ebensogut Akrobatin, Journalistin, Prinzessin geworden. Vielleicht war sie aus dem gleichen Grund am Schluß „Autowildling". Oder fand sie im Gegenteil das schreckliche Ende unter ihrer umgekippten Limousine, weil sie an der Liebe keinen Spaß mehr fand? *Antoine.*

Neues von Liebermann. Max Liebermann im Gespräch mit einem Akademiker: „Wie de Bejabung uffheert: jleich jeht der Stil los."

Liebermann hat alles Neueste abgelehnt. Der Maler H., sehr interessiert, ihn für einiges Ultramoderne zu gewinnen, zeigt ihm Zeichnungen. Darauf Liebermann, der mittlerweile aufmerksam betrachtet hatte: „Sie, tun Se det wech, sonst jefällt mer die Scheiße noch!" *J. L.*

Die kleine Avus in der Sezession. Eigentlich sollte es ja die Stadt Berlin machen, und zwar ganz groß, als Konkurrenzunternehmen und zu üblichen Vorzugspreisen der Allgemeinheit zugänglich. Daß nach vielem andern auch das Format dieses Projektes etwas geschrumpft ist, wer könnte sich darüber wundern und bös sein? Man war schließlich auch hier auf private Wohltätigkeit angewiesen. Sonst ist alles da. Fahrende und parkende Autos, Reklameschilder, Damen am Steuer, Unfälle usw. Alles hat auf dem Grundstück, das die Sezession zur Verfügung gestellt hat, Platz. Die „große“ Avus brauchte Jahre, um zu entstehen, die „kleine“ wurde in acht Tagen geboren. Bei der „großen“ mußte die Straße grundiert werden, dann wurde sie geteert und gestampft mit Hilfe von großen Maschinen. Bei uns genügt Holz, und der „Teer“ wird mit Hilfe eines großen Pinsels, der in schwarze Farbe getunkt wird, aufgetragen. Wir brauchen nicht zu stampfen oder zu walzen, bei uns ist die Straßendecke gleich fertig und hält trotz des Verkehrs länger vor. Der Rasen sprießt im Nu hervor, und die Bäume sind in acht Tagen bereits so hoch, daß sie gestutzt werden müssen. Die erste Nacht der Eröffnung verlief auf das glänzendste. Noch in den frühen Morgenstunden war kein Abflauen des Verkehrs zu konstatieren. Und die vorschriftsmäßig abgeblendeten Scheinwerfer störten keinen der in den dunklen Bäumen friedlich parkenden Wagen.

Hilde Pribram.

„Ausschweifung“ sagte die Nachtpatrouille. Der Beamte des Night Court sah auf den schwächlichen kleinen Mann herab, den man hereingeführt hatte. „Warum?“ — „Bilder-Verkauf, schmutzige Bilder“, sagte die Patrouille. Und er erbrachte den Beweis. Der Beweis bestand — ich werde rot beim Erzählen — in einigen Dutzend Postkartenbildern der Venus von Milo im Louvre. Der Beamte betrachtete ein paar davon. „Zwei Dollar“, sagte er. Der Mann bezahlte die Geldstrafe. *(„New-Yorker.“)*

Vox populi. Die „Liegende“ des Mühlheimer Bildhauers *Deus* hat man auf Anordnung des Essener Oberbürgermeisters Bracht bei Nacht und Nebel aus der *Gruga* entfernt, der Essener Gartenbauausstellung, weil man in ihren wirklich exzeptionellen Reizen die Sittlichkeit der Jugend gefährdet sah. Man will Jugendliche vor ihr gesehen haben, denen sie zu gut gefallen hat. Sie wirkte (einer Zuschrift an die Kölnische Zeitung gemäß) so aufreizend . . . „daß die Jugend mit dem ihr dargebotenen Körper schließlich Unfug getrieben hat“. Aber auch die Plastik des Bildhauers Gustav H. Wolff (siehe Heft 7) vor dem Folkwang-Museum in Essen will man entfernen. Sie gefällt den Jungen nicht. Ein Primaner hat seiner Mutter geklagt, er wisse erst durch diese Figur, wie abschreckend häßlich doch eigentlich der weibliche Körper sei. — Gegen die Liegende also sprechen sittliche, gegen die Stehende erotische Gründe. Der „Liegenden“ von Deus ist es ergangen wie dereinst der „Knieenden“ von Lehmbruck in Duisburg. Wie vielen Hexen im Mittelalter. Wie Hebbels Agnes Bernauer. Sie mußten zu Grunde gehen, weil sie zu schön waren. Aber die Wolffsche Folkwang-Figur soll verstoßen werden, weil sie es nicht ist. Man verflucht also in derselben Stadt eine Figur, weil sie zu reizend ist, die andere, weil sie es nicht ist. Die Bilderstürmerei hat eine historische Tradition; aber die Logik ist die älteste Conditio sine qua non. — Man sagt, daß der Oberbürgermeister Bracht mit dem Wohlfahrtsminister Hirtsiefer im Einvernehmen stand oder unter dem Druck der Zentrumsfraktion, als er die Schöne in Sackleinen hüllen und auf den Karren werfen ließ. Auf jeden Fall hatte er außer dem evangelischen Jünglingsverein die breite Masse der Bürgerschaft auf seiner Seite, dieselbe Masse, die den Direktor Gosebruch des Folkwang-Museums lyncht, daß er die Wolffsche Figur vor dem Museum entfernen möge, die den Primanern den Fortpflanzungsappetit verdirbt. — Oeffentliche Arbeiten sind für den bildenden Künstler heute die wesentliche Erwerbsmöglichkeit. Was soll er tun, da doch gegen Unlogik selbst die Götter vergebens kämpfen? Ein Bildhauer sollte für Provinzstädte nur Frösche und Pferdchen machen. Wenn man ihn dann des Anreizes zur Sodomie beschuldigt, sollte er das ganze Nest in Brand stecken, wie jener bekannte Dorfschullehrer, der darin eine große Genugtuung fand und nun im Irrenhaus sitzt, wo vielleicht mehr Logik herrscht.

Fränze Herzfeld.

DER NEGERMALER KALIFALA SIDIBÉ

Von *Le Corbusier.*

In einigen ihrer großen Maler neigt die moderne Malerei zu einer monumentalen Ausdrucksweise, eine der modernen Baukunst gleichlaufende Bewegung.

Nach der aufgelösten Unbestimmtheit des Impressionismus erobert sich die Malerei eine feste Handschrift. Eine Handschrift — — das will sagen: klar geschriebene Zeichen, die durch ihre Anordnung interessante und bedeutungsvolle Beziehungen zu erwecken imstande sind. Wenn das Zeichen noch durch die Farbe bestätigt wird, wächst seine Ausdruckskraft. Aber Zeichen schaffen zu können, setzt die Fähigkeit zur Synthese und klare Einsichten voraus.

Als ich eingeladen wurde, das Werk des Negermalers Kalifala Sidibé zu besichtigen, las ich von der imponierenden Meterzahl bemalter Kalikos mit großer Exaktheit geschriebene gegenwartsnahe Negergeschichten ab, mit dem Pinsel geschriebene, mit den Farben, die die Farben sind: schwarz und weiß und rot und gelb und blau. Ein Duktus, der umreißt, und eine Farbe, die qualifiziert.

Und so manches Mal werden vermöge des eigenen Genies des Malers, seiner intuitiven Qualitäten als Plastiker diese Geschichten zu großen Dingen. Das Volkliche läßt seine mannigfachen Säfte in das Werk einschließen, und Poesie glänzt auf.

Dieser Neger macht mir den Eindruck, als sei er ein Angehöriger jener Völkerschaften, die über Arabien mit den Persern und den Hindus in Beziehungen standen. Ich glaube sogar zu wissen, daß Indien einst den Negern gehörte. Dieser Maler ist mit Asiatischem gesättigt, sowohl was seine lyrische Neigung als auch was seine Handschrift betrifft; das war einmal dort Gouache auf Pergamenten oder metallische Oxydationen auf Werken der Keramik.

Womit interessiert uns dieser ungebildete Schwarze? Er handhabt den Pinsel malerhaft in Strichen und charakterisierenden Tönen. Und manchmal reicht er durch das abgestimmte Beieinander der gezeichneten und kolorierten Formen an ein Letztes und Endgültiges: das ist *Malerei* schlechthin, und sie ist weder modern noch unmodern.

Es ist wohltuend, aus so weiter Ferne Wahrheiten kommen zu sehen über die Akademien hinweg.

PROFESSOR LUDWIG STEIN ODER POLITIK AM WEISSEN TISCH

Vor etwa drei oder vier Jahren brachte die „B. Z. am Mittag" unter der Ueberschriftzeile „Aus der Diplomatie" folgende Notiz: *„Unser Mitarbeiter Professor Dr. Ludwig Stein wurde gestern mittag vom Präsidenten von Liberia gefrühstückt."*

Gott sei Dank war es nur ein „sinnentstellender Druckfehler". Sonst hätten



seine Kollegen von der B. Z. und seine vielen sonstigen Bekannten und Gäste nicht am 10. November seinen 70. Geburtstag mit solcher Fröhlichkeit feiern können als es tatsächlich geschehen ist. Und Gott sei Dank wurde es schon vorher in der Setzerei bemerkt und korrigiert, wodurch allerdings damals seinen Bekannten und Gästen eine Gelegenheit genommen wurde, herzlich zu lachen.

Herzlich zu lachen, weil Professor Ludwig Stein seit manchem Jahrzehnt, also lang bevor Thoiry, das personifizierte „europäische Frühstück" ist für alle, die ihn kennen oder je von ihm gehört haben. Und wer kennt ihn nicht

unter denen, deren Lebensaufgabe es ist, Politik zu machen und zu frühstücken? Politik am weißen Tisch, das bon mot stammt von unserem Jubilar, der es sich zum Lebenszweck gemacht hat, die Männer (und Frauen) der grünen Tische der ganzen Welt am weißen Tisch zusammenzubringen. Oder wenigstens am Teetisch.

Die Voraussetzung für die Erfüllung dieser Lebensaufgabe ist natürlich, daß man selbst alle diese Männer (und Frauen) persönlich kennt, die sich untereinander noch nicht persönlich kennen. Und da hat unser Jubilar einen unbezahlbaren und daher natürlich um so willkommeneren Agenten: die Vorsehung.

Wenn Sie es uns nicht glauben, so glauben Sie es doch gewiß dem liebenswürdigen Professor selbst. Es kommt einfach nicht vor, daß er einmal eine Reise macht, ohne daß in einer Hauptstadt, in der der Zug hält, oder sonst an einem bedeutenderen Knotenpunkt der Ministerpräsident des betreffenden Landes oder sonst der gerade jetzt oder mindestens in ein paar Jahren bedeutendste Politiker jener Gegend zu ihm ins Abteil steigt oder das Bett über ihn belegt hat, was dann immer die Gelegenheit zur Annäherung und zu einer Einladung, falls Exzellenz einmal nach Berlin kommen, gibt.

Und sie kommen immer einmal nach Berlin. Wo sie dann Gelegenheit haben, in der „Mittwoch-Gesellschaft" als Freunde des Vorsitzenden Professor Stein gesehen zu werden und die Freunde des Vorsitzenden zu sehen. Oder sie können im Reichstag unter den Auspizien des „Komitees für internationale Aussprache", Vorsitzender Professor Ludwig Stein, zu „Vertretern der Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Presse und Gesellschaft der Reichshauptstadt" sprechen, und vorher oder nachher die Spitzen dieser Vertreter am weißen Tisch kennenlernen. Oder auch nur eine einzelne Spitze. Oder auch nur beim Tee.

Wenn aber die räumliche und körperliche Zusammenkunft aus irgend einem Grund nicht möglich ist — es gibt Politiker und sonstige Zelebritäten, die aus unerfindlichen Gründen nie nach Berlin oder durch Berlin kommen, trotzdem hier Professor Ludwig Stein wohnt —, so bleibt noch die geistige Zusammenkunft auf den Seiten von „Nord und Süd", Herausgeber Professor Stein.

So entgeht, mit Recht, keine Zelebrität ihrem Verdienst.

Dem Mittler der Zelebritäten aber, und selbst eine der zelebresten, wünschen wir, daß ihm, dem Doktor und Lehrer der Philosophie, noch auf viele Jahre sein Sinn auch für die praktischen Seiten auch des politischen Wohllebens und sein gesunder Magen erhalten bleibe.

Galerie Bernheim jeune, Paris

Jules Pascin, Liegende (Oel)

Gartenbauausstellung Essen

Wilhelm Deus, Liegende (Stein)



Deutsche Presse-Photo-Zentrale

Der Armee-Musik-Inspizient Oskar Hackenberger †

Der 70jährige Professor Ludwig Stein

Kaesbach-Museum, M.-Gladbach

Der 80jährige Christian Rohlfs (Selbstbildnis, Oel)

Der Sohn des Malers Fritz Kronenberg



Ausstellung Georges Bernheim, Paris

Kalifala Sidibe, Karawane (Oel)

Der Sudanneger Kalifala Sidibe (beim Malen) mit Frau und Kindern

BÜCHER, ZU WEIHNACHTEN EMPFOHLEN:

WELLS, Wenn der Schläfer erwacht. (Deutsch bei Bruns in Minden.)
Vor dem Krieg schon deutsch erschienen — und alles ist drin: die Zersetzung der bürgerlichen Kultur, die bolschewistische Revolution und ein weiteres Stück Zukunft: das schwarze Soldaten-Reservoir Afrikas, woraus die Diktatoren des „entmilitarisierten" Europas ihre Schutztruppen beziehen.

JOYCE, Ulysse. Französische Uebersetzung, besser und billiger als die deutsche, die 200 Mark kostete, während die französische Uebertragung für 200 *Francs* zu haben ist.*) Der schwierige, zum Teil unverständliche Slang des Originals wird durch die Uebertragung in das (den meisten Europäern geläufigere) Pariser Argot handgreiflich.

JOSEPH CONRAD, Alles (in der Gesamtausgabe des Verlages S. Fischer, Berlin). Darunter eine fabelhafte Ballade in Prosa: „Jugend".

Memento:

HEINRICH MANN, Die kleine Stadt (Zsolnay).

THOMAS MANN, Unordnung und frühes Leid (S. Fischer).

JENSEN, Die Welt ist tief (S. Fischer).

LEONHARD FRANK, Ochsenfurter Männerquartett (Inselverlag).

René Schickele.

A. VON VILLIERS, Die Briefe eines Unbekannten (Inselverlag). Ihr Verfasser stellt sich darin als einen der so überaus seltenen, gänzlich unpathetischen Deutschen vor.

JULES RENARD, Le Journal (Paris, Bernouard). Die vier Bände Tagebuch eines Autors von etwa einem Band Werk sind süße und bittere Quelle des Lebens.

ALDOUS HUXLEY, Parallelen der Liebe (Inselverlag). Gewiß der geistvollste Roman dieser letzten Jahre, wie der eindringlichste des Wieners

JOSEPH ROTH, Die Flucht ohne Ende (Kurt Wolff Verlag).

Ein Ehebuch soll nicht fehlen: *Das Lehrbuch der Liebe,* von mir selber. Da ich es ziemlich genau kenne, dürfte meine Empfehlung Gewicht haben (Avalunverlag). — Weiter *HOFMANNSTHALS Buch der Freunde* (Fischer), eine interessante Art geistigen Selbstbildnisses. — Und natürlich den *Ulysses* von *JOYCE.* Das wichtigste Buch der letzten Jahrzehnte.

Franz Blei.

---

*) Inzwischen wurde vom Rhein-Verlag, Zürich, eine neue deutsche Ausgabe zum Subskriptionspreis von 45.— M. angekündigt. (Anm. d. Red.)

ROBERT MÜLLER, Tropen (Hugo Schmidt, München).

Im Innern Gujanas gehen drei Männer an einer Indianerin zu Grunde. Wie diese kochende Landschaft beschrieben, wie diese phantastischen Charaktere geschildert sind, Jack Slim, der Amerikaner, van den Dusen, der Holländer, Brandlberger, Deutscher, Ingenieur, und Zana, die Indianerin, ist nur aus solch unmittelbarem heißen Erlebnis verständlich, als das das ganze Leben des Verfassers ablief. Robert Müller war ein abenteuernder Gewaltmensch, von leidenschaftlichen Utopien bewegt und getrieben. Er erschoß sich am 27. August 1924 am Donaukai in Wien. Weder seine Biographie ist geschrieben, noch sein Nachlaß veröffentlicht. Sein Buch Tropen zählt zu den bedeutendsten Erscheinungen nach der Jahrhundertwende.

WILLIAM MORRIS, Neues aus Nirgendland. Ein Zukunftsroman. (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.)

Morris ist schon 1896 gestorben. Aber von allen Zukunftsromanen, die vor und nach ihm geschrieben wurden, ist dies der einzige, der von einer Idee getragen wird. „Wenn die Herrschaft sich in Genossenschaft verwandelt hat" . . . man könnte meinen, Lenin habe das Ideal dieses Buches v)rgeschwebt, als er seine Arbeit begann, die vielleicht das heimliche Ziel hatte, die Scheinwerte durch wirkliche abzulösen. Das Buch ist ein Traktat des Kommunismus, das eine Kritik der Gesellschaft entwirft, wie sie schärfer nie geschrieben wurde, und das von einem Ethos getragen wird, der in keinem Parteiprogramm zu finden ist.

FEDOR STEPUN, Die Liebe des Nikolai Pereslegin (Carl Hanser, München).

Ein Briefwechsel. Aber vor diesem schlichten, tiefen Buch muß alles Pochen auf Kontemporaneität, alle Prahlerei des „modernen" Menschen schal und albern erscheinen; ärgerlich und kleinlich wird vor dem brennenden Wahrheitsdrang dieses Bekenntnisses, vor dieser erschütternden Beichte des wahrhaft Liebenden alles Schreiben derer, die die Ewigkeit des Herzens übersehen und verschweigen, leugnen und verraten.

Ewiger Vorrat deutscher Poesie, besorgt von *RUDOLF BORCHARDT* (Bremer Presse, München.)

Wem das deutsche Gedicht in diesem kurzatmigen Jahrhundert noch etwas bedeutet, wer die mißhandelte deutsche Sprache von eingeborenen und berufenen Sprechern vernehmen will, wie sie unverpantscht sich auszudrücken vermag, wer an deutschen Geist noch glaubt, der nehme diese schönste Anthologie zur Hand, die seit Georges „Deutscher Dichtung" erschienen ist.

Ottomar Starke.

A. GIDE, L'école des femmes (Paris, N. R. F.).
Mir scheint, nie ist Gides Form vollendeter gewesen als in diesem Buch.

HENRI GHÉON, La Paurse sous l'escalier (Paris, N. R. F.).
Ein Legendenspiel mit einer prachtvollen Rolle für Sokoloff. Ist auch deutsch im Chronosverlag erschienen.

STENDHAL, Armance.
Aber unbedingt Armance mit dem Vorwort André Gides!

BLAISE CENDRARS, Du monde entier (N. R. F.). 3 Gedichte. 1919 erschienen.

GOTTFRIED BENN, Gesammelte Gedichte. — Kommentarlos.

Stoisy Sternheim.

Die Werke *BENGT BERGS* (Verlag Dietrich Reimer), deren neuestes *„Die seltsame Insel"* ich gerade lese, ferner *BEEBE: Das Arcturus-Abenteuer*, erste Tiefsee-Expedition der Zoolog. Gesellschaft New York (Brockhaus, Leipzig); *ABEL, Lebensbilder aus der Tierwelt der Vorzeit* (Jena, Gustav Fischer); *SETON THOMPSON, Prärietiere und ihre Schicksale* (Stuttgart, Kosmos); *PRINZ WILHELM VON SCHWEDEN, Unter Zwergen und Gorillas; AKELEY, Im hellsten Afrika* (Scherlverlag); *ASLAGSON, Tiere der Einsamkeit* (Scherlverlag); *MACLAREN, Ich und meine Wilden* (Berlin, Dietrich Reimer).

Prof. Dr. L. Heck.

RADCLIFFE HALL, Quell der Einsamkeit (Paul List, Leipzig) hat einen außerordentlich starken Eindruck auf mich gemacht. Ein tapferes und gutes, aber auch begabtes Buch.

JOSEF CONRAD, Freya von den sieben Ineln (S. Fischer Verlag, Berlin), eines der ganz wenigen Bücher dieses großen Männerschriftstellers, in dessen Mittelpunkt eine prachtvolle Frau steht.

Gertrud Simon.

Le Grand Meaulnes, d'*ALAIN FOURNIER*, roman, édité chez Emile-Paul.

Les Innocentes par la *COMTESSE DE NOAILLES*, une suite de contes lyriques, qui ont été traduits d'ailleurs en Allemand par Alastair. („Die Unschuldigen", Kurt Wolff Verlag.)

Le Prince de Pückler-Muskau par *A. EHRHARD* édité chez Plon — (2 volumes).

La vie de Claude Monet — par *MARTHE DE FELS*, (édité chez Gallimard).

Dialogues avec André Gide, par *CHARLES DU BOS* (édité au Sans Pareil).

L'Angoisse dans l'amour de *JEAN ROSTAND* (édité chez Fasquelle).

La Vie Amoureuse de Stendhal — par *ABEL BONHARD*.

Monsieur Godeau Intime, par *MARCEL JOUHANDEAU* à la Nouvelle Revue Française.

Charles Blanchard, par *CH. L. PHILIPPE* (id.)

Les Immémoriaux de *VICTOR SEGALEN* (édité chez Crès).

Jenny de Margerie.

Les Faux Monnayeurs d'*ANDRÉ GIDE*, qui est sans doute le livre le plus complet de lui, une sorte de monde où s'agitent en profondeur d'étonnants personnages torturés par des idées morales, et toute une jeunesse qui aspire à être.

A la Recherche du Temps Perdu de *PROUST*.

Puis, à mon tour, je désignerais une oeuvre philosophique.

Identité et Réalité de *MEYERSON*, dont la philosophie me paraît la plus importante depuis le bergsonisme, quoique le nom de l'auteur soit, pour le moment, plus connu encore que son oeuvre. Mais je crois que dans quelques années la philosophie de Meyerson prendra une place importante.

Puisque vous m'autorisez à me reporter dans le passé, je choisirai un poète, *RIMBAUD*, nom qui n'a pas besoin de commentaires. Et puis, je m'arrêterai là; car au fond je trouve tous ces choix terriblement arbitraires et il serait bien possible que dans une heure je vous donne une liste différente. *Léon Pierre-Quint.*

VICTOR BRIDGES, *Isabel und Mollie.* Roman. Ullstein-Verlag.

Balladenhaftes Leitmotiv des englischen Romans: die ewige Wiederkehr von Frühstück und Zigarette. Chesterton z. B. im „Mann, der Donnerstag war" läßt kein Frühstück seines Helden unbeschrieben. Dieses Behagen von einem gut versehenen Teetisch und Zigarettenrauch versteht Bridges ähnlich zu übertragen; es ist die Achse, um die tollstes Geschehen wirbeln kann, ohne uns in einer genießenden Klubsesselgeruhsamkeit zu verwirren. Ein glänzend gebautes Abenteuer, Spannung des Detektivromans, Gott sei Dank ohne Verbrecher und Detektiv, mit jenem organischen Humor, der als glückliche Leibesverfassung des Romans empfunden wird und der diesem großen britischen Volk von Gott scheinbar als Belohnung für gute Verdauung verliehen wurde — ja sogar Geist und Witz aus unverkennbar guter Wildescher Schule.

Empfohlen seien einige Bücher, die nicht die große, ihnen zukommende Beachtung gefunden haben. Es umheult sie kein Lärm des Literaturmarkts, dafür haben sie die vox humana.

SAMUEL BUTLER, Jenseits der Berge. Roman. (Phaidon - Verlag, Wien.) Einer der hellsten und wachsten Geister, die das Europa des 19. Jahrhunderts besessen hat, kämpft gegen die alten Bindungen, kämpf um einen neuen Daseinsinhalt, revolutionärer als alle von uns erlebten Revolutionen.

HEINRICH MANN, Sieben Jahre. (Verlag Paul Zsolnay, Wien.) Unsere letzten sieben Jahre. Unsere mageren sieben Jahre. Geschrieben, um uns trotz allem Mut zu machen. Geschrieben, um die Kläglichkeit zu überwinden, und wieder Mut und Gerechtigkeit zu erwecken.

WILHELM SCHMIDTBONN, Mein Freund Dei. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Die Geschichte eines Rotterdamer Lastträgers. Meuniersche Kraft eint sich frühlingshafter Freude am Leben. Welche Liebe zu den Menschen! Welche Marschmusik innerer Jugend!

EMIL BELZNER, Iwan der Pelzhändler oder die Melancholie der Liebe. (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Ein Epos. Wirklich? Ja. Und man soll es lesen. Weil in ihm unsere Zerrissenheit ist, aber schon Gesang geworden, weil in ihm unsere irdische Fragwürdigkeit ist, aber schon Gedicht geworden.

Oskar Maurus Fontana.

RENE SCHICKELE, Maria Capponi (Kurt Wolff-Verlag, München), eines der schönsten und zartesten deutschen Bücher.

MAURICE DEKOBRA, Hamydal le Philosophe ist ein ungewöhnlich amüsantes Buch, unwiderstehlich amüsant sogar. *Gertrud Simon.*

GUNTHER PLÜSCHOW, Silberkondor über Feuerland. Verlag Ullstein.

Gunther Plüschow fährt mit Segelkutter und Flugzeug ins Reich seiner Träume — dem traumhaft schönen, aber höllisch wetterwendischen Feuerland. Ein Märchen der Wirklichkeit, eine Romanze deutscher Technik und Tatkraft, ein entzückend kurzweiliges, humorvolles, kühnes Buch nutzbringender Abenteuer. Diese treudeutsche Seemannsseele, Kapitän der Wellen und Winde, Plüschow, kämpft und siegt von Anfang bis zu Ende. Tausend Widerstände sind zu brechen, um auch nur so ein winziges Expeditiönchen ausrüsten zu können, bestehend aus einer Nußschale, einer Libelle und vielen technischen Apparaten. Dann kommt die ulkigste, wackeligste, verwegenste Tramp-Reise, ewig kreuzend den Atlantik herunter, ohne rechte Schiffskarten, ohne Lotsen, und immer, wenn es beinahe schief gegangen, geht's wieder einmal gut aus. Und ebenso wie das winzige Fahrzeug erregt das gebrechliche Flugzeug vorerst ungläubige Heiterkeit, aber nach vollendeter Tat begeisterte Bewunderung für dieses Häufchen Deutsche und den großen Haufen Deutscher, der dahinter steht: wir nehmen uns durch diese ausgezeichnete nationale Reklame alle wie solche Teufelskerle aus, die es jederzeit schaffen. Schließlich, am Südzipfel des längsten Kontinents, die unerhört romantische, aufregende, gefahrvolle Fliegerei und Forscherei. Es herrschte im vorigen Jahre ein ganz besonderes Sauwetter in diesem Wetterwinkel der Welt, in jeder dieser Urwald- und Gletscherbuchten weht ein anderer übler Wind, Fallböen ziehen von den Bergriesen herab, aber auch in diesem Hexenkessel vereinigter Schönheit und Wildheit wird es immer wieder geschafft. Besuche auf Seelöwen- und Taucherinseln bei deutschen Kolonisten und wilden Indianern, die sonst ein Buch für sich ausmachen, wirken wie bloße Ableger dieses reichen Erlebens.

A. F. JOHANN, 40 000 Kilometer, eine Jagd auf Menschen und Dinge rund um Asien. Ullstein-Verlag.

Das ist mehr als ein book on travel, als Ausschrotung einer Globetrotterfahrt. Der neue deutsche Typ des Gentleman-Vagabunden vom Schlage A. E. Johann ist in England eine historische, historisch ungeheuer bedeutsame Erscheinung, ohne die man sich das englische Weltreich gar nicht denken kann, das ja zum Großteil auf den Taten seiner gentleman-vagabonds basiert, der durch das Majoratsgesetz enterbten Söhne großer englischer Familien, die in die Welt hinausgezogen sind und sich dort Platz schafften. Um auch nur die wirklichen Verhältnisse draußen zu begreifen, bedarf es dieser hier viel zu seltenen Menschenklasse; mag einer noch so gute Reisefeuilletons schreiben oder lesen — die Welt erlebt nur, der sich in ihr herumschlagen muß. Asien erlebt, wer sich mit A. E. Johann in Rußlands Nachtasylen, Werkstätten, Gruben, Spelunken herumdrückt; liebend, zechend, hungernd, fremdenführend und anführend durch das anmutige Japan zieht, die weiße Bettlergilde im gelben Shanghai besucht, als Steward auf asiatischen Schiffen fährt. *Heinrich Hemmer.*

Shakespeares Königsdramen.

1. Ueberhaupt. 2. Besonders Regisseuren und Dramaturgen zur Lektüre zu empfehlen, die nicht wissen, daß „Richard III.“ der Epilog zur Heinrich VI.-Triologie ist. 3. Zur Belehrung eines weiteren Leserkreises, daß in diesen neun Theaterstücken bereits die Gesinnung vertreten ist, um derentwillen Shaw's „Kaiser von Amerika“ bei der Berliner Kritik so schlecht wegkam.

Die Sonette des Pietro Aretino.

Nicht, weil ich sie für gut halte, sondern weil sie das einzige anstößige Werk sind, das man ohne Anstoß empfehlen kann. Zu den anderen Schöpfungen dieses Genres hat die Menschheit noch nicht kulturelle Distanz, um sich mit ihrer Kenntnis zu brüsten, statt sie verschämt zu verbergen.

STENDHAL, Lucian Leuwen.

Ein Roman aus dem Jahre 1830, der vollendeten Aufschluß über das Jahr 1930 gibt. Vor allem den Zeit-Romanciers zum Studium empfohlen, damit sie daraus lernen, wie sogar die Politik, mit den Augen eines erotischen Menschen gesehen, etwas Appetitliches und Aromatisches sein kann — ganz im Gegensatz zu jenen Zeitgenossen, die Stendhalisten zu sein glauben, wenn sie aus dem bergenden Schoß ihrer Freundin ihren Kameraden aus dem politischen Kaffeehaus eine lange Nase drehen.

MICHELET, Geschichte der französischen Revolution.

Weil sie die einzige ist, in der nicht oder nur das Minimalste gelogen wird. Mignet fälscht royalistisch, Carlyle puritanisch, Krapotkin kommunistisch. Aber Michelet schreibt wie ein verbotenes Zeitungsblatt aus der Restaurationszeit. Eine deutsche Uebertragung von Michelet's Buch hat vor fünfzehn Jahren im Verlag Albert Langen zu erscheinen begonnen; doch wurde die Fortführung des Werks über Band 1 hinaus durch ein Ereignis verhindert, das zu verhindern seine wesentlichste Aufgabe hätte sein sollen und können: den Weltkrieg.

STERNE, Tristram Shandy.

1. Aus Protest gegen Reclam's Universalbibliothek, in deren Katalog dieses Werk wie alle seiner Art den Vermerk trägt: („fehlt“). 2. Zur Belebung des Buchhandels mit Büchern, die zwar nicht auf dem Verkaufspult liegen, dafür aber auch nicht nach vier Wochen von da weggeräumt werden. 3. Um den Anhängern der Zeitparole: „Tempo!“ zu zeigen, wie viele Jahre eine Minute dauern kann. *Anton Kuh.*

JAKOB WASSERMANN, Columbus (S. Fischer Verlag). Sehr interessant, für mich, da ich alle historisch angehauchten Bücher gern lese. Eine Spannung erhaltende Sachlichkeit, um dies neue grassierende Schlagwort unserer Zeit zu gebrauchen.

JOHANN FABRICIUS, Charlottes große Reise. Behagliche Lektüre, meisterhafte Schilderung der Häfen. Hat mir genußreiche Stunden bereitet (Zsolnay Verlag).

J. GALSWORTHY, Forsyte Saga. Schlicht und edel in der Form, alles Menschliche berührend und den Leser festhaltend bis zum Schluß des umfangreichen Werkes. (Zsolnay Verlag.)

JACK LONDON, Die Herrin des großen Hauses. Interessante Milieuschilderung, fesselnd, ohne aufregend zu sein. (Universitas-Verlag.)

ERNST KLEIN, Die tolle Herzogin. Wie alle Sachen dieses Autors mit schmissiger Gestaltungskraft, immer fesselnd und spannend, wenn auch zuweilen flüchtig skizziert. Ernst Klein hat mir viele angenehme Stunden geschaffen, ohne mich anzustrengen.

Und nun noch ein Autor, der heute schon ziemlich vergessen ist und dem ich viel genußreiche Stunden danke: *RICHARD ZUR MEGEDE*, dessen Roman *Der Ueberkater* mir immer wieder gefällt, so oft ich ihn lese. *H. Courths-Mahler.*

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

„Oberon" (C. M. v. Weber). Konzertgebouw Orch. Dir. Mengelberg. Odeon 8373/74. — Trotz vollfetter Streicher schlanke Gesamtheit. Erstklassige Platte.

„Tannhäuser" (R. Wagner). Berl. Sinf.-Orch. Dir. E. Kunwald. Tri-Ergon 10023/24. — Transparente Klangpracht. Wohltätig für geschundene Ohren.

„Zar und Zimmermann" (Lortzing). Staatsorch. Dir. Pfitzner. Grammophon 27069. — Entzückende Familienplatte. Deutsch im besten Sinne.

„Die diebische Elster" (Rossini). Staatsorch. Dir. Zemlinsky. Grammophon 66856. — Frischbleibende Mischung von weiblicher Anmut und männlicher Präzision.

„Fra Diavolo" (Auber). Staatsorch. Dir. Klemperer. Parlophon 9406. — General Otto präsentiert hier seine morganatische Gemahlin Frau Romantik. Idealplatte.

Violin-Konzert (Hubermann) mit Orch. von Tschaikowsky op. 35. Staatsorch. Dir. Steinberg. Odeon 8737-40. — Eingängiges und genußreiches Hauskonzert für Anspruchsvolle.

Johann Strauß to-day. Jazzorch. Dir. Mackeben. Ultraphon E. 201. — Mackeben: Toscaninisierter Jazz, geistreiche Strauß-Paraphrase, brillantes Klavier, Dirigier-Zukunft. Verblüffende Aufnahme!

„Nigun" von E. Bloch. Geige: Yehudi Menuhin m. Klav. Persinger. Electrola DB. 1283. — Interkonfessionales Himmelreich tönt aus diesem Seeleninstrument.

„Nächtliche Heerschau" (Glinka) und „Die beiden Grenadiere" (Schumann). Bariton: Schey, Dir. Meyrowitz. Ultraphon E. 195. — Blühende Einheit von Stimme und Orchester. Tönende Napoleonvision.

Carmen-Vorspiel und Zwischenspiel. Philadelphia Symph. Orch. Dir. Stokowski. Electrola E. W. 66. — „Tempo, Tempo", sagt Leopold und kommandiert seine Truppen zum Sturmangriff. Selbst Verkalkte aufrüttelnd!

Verleumdungsarie aus Rossinis „Barbier von Sevilla". Bariton: Schützendorf mit Staatsorchester. Dir. Meyrowitz. Ultraphon E. 197. — Triumph der Küchenmeisterei! Kein reliefartiger Klangkörper mehr. Verjüngte Stimme und Begleitung kreisen lebensnah im Raum.

Rosinens Arie aus „Barbier von Sevilla" (Rossini). Sopran: Gitta Alpar mit Berliner Sinf.-Orch. Homocord 4-9000. — Effektsichere Da-Capo-Platte für Koloratur-Liebhaber.

Zwei Duette („Juvano" und „Le minaccie") aus Verdi's „Forza del destino". Tenor: Pertile, Bariton: Franci. Scalaorch. Dir. Sabajno. Electrola DB. 1219. — Beglückende Toscanini-Atmosphäre! Pertile-Furor!

„Der Gugger". Jodler-Duett Steffen. Tri-Ergon 5364. — Urkomische Kehlfertigkeit. Alpine Illusion.

„Horch auf den Klang der Zither" aus Mozarts „Don Juan". Grammophon 62560. — Inniges deutsches Ständchen für Schlusnus-Verehrer!

„Little Pal" und „I'm in seventh heaven" aus „Say it with songs". Al Jolson mit Orch. Brunswick 4400. — Bravissimo! Vorbildlicher Mikrophonist. X-mal Platte mondäner Frauen.

Th.

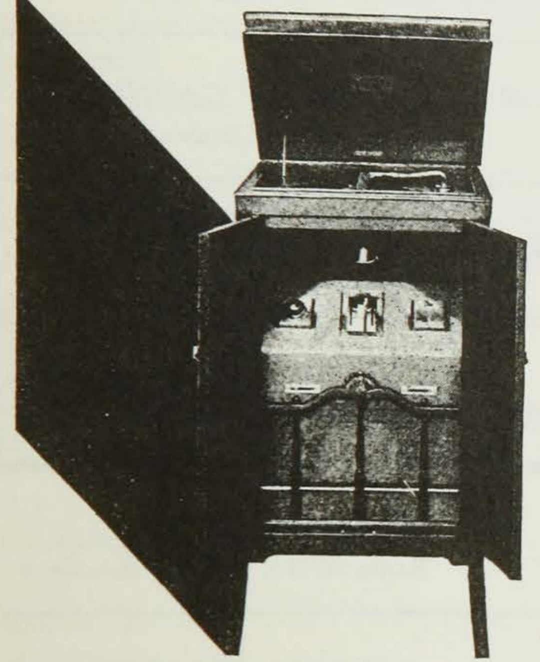
Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Das Feſtprogramm der internationalen Sender oder Ihre eigenen Platten bringt

ELECTROLA-RADIO

je nach Wahl



Modell 520: Das neue elektrisch reproduzierende Musikinstrument mit Verstärker, Lautsprecher und Radioempfangsgerät.

Dieses herrliche Instrument, das Musikplatten elektrisch reproduziert und Radio empfängt, bedeutet eine Quelle höchsten Genusses für jeden wahren Musikfreund, denn die orchestrale Fülle des Tons erlaubt die naturgetreue Wiedergabe größter Opern- und Konzertveranstaltungen. Die Lautstärke kann der Akustik jeden Raumes angepaßt werden. Unverbindliche Besichtigung in unseren Verkaufsstellen. Bequeme Ratenzahlung. Schenken Sie Weihnachtsgutscheine — gültig für Instrumente und Platten — die dem Beschenkten eigene Auswahl ermöglichen.

ELECTROLA GES. M. B. H.

BERLIN W 8, Leipziger Straße 23; W 15, Kurfürstendamm 35

KÖLN a. Rh. Hohestraße 103 — **FRANKFURT a. M.** Goethestraße 3 — **LEIPZIG** Grimmaische Str. 23

Weitere „Autorisierte Electrola-Verkaufsstellen" in Berlin und in jeder Stadt werden nachgewiesen. Illustrierte Kataloge über ELECTROLA-Instrumente QU 16 und „Der Führer durch die Musikliteratur aller Länder" auf Wunsch kostenlos.

ELECTROLA *der amüsanteste Gesellschafter der Welt*



